

3 1761 07492786 4







Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/ausgewhltewerk00seid



Johann Gabriel Seidl

„Schein' ich besser als ich bin,
Nehmt mich als den bessern hin;
Bin ich besser als ich scheine,
Besser ist's dann als ich meine."
J. G. Seidl (1863).

Johann Gabriel Seidls ausgewählte Werke

in vier Bänden.

Mit einer biographisch-kritischen Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Mit einem Bildnisse des Dichters und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe.

Erster Band.

Inhalt: Einleitung. Bifolien.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

PT
2516
S9
18--



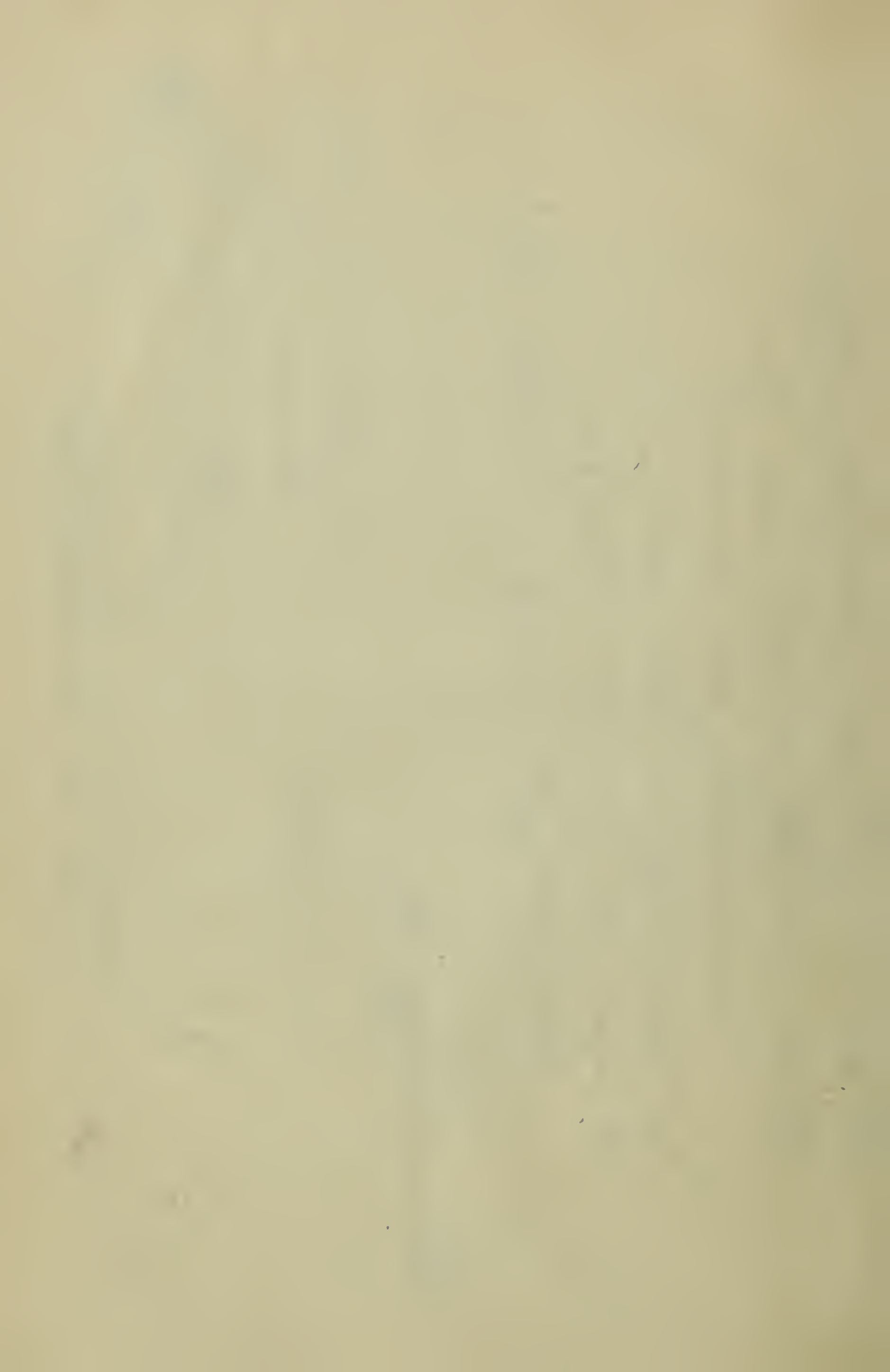
„Sei fromm und gut, dann ist des Himmels Segen
Mit dir, mein Sohn, auf allen deinen Wegen!“
An diesen Lehren halte fest und treu.
Und bist du auch von deinen Eltern ferne,
Sie sorgen dennoch für dein Bestes gerne,
Und bitten Gott, daß Er dein Schützer sei!

Wien, am 5ten März. 1843.

Dein wohlmeinender Vater,
dein bester Freund,
Johann Gabriel Seidl

Stammbuchverse Seidls in dem Album seines Sohnes.

(Das Original im Besitze der Frau Wilhelmine Funke-Seidl.)



Inhalt.

Johann Gabriel Seidls Leben und Werke V

Bifolien.

Seite

Widmungsgedicht zur Ausgabe letzter Hand 1

Erste Lese.

I. Das Glücksglöcklein . . . 2
Mein Glück 4
II. Der Nachtwandler . . . 5
Selbsttäuschung 7
III. Der Ersatz 8
Die Veilchen-Leiche . . . 9
IV. Die Träne 9
Die Tränen der Liebe . . 11
V. Ännchen von Tharau . . 12
Dichterlos 14
VI. Das wunde Herz 15
Meine Uhr 17
VII. Das Totenlichtlein . . . 18
Dorf und Kirchhof . . . 19
VIII. Der Älpler 20
Der Älpler und der Fischer 24
IX. Des Lebens Preis . . . 26
Böser Zweifel 27
X. Die Spielkarten 27
Taschenspielerei 29
XI. Der finstere Tänzer . . . 30
Auf dem Balle 32
XII. Der Bettelknabe 33
Ein trüber Gedanke . . . 37

Zweite Lese.

I. Der König und der Landmann 38
Dichterfreuden 39
II. Ein weißes Haar 41
An mein Vaterland . . . 42
III. Die Perle 42
Die Strickerin 44
IV. Das Schlangenhalsband . 44
Die beiden Ringe 46
V. Das Vaterunser 47
Im Walde 48
VI. Ein lebendig Monument . 49
Besuch und Gegenbesuch . 50
VII. Der Meister und sein Bau 51
Der Baum der Lieder . . 52
VIII. Die sieben Jungfrauen. . 52
Geständnis 55
IX. Die Totenfeier. 56
Der Glöckchenwalzer . . . 57
X. Die Pestjungfrau. . . . 58
Abstand 59
XI. Die Bestellung. 60
Lust und Schmerz . . . 62
XII. Vogelweide 64
Dichter-Alter 65

Dritte Lese.

I. Die beiden Gräber . . . 66
An die Unduldsamen . . 69
II. Des Menschen Bild . . . 71
Bitte 72
III. Der närrische Küster. . . 73
Maß für Schmerzen . . . 74
IV. Die Gräfin von Querfurt . 75
Mein Wecker 78
V. Der Falschmünzer . . . 79
Weltsinn. 80
VI. Legende 81
Wettstreit 83
VII. Die Unverwundbare. . . 83

		Seite
	Die Kartausen	86
VIII.	Das Pilgerhemde	87
	Mein Stammbuch	92
IX.	Charles Bessières	93
	Trostreiches Sterben	94
X.	Die Freierprobe	95
	Tagesleben	97
XI.	Heilsberg	98
	Liebessehnsucht	104
XII.	Der Wiedertäufer	105
	Meine Taufen	107

Vierte Lese.

I.	Die beiden Spieler	108
	Posthornklang	111
II.	Singrün	111
	Vorbei	118
III.	Das gerettete Kind	119
	Auf der Heimkehr	122
IV.	Ein Traum des alten Fritz	122
	Löwentraum	124
V.	Das Venezianer Glas	125
	Wechselwirkung	129
VI.	Ein altes Lied	129
	Palimpsest	131
VII.	Der Ahorn am Teich	132
	Die wandelnde Linde	134
VIII.	Das erste und letzte Bild	134
	Das liebe Fenster	139
IX.	Der letzte Mann	141
	Reisegesellschaft	142
X.	Der Suchende	143
	Stille Freude	146
XI.	Orgelluft	147
	Empfinden und Dichten	149
XII.	Der Vogelsteller und der Förster	150
	Entschuldigung	153

Fünfte Lese.

		Seite
I.	Die Warnung	155
	Selbst ist der Mann	158
II.	Der gejagte Jäger	159
	Fischers Abendlied	160
III.	Der tote Soldat	160
	Hagelschlag	161
IV.	Nach einem Jahre	162
	Vorbereitung	162
V.	Der Skalde	164
	Männerwaffen	165
VI.	Kunst und Natur	166
	Vogel und Dichter	170
VII.	Gräberrosen	171
	Blumeneid	172
VIII.	Der alte Schiffer	173
	Glück und Unglück	174
IX.	Das Erbstück	175
	Liebesroman	177
X.	Der blinde Greis an seine Tochter	177
	Täuschung	178
XI.	Der Skorpion	179
	Die letzte Schwalbe	180
XII.	Eine Konzertszene	181
	An die moderne Muse	185

Sechste Lese.

I.	Die Stiefmutter	187
	Zweite Liebe	188
II.	Der Schatz von Toledo	190
	Das neue Haus	192
III.	Die Statue	193
	Der fremde Hund	194
IV.	Die Feuerglocke zu Köln	195
	In der Kirche	196
V.	Der Pfarrer von Stockholm	197
	Fried' und Lied	200
VI.	Zwei Kaiserinnen und — eine Mutter	201
	Die Mutter mit dem Kinde	203
VII.	Le bon mariage	203
	Stelldichein	204
VIII.	Der Lachschädel	205
	Liebesfrühling	206
IX.	Vater und Kind	207
	Der Händedruck	208
X.	Türmer und Totengräber	209
	Zeigerlied	210
XI.	Das Christusbild	211
	Mein Heiland sieht herab auf mich!	213
XII.	Die beiden Ahasvere	215
	Ansichten	217

Johann Gabriel Seidls Leben und Werke.

I.

Alt-Wien.

Obwohl uns nur ein kurzer Zeitraum von dem Leben und Schaffen **Johann Gabriel Seidls** trennt, ist dieser Dichter für uns doch der Repräsentant einer entschwundenen Epoche, denn die politischen und sozialen Ereignisse der letzten 50 Jahre waren so tief eingreifende, daß sie die gesamten öffentlichen und privaten Verhältnisse in Österreich von Grund auf geändert haben. Man kann ruhig behaupten, daß zwischen dem Österreich zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und jenem in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts kein so großer Unterschied bestanden habe, wie zwischen dem letzteren und dem neuen Österreich nach dem Jahre 1848, oder gar nach 1866 und 1868. Bevor wir daran gehen können, den Leser mit der Biographie und den Werken Seidls näher vertraut zu machen, ist es daher unbedingt notwendig, das Milieu zu schildern, aus dem dieser für Österreich so sehr charakteristische, liebenswürdige Poet hervorgegangen ist. Werden wir doch an zahllosen Stellen seiner Dichtungen an jene Zeit gemahnt, die als „Alt-Wien“ das Entzücken so manchen Sammlers bildet, als „Vormärz“ aber von dem gerechten Historiker als eine der dunkelsten Phasen der neueren Geschichte verdammt werden muß.

Wo sich heute gewaltige Häusermassen emportürmen, und die Millionenstadt mit ihrem bedeutenden Verkehr und fieberhaftem Treiben ihre Grenzen immer weiter ausdehnt und die umgebende Natur Schritt für Schritt zurückzuweichen zwingt, da stand zur Zeit unserer Großeltern eine Stadt von kaum 300 000 Einwohnern, die allen Fremden, vor allem aber den Einheimischen selbst als der Inbegriff aller Annehmlichkeiten des Lebens galt — die Kaiser-

stadt Wien, Wien die Stadt der Lieder, das Wien an der schönen blauen Donau, Vindobona die herrliche Stadt — und wie die Kosenamen alle lauten mögen, mit denen sie der Volks- und Dichtermund im Laufe der Zeiten getauft hat. Das Zentrum dieser „einzigen" Stadt, die sog. „Innere Stadt", war von engen, meist recht schmutzigen Straßen durchschnitten und rings von Bollwerken und grün bewachsenen Basteien und tiefen Gräben umgeben, für welche die heutige Kriegskunst wohl nur ein bedauerndes Lächeln hätte. Oben auf den Basteien führte eine breite Straße, auf der die Wiener mit besonderer Vorliebe spazieren gingen. Von da schweifte der Blick über die Häuser hinweg in den bunten Menschenschwarm, der seinen Geschäften oder seinem Vergnügen nachging. Das letztere war das häufigere, und die Belebtheit des Stadtbildes erklärte sich weniger aus einer Blüte der Industrie und des Verkehrs, als vielmehr aus dem Bedürfnis der Bewohner nach Bewegung. Außerhalb der Basteien und der Gräben dehnten sich weite Grasplätze, die sogenannten Glacis, auf denen die Truppen ihre ernsthaften, die Kinder ihre harmlosen Spiele unter den Augen ihrer Wärterinnen einübten, die man da in Gesellschaft ihrer militärischen Verehrer einem meist in czechischer Sprache geführten Flirt huldigen sah. Da gab es auch einzelne Kaffeehäuser und Milchwirtschaften, wie das „Paradeisgartel" und das vielbesuchte „Wasserglacis", in denen sich nachmittags vornehmes Publikum einfand, und wo hin und wider auch eine Erzherzogin den andern Gästen das Schauspiel gab, wie eine so hohe Frau den Kaffee trinke. Erst jenseits der Glacis begannen die Vorstädte, in denen Gewerbefleiß und Industrie ihren Hauptsitz aufschlugen. Diese Stadtteile zeitigten vornehmlich die spezifisch wienerische Bürgeraristokratie; besonders Mariahilf und Schottenfeld (der sog. „Brillantengrund") waren das Quartier der reichen Fabrikanten, die deshalb „vom Grund" hießen. Abends um 10 Uhr wurden die Stadttore geschlossen, und wer nach dieser Stunde passieren wollte, mußte sich der diensttuenden Wache genau legitimieren und bedurfte eines paßartigen Dokuments. Doch soll es auch einen Durchlaß gegeben haben, wo verspätete Gasthausbesucher die amtliche Kontrolle auf kurzem Wege umgehen konnten. Noch weiter an der Peripherie der Stadt lagen die „Vororte", die dem Wiener Bürger bereits als eine Art Ausland galten. Der Verkehr dahin wurde durch Omnibusse (sog. „Stellwägen") vermittelt, von

zwei elenden Schindmähren gezogene Karren auf wackligen Rädern, die stets nur im Schritt fuhren und bei jeder Gelegenheit eine schnarrende, weithin vernehmbare „Bremse" (Wagensperre) hören ließen, an deren Klang sich der Insasse bei jeder Fahrt von neuem gewöhnen mußte. Diese Omnibusse standen im seltsamsten Gegensatz zu dem Wiener Nationalfuhrwerk, dem leichten Fiaker, der es an „Feschheit" des Fahrens, aber auch an Unverschämtheit der Geldforderung allen Fahrgelegenheiten des Kontinents zuvortat.

Wie die Stadt ein freundliches, sorgloses Aussehen hatte, so waren auch die Wiener wegen ihrer Leichtlebigkeit von jeher berühmt. Ihre gute Laune war so unerschütterlich, daß sie sich durch alle Maßnahmen einer nichtswürdigen Politik nicht herabstimmen ließ. Bei Gesang und Tanz, bei Gelagen und Gastereien waren die Wiener emsig bemüht, die Sorgen des Tags womöglich noch vor Abend zu vergessen. Sie werden als ein rechtes Volk von Bonvivants geschildert, deren Lebenskunst selbst den Parisern Achtung abnötigte. Schon 1673 schreibt der Franzose Patin, Wien sei eine Stadt des Vergnügens wie keine zweite in der Welt, und wenn er kein Franzose wäre, so wollte er ein Deutscher sein, und wenn er ein Deutscher wäre, dann gewiß ein Wiener. Ca. 150 Jahre später nennt Gräffer seine Vaterstadt „einen Ozean von Musiziererei, Komödie, Seiltänzerei, Tanz und Gespiel, Nachtschwärmerei, Buhlschaft, Landpartien, von tausend köstlichen und schlaraffischen Raffinements und Exzessen". Der Wiener war stolz auf dieses Renommee seiner Heimat, und er hat die Superiorität einer anderen Stadt niemals, auch nicht in dem kleinsten Detail anerkannt. Denn für den Wiener gibt es nur eine Stadt: sein Wien. „Der Wiener", sagt ein Kenner aus dem Vormärz, „ist nie über den Ort seiner Geburt hinausgekommen. Von Jugend auf an die Schönheiten und Fehler seiner Stadt gewöhnt, glaubt er, daß hier alles einzig in seiner Art sei. Er hält die für Toren, die in der Fremde weilen, wo alles schlechter ist. Bis dahin gleicht er dem Erzpariser. Aber im Gegensatz zu ihm hat er etwas Plumpes, Dummstolzes und ohne Schonung Verachtendes und eine nackte, so unbemäntelte Unwissenheit, daß man Mitleid mit ihm fühlen würde, wenn nicht sein Stolz und seine Überzeugung des Besserwissens empören würden. Er untersucht sehr selten und spricht immer ab. Über das Verhältnis Österreichs zu andern Mächten

hat er die sonderbarsten Begriffe. Gegen alles, was ihm von außen zugeführt wird, hat er eine unaussprechliche Abneigung. Am wenigsten kann er das Fremde dulden, wenn es mit seinem Einheimischen in geradem Widerspruch steht". Wer den richtigen „Urwiener" kennt, wird dieser Charakteristik beistimmen. Ja, das ist der Wiener, wie er leibt und lebt, wie er uns in den Volksstücken und Possen eines Nestroy, Friedrich Kaiser, O. F. Berg, Adolf Bäuerle, in kritischer Beleuchtung auch bei Anzengruber, entgegentritt. Am besten verkörpert diesen Typus wohl der Wiener Hausherr, damals und heute noch die angesehenste Menschenklasse der Stadt, da dem Wiener der Besitzer eines derartigen „steinernen Fürstentums" den allerhöchsten Respekt einflößt. Der zur Erhebung des historischen „Sperrsechsers" befugte „Hausmeister" (Portier) und alle Mietparteien nennen den Namen des Gewaltigen mit Ehrfurcht, sein Reichtum ist über alle Zweifel erhaben, denn er steht in enormen Steinquadern vor dem Auge eines jeden Beschauers, und die Wiener Zinspalais waren wegen ihrer Größe seit jeher berühmt. Ob das Haus belastet war oder nicht, danach fragte man nicht. Kaufmannschaft und Beamtentum standen bei weitem nicht so hoch in der allgemeinen Achtung.

Die ganze Lebensweise dieser alten Wiener hatte etwas ungemein Patriarchalisches, wozu auch ihre Tracht vorzüglich stimmte. Werfen wir einen Blick auf Kostümbilder jener Zeit, so sind diese sympathischen meist schlanken Gestalten gewöhnlich mit peinlichster Sorgfalt, oft sogar mit einer gewissen Koketterie gekleidet. Die bunte, enganliegende Weste ist mit Spitzen besetzt und bis an den Hals geschlossen, der in hohen Kragen, sogenannten Vatermördern, steckt. Die schwarze Halsbinde mit ungeheurem Knoten reicht bis ans Kinn. Der Frack der Wertherzeit wich später dem glockenförmig weit geschnittenen Gehrock, die enganliegenden Beinkleider mit den Stulpstiefeln weiten Pantalons und Schnallenschuhen. Stereotyp blieb nur der Zylinder, von der sich der Wiener trotz aller Launen der Mode nicht trennen konnte, und der meist eine gerade Krämpe hatte (sog. Stößer). Weiche, breitkrämpige Hüte waren als Zeichen revolutionärer Gesinnung stets verdächtig. Die Frauen liebten die hellen Gewänder mit duftigen Dessins und reichem Spitzenbesatz; die Röcke waren meist fußfrei, die Taille unnatürlich hoch unter der Brust, erst verhältnismäßig spät rückte sie an die

richtige Stelle herab. Haar, Schultern und Arme waren mit bunten Bändern geschmückt, der oft recht abenteuerlich geschwungene Strohhut mit ebensolchen unter dem Kinn festgehalten. Im ganzen waren die Frauen jener Zeit klug genug, um einzusehen, daß die Einfachheit der Toilette ihrer natürlichen Grazie und Anmut am besten zu statten komme.

Nach des Tages Arbeit führte der Fiaker die lebenslustige Familie nach einem der zahlreichen Wirtshäuser in der Vorstadt, wo in fröhlicher Gesellschaft bei Champagner und Musik alles in eine gehobene Stimmung geriet, oder man machte eine Partie in die reizende Umgebung der Stadt, wo viele Ausflugsorte zum Besuche einluden. „Ich war", sagte Miß Trollope, „noch nirgends, wo Unterhaltung so wesentlich das Geschäft des Lebens zu sein scheint, wie in Wien." Zahllose Vergnügungsetablissements, in denen jahraus jahrein das regste Leben herrschte, legten von der Vergnügungssucht der alten Wiener Zeugnis ab. Besonders der Fasching schien in Wien doppelt so lange zu dauern und doppelt so prächtig zu verlaufen als anderwärts. Da gab es allabendlich die prunkvollsten Feste, von deren herrlicher Ausstattung fremde Reisende in ihren Berichten mit Staunen erzählen. Der Deutsche Reichardt schreibt, daß sogar im Fasching des Jahres 1809 „mitten in den Vorbereitungen zum Feldzug, in der Zeit der höchsten Anstrengungen neue Lustbarkeiten erfunden wurden, kostbarer als je zuvor, und daß nie etwas allgemeineren Erfolg hatte." Man müsse den eben damals eröffneten Apollosaal besucht haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen, was der Wiener Unterhaltung nenne. An manchen Abenden seien dort 7—8000 Menschen gewesen, und wie groß auch die Vorräte des Unternehmers sein mochten, so gab es dennoch Nächte, in denen am Ende nichts mehr zu haben war. In einer Nacht wurden für 64000 Gulden Eß- und Trinkwaren verzehrt. Die Einnahme für den Einlaß zu 5 Gulden pro Person belief sich auch auf über 40000 Gulden, und so ward in der einen Nacht über 100000 Gulden von dem Unternehmer eingenommen. „Und das geht so fort." Aber nicht nur vornehme, reiche Leute machten diese Vergnügungen mit, auch der einfache Bürger verpraßte sein mühsam erworbenes Geld in der gewissenlosesten Weise. Dafür lebte er, nahm teil an all den Genüssen, die dort geboten wurden, und konnte speziell nach Herzenslust essen, was dem Wiener von jeher die Hauptsache war.

Schon zu Ende des XVIII. Jahrhunderts konstatierte man: „Der Abgott der Wiener ist ihr Bauch. Sie kennen kein größeres Vergnügen als Fressen", und die Xenien haben dieser Nationaleigenschaft ein Denkmal gesetzt. Keine andere Stadt wies so viele Kaffee- und Wirtshäuser auf. Die Lieblingsspeise der Wiener aber waren die berühmten „Backhähnel" mit Salat. Ein glaubwürdiger Gewährsmann versichert uns, daß unsere Altvordern jährlich 260000 gebackene Hähnel verzehrten, welche Zahl aber in Anbetracht der Bevölkerungsziffer recht niedrig erscheint, um so mehr, wenn man bedenkt, wie oft im Jahre sich der Reiche das Vergnügen dieses Wiener Leibgerichts vergönnen konnte. Dennoch erschien sie den Zeitgenossen sündhaft hoch.

Und während der Wiener in Gemütsruhe sein Backhähnel verzehrte, hörte er die reizende Musik eines Strauß oder Lanner, die allabendlich beim „Sperl" und bei der „Goldenen Birn'" ihre welthistorischen Walzer dirigierten, die in ihrer Art so vollendet sind wie Wagners Opern oder Beethovens Symphonien, bei deren berauschenden Klängen einem das Herz im Leibe lachte, und deren Rhythmus so sehr „in die Füß' geht", um einen beliebten Wiener Ausdruck zu gebrauchen. Da mußte man die Wiener sehen, wenn man sie kennen lernen wollte. Und vollends das „Elysium"! Dieses Wort entfesselt noch heute die ganze Begeisterung eines alten Wieners. Es war der Vorläufer der spätern Tingeltangels und Variétés und bot dem neugierigen Besucher in seinen unterirdischen Räumen so vielen Ulk und Zauber, daß er des Erzählens nicht müde wurde. Daß bei einer Panik kein Mensch lebendig aus dieser „Mausefalle" herausgekommen wäre, störte den Wienern den Genuß nicht.

Wiens größte Berühmtheit nächst dem Stephansturm war der Prater, damals ein Gegenstand des Neides für alle andern Städte Europas. Hören wir, wie der große deutsche Dichter und Patriot Arndt das Leben und Treiben in diesen „herrlichen Anlagen" schildert: „Da herrscht ein Flattern und Fliegen und Sumsen der Stutzer, darunter das Schreien der Marqueurs, Bedienten und Kutscher, wovon nur eine dunkle Vorstellung dem Träumer bleibt, wenn er aus diesem Faschingsspiel in die Stille kommt. Man glaube aber nicht, daß bloß hohe Welt hier zu sehen ist. Nein, alles ist traulich untereinander, nicht allein auf den Spaziergängen, sondern auch auf den Bänken, Sesseln und Tischen umher, nur daß

jener endlich stolz mit ein paar Engländern oder Neapolitanern forttrasselt, vom Schimmer der Livreen umgeben und von einem Fackelträger begleitet, während dieser in einem Fiaker ebenso schnell oder auf seinen Füßen ebenso glücklich an den Ort seiner Reise kommt." Vollends am 1. Mai, an welchem Tage die Mitglieder des Hofs an der Praterfahrt teilnahmen, sah man „die glänzendste Menschenversammlung unter freiem Himmel". Die Wiener konnten sich an den prächtigen Equipagen, den schillernden Uniformen und Toiletten kaum satt sehen.

In der inneren Stadt und in den Vorstädten fehlte es nicht an kleinen, gemütlichen Wirtshäusern, wie die „Mehlgrube", „Das süße Löchel", „Das goldene Lamm", „Der schwarze Adler", „Die blaue Flasche" und andere weniger berühmte, wo es zwar nicht vornehm, aber um so lustiger zuging. Dahin kamen die reichen Bürger und Aristokraten, um „die Köchinnen und kleinen Marchand de mode-Mädchen zu sehen, die sich bemühten, den Pariser Grisetten an Schick gleichzukommen, und eine Schar von leichtfertigen Schönen, die hier ihre Ausstellung, sozusagen ihre Börse hielten." Denn Wien war seit jeher eine Lebestadt und durch die Schönheit seiner Frauen bekannt. Das Mädchen aus dem Volke wurde nicht weniger courtoisiert wie die Dame aus den vornehmsten Ständen, und die jungen und alten Grafen, die in den schöngeistigen Salons der Baroninnen Pereira, Sina und Eskeles den Ton angaben, verschmähten es nicht, bei den Röhrbrunnen, wo die Dienstmädchen das Wasser holten, diesen ihre Galanterien ins Ohr zu flüstern. Um die Tugend war es unter solchen Umständen freilich recht schlecht bestellt. Schon 1716 klagt ein Kenner, „daß eine zehnjährige Person in Wien mehr weiß als anderwärts eine 30jährige" und die zahlreichen heiligen Symbole auf den Straßen, wie z. B. die Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben, dienten mehr als Rendezvousplätze, denn als Andachtsstätten. Im XVIII. Jahrhundert klagt Lady Montagu, daß die meisten Wiener Damen zwei Gatten haben, einen der den Namen gibt und einen, der den Staat bestreitet. Die Wienerin, die an Schick und Toilettenkunst nur von der Pariserin übertroffen wird, verfügte zu allen Zeiten über eine große Dosis weiblicher Eitelkeit, der sie jegliches Opfer brachte, und ihr heißes Blut und ihre Lebenslust trugen nicht wenig dazu bei, ihre Moral zu lockern. Tadelnd bemerkt der Engländer Russell, daß man nicht

leicht eine Stadt finden werde, wo das liederliche Leben solche Dimensionen angenommen habe, wo die weibliche Tugend weniger geschätzt und folglich auch sparsamer angetroffen werde als in Wien. Nach der Aussage eines Reisenden verging bei dem Treiben im Volksgarten die Tugend gleich dem in Masse konsumierten Gefrorenen.

Unter den Vergnügungsorten höherer Art behaupteten die Theater den ersten Rang. Da war vor allem das von Kaiser Josef II. 1776 gegründete Hof- und Nationaltheater nächst der Burg, kurzweg „die Burg" oder das „Burgtheater" genannt, das dank seiner vorzüglichen Kräfte und der zeitweilig ausgezeichneten Leitung bald alle Schauspielhäuser Europas in Schatten stellte. Seine Bedeutung verdankte es der umsichtigen und verständigen Direktion des Sekretärs Schreyvogel (1814 bis 1832), der nicht nur die heimischen Dichter, vor allem Grillparzer in den Dienst der Hofbühne heranzog, sondern auch die Meisterwerke der ausländischen Literaturen dem Publikum in geschmackvollen Bearbeitungen zugänglich machte. Nach ihm schwangen Deinhardstein, Holbein und der energische Laube das Zepter. Die Wiener selbst betrachteten ihre „Burg" jedoch stets mit einer Art heiliger Scheu. Hier schwelgten besonders die obern Zehntausend im Genusse der von der Zensur bis zur Unkenntlichkeit verunstalteten „klassischen" Stücke. Die elende Beleuchtung durch Öllämpchen, die in den Zwischenakten regelmäßig geputzt werden mußten, vermochte den Kunstgenuß nicht zu beeinträchtigen. Der Pöbel aber war nie in der Lage, die Kunst eines Anschütz, Costenoble, Fichtner, Laroche, Löwe, einer Sophie Schröder, Julie Rettich u. a. nach Gebühr zu würdigen. Dies war in der Tat ein „seltenes Zusammenwirken", wie man es nach Tiecks Zeugnis in Deutschland nicht wieder finden konnte. Bezeichnenderweise waren diese Theatergrößen fast lauter Norddeutsche, während alle Talente, die um 1830 im Ausland blühten, nach einer Beobachtung von W. Alexis Wiener waren. Kaiser Franz bemerkte Anschütz gegenüber selbst: „Ich nähm' am liebsten Österreicher zu meine Schauspieler, aber es geht halt nicht, weil die talentiertesten gewöhnlich Ausländer sind." Die Wiener Volksmuse war im Burgtheater nie heimisch, sie schlug ihr Quartier in den Vorstadttheatern auf. Im Theater an der Wien, in der Leopoldstadt (mit dem Kasperl), in der Josefstadt, da unterhielt sich der Wiener besser.

Man sah dort tolle Feerien und derbe Lokalpossen, die durch aktuelle Extempores ihre Würze erhielten, im ganzen aber auf einer kläglich niedern Stufe des Geschmacks stehen, die sich im wesentlichen seit Bernardon Kurz' „Dreißigjährigem ABC=Schützen", seit der „getreuen Prinzessin Pumphia und dem barbarischen Tataren Kulikan" oder Perinets „Belagerung von Ypsilon oder Evakathel und Schnudi" wenig geändert hatte. Wie zur Josefinischen Zeit, so ergötzte man sich auch 50 Jahre später an den Hanswurstiaden von Prehausers berufenen Nachfolgern, deren witzlose Lazzi und derbste Zoten stets von neuem beklatscht wurden. Daß es auch in solchem Milieu bisweilen nicht an Lichtblicken fehlte, beweisen Ferdinand Raimunds tiefpoetische Bühnenschöpfungen und manche andere, einem vornehmeren Geiste entsprossene Blüte, die sich in dem Vorstadtrepertoire oft recht sonderbar ausnahm, denn das Burgtheater war nur das Paradies der erkorenen Dichter. An Talenten waren diese Bühnen zweiten Ranges jedoch durchaus nicht arm, und das Spiel eines Raimund, eines Korntheuer, einer Therese Krones, später eines Scholz und Nestroy entschädigte für manche Geschmacklosigkeit des Inhalts. Der Fremde begriff in den seltensten Fällen die Begeisterung für diese Art Kunst, und ein reichsdeutscher Autor berichtet mit Entsetzen, daß im Theater in der Leopoldstadt „auf dem Juhe (Galerie) beständig Bier geschänkt und Würstel mit Kren (Meerrettich) verspeist werden." Die Oper fand ihre Pflege im Theater nächst dem Kärntnertor, wo allerdings bis in die dreißiger Jahre der italienische Geschmack fast allein herrschend blieb und Weber und Mozart nur langsam Boden faßten. Der Erfolg der „Euryanthe" im Jahre 1823 hatte keine nachhaltige Wirkung. Die seiner Zeit viel genannten Namen Crescentini, Lablache, Eugenie Tadolini, Erminia Poggi=Frezzolini, Pauline Viardot=Garcia, Josef Staudigl, Alois Ander, Henriette Sonntag, Wilhelmine Schröder=Devrient, Sophie Löwe, Klara Stoeckl=Heinefetter beweisen, daß es Wien auch auf diesem Gebiete an Größen nicht fehlte. Andrerseits war Wien die Heimat des deutschen Liederkönigs Franz Schubert und der dauernde Aufenthalt Beethovens, dessen größte Schöpfungen hier reiften. Regelmäßige Konzerte wirkten besonders seit der Gründung der Gesellschaft für Musikfreunde (1814) bildend auf den musikalischen Geschmack. Rührige Kapellmeister versorgten die Vorstadtbühnen

mit Operetten, und an Tanzmusik war in der Vaterstadt der verschiedenen Strauß und Josef Lanners kein Mangel. Im Hofballett-Ensemble glänzte die Familie Taglioni, deren Ruhm nur durch jenen Fanny Elßlers überstrahlt wurde. Sie brachte es in der wienerischsten aller Künste, im Tanz, zur höchsten Vollendung.

Nur die bildenden Künste entbehrten noch jener Anerkennung, die ihnen später in so hohem Maße zuteil wurde. Die Künstler waren damals noch keine geschlossene Korporation und hatten als solche keine soziale Stellung. Zwar bestand die Akademie zu St. Anna, aber es fehlte ihr jegliche Bedeutung, denn sie war nichts anderes als eine Schule, wo man schlecht malen und zeichnen lernte. Die in mehrjährigen Intervallen daselbst veranstalteten Ausstellungen waren kläglich. Zeitgenössische, ausländische Bildwerke bekam der Künstler natürlich nie zu sehen, und die alten Meister, die im Belvedere dem Publikum zur Besichtigung freigegeben waren, eiferten nur zu sehr geschmacklosen Nachahmungen an. Eine Spezialität Wiens waren die unzähligen gemalten Ladenschilder in den Straßen, von denen manche noch heute zu sehen sind, und mit deren Herstellung sich die namhaften Alt-Wiener Maler beschäftigten. Da die wenigen Stellen an Museen u. dgl., auf die der Künstler aspirieren konnte, bald besetzt waren, blieb derselbe meist auf die Munifizenz adliger und anderer Gönner angewiesen, und mußte oft ein an Entbehrungen überreiches Leben fristen. Talente wie Schwind und Pettenkofen verdienten sich ihren Unterhalt durch Zeichnen von sog. „Mandelbogen" (Bilderbogen) für den Trentsenskyschen Verlag. Das historische Gemälde vertraten allerdings in akademischer Steifheit Füger, Krafft und E. Engerth; Kupelwieser verstand sich trefflich auf die Ausmalung von Kirchen. Die Landschaft fand in Gauermann und Rudolf Alt ihre Meister. Das große Porträt pflegten Amerling und Agricola, die Miniatür Daffinger, Robert Theer und Kriehuber. Der letztere brachte es auch als Porträtlithograph zu einer weder vor noch nach ihm von andern erreichten Höhe. Neben ihm darf allenfalls Prinzhofer genannt werden. Die Realisten unter den Wiener Malern sind Fendi, Danhauser und Schindler d. Ä., deren Genrebilder das Leben und Treiben jener Zeit treu widerspiegeln. Der Joh. Gabr. Seidl unter den Malern ist aber unstreitig Georg Waldmüller, dessen

ländliche Szenen man füglich „gemalte Flinserln“ nennen kann. Recht zahme politische und soziale Karikaturisten besaß Wien in Zampis und Cajetan (Elfinger); unter den Kupferstechern sind John (Punktiermanier) und Hyrtl zu nennen. Skulptur und Architektur gab es schlechterdings nicht, denn in Wien war erst die Stadterweiterung die Geburtsstunde dieser Künste. Dagegen leistete die Kaiserliche Porzellanmanufaktur Hervorragendes, wie denn das Alt-Wiener Porzellan noch heute seinen Wert behauptet. Die Hof- und Staatsdruckerei war dagegen fast nur im Budget bedeutend.

Wie in keiner großen Stadt, so fehlte es auch in dem damaligen Wien nicht an schöngeistigen Zirkeln, die jede Neuerscheinung auf geistigem oder künstlerischem Gebiete mit wahrem Interesse verfolgten. Man verband besonders in den Kreisen der Alt-Wiener Geldaristokratie gesellschaftlichen Takt mit echter Bildung. Manche Bankiers und Großkaufleute, aber auch viele Kavaliere und Bureaukraten waren künstlerische Feinschmecker, und Poesie und Musik fanden in ihren Häusern freigebige Pflege. Aber von einer Allgemeinheit besserer Interessen oder einer Bildung auch nur etwas breiterer Schichten zu sprechen, wäre ein schwerer Irrtum. Der großen gesellschaftlichen Lebhaftigkeit der Wiener entsprach eine ungewöhnliche geistige Lethargie, an der nicht nur ihre Eigenart, sondern auch äußere Umstände, speziell die politischen Verhältnisse Schuld trugen. Denn man konnte sich schwer ein politisch unreiferes, geistig bevormundeteres Volk denken. Arndt sagt, mit dem Volke werde von Jugend auf eine Augenverkleisterung und eine Stirnverbreiterung vorgenommen, die es nur soweit sehen und laufen lasse, als man gerade will. Und der Österreicher ließ sich gerne am Gängelbande führen, er hatte nicht die geringste selbständige Regung, keinen Wunsch nach einer Änderung. Hatte man denn nicht alle Ursache zufrieden zu sein? Wo man hinsah, traf der Blick einen Verteidiger des Vaterlandes, ein Organ der öffentlichen Sicherheit oder einen Vermittler zwischen den Menschen und Gott. Eine kritiklose Untertanentreue, maßlose Bigotterie, das Vordrängen des Militarismus, Willkürakte der Bureaukratie, Zensur und geheimen Polizei waren die auffälligsten Symptome dieses politischen Marasmus.

Der Hof, d. h. das angestammte Herrscherhaus bis in seine weitesten Verzweigungen mit allem, was dazu gehörte, ging dem Wiener über alles. Wenn etwas mit dem „Hofe“ auch nur in den

entferntesten Beziehungen stand, so fiel darauf ein Schimmer dieses Glanzes und damit eine Weihe, die ihre Wirkung auf keinen Bewohner der Kaiserstadt verfehlte. Kein Gedanke beseligte den Wiener so wie der, daß sich ein Wesen aus jener höheren Sphäre huldreich zu seinem Erdendasein herabneige. Unzählige Lieder und patriotische Gemälde geben von dieser Gesinnung Zeugnis, am besten vielleicht ein Bild von Fendi, das man in Reproduktion noch heute in vielen alten Wiener Häusern antrifft. Da sieht man den alten Kaiser Franz, wie er sein kleines Enkelkind, den späteren Kaiser Franz Josef im Park von Laxenburg spazieren führt. Eine Schildwache präsentiert das Gewehr. Nun hebt der Kaiser den kleinen Erzherzog in die Höhe der Patronentasche des Soldaten, und dieser steckt dem noch immer stramm präsentierenden Manne eine Delikatesse zu seinem Kugelvorrat — ein wahrhaft rührendes Bild allerhöchster Huld, das den Jubel jedes Beschauers wachrufen mußte. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht auch der Respekt, den die Wiener vor der Feuerspritze hatten und der sich aus zwei Gründen erklärte. Erstens hatte die Feuerwehr hohe Stiefel wie die Lakaien eines sehr beliebten Erzherzogs, dann aber befand sich das Spritzendepot auf dem Platze „am Hofe", weshalb die Spritze auch „Hofspritze" hieß. Der Wiener aber dachte bei diesem Wort an den allerhöchsten Hof, daher seine Achtung vor der „Hofspritze". Besonders loyale Bürger sollen vor ihr den Hut abgenommen haben. Diese Details, über die man heute lächelt, illustrieren die Zustände besser als lange Erörterungen.

Ein Menschenalter war damals vergangen, seit Kaiser Josef II. den Versuch gemacht hatte, dem Fortschritt in Österreich die Wege zu ebnen. Damals hatte es den Anschein gehabt, als ob das Land in literarischer Hinsicht mit dem benachbarten Deutschland annähernd Schritt halten könnte. Eine freisinnige Zensur vermittelte dem Volke die bedeutsameren Ereignisse ausländischen Schrifttums, und die österreichische Verlagstätigkeit jener Zeit tut dar, daß diese Anregungen nicht auf unfruchtbaren Boden fielen. Die einheimische Poesie regte ihre Flügel, wenn auch in der Regel recht unbeholfen und nur in Nachahmung der Deutschen. So fanden Klopstock und die Bardenpoesie, die Göttinger Dichter und der Musenalmanach in Österreich ihren Nachhall. Allerdings erkannte der nüchterne Beobachter schon damals, daß das Volk für Reformen und Aufklärung

nicht reif sei, da ihm die Voraussetzungen hierzu fehlten. In den Sympathien, denen die französische Revolution im Heimatlande der Maria Antoinette begegnete, schoß man entschieden über das Ziel hinaus, wie die aufklärerischen Zeitschriften Österreichs in den 90er Jahren zur Genüge beweisen. Kaiser Josef hatte daher noch nicht lange die Augen geschlossen, als sein Werk, für das der Stoff nicht reif gewesen war, zerfiel. Nun hatten die Dunkelmänner freies Spiel, und rasch trat der alte Zustand wieder ein. Die Reaktion unter dem „guten Kaiser Franz“ und unter seinem Nachfolger „Ferdinand dem Gütigen“ war eine sehr nachhaltige. Fortan steht Österreich unter den Hauptgegnern der französischen Revolution. Nun arbeitete man darauf hin, dem Lesebedürfnis der Massen entgegenzutreten, man sah in jedem Buch ein gefährliches Element und bemühte sich nach Kräften, die mittelalterliche Finsternis wieder herzustellen. 1801 verbot die Rezensurierungskommission 2500 schon freigegebene Bücher von neuem. Man verfolgte jegliche Manifestation eines freieren Geistes und verfiel so in das entgegengesetzte Extrem. Die gefürchtete geheime Polizei wachte ängstlich und mit 1000 Augen, daß ja kein noch so schwacher Lichtstrahl in das vaterländische Gehege dringe.

Die Polizeiverhältnisse des alten Wien sind zu oft geschildert worden, als daß es nötig wäre, hierauf nochmals des nähern einzugehen. Speziell über die Periode Metternichs (1809—1848), die Herrschaft des Polizeichefs Sedlnitzky (des „Jammerpudels Metternichs“, wie ihn Hormayr nennt) sind die Akten geschlossen. Die Spürhunde der geheimen Polizei hatten ihre Nasen überall, und kein Mensch war vor ihnen sicher. Wenn man laut sprach, mußte man sich in acht nehmen, daß man von keinem „Naderer“ gehört, und daß die gesprochenen Worte nicht falsch ausgelegt würden. Waren einige in lustiger Gesellschaft beisammen, so kamen sie alsbald in den Verdacht geheimer Umtriebe, und da die Geheimpolizisten („Spitzeln“) sich in alle Zirkel, in alle Familienkreise einzuschleichen wußten, war bald niemand vor dem andern sicher, und an Stelle der früheren Vertrauensseligkeit herrschten bald die peinlichste Unsicherheit und gegenseitiges Mißtrauen. Von der berühmten „Wiener Gemütlichkeit“ war unter solchen Umständen nicht viel zu bemerken. „Wenn zwei, drei Menschen versammelt sind, ist einer von der Polizei unter ihnen,“ sagt ein Zeitgenosse. „In Wien verstummen die

bravsten und redlichsten Leute bei Dingen, worüber man sonst in der ganzen Welt laut spricht und lacht." Der Druck dieser Institution wurde schließlich unleidlich. Kein Brief war davor sicher, im „schwarzen Kabinett" geöffnet zu werden. Verleumdung und Nichtswürdigkeit feierten Triumphe. 1828 klagt Karoline Pichler, daß es der Geheimpolizei zuzuschreiben sei, wenn der allgemeine Sinn für gesellige Freuden und freundschaftliche Mitteilung abnehme. „Das Gespräch wird hierdurch geniert, man unterdrückt seine Gedanken, weil man nicht weiß, wer da vielleicht aufhorcht und berichtet, und viele Menschen, besonders Männer, meiden deswegen die gemischten Gesellschaften, bleiben zu Haus, gehen ins Theater oder spielen Karten." Bekannt ist die Geschichte der Aufhebung der Ludlamshöhle, einer Tischgesellschaft, der die literarisch und künstlerisch hervorragendsten Männer des damaligen Wien, darunter auch Grillparzer, angehörten. Die Mitglieder trafen sich an festgesetzten Abenden, um sich in ungezwungener Weise zu amüsieren. Es ging dabei sehr lustig zu und jeder Teilnehmer hatte seinen originellen Spitznamen. „Schon der Lärm, den die Mitglieder an ihren Versammlungsabenden machten, schloß jeden Verdacht des Geheimen aus", sagt Grillparzer in seiner Selbstbiographie. Aber der damalige Polizeidirektor — der Dichter nennt ihn einen Schurken —, der die Furcht des Kaisers vor allem Geheimen kannte, sah in der Aufhebung der Ludlamshöhle ein Mittel, um sich bei seiner Majestät in Gunst zu setzen, und so wurden die Versammelten eines Nachts in ihrem Lokal von Polizeibeamten überfallen, die vorhandenen, der Unterhaltung dienenden Schriften und Musikalien konfisziert, und am folgenden Tage bei allen Mitgliedern Hausdurchsuchungen angestellt. Obwohl die Behörde bald einsah, daß sie sich geirrt habe, trieb sie es doch bis zum Urteilsspruche, der zwar von der oberen Instanz als lächerlich kassiert wurde, „für die Ängstlichen und Schwarzseher blieb aber immer eine Makel auf denjenigen kleben, die der Gesellschaft angehört hatten."

Kaiser Franz selbst war an den meisten derartigen Maßnahmen unbeteiligt. Denn jeder Beamte ging als eine Art kleiner König selbständig vor und mißbrauchte sein Prestige. Der Kaiser war im Gegenteil bestrebt, sich bei seinen Untertanen durch zahllose Audienzen, die er gab und bei denen er ein unverfälschtes Wienerisch sprach, beliebt zu machen. In seinen Mußestunden gab er sich dem Studium

der Botanik oder der Musik hin, oder er verfertigte Siegellack, was seine Lieblingsbeschäftigung war. Als Persönlichkeit wurde er von seinem Bruder, Erzherzog Karl bei weitem überragt. Zwar entfesselte dessen Sieg bei Aspern gewaltigen Jubel, was aber nicht hinderte, daß Österreich zwei Jahre später (1811) seine zu ungeheuerer Höhe angewachsenen finanziellen Verpflichtungen auf $^{1}/_{5}$ reduzieren mußte. Im Volke herrschte der Glaube, daß der Kaiser große Schätze angehäuft habe. Um so heftiger war die Enttäuschung, als das nach seinem Tode publizierte Testament seine Völker bloß mit seiner Liebe bedachte (Amorem meum populis meis).

Die Zensur entstellte jedes geistige Produkt, das nicht im Sinne des Vormärz gehalten war, in der empörendsten Weise. Dabei zeitigte diese Revolutionsschnüffelei, die in den harmlosesten Dingen staatsgefährliche Anschläge witterte, oft die seltsamsten Kuriosa.

Schillers und Goethes Dramen nahmen sich in der Gestalt, wie sie auf dem Burgtheater gespielt wurden, höchst sonderbar aus. Die Denkschrift, in welcher der Zensor Hägelin 1795 die Prinzipien der Theaterzensur zusammenfaßte, ist eine wahre Musterkarte von Versündigungen gegen den literarischen Geschmack, wie sie schwerlich zu irgend einer andern Zeit begangen wurden. Viele der besten Werke der ältern und neuern Literatur waren vom Repertoire ausgeschlossen, da man von ihrer Aufführung eine Gefahr für die Loyalität, für die öffentliche Moral oder die Frömmigkeit der Besucher befürchtete. „Lange Jahre", schreibt Anschütz in seinen Erinnerungen, „war das Wort ‚Gott' (auf der Bühne) verboten, und es wurde statt dessen ‚O Himmel' vorgeschrieben; statt ‚Kirche, sagte man ‚Tempel'; leichtsinnige und verbrecherische Offiziere wurden in Zivilpersonen verwandelt, ungeschliffene, bösartige Grafen wurden je nach Umständen zu Baronen und bei wachsendem Unwerte zu „Herren von" degradiert; Präsidenten wurden zu fabelhaften Vizedomen, Geheimräte zu Kommerzienräten, Franz Moor und Ferdinand wurden die Neffen ihrer Väter, Fürsten und Könige mußten am Schlusse recht behalten..." Kein Wunder, wenn „Romeo und Julia", nach solchen Grundsätzen verunstaltet, bei der ersten Aufführung in Wien total durchfiel.

Beamte und Militär waren überhaupt sakrosankt, denn sie verkörperten dem Pöbel gegenüber die höhere Gewalt. Das unwissende, dem Bürger feindselig gegenüberstehende Beamtentum setzte ohne

Unterlaß und Erbarmen die Steuer- und andern Schrauben an, deren es in Österreich so viele gab, und konnte einem durch seine papierenen Belästigungen die Staatsbürgerexistenz geradezu zur Qual machen. Der Militarismus aber machte sich in geradezu unerhörter Weise breit und terrorisierte mit Sporenklirren und Bramarbasieren alle Welt. Die Stadt schien in stetem Belagerungszustande, von nennenswerten Waffentaten war dabei aber nicht die Rede; denn von den Napoleonischen Kriegen bis zum Jahre 1848 findet sich kein Ruhmesblatt in der Geschichte der österreichischen Armeen, und auch nach demselben sind die Siege recht selten.

In solchen Zeiten konnte die geistige Arbeit in Österreich nur ein kümmerliches Dasein fristen. Während sich daher in deutschen Landen die klassische Literatur zu ihrer höchsten Blüte entfaltete, litt man hier noch an den Nachwehen der Bardenzeit und anderer literarischer und poetischer Kinderkrankheiten. Allerdings ist geltend gemacht worden, daß Österreich in der Geschichte der romantischen Poesie dank der vorwiegend katholischen Tendenzen dieser Richtung eine gewisse Rolle spielte. In Wien hielt A. W. v. Schlegel 1808 seine berühmten Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, zwei Jahre später sein Bruder Friedrich die seinigen über neuere Geschichte. Friedrichs „Geschichte der alten und neuen Literatur" (1815) ist Metternich gewidmet. Außer den beiden Schlegel hielten sich auch andere Dichter der romantischen Schule und ihr nahestehende Persönlichkeiten kürzere oder längere Zeit in Wien auf; wir erwähnen Tieck, Kleist, Brentano, Zach. Werner, die beiden Eichendorff, den Übersetzer Streckfuß, den Schweizer Historiker Johannes von Müller und Metternichs tätigen Mitarbeiter Friedr. von Gentz. In Wien erschien 1808 die den romantischen Interessen dienende Zeitschrift „Prometheus", der 1812—13 das „Deutsche Museum" folgte. Friedrich Schlegels „Allgemeine Literaturzeitung" (1813—16), vor allem aber die hochangesehenen „Wiener Jahrbücher für Literatur" (1818—48) wurden damals ins Leben gerufen und sind erfreuliche Zeichen dafür, daß die Gelehrsamkeit in Österreich nicht ganz erstorben war. Auch die Namen des Orientalisten Frh. von Hammer-Purgstall, des Slawisten B. Kopitar und des Romanisten Ferd. Wolf bürgen dafür. Ein treffliches kritisches Organ, das „Sonntagsblatt" verdankte Wien dem schon erwähnten Schreyvogel.

Wie die Dramatik des Burgtheaters so blieben jedoch auch diese Erzeugnisse einer feineren Muse dem Volke meist verschlossen, wogegen die geistige Nahrung, die diesem geboten wurde, zu dem Kläglichsten gehört, was die Geschichte des neueren Schrifttums aufweist. Ein Blick auf die zahlreichen Almanache und Zeitschriften jener Zeit beweist dies zur Genüge. Wien hatte im Jahre 1801 noch keine Zeitschrift besessen, 1812 zählte es deren 32, aber welchen Anblick bot eine solche Zeitschrift. Mit Ausnahme der Kaiserlichen Wiener Zeitung, die den amtlichen Kundmachungen diente, enthielten diese Zeitschriften meist nur Hof-, Theater- und Modenachrichten, eventuell noch ein paar harmlose, heute recht läppisch erscheinende Witze und Anekdoten, sowie belletristische Beiträge. Einzelne, wie der „Beobachter", beschäftigten sich allerdings auch mit „Politik", aber welcher Art diese war, kann man sich vorstellen. Am beliebtesten waren im Publikum die Schickh'sche „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode", auch der „Wanderer" und später Bäuerles „Theaterzeitung", die lange Zeit den ersten Rang in dieser Sphäre behauptete, und den Leser durch ihre bunten „satirischen" und durch ihre Kostümbilder, darstellend beliebte Schauspieler in ihren Glanzrollen, zu fesseln wußte. Daneben führten die Eipeldauerbriefe und später J. B. Weis' „Briefe Hans Jörgels aus Gumpoldskirchen an seinen Schwager in Feselau" (seit 1837) eine durch den Dialekt gemilderte kritische Sprache, welche die größten Schäden der damaligen Zeit allerdings nicht berührte und sich bloß nach Art eines greinenden Marktweibes über den kleinen Unfug verbreitete. Übrigens war der Journalist, der „Zeitungsdoktor", wenn seine Schreibluft durch die Zensur auch noch so sehr in Schranken gehalten wurde, stets ein gefürchtetes Element, und der Wiener Spießbürger passierte ängstlich vor den literarischen Kaffeehäusern, in denen die Macht der Presse ihren Sitz hatte. Unter diesen behaupteten das „Silberne Kaffeehaus" in der Plankengasse, in dem auch Seidl verkehrte, lange Zeit einen vornehmen Rang.

Nächst den Zeitschriften bildeten die Almanache, Taschenbücher und Taschenkalender, die alljährlich in großer Zahl erschienen, die beliebteste Lektüre. Sie nannten sich bald nach sympathischen Blumen, wie z. B. „Das Veilchen", bald stand ein einschmeichelnder Frauenname oder dergleichen auf dem Titel. Wir werden auf Seidls

Wegen noch mehr als einem derartigen vormärzlichen Literaturgewächs begegnen, hat er doch selbst durch lange Jahre die „Aurora" redigiert und daneben manches andere Taschenbuch mit seinen regelmäßigen Beiträgen versorgt, die sich meist sehr zu ihrem Vorteil von ihrer Umgebung abheben. Diese dünnen, zierlichen Büchlein mit den hübschen, oft samtenen Einbänden und Metallschließen mit Kupferstichen und bisweilen sogar mit Spiegeln „für die schönen Leserinnen" versehen, geben ein deutliches Bild von dem Geiste jener Zeit. Als Beispiel sei der Inhalt der „Iduna" für das Jahr 1834 („frohen Erheiterungen gewidmet") hier angeführt. Auf dem Titel folgen zunächst ein paar Modenbilder, dann Kupfer zu neuen Stücken und zu im Taschenbuch selbst enthaltenen Gedichten. Dann kommt das Kalendarium, ein Verzeichnis der Gedenktage, sowie der Geburtstage der Mitglieder des Kaiserhauses, ein Register der fahrenden und reitenden Posten. Den Schluß bilden Erzählungen, Gedichte, Kurstabellen, Stempelskalen, Messen und Jahrmärkte, nochmals Postwagen und Eilfahrten, und schließlich die türkische Post. Man sieht, daß hier Praktisches und Ideales friedlich nebeneinander hergingen. In solchen Büchlein gab es allerdings nichts Konterbandes. Da war kein Wort, über das der beschränkte Untertanenverstand hätte aus dem Gleichgewicht geraten können, und bisweilen fand auch die Frömmigkeit in den Almanachen ihre Nahrung.

Und man war sehr fromm im vormärzlichen Wien, sehr fromm. Die Stadt war voll von Kirchen und Klöstern, und man sah Mönche in Gewändern von den verschiedensten Farben. Die Jesuiten hatten allein drei Häuser in dieser glücklichen Stadt, und die andern Orden alle mindestens eines. Die Schule war ganz in den Händen der Geistlichkeit, und die Universität hielt sogar im Jesuitenkollegium ihre Vorlesungen ab. Im Jahre 1819 fand man, daß doch noch nicht genug Priester in Wien seien und gab dem Redemptoristenorden (Ligurianer) die Erlaubnis, sich daselbst „zur Beförderung des geistlichen Wohles der Untertanen niederzulassen". Er erlangte in der Folge großen Einfluß. Als man klarer zu sehen begann, richtete sich der Zorn der Bevölkerung in vielleicht mehr als gerechtem Ausmaße gegen diese Gottesstreiter, und eine der ersten Taten der Revolution war ihre Vertreibung. Ihr Oberhaupt, der selige Clemens Maria Hofbauer erfreute sich solchen Ansehens, daß ihm der einflußreiche Hofsekretär Pilat († 1865) öffentlich Ministrantendienste

leistete. Aber was soll man sagen, wenn man erfährt, daß Caroline Pichler ihren Gästen bei ihren Teeabenden Gelegenheit gab, unauffällig Beichte abzulegen? Waren diese Österreicher wirklich „frank und frei", wie sie Grillparzer durch den Mund des begeisterten Chronisten Ottokar von Horneck nennt? Hatten sie Grund, sich beneiden zu lassen? Wo war „der klare Blick, der off'ne, richt'ge Sinn", den er an ihnen rühmt? — — Doch Grillparzer glaubte selbst schwerlich an das, was er damals schrieb. Die letzten Verse jener Rede lassen seine eigenen Zweifel durchfühlen. An andrer Stelle sagt er (1839):

„Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehn,
So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehn."

Dieses Wort gilt von allen Dichtern des österreichischen Vormärz, und während die Heroen klassischer Dichtung in Deutschland unvergängliche Meisterwerke schufen, die ihre Geltung ohne Rücksicht auf Ort und Zeit stets bewahren werden, haftet den Produkten der österreichischen Muse fast stets der Stempel des Österreichertums an. Es ist erstaunlich, daß das Land unter den geschilderten Verhältnissen doch eine Reihe ansehnlicher dichterischer Talente hervorbrachte. Die vormärzliche Bühne sah Grillparzers abgeklärte Meisterdramen, die phantasiereichen Märchenspiele Ferdinand Raimunds, Friedrich Halms stilistisch vollendete Schauspiele und Bauernfelds harmlose und heitere Komödien; die Lyrik fand in dem völlig aus der Art geschlagenen Grafen Anton Alexander v. Auersperg (Anastasius Grün) und in dem feurigen Magyaren Lenau hervorragende Vertreter. Ihnen schließt sich als der dritte bedeutende Lyriker des österreichischen Vormärz Johann Gabriel Seidl an, von vielen anderen zu schweigen, die mit der alten Ära in das Grab der Vergessenheit hinabgestiegen sind.

Denn es sollte anders werden. Drohender und immer drohender tauchte am fernen Horizonte das Schreckgespenst der Konstitution auf, aber das Bild wurde sofort wieder mit schwarzgelben Fahnen zugedeckt. Man erzählt, daß Kaiser Franz einen panischen Schrecken empfand, wenn er das Wort „Konstitution" nur aussprechen hörte. Als ihm daher sein Leibarzt einst versicherte, daß er eine gute Konstitution habe, verwies er es ihm auf das strengste. Er habe keine „Konstitution", er möge sagen, seine Gesundheit sei eine kräftige. Da kamen die Märztage des Jahres 1848, in denen sich der „be-

schränkte Untertanenverstand" ganz plötzlich zu regen begann, und die in das alte Regime eine mächtige Bresche legten. Zwar folgte die Reaktion der Konkordatszeit, aber der große Schritt war getan. Die Bewegung war von der Jugend ausgegangen, der alte Österreicher hat an ihr nicht teilgenommen, und so stand ihr auch Seidl fremd gegenüber und konnte sich, gleich den meisten seiner Zeitgenossen, in die neue Ordnung der Dinge nicht finden. Wie Überreste einer längst vergangenen Epoche ragen diese Gestalten in die Gegenwart herein, und nur das wahrhaft Gute, Vortreffliche in ihren Werken hat den Wandel der Zeiten überdauert.

II.

J. G. Seidls Leben.

Seidl entstammte einer ursprünglich schweizerischen Adelsfamilie (Seidell, Sydl, Sidl, angeblich eine Abkürzung von Desiderius), die bereits unter Kaiser Friedrich III. treu zu Österreich hielt und 1315 die Schweiz verließ, um sich in Kärnten, Schlesien, Sachsen und Brandenburg festzusetzen. Der sächsischen Linie gehörten im XVIII. Jahrhundert eine Reihe geachteter Männer an, in deren Namen jedoch das „von" nicht mehr erscheint. Von Sachsen wanderten Seidls in Nordböhmen ein, und diesem Zweige der Familie gehörte unser Dichter an. Sein Vater Johann Gabriel Seidl bekleidete in Wien die damals hochangesehene Stellung eines Hof- und Gerichtsadvokaten und nebenbei das Ehrenamt eines Prokurators der sächsischen Nation an der Wiener Universität. Die Mutter Anna, geborene Lettner, war die Tochter eines k. k. Straßenbaukommissärs in Wien. Seidl war das einzige Kind seiner Eltern und erblickte am 21. Juni 1804 im Hause Nr. 1076 in der heutigen Krugerstraße, nahe der Bastei, das Licht der Welt. Der Vater wird uns als ein ernster, strenger, vielbeschäftigter Mann geschildert, was mit dem Beinamen des „lustigen Seidl", den er im Freundeskreise führte, nur schwer in Einklang zu bringen ist, die Mutter als eine schlichte, brave Hausfrau. Der schwächliche, etwas scheue Knabe, der im Elternhause wenig Anregung für seine kindliche Phantasie fand, wurde zunächst in die „k. k. Normal-Haupt-Schule bey St. Anna" geschickt. Zwei Zeugnisse vom 8. April 1812

und 4. September 1813 geben Kunde von dem tadellosen Fleiße und dem einwandfreien sittlichen Betragen des Schülers. Am 29. November des letztgenannten Jahres wird er im akademischen Gymnasium immatrikuliert, das damals von den PP. Piaristen versehen wurde. Hier war P. Innocentius Lang, nachmals Hofrat und Studienreferent, sein Direktor, P. Franz X. Schönberger, bekannt durch seine Grobheit und ein dreibändiges lateinisches Wörterbuch, führte ihn in die Geheimnisse der klassischen Sprachen ein. P. Anton Rößler (gest. 1850 als Direktor des Josefstädter Gymnasiums) nahm sich des begabten Schülers auch privat an und soll zuerst auf seine poetische Begabung aufmerksam geworden sein, die sich zu Neujahr 1818 in einem Glückwunschgedicht des 13½jährigen Quintaners an seinen Vater Luft machte. Der letztere soll aber mit mehr Befriedigung auf die glänzenden Schulzeugnisse seines Sohns, als auf diese poetischen Versuche gesehen haben, die in der Tat auch nicht die Klasse „primam eminenter“ verdienten.

Nach Absolvierung der beiden Humanitätsklassen bezog Seidl 1819 die philosophische Fakultät in Wien. In den „unfreundlichen, fast stallähnlichen“ Hörsälen lauschte er mit lebhaftem Interesse den Vorträgen des damals durch seinen Freisinn hervorragenden Philosophen Ludwig Rembold, dessen Grabschrift von Seidl herrührt, des gelehrten Sonderlings und klassischen Philologen Anton Josef Stein und der Ästhetiker Franz Ficker und Johann Ludwig Deinhardstein, von denen der letztere gleich Seidl Dramatiker und Zensor wurde. Er fand gleichgestimmte Kollegen in Franz Exner, dem nachmaligen Reformator des österreichischen Schulwesens, mit dem er sich in das Studium der Klassiker vertiefte, sowie in den Dichtern Ludwig Halirsch, Nikolaus Lenau, Friedr. Halm und Georg Herlossohn, in dem Mathematiker Schulz von Straßnicki und dem spätern Gerichtspräsidenten Jakob von Jenny. Mehrere Zeugnisse aus den Jahren 1820—1822 bestätigen seine vorzüglichen Kenntnisse aus Religionslehre und Ästhetik, mit „diligenter“ und „diligentissime“. 1822 begann er sich dem Rechtsstudium zu widmen, wobei er jedoch nicht einem Zuge seines Herzens, sondern bloß einem Wunsche seines Vaters folgte. Er blieb dieser Laufbahn auch nicht treu, sondern gab seit 1826 die Jurisprudenz allmählich auf, um sich für die Lehramts-

prüfung aus den humanistischen Fächern vorzubereiten, für die er seit den Gymnasialjahren eine ausgesprochene Vorliebe hegte.

Seidl war der Typus des muntern, arbeitsfreudigen Studenten. In bester Laune, ohne Sorgen, aber auch ohne Liebesgram trällert er im Mai 1823 sein frohes „Frühlingslied". In der Folge scheint ihm die Liebe allerdings manche Enttäuschung gebracht zu haben, wenigstens klagt er in dem Gedichte „Zeugenschaft" über die Treulosigkeit einer Geliebten, und auch in „Böser Zweifel" wird er von ähnlichem Verdachte gepeinigt. Aber kurze Zeit später sollte ihn ein schwererer Schicksalsschlag treffen. Am 16. Oktober 1823 starb sein Vater. Zwei Gedichte („Apologie meinem Vater" und „In meines Vaters Sterbestunde") geben Zeugnis von Seidls Gemütsstimmung in jenen trüben Tagen. In dem ersteren rechtfertigt er dem Verstorbenen gegenüber, daß er seinem Begräbniszuge nicht gefolgt sei, keinen Schmerz zu Markte trug, und sogar bald darauf das Schauspiel besuchte, in dem letzteren fordert er den Vater auf, sich zu überzeugen, daß er als guter Sohn für die Mutter gesorgt habe. Denn der Tod des Vaters hatte ihn gleich einem Zauberschlage „aus einem sorglosen, nur auf seine Lieblingsstudien bedachten Jünglinge zum Hausvater der Seinigen gemacht". Anfangs erfüllte ihn dies mit Stolz, aber fehlschlagende Hoffnungen, getäuschte Erwartungen verstimmten ihn bald, und er bedurfte aller Energie, um auszuharren. Die pekuniären Verhältnisse der Familie scheinen stets recht knappe gewesen zu sein, weshalb Seidl auch auf der Universität ein Goldbergsches Stipendium bezog. Nach dem Tode des Vaters aber zeigte es sich, daß absolut kein Vermögen vorhanden war. Es hieß daher erwerben, und der junge Dichter sah sich genötigt, einige Unterrichtsstunden in vornehmen Häusern zu übernehmen. Wir wissen, daß er solche in den Familien der Baumwollindustriellen Gabriel Jenny und Georg Ritter von Sina (1820—1827) gab. In dem Sohne des letztgenannten, Simon Freiherrn von Sina, sollte er einen treuen Freund finden, und die Tage, die er auf dem Sinaschen Besitztum zu Rappoltenkirchen verlebte, gehörten stets zu seinen angenehmsten Erinnerungen. So gab er oft 5 bis 6 Stunden täglich, oblag mit Eifer seinen Studien, fand aber noch reichlich Zeit, Konzerte und Theater zu besuchen, Korrespondenzen und Rezensionen für Zeitschriften zu verfassen, und seiner Lieblingsbeschäftigung, der Poesie, nachzuhängen. Häufig verkehrte er im „Silbernen Kaffee-

haus", wo sich die Literaten zu versammeln pflegten, und auch in die Ludlamshöhle fand er Aufnahme. Er führte hier den Spitznamen „Zweipfiff der Sizilianer", Zweipfiff weil 2 Pfiff = 1 Seitel (ein wienerisches Maß für Getränke), der Sizilianer wegen seiner Gewandtheit im Gebrauch ausländischer Versmaße — speziell der Sizilianen (s. II, S. 63).

In dieser Zeit entstanden seine freundschaftlichen Beziehungen zu Franz Schubert, Lenau, Halirsch und Anastasius Grün. Zu Schubert fühlte sich Seidl durch die Bande geistiger Verwandtschaft hingezogen, und jener fand in Seidls Liedern die Worte, deren seine naiven Melodien bedurften. Schubert hat im ganzen 16 Lieder Seidls, viele davon sogleich nach ihrem Erscheinen, in Musik gesetzt. Aber schon im November 1828 schloß ihm der Tod den Liedermund, und Seidl konnte seinem Schmerze nur in einem tiefempfundenen, im Tone Bürger nachgeahmten Gedichte Ausdruck geben (s. II. S. 96). Aber nicht nur das fröhliche Wiener Kind Schubert, auch der schwermütige Ungar Lenau wurde sein Freund, und Seidl stand eine Zeitlang auch als Poet in seinem Banne, wie die ganz in Lenauschem Geiste gehaltenen „Lieder der Nacht" (1826, 2. Aufl. 1851) beweisen. 1828 erschienen Lenaus „Jugendträume" in Seidls Aurora, und des letztern „Wanderungen durch Tirol und Steiermark" waren ursprünglich als gemeinsames Werk der beiden Freunde geplant. Das tragische Lebensschicksal Lenaus hat Seidl gleichfalls in Versen beklagt („Dichterleiden" II, S. 99). Näher als Schubert und Lenau stand ihm Ludwig Halirsch, der wie Seidl der Sohn eines Advokaten war und 1823 Beamter des Hofkriegsrates wurde, in welcher Stellung er bis zu seinem frühen Tode (1832) verblieb. Halirsch lenkte schon frühzeitig durch einige dramatische Werke („Petrarca", „Die Demetrier", „Das Porträt" usw.) die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Nebenbei führte er die kritische Feder (Dramaturgische Skizzen, 1829) mit großem Eifer und schrieb lyrische Gedichte und Balladen (1824). Seidl und Halirsch erscheinen in ihrer Jugend häufig als poetische Kompagniearbeiter, später aber brachte Halirschs Hypochondrie und Grillenhaftigkeit einen Mißton in ihre Beziehungen. Er hieß in der Ludlamshöhle nicht umsonst „Peter der Grantige". Ende der zwanziger Jahre kam es zum Bruche, und Seidl sah den Freund nur noch einmal 1831. Damals suchte ihn Halirsch, der zum Dienste bei der Armee in Italien be-

rufen war, auf der Durchreise in Cilli auf. Um so dauernder war sein Einverständnis mit dem Grafen Alexander Auersperg (Anastasius Grün), der in der Folge der Vertraute seiner Liebe wurde, sich jedoch als Dichter zu jener Zeit noch wenig hervorgetan hatte. Erst 1830 lenkte er durch seinen „Letzten Ritter", dem im nächsten Jahre die anonymen „Spaziergänge eines Wiener Poeten" folgten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; den Gipfel seines Könnens erreichte er 1836 im „Schutt".

Als Dichter erscheint Seidl zum ersten Male im 2. Bande der Zeitschrift „Cicade" (1820) mit einer Ode „An die Sonne". Diese Zeitschrift, die nur ein kurzes Dasein fristete, hatte ihre Entstehung vornehmlich der Initiative Halirschs zu verdanken. Seidl verbarg sich als Dichter unter dem Pseudonym „Emil Ledie". Seine ganz im Geiste Klopstocks und des Barden Sined und in Horazischem Versmaß gehaltene, mit schwülstigen Epithetis aufgeputzte Dichtung hat mit seiner späteren Lyrik nichts gemein, und wüßte man nicht, daß sie von ihm herrührt, man würde sie eher jedem anderen zuschreiben. Bald findet er jedoch auch in andere, angesehenere Zeitschriften des In- und Auslandes Eingang, unter denen wir Gubitz' (Berliner) „Gesellschafter" und Theodor Hells (Dresdener) „Abendzeitung" erwähnen. In Hell fand der junge Dichter überdies einen wohlmeinenden Mentor. Aber auch die beliebtesten Almanache und Taschenbücher weisen bald Beiträge lyrischer, novellistischer und dramatischer Natur aus seiner Feder auf. Die Gedichte, die ihre Entstehung den freundschaftlichen Beziehungen zu Halirsch verdanken, sind nicht selten mit „Meta Communis" gezeichnet, welches Pseudonym eine lateinische Umschreibung seines Namens (das gewöhnliche Maß = 1 Seitel) darstellt. Bisher konnte sich keiner von Seidls Biographen dieses Pseudonym erklären. Auch „Siegl" unterzeichnete er bisweilen. Er entwickelte eine erstaunliche Produktivität. Bald erschien kein Almanach, der nicht Beiträge von ihm enthielt, keine Zeitschrift, deren Mitarbeiter er nicht war. Aber auch selbständig trat er hervor. 1825 publizierte er zugunsten des Stuttgarter Schillerdenkmals den Zyklus „Schillers Manen", das folgende Jahr brachte „Wiens Umgebungen", eine Art romantischen Bädekers, sowie die „Lieder der Nacht", denen 1826—1828 eine Sammlung seiner „Dichtungen" in drei Bändchen folgte, von denen das 1. und 2. Lyrisches, das 3. Novellen und den Text

zu der Auberschen Oper „Maurer und Schlosser" enthielt, denn auch die Bühne hatte er sich in seinem Schaffensdrange bereits erobert. Seine „Huldigung der Künste im Tempel der Pannonia" gelangte 1824 gelegentlich der Eröffnung des Theaters in Pest zur Aufführung, im selben Jahre gingen „Die Unzertrennlichen" und das Singspiel „Der kurze Mantel" über die Wiener Bretter, 1826 brachte den „Maurer und Schlosser", von vielen Buchdramen zu schweigen, die er allein und im Verein mit Freunden verfaßte.

1824 plante Seidl unter dem Titel „Austria" eine Sammlung von erzählenden Dichtungen österreichischer Autoren in fortlaufend erscheinenden Bändchen. Obwohl der Verleger Sollinger bereits die einleitenden Schritte gethan hatte, blieb es jedoch bei dem Plane. Wohl aber erscheint Seidl als Redaktor der zwei Jahre später in demselben Verlage erschienenen Calderon-Ausgabe, und 1828 übernahm er die Herausgabe des Taschenbuchs „Aurora", die bis dahin Franz Gräffer besorgt hatte. Seidl hatte die Redaktion bis 1858 inne, und es ist ihm im Laufe der Zeit gelungen, die „Aurora" zu einem der beliebtesten und gelesensten Taschenbücher zu machen. (Im Jahre 1832 erschien sie nicht. Verleger waren zuerst Riedl, dann Buchholz, resp. Riedls Wittwe, seit 1853 Lienhart.) Seidl scheute die Mühe nicht, alle literarischen Größen der Zeit ohne Unterlaß um Beiträge anzugehen, um die „Aurora" „auf einen würdigen Standpunkt zu erheben". Ihr galten stets seine lebhaftesten Sorgen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht sein Brief vom 23. November 1847, in dem er Leitner und die andern alten Mitarbeiter der „Aurora" auffordert, sich zur „silbernen Hochzeit" des Taschenbuchs mit Beiträgen einzustellen. In ihrem Kreise will er sich noch einmal „wie in einem trauten Abendkränzchen recht froh und wohlbehaglich fühlen, um dann sein Saitenspiel, das für die Gegenwart nicht mehr die rechte Stimmung hat, vielleicht für immer an den Nagel zu hängen." „Denn täuschen wir uns nicht, liebe Aurora, wir sind beide alt geworden." Dabei war diese redaktionelle Tätigkeit sehr umständlich und beschwerlich, da er stets schon im Juli das Manuskript für das übernächste Jahr bei der Zensurbehörde einreichen mußte, wo es neun Monate liegen blieb. „Das heißt doch — sich überleben" meint Seidl. Neben der „Aurora" hat er zeitweilig auch andere Taschenbücher, wie das

„Veilchen", „Iduna" und den „Freund des schönen Geschlechts" redigiert, auf deren Titel er jedoch nicht als Herausgeber erscheint. „Es war," sagt der Dichter selbst, „eine Zeit des Vielschreibens und Vielredens, eine gefährliche Krisis." Jedenfalls verdient er die Bezeichnung „fixfingerig", die ihm Uffo Horn zwischen 1836 und 1840 gibt, in vollem Maße. „Mit Lächeln, mitunter vielleicht gar mit Erröten" las er in spätern Jahren manche seiner Rezensionen in der „Theaterzeitung".

Ein Ereignis für das geistige Wien war es, als im Herbst 1823 Karl Maria von Weber gelegentlich der Aufführung der „Euryanthe" in Wien weilte. Seidl besang dieses Ereignis zweimal („Nach Anhörung der ‚Euryanthe'" in der Theaterzeitung Nr. 131 und „Dem Tondichter der ‚Euryanthe' und des ‚Freischützen'" im 1. Bd. der Dichtungen), über Webers Muß-Spruch („Beharrlichkeit führt zum Ziele") berichtete er in der Aurora für 1828. In Gesellschaft Webers, Holteis und seiner Frau Luise, des Weimarischen Hofschauspielers Pius Alex. Wolff, der Frau von Chézy, die den Text zur „Euryanthe" geschrieben, und anderer machte Seidl damals einen Ausflug nach Pötzleinsdorf, der den angenehmsten freundschaftlichen Verkehr der Teilnehmer zur Folge hatte. Aber Seidl mußte nach einer sichern Stellung Umschau halten. Nachdem ihm (am 28. Februar 1827) vom Schottengymnasium in Wien das Zeugnis der Befähigung für das Lehramt in den Grammatik- und Humanitätsklassen ausgestellt worden war, bewarb er sich um mehrere zur Besetzung gelangende Ämter. So reichte er am 8. März desselben Jahres bei der Direktion der k. k. Ingenieurakademie ein. Schon ein Jahr zuvor hatte er sein Glück bei der Studienhofkommission versucht, aber vergebens, obwohl er nicht unterließ bei solchen Gelegenheiten auf seine absolvierten Rechtsstudien und seine anderwärtigen Empfehlungen hinzuweisen, als da waren: „besondere Vorliebe für das Studium der römischen Literatur, sowie der griechischen und romanischen Philologie und Ästhetik, Universalgeschichte, Statistik, Algebra, Arithmetik, Psychologie und Logik". Auch konnte er sich auf seine erfolgreiche schriftstellerische Tätigkeit, seine Praxis im Privatunterricht, seine Kenntnis der französischen und italienischen Sprache und seine Vorkenntnisse des Spanischen und Neugriechischen berufen. Wenige Jahre später sollte sein Wunsch erfüllt werden. Durch Dekret der Studienhof-

kommission vom 14. März 1829 erhielt Seidl eine Stelle am Staats-gymnasium zu Cilli in Untersteiermark mit dem Gehalte von 500 fl. Konventionsmünze vom 25. April als dem Tage der Eidesablegung an. Allerdings mußte er nun sein liebes Wien und alle seine teuren Freunde mit den ihm liebgewordenen Abwechslungen der Großstadt verlassen und mit einem Exil in einem entlegenen Land-städtchen vertauschen, das noch heute, 70 Jahre später, einem Poeten wenig mehr bieten dürfte als den Reiz der umgebenden Natur. Ein weit vorgeschobener Posten des Deutschtums in slovenischem Lande, zählte Cilli damals ca. 2500 Einwohner.

Ein Umstand mochte dem Dichter die Trennung von Wien er-leichtern: er ging nicht allein. Am Tage vor seiner Abreise schloß er den Bund fürs Leben mit seiner Braut Therese Schlesinger. Seidl hatte sein „Reschen", eine der Töchter eines verarmten Wiener Bürgers, 1823 im Hause eines Großindustriellen kennen gelernt, wo sie als Verwandte und Erzieherin die Wirtschaft führte. Einer ihrer Brüder war der Cellist Karl Schlesinger (geb. 1813, gest. 1871). Therese war ein kluges, bescheidenes Mädchen, und Seidl hat nicht oft in ihre schwarzen Augen gesehen, ohne in Liebe für sie zu ent-brennen. In dieser Zeit des Liebesfrühlings entstanden seine ersten Gedichte in niederösterreichischer Mundart, die „Flinserln", in denen er das „schwarzaugáti Derndál mi'm nußbrauna Har" ver-herrlicht hat. Ihre Herzen fühlten sich immer mächtiger zueinander hinge-zogen; am 31. März 1826 schrieb ihr Seidl „mit seinem eigenen Blute die Versicherung seiner täglich sich erneuernden Liebe", am 31. Juli hielt er um ihre Hand bei ihren Eltern an, aber erst drei Jahre später, als er seine Zukunft völlig gesichert sah, konnte er sie heimführen.

Vor seiner Abreise verbrachte er noch ein paar frohe Tage im Kreise seiner Freunde. Einige derselben gaben ihm bis Neudorf, Wiener Neustadt und Gloggnitz das Geleite. Dann ging es den Semmering hinan. Neben dem Wagen einherschreitend, der seine Braut, Mutter und Tante barg, las er die Gedichte seines Lieblings Hölty. Bald verschwand das Bild der Heimat aus seinen Augen, und sein neues, zweites Vaterland, die grüne Steiermark, tat sich vor seinen Blicken auf. „Voll wehmütiger Erinnerung und großer Hoffnung" kam er nach Cilli, um hier „die rüstige Wirksam-keit in einem zusagenden Berufe mit der Erholung durch Poesie und Häuslichkeit abwechselnd zu verbinden." Das erste Heimweh

war denn auch im Kreise seiner Lieben bald überwunden, und Seidl war in Cilli glücklicher, als er es je in Wien gewesen war. In der Vorrede zu den „Almern“ (1850) sagt er von diesen Jahren seines „freundlichen Exils“:

„Ja d'selm war ich glückli,
Denn d'selm war ich noch jung:
A' Waldbám — ohni Holzwurm,
A' Glock'n — ohni Sprung“.

Das „freundliche Entgegenkommen der Menschen und die süße Aufdringlichkeit der Umgebung“ ließen ihn das ferne Wien nicht vermissen, beschlich ihn aber dennoch eine wehmütige Erinnerung, dann sandte er in seinen „Flinserln“ Wien und den Wienern die herzlichsten poetischen Grüße. „Ich lebte einmal in einer großen Stadt,“ erzählt Seidl in den ‚Wanderungen‘, „und es kam eine Zeit, wo ich in einer kleinen Stadt leben mußte, und dann gerne lebte und zuletzt beinahe vergaß, wie man in einer großen Stadt leben könne. Der Übergang war so plötzlich, so unvermutet, als ob Fausts Mantel mich fortgetragen hätte. Und als ich aufsah und die Blicke umherschicken wollte, um Kundschaft einzuziehen über meine Umgebung, da standen Weib und Kind um mich her und teure Angehörige, die den Zauberflug mir zuliebe mitgemacht, und neue Gesichter drängten sich Liebe fordernd um mich her — ich konnte den Horizont mit der Hand umspannen und fragte nicht viel, was darüber hinausläge. Und eines Abends, da pochte es an meiner Tür und auf mein freudiges Herein! erschien ein hohes Weib mit jugendlichem Antlitze voll wehmütig feierlichem Lächeln, ein Weib, das ich von Wien aus kannte, wo ich ihr — ich weiß es recht wohl — im Paradeisgärtchen zuerst begegnete, ein Weib, das mich bei der Leiche meines Vaters tröstend in die Arme schloß, ein Weib, das die einzige Vertraute meiner ersten Liebe war — die Frau Muse. Sie setzte sich zu mir und plauderte mir von meiner Heimat und von meinen Lieben; sie führte mich hinaus auf die Berge meiner neuen Umgebung und befreundete mich mit ihrer liebsten Freundin, der Natur, und besuchte mich, wo nicht täglich, so gewiß wöchentlich. Sie lehrte mich ein neues Element kennen: die häusliche Ruhe, die süße Heimlichkeit des Zuhauseseins — mit einem Worte: die Lichtseite des Kleinstadtlebens. So kam es, daß ich in meinem lieblichen Exile zufrieden lebte.“

1828 erschienen die beiden ersten Hefte der „Flinserln", 1829 das dritte. Die 1837 notwendig gewordene zweite Auflage war um ein viertes vermehrt. Nebenbei sammelte er seit etwa 1835, unterstützt durch das Wohlwollen des Erzherzogs Johann, die „Almer", österreichische Volksweisen, die er vorläufig allerdings noch nicht edierte. In hochdeutscher Sprache brachte das Jahr 1836 seine beliebteste lyrische Sammlung, die „Bifolien", die er seinem Gönner Erzherzog Johann zueignete, und die zu Seidls Lebzeiten noch vier weitere Auflagen erlebten. Sie sind nächst den „Flinserln" das populärste, was er geschrieben.

Den „Bifolien" folgte 1840 eine zweite lyrische Sammlung, „Liedertafel". Außerdem gab er in den Cillier Jahren vier Novellensammlungen heraus: „Georginen" (1836), „Brosamlin" (1836), „Novelletten" (1839) und „Episoden" (1839). Da Seidl bald der spiritus rector bei allen gesellschaftlichen Veranstaltungen in Cilli war und bei Theatervorstellungen mitwirkte, hatte er Gelegenheit, auch als Dramatiker hervorzutreten. Bei jedem festlichen Anlasse stellte er sich mit einem dramatischen Produkt seiner Muse ein, und da er konkurrenzlos war, hatte er die Genugtuung, sie sämtlich aufgeführt zu sehen. Wir erwähnen die „Verlegenheiten" (1831), „Das Bild" (1832), „Die Segensblume" (1833), Die Müllerin von Mainz" (1835), sämtlich Stücke patriotischen Charakters. Mit dem „Ersten Veilchen" (1831) fand er sogar Eingang ins Burgtheater, aber der Erfolg war ein geringer, und die Buchdramen hatten bei Seidl nach wie vor das Übergewicht über die aufgeführten. 1831 schrieb er den Text zu Lachners Kantate „Die vier Menschenalter", 1833 jenen zu der Oper „Der Sturm" u.a.m. Seine prächtige Tenorstimme ermöglichte es ihm, sich in Konzerten hören zu lassen. Wie sehr man elf Jahre später den Verlust des maître de plaisir in Cilli beklagte, erhellt aus dem Abschiedsgedichte, das ihm sein Freund, der Gymnasialprofessor und Admonter Stiftskapitular P. Hartnid Dorfmann widmete. Dasselbe ist auch wegen seines Küchenlateins bemerkenswert („Vade igitur, Seidele! —").

Die einsamen Spaziergänge in der schönen Umgebung kamen jedoch nicht nur dem Dichter, sondern auch dem Gelehrten Seidl zugute, der sich langsam neben jenem Geltung verschaffte. Die numismatischen und archäologischen Funde bei Cilli lenkten seine Auf-

merksamkeit auf derartige Gegenstände, und die Früchte seiner Studien legte er in wertvollen Abhandlungen nieder. Seidl durchwanderte von Cilli aus ganz Steiermark und Teile von Kärnten und Krain (Vgl. seine „Wanderungen durch Tirol und Steiermark“ 1840, 2. Aufl. 1847), doch beruht es nicht auf Wahrheit, wenn behauptet wurde, daß er seine Wanderungen bis nach Dalmatien und Venedig ausgedehnt habe, wenn auch einige Gedichte in den „Bifolien“ („Das Venezianerglas“), die Novelle „Therese“ (in den „Georginen“) u. a. zu bezeugen scheinen, daß er die Lagunenstadt, die damals noch zu Österreich gehörte, aus eigener Anschauung kannte. Seidl kannte nur wenige Teile seines engeren Vaterlandes, und niemals hat er seinen Fuß über die schwarz-gelben Grenzpfähle hinausgesetzt. Seine weiteste Reise war nach Triest.

Therese schenkte ihm zwei Kinder, einen Sohn Karl (geb. 1830, gest. 1861) und eine Tochter Wilhelmine (geb. 1833). Mehrere Gedichte aus dieser Zeit schildern das stille Familienglück Seidls (vgl. „Meinem treuen Weibe“ II. Bd. S. 15, „In der Kinderstube“ [1834] II. Bd. S. 22 „Mein Stammbuch“ I. 92. „Mein Wecker.“ I. 78.)

Auch an geistig hochstehenden Freunden fehlte es ihm nicht. Die Beziehungen zu Anastasius Grün waren nach wie vor die herzlichsten. Dieser besuchte ihn oft in Cilli, und Seidl erwiderte ihm den Besuch in dem Auerspergschen Schlosse Thurn am Hart in Krain. Am 18. April 1831 besuchte ihn ganz unerwartet sein alter Jugendfreund Halirsch, der sich auf der Durchreise nach seinem neuen Posten in Cilli aufhielt. In der freudigen Überraschung sich nach langen Jahren wiederzusehen, vergaßen beide die Spannung, die in der letzten Zeit zwischen ihnen geherrscht hatte, „und im innigsten, lebhaftesten Gespräche“ brachten sie ein paar unvergeßliche Stunden hin. „Mir war,“ sagt Seidl, „als hätte dieser Augenblick, wo wir uns ernster, gereifter, als junge Männer fanden, einen Schleier über alle Neckereien und Tollheiten geworfen, durch die wir einander als Jünglinge trotz gleichen Strebens und oft brüderlicher Teilnahme manchmal recht wehe taten. Gerührt schieden wir, ohne jedoch zu ahnen, daß es ein Abschied fürs Leben sei.“ Schon am 19. März des folgenden Jahres starb Halirsch in Verona am Schleimschlage, der Folge eines Rheumas. Es heißt, daß er noch

kurze Zeit früher in sehr heftiger Liebe zu einer gefeierten Sängerin, zu Giuditta Pasta oder zur Malibran entbrannte, doch spricht Seidl, der acht Jahre später auf Bitten von Halirschs Vater den literarischen Nachlaß seines Freundes (Wien, 1840) herausgab, nicht von dieser ersten und letzten Liebe Halirschs. Die beiden Bände, aus deren biographischem Vorwort obiges Zitat entnommen ist, enthalten das poetische Nachtstück„ Meister Tod", die „Frühlingsreise durch Italien" (Fragmente aus dem Tagebuche eines Enthusiasten, in 22 Reisebildern) und zwei treffliche Novellen „Die jungen Herzen" und „Belladonna", wie Seidl sagt „zwar wenige, aber vielleicht die reifsten Produkte eines nicht gewöhnlichen Talents, das literarische Vermächtnis eines Dichters, welcher gewiß sanfter in fremder Erde läge, wenn nur ein Fünkchen der Liebe, mit welcher er an seinem Vaterlande hing, von diesem aus, wie ein tröstlicher Stern, auf sein fernes Grab hinübersprühte." Einen neuen Freund fand er in dem Grazer Poeten Karl Gottfried R. v. Leitner (geb. 1800), der 1825 eine provisorische Lehrstelle am Gymnasium zu Cilli erhielt, 1836 Ständesekretär in Graz, 1858 Kurator des Joanneums daselbst wurde und 1890 hochbetagt und allseits geehrt, als Dichter jedoch vergessen, starb. Daß Seidl dem ältern Bewerber in Cilli vorgezogen wurde, indem er daselbst eine definitive Lehrstelle erhielt, trübte das gute Einvernehmen der beiden nicht. Leitner begrüßte sogar den neuen Ankömmling in der Steiermark mit einem herzlichen Festgedicht, das in der „Vesta" für 1832 erschien und das Seidl im darauffolgenden Jahre mit einem Gegengruß an Leitner erwiderte. Leitner war unserm Dichter bei der Korrektur der „Fabeln des Faernus" behilflich, und sein Verdienst ist es auch, Seidl als wissenschaftlichen Autor in die Öffentlichkeit eingeführt zu haben. In der „Steiermärkischen Zeitschrift", die Leitner seit 1834 im Verein mit Dr. G. F. Schreiner, Albert v. Muchar und A. Schröter herausgab, erschienen Seidls erste wissenschaftliche Aufsätze. Bisweilen kam Seidl auch zu kurzem Besuche nach Wien.

So gingen unter Poesie und Lehrtätigkeit, eifriger Arbeit und häuslicher Zufriedenheit die Jahre rasch dahin. 1832 wurde er als „Gymnasialprofessor" bestätigt, und fünf Jahre später ließ ihm die Studienhofkommission „rücksichtlich seiner eifrigen Verwendung" die verdiente Anerkennung aussprechen. 1835 wird er zum Humanitätslehrer mit dem Gehalt von 600 fl ernannt, 1839 erhält er die erste

Dezennalzulage in der Höhe von 200 fl. Nicht weil er des Aufenthaltes in Cilli überdrüssig geworden wäre, sondern nur weil er es im Interesse seiner Familie für seine Pflicht hielt, seine materielle Lage zu verbessern, bewarb sich Seidl in den Jahren 1836 und 1837 um erledigte Stellen an der Bibliothek des Johanneums in Graz und am Gymasium zu Brünn, jedoch ohne Erfolg. Ein merkwürdiger Zufall sollte die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf ihn lenken. Im Jänner 1840 gelangte nämlich ein falsches Gerücht von seinem Tode in die Presse. Es regnete darauf ehrende Nekrologe in prosaischer und poetischer Form in allen Blättern des In- und Auslandes, die Seidl bei guter Gesundheit in Cilli lesen und aus denen der bescheidene Mann entnehmen konnte, welcher Sympathien er sich erfreute. (Er schrieb aus diesem Anlasse das Gedicht „Die Bestellung“ I. Bd. S. 60.) Kurze Zeit später forderte ihn einer seiner Gönner, Graf Moriz Dietrichstein, Oberst-hofmeister der Kaiserin Maria Anna auf, sich um die erledigte dritte Kustodenstelle am k. k. Münz- und Antikenkabinette mit dem Gehalt von 1000 fl. CM. und Quartiergeld von 240 fl. zu bewerben. Sein Gesuch bedürfe keiner Beilagen, „da man ihn bereits kenne“. Er erhielt die Stelle durch ah. Entschließung vom 2. Mai 1840 und legte am 4. Mai den Diensteid in die Hände des Oberstkämmerers Grafen Rudolf Czernin ab. Am 6. August wurde er seiner Professur in Cilli mit Belobungsdekret endgültig enthoben. Die Trauer um den Scheidenden war daselbst eine allgemeine. Die Stadt nannte ihm zu Ehren eine Quelle, bei der er zu weilen liebte, Seidlquelle. Der Abschied von Cilli wurde ihm nun ebenso schwer, wie seinerzeit jener von Wien. „Doch —,“ schreibt er an Leitner „ich war's meiner Familie schuldig, dafür zu sorgen, daß sie einst, wenn die Nachricht von meinem Tode keine Zeitungslüge mehr ist, besser daran sei, als sie es jetzt gewesen wäre. Hätte mir Steiermark das geboten — ich wäre gewiß nie aus dem Lande gegangen“.

Er traf am 15. August in Wien ein und nahm in der (damaligen) Herrengasse (jetzt Laudongasse 12, im VIII. Bezirk) Wohnung. Fortan verließ er Wien nicht mehr, außer zu gelegentlichen Ausflügen, die ihn noch in demselben Jahre wie auch 1854 nach Cilli führten. Er fand sich schnell in seine neue Sphäre, da er in Arneth einen wohlwollenden, verständnisvollen Vorgesetzten, in seinen Kollegen Bergmann und Eitl, die beide vor ihm Gym-

nasialprofessoren in Cilli gewesen waren, tätige Mitarbeiter gefunden hatte. Im ganzen aber erschien Seidl seine Vaterstadt sehr verändert. Wien war nicht mehr dasselbe wie vor elf Jahren. Im sozialen und literarischen Leben glaubte er eine Modernisierung zu verspüren, und die Teuerung des Lebens zwang ihn zu fieberhafter Arbeit. Er mußte den Privatunterricht (bei Sina) wieder aufnehmen. Dazu kam Krankheit, denn seit seiner Rückkehr litt Seidl wiederholt an hartnäckigen Gichtanfällen. Vom Oktober 1842 bis Jänner 1843 war er an das Bett gefesselt und konnte sich nur schwer erholen. Noch 1844 riet ihm Castelli zur Homöopathie. Vielleicht gelang es den Badener Heilquellen, zu denen er damals seine Zuflucht nahm, ihn von seinen Leiden zu befreien. Aber noch am 10. April 1847 schreibt er an Leitner: „Ich lebe nicht, ich vegetiere nur — meine Hauptleiden heißen Gicht und Geldmangel."

Der letztere soll ihn auch veranlaßt haben, bald nach seiner Ankunft in Wien das Amt eines Bücherzensors zu übernehmen, das er bis zur Aufhebung der Zensur im Jahre 1848 inne hatte. Wenn wir den Worten Seidls in seiner autobiographischen Skizze glauben, so hat er dieses Amt, das ihm viel Mißgunst eintrug, nicht aus ganz freiem Willen übernommen. Es wurde ihm angetragen, und er konnte es in seiner Beamtenstellung nicht wohl ablehnen, vielleicht hätte er sonst dieses „Henkeramt des Gedankens" nie bekleidet. Seidl schreibt: „Aus wahrhaft gutem Willen hatte ich mir gleichzeitig von seiten der damaligen obersten Polizei- und Zensurhofstelle das undankbare Amt eines Zensors aufdrängen lassen, das ich bis zum Jahre 1848, sowohl zur Zufriedenheit der vorgesetzten Stelle als der Parteien versah, wogegen es mich sowie meine loyale Haltung in dem genannten Jahre und in der darauffolgenden Reformperiode um mein ganzes literarisches Renommee brachte und ich auch der Journalistik gegenüber zu einer persona ingratissima wurde." Die Zeitgenossen sagen meist, daß er dieses traurigen Amtes mit großer Milde waltete und daß der Zensor in ihm nie das Übergewicht über den Denker, Dichter und gebildeten Mann erhalten habe, andere wie Hieronymus Lorm behaupteten aber mit großer Bestimmtheit: „Seine Gemütlichkeit hindert ihn nicht, ein herzloser Zensor zu sein, der die besten Gedanken der Jugend aus der Literatur ganz gemütlich wegstreicht." Freisinn und Zensur waren ja, wie jedermann weiß, unversöhnliche und unver-

einbare Gegensätze. Tatsache ist, daß das große Jahr 1848 an Seidl völlig spurlos vorüberging. Am Vorabend des 13. März, als sich das drohende Gewitter über dem morschen Gebäude des alten Systems zusammenzog, hatte Seidl nur fromme Gedanken (s. das Gedicht „Der Messias", II. Bd. S. 30), und das Wort „Freiheit" gebraucht er sehr ungern, es müßte denn sein, daß er von einem im Käfig seiner „Freiheit" beraubten Vogel oder dergleichen spricht. Für gewöhnlich kam es in seinem Lexikon nicht vor. Man darf aber nicht vergessen, daß der Beamte nicht Herr seiner Worte war.

Im Schuljahr 1848/49 wirkte Seidl, durch seine materielle Lage veranlaßt, als supplierender Professor für deutsche Sprache am Wiener Piaristengymnasium. Im Jänner 1849 raffte der Tod seine Mutter dahin. Sie starb in St. Pölten, wohin sie übergesiedelt war. Bald folgten diesem Schicksalsschlage noch andere. 1854 starb seine treue Gattin, 1861 sein Sohn Karl als technischer Bahnbeamter mit Hinterlassung einer Witwe, einer Nichte Franz Schuberts, später wieder verehelichten Sederl, und eines Töchterchens. Um dieselbe Zeit übersiedelte er in das (vor wenigen Jahren demolierte) Haus „Zur heiligen Dreifaltigkeit" in der Alserstraße Nr. 18, wo fortan seine Tochter die Wirtschaft führte. Dabei blieb es auch, als diese sich (1863) mit dem k. k. Oberbaurat Robert Funke vermählte. Hier führte er ein ruhiges, fast einsames Leben. Wie alle alten Österreicher so konnte sich auch Seidl an das neue Regime nicht gewöhnen. Er zog sich immer mehr von der Öffentlichkeit zurück, nur seine Stammgasthäuser „Zum Kühfuß" und „Zur blauen Flasche" in Lerchenfeld besuchte er noch an bestimmten Abenden, um dort gleichgesinnte Freunde zu treffen. Er erkannte, daß er sich als Mensch und Dichter überlebt habe. Schon 1847 schreibt er an Leitner, als dieser an einem seiner Gedichte Gefallen fand, dies sei ihm „lieber als vieles, was mir seit Jahren Schönes gesagt wurde. Es gibt mir wenigstens den Trost, daß doch ein Stückchen vom Poeten noch in mir blieb, woran ich oft ganz verzweifle." Und diese Stimmung verschärfte sich mit den Jahren, sie wurde bei ihm zu der Idée fixe, daß er vergessen sei. Fünf Jahre vor seinem Tode schreibt er:

„Ich passe nicht mehr für die Zeit,
D'rum dacht' ich mir, es sei gescheidt,

Zu gehen ohne Beschwerden,
Statt barsch — gegangen zu werden." (II. 110.)

Seine Dichtungen nach dem Jahre 1840 fanden auch lange nicht mehr solche Beachtung wie die früheren. Nur die dritte Ausgabe der „Gedichte in niederösterreichischer Mundart", die er Kaiser Ferdinand zueignete (1844), erregte berechtigtes Aufsehen, und die beiden Dialektstücke „s'letzti Fensterl'n" und „Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fensterl'n" gingen über alle Bühnen. Die „Almer" (in drei Heften 1850) fanden nicht den erwarteten Anklang. Seine hochdeutsche lyrische Nachlese „Natur und Herz" (1853) erlebte nur eine zweite Auflage (1857) und drang nicht ins Volk, wohl aber war es ein poetischer Sieg, als sein Text zur Volkshymne für authentisch erklärt wurde (1854). Der Verfasser wurde durch das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens ausgezeichnet. Von Novellensammlungen publizierte er in dieser Zeit das „Pentameron" (1843) und die „Bilder ohne Rahmen" (1841). Die letzteren erlebten in einer kleinen Umgestaltung unter dem Titel „Laub und Nadeln" drei Auflagen (1842, 1845, 1871). Sie enthalten Seidls beste Erzählungen. Von seinen Dramen erwähnen wir die Gelegenheitsstücke „Das verlorene Kind" (1844) und „Carniola" (1846). Seine Bearbeitung von Ponsards „Lucretia" errang 1844 im Burgtheater einen Achtungserfolg, sein Text zu Beethovens Ballet „Die Geschöpfe des Prometheus" fiel 1841 und 1859 samt der Musik in Wien ab, gefiel aber 1856 in München. Jener zu der Oper „Struensee" wurde wenig bemerkt (1849), von andern fruchtlosen Unternehmungen wie der Übersetzung von Lancivals „Hector" (1843) und anderen Buchdramen zu geschweigen. Das letzte Stück Seidls, das über die Bühne ging, war das graziöse Lustspiel „Eine Ode des Horaz", (nach Ponsard, 1837).

An die Stelle des Dichters Seidl trat nach und nach der Gelehrte. Nun trugen seine eifrigen Studien reiche Früchte. 1843 bis 1852 erschien seine „Fundchronik" in sechs Abschnitten; daran schloß sich eine Anzahl noch heute wertvoller wissenschaftlicher Abhandlungen, unter denen wir jene über den Dolichenuskult (1854) und über das Schwergeld (1854) hervorheben. Der Kenner zeigte sich auch in zahlreichen Rezensionen einschlägiger Erscheinungen in verschiedenen Fachorganen. Seine Verdienste als Schulmann

fanden die gebührende Würdigung, als er 1850 in die Redaktion der neugegründeten „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ berufen wurde, der er bis zu seinem Tode seine emsigste Tätigkeit widmete. Dem Gelehrten fehlte es denn auch nie an Anerkennung. Am 1. Februar 1848 wurde er korrespondierendes, am 28. Juli 1851 wirkliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, 1855 erhielt er die Medaille für Kunst und Wissenschaft, 1856 wurde er zum k. Hofschatzmeister ernannt, in welcher Stellung er 1869 eine populäre Schrift über die Schatzkammer veröffentlichte. Am 21. Juni 1867 erfolgte seine Ernennung zum Regierungsrat, am 11. Jänner 1871 wurde er unter gleichzeitiger Verleihung des Ordens der Eisernen Krone 3. Klasse pensioniert. Anläßlich seines 70. Geburtstages (21. Juni 1874), bei dem er Gegenstand allgemeiner Ehrungen war, erhielt er Titel und Charakter eines Hofrats. Die Stadt Cilli ernannte ihn damals zu ihrem Ehrenbürger. Aber seine Stimmung war und blieb eine elegische. Die wenigen Epigramme, die wir aus seinen letzten Lebensjahren besitzen, beweisen dies. Er klagt um den Verlust seines teuersten Gutes, der Poesie:

„Auf meiner langen Fahrt durchs Leben
Hatt' ich so manches aufzugeben.
Doch einen Verlust verschmerz' ich nie,
Abhanden kam mir die — Poesie.“
(II. 112. Geschr. am 20. Jänner 1873.)

Bald darauf begann er ernstlich zu kränkeln, und am 18. Juli 1875 machte der Tod seinem Siechtum ein Ende. In den lichten Augenblicken seiner letzten Tage zeigte er sich noch als der vorsorgliche Familienvater, der er stets gewesen. In seinem Testament vom 20. Juni 1871 empfahl er seinen unsterblichen Teil ausdrücklich der Barmherzigkeit Gottes, ordnete ein einfaches Leichenbegängnis ohne jegliches Gepränge, sowie einige Seelenmessen an und setzte seine Tochter, Frau Funke, die ihm stets eine aufopfernde Pflegerin war, sowie die Tochter seines verstorbenen Sohnes zu Erben ein. Frau Funke erhielt auch seine Bibliothek, seine Preziosen, sowie seinen handschriftlichen Nachlaß und die Verfügung über seine gedruckten und ungedruckten Schriften. Am 21. Juli 1875 fand das Leichenbegängnis von der Alserkirche aus statt, an dem viele Notabilitäten teilnahmen. Auf Anregung Hans Grasbergers

widmete ihm 1892 der Gemeinderat der Stadt Wien ein Ehrengrab auf dem Zentralfriedhofe.

Die Züge des Dichters sind in zahlreichen Porträts festgehalten worden, von denen wir das anerkannt beste und ähnlichste an die Spitze dieses Bandes gestellt haben. Die für den bescheidenen Mann charakteristischen Verse, die darunter stehen, schrieb er einst einem Verehrer unter seine Photographie. Den Eindruck, den Seidl im Leben machte, hat Cajetan Cerri 1850 in einer seiner Daguerrotypen in der „Iris" (Graz, II. Jahrg. S. 167) festgehalten. Er schildert Seidl wie folgt: „Groß, blatternarbiges Gesicht, kleines lebendiges Auge, schwarzes Haar mit grau vermischt, leichter Gang, freundliches verbindliches Benehmen, im ganzen eine wohltuende, bescheidene, stillpoetische Erscheinung und eine kernige Natur im besten Mannesalter, spricht gern, anregend, nicht ohne bedeutende Satire und begleitet seine Worte mit einer sehr lebhaften Mimik; durch und durch Patriot: vielseitige, ernste Bildung." Auch Adalbert Stifter schreibt ihm am 21. Dezember 1849: „Ich habe Sie im Umgange ganz so gefunden, wie ich Sie dachte, und in diesen Zeiten einen klaren, reinen Menschen gefunden zu haben, ist schon ein Fund, geschweige, daß es wohltätig ist, in dem liebgewordenen Dichter auch den lieben Menschen zu sehen."

III.
Lyrik.

Seidl hat sich fast auf allen Gebieten des dichterischen Schaffens versucht, seine vorwiegende Begabung lag jedoch unstreitig in der Lyrik, und er selbst sah im Alter ein, daß alle Wege, die ihn von dieser Straße seines wahren Talents abführten, mehr oder weniger Irrwege waren.

Von verschiedenen Beiträgen in Almanachen abgesehen, trat Seidl zum erstenmal 1826 als Lyriker hervor. In diesem Jahre erschien sein Zyklus „Schillers Manen" (Bilder aus dem Dichterleben, 7 Gedichte, 1826, Wien bei J. B. Wallishauser; abgedr. in den Dresdener Illustrierten Monatsheften für Familienglück 1854, S. 143), als einer der ersten Beiträge für das Stuttgarter Schillerdenkmal. In der Form noch ein wenig ungelenk, verraten diese Gedichte ehrliche Begeisterung. Da die ganze Auflage

dem Schillerdenkmal-Komitee zur Verfügung gestellt wurde, trugen diese Gedichte wenig zu Seidls Ruhm im Inlande bei. In höherem Maße galt dies schon von den drei Bändchen seiner „Dichtungen" (Wien, 1826—28, bei J. P. Sollinger), von denen die beiden ersten fast ganz mit Beiträgen in gebundener Sprache angefüllt sind. Der I. enthält Romanzen, Balladen, Sagen und Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen, der II. seine vortreffliche Verdeutschung der Elegien Lamartines und die „Lieder der Nacht", die ihre Entstehung, wie Seidl selbst sagt, den Eindrücken in ihm günstigen Stunden der Nacht verdanken. Eine melancholische Stimmung waltet in ihnen vor. Wehmut und Trauer, düstere Ausblicke auf Zukunft und Tod kehren in vielen dieser Gedichte wieder, in denen sich Seidl die poetische Manier seines Freundes Lenau zum Muster genommen hat; doch vermissen wir darin nur allzuoft den Schwung, das Feuer und die Gedankentiefe des letztern. Der Erfolg war denn auch kein nachhaltiger. Erst 1851 erschienen sie (in Wien, bei Sollingers Witwe) in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage, im Umfange fast verdoppelt.

In weitere Kreise trugen seinen Namen die „Bifolien" (1836, Wien, bei J. P. Sollinger), weitaus die populärste unter seinen lyrischen Sammlungen. Sie erlebten bis zum Jahre 1855 vier weitere Auflagen (II. 1841; III. 1843; IV. 1849; V. 1855) und verschafften dem Dichter eine große Zahl von Verehrern. Sämtliche Auflagen sind seinem Gönner, Erzherzog Johann gewidmet. Den Titel erklären die dem Buche vorangesetzten Verse, die echt in Seidls Art sind. Jedenfalls war die Idee der Zusammenfassung von je zwei Gedichten eine neue und originelle und schlug ein. Mit Befremden liest man in seinem Briefwechsel mit Leitner, welche Mühe es ihn kostete, für die „Bifolien" einen Verleger zu finden. „Wie gerne", schreibt er schon am 1. März 1825 an Leitner, „gäb' ich etwas Gesammeltes heraus, indem ich vieles habe, was die neunjährige Prüfungszeit schon überstanden hat, aber ich bekomme selbst gratis keinen Verleger, und Pränumeranten zu werben, kann ich mich durchaus nicht entschließen." Da sich die Auspizien im Laufe der folgenden zehn Jahre nicht besserten, mußte er schließlich doch „nolens volens in den sauren Apfel beißen und sie auf Pränumeration ankündigen". Die „Bifolien" gehören gewiß zu den besten Erscheinungen österreichischer Lyrik und sind auch von

Seidl selbst in keiner seiner spätern Gedichtsammlungen übertroffen worden. Chronologisch folgt auf sie die „Liedertafel“ (Wien, C. Gerold, 1840). Sie ist dem Grafen Franz Anton von Kolowrat-Liebsteinsky gewidmet, und zerfällt in folgende Unterabteilungen: 1. Ländliche Gedichte; 2. Lenzkommando, Heimweh, Erinnerungen; 3. Stimmungen, Tageszeiten; 4. Nachklänge, Geständnisse, Karneval; 5. Betrachtungen; 6. Tändeleien, Reimspiele. — Eine letzte Auslese seiner spätern Gedichte gab Seidl im Jahre 1853 bei Hallberger in Stuttgart unter dem Titel „Natur und Herz“ (Lyrische Nachlese: in 2. Aufl. 1857) heraus. Sie ist seinem Freunde Simon Frh. v. Sina zugeeignet.

Mit seltener Objektivität hat Seidl selbst in vorgerückten Jahren über die große Menge seiner lyrischen Schöpfungen geurteilt. In der autobiographischen Skizze lesen wir: „Ungetrübte Gemütlichkeit und Lebenslust, Naivität, Einfachheit, innige Naturanschauung, großer Reichtum an zarten Bildern, Keuschheit des Geschmacks und Gefühls, tiefe, oft rührende Empfindung und im ganzen eine melodiöse Sprache und Wohllaut des Verses sind die Vorzüge seiner (Seidls) lyrischen Gedichte, ein öfterer Verfall in sentimentale Weichlichkeit und allzu behagliche Breite die Schattenseiten derselben.“ In der Tat sind Seidls Gedichte die Produkte einer unverdorbenen, fast kindlich unschuldigen Phantasie, die sich an allem Großen, Erhabenen freut, nur Edles verherrlicht, allen Lagen des Lebens ihre vornehmen und guten Seiten abzugewinnen weiß und sich von allem, was den edlen Eindruck abschwächen könnte, abwendet. Ihr Stoffkreis konnte demnach leider nur ein beschränkter sein. Er besingt in mannigfachen Tönen die Natur mit allen ihren Schönheiten, den Wechsel der Jahreszeiten, das Erwachen des Frühlings, die Üppigkeit des Sommers, die Wehmut des Herbstes, und den eigenartigen Zauber des Winters. Er schildert dem Leser den Reiz des Morgens, die Stille der Nacht, das Rauschen der Wipfel im Walde, das Murmeln des Bachs, er lauscht dem Gezwitscher der Vögel in den Bäumen, und frohen Herzens dankt er dem Schöpfer für all die Herrlichkeit, die er in ihrer Größe bewundert, bisweilen auch in ihrer Gewalt anstaunt. Eine tiefe echte Frömmigkeit spricht aus seinen Gedichten. „Tu alles Gott zuliebe, Nicht um den Dank der Welt, Und wenn dir nichts auch bliebe, So wärst du wohlbestellt“ (I. 158) ist in dieser Hinsicht sein Motto. (Vgl. auch die

Gedichte: „Herr, du bist groß" (II. 59), „Mein Heiland" (I. 213), „Das Vater unser" (I. 47). „Ein frommer Mann muß glücklich sein" (I. 97) ist seine unerschütterliche Ansicht. Und mit diesem Gottvertrauen geht bei Seidl ein Vertrauen zu den Menschen Hand in Hand. Seidl ist durch und durch Optimist. Wie er selbst ist, „frisch, offen, weich und warm" (I. 39), so glaubt er auch die andern.

„Verzage nicht, o Mensch, und schilt dich nicht allein;
Wer Menschen menschlich sucht, dem sind sie nimmer Stein,"
(Brosamlin.)

Das ganze Leben Seidls war trotz mancher Kümmernisse denn auch ein solches, um ihn in diesem Glauben an seine Mitmenschen nicht wankend zu machen. Von den fast keinem Menschen ersparten Schicksalsschlägen abgesehen, gab es in seinem Dasein kein Ereignis, das seine Seelenruhe in ungewöhnlichem Maße erschüttert hätte; sein Leben verlief ruhig, ohne große Leidenschaften. Er konnte daher mit sich und der Welt zufrieden sein:

„Fried' und Lied! Ich will nichts weiter,
Fried' und Lied! Das ist mein Reim.
Laßt mich leben still und heiter,
Oft auch weinend, insgeheim."
(I. 200.)

Aber Seidls Tränen sind bloße Dichtertränen, und wenn er auch beteuert, „welche tiefe Kluft der Schmerzen sein Gemüt vom Glücke trennt" (I. 179), so sang er doch zur selben Zeit die lustigsten „Flinserln".

Nächst Gott gilt seine Liebe dem Vaterlande. Seidl ist einer der allerpatriotischsten Dichter, und seine Vaterlandsliebe wurde niemals auch nur durch den Anblick fremder Länder irritiert. Wir wissen daher nicht, wieso er sagen konnte:

„Denn was ich in der Fremde
Gesehn, gefühlt, erkannt,
Ist nur ein goldener Reifen
Um deinen Diamant."
(I. 42.)

Vgl. auch „Segne das Vaterland" (II. 60). Speziell das Lob Wiens hat er zu wiederholten Malen mit beredtem Munde gesungen. Die Donau, der Stefansturm, der Kahlenberg — diese Worte allein

entfachten seine poetische Begeisterung (vgl. „Heimweh" II. 52, „An Wien" II. 39). Der Gedanke, daß sich in seinem Vaterlande etwas ändern könnte, lag ihm ganz ferne.

Dieselbe Festigkeit und Unwandelbarkeit, die er in Religion und Patriotismus bekundete, zeigte er auch in der Freundschaft und Liebe.

„Und was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an."

Auch hier keine große Leidenschaft und daher nur kleine, gelegentliche Enttäuschungen, wie sie in der Liebe alltäglich sind (s. o. S. XXVI).

Innerliche Ausgeglichenheit und beschauliche Ruhe charakterisieren Seidls Muse, die nichts Betörendes, Hinreißendes besitzt, sondern ein tugendhaftes, sanftes, von dem Zauber der Häuslichkeit umspieltes Wesen ist (s. „An die moderne Muse" I. 185). Unschuldige Fröhlichkeit ist ihr Bereich; wenn Seidl elegische Töne anschlägt, fällt er leicht aus der Rolle. Nichts ist daher so verfehlt, als ihn mit Byron oder Heine zu vergleichen, wie dies Goedeke getan hat. Allerdings, setzt er hinzu, sei Seidl „reiner aber auch matter". Ihm fehlen Byrons Schwung und Gedankentiefe, aber auch Heines Witz und Satire, und während von Heine Hunderte von Versen im Gedächtnisse des Volkes leben, ist dies bei Seidl nicht der Fall. Dennoch verfügen wenige Dichter über eine solche Natürlichkeit des Ausdrucks, über solche Ungezwungenheit in der Beherrschung der poetischen Form, wie er.

„So wie man's ansieht und empfindet,
So sag' es ohne Scheu der Mund.
Im Wort, das ungesucht sich findet,
Gibt sich das Herz am besten kund."
(Iduna 1858.)

Seidls Dichtungen stehen in dieser Hinsicht dem Volksliede sehr nahe, das er nicht umsonst in der Natur und in Büchern eifrig studiert hat (vgl. „Legende" I. 81). Aber nicht nur die heimischen Vierzeiler, auch komplizierte, im Deutschen schwierige Versmaße behandelt er trefflich, wie seine Sonette in der Calderon-Ausgabe, seine Sizilianen u. a. beweisen. Die Übersetzungen aus Lamartine zeigen, wie er es verstand, den fremden Gedanken in deutsche Formen zu gießen.

Ein großer Vorzug der Seidlschen Lyrik liegt in ihrer leichten

Singbarkeit. Seine Gedichte wurden daher sehr häufig in Musik gesetzt. Folgende Kompositionen sind bis heute bekannt:

Aro 1. „Abschied“, 2. „Gruß“; Franz X. Chotek „Ehret die Frauen“; H. Esser „Der tote Soldat, Ballade“; Jos. Eitzenberger „Bild aus alter Zeit“; Fr. W. Fachus „Wiegenlied“; Josef Fischhof, aus den Flinserln: 1. „Schiffag'sangl“ 2. „Da lustigi Jaga“ 3. „s'Blinzeln“ 4. Setz' di' zu mir“; J. L. Hedwig „Grund“; Hoven 1. „Jägers Qual“ [op. 37] 2. „Die Uhr“ [op. 52] 3. „Aufschrift“ 4. „Feuer“ 5. „Jungfer Kanne“ [op. 45]; A. Ipavitz „Vom lieben Monde“; J. C. Keßler „Wiegeng'sangl“; Adolf Kirchl „Segne das Vaterland“; Fr. Lachner 1. „Vergebliche Klage“ 2. „An Sie“ (handschriftlich im Nachlasse); Löwe „Die Uhr“; Adolf Müller 1. „Wiegenlied“ (1823) 2. „Der Wanderer an den Mond“ (1826) 3. „Vier Schüsse“ (1829) 4. „Mondhelle“ (1834) 5. „Vergebliches Wandern“ (1843) 6. „Vöglein mein Bote“ (1844) 7. „s'Almagehn“ (in das Autographen=album J. M. der Kaiserin Elisabeth eingetragen); Gottfried Preyer 1. „Posthornklang“ [op. 3, 1835] 2. „Fragen“ [op. 4, 1835] 3. „Das Totenlichtlein“ [op. 5, 1835] 4. „Berg und Tal“ [op. 9, 1837] 5. „Fischers Abendlied“ [op. 41, 1842] 6. „Vöglein mein Bote“ [op. 47, 1846] 7. „Die Brieftaube“ [op. 68, 1853]; Heinrich Proch 1. „Schmiedlied“ [op. 33] 2. „Nachtszene“ [op. 64] 3. „Täuschung“ [op. 81] 4. „Perl=Lied“ in „Dá nárrischi Bauá“; Benedikt Randhartinger 1. „Schmiedlied“ 2. „Heil=mittel“ [op. 51] 3. „Jägers Feierabend“ 4. „Da lustigi Jaga“; Simon Sechter „Der Hirt am Felsen“ [op. 65]; Franz Schubert 1. „Die Unter=scheidung“ 2. „Bei Dir“ 3. „Die Männer sind mechant“ 4. „Irdisches Glück“ [1—4. op. 95, 1828] 5. „Widerspruch“ 6. „Wiegenlied“ 7. „Am Fenster“ 8. „Sehnsucht“ [5—8. op. 105, 1826] 9. „Nachthelle“ [op. 134, 1826] 10. „Nachtgesang im Walde“ [op. 139, 1827] 11. „Taubenpost“ [1828, gilt als Schuberts letzte Komposition] 12. „Grab und Mond“ [Sept. 1826] 13. „Der Wanderer an den Mond“ 14. Das Zügenglöcklein“ 15. „Im Freien“ [13—15. op. 80, 1826] 16. „Gretchens Abscheu vor der Liebe“ [Veilchen 1834, p. 43]; Robert Schumann „Blondels Lied“ [op. 53, Nr. 1]; V. A. Wagner, aus den „Flinserln“: 1. „Da Dickschädl“ 2. „s'Blin=zeln“; Eduard Wenzel „Am tiefen Meer“ (nach Parry); Ferdinand Wies=ner 1. „Die Klage“ 2. „Das Lied vom lieben Monde“. — Ferner kompo=nierten Kamm, Novotny, Kücken, Titl und Suppé mehreres aus „s'letzti Fensterl'n“.

Bisweilen versuchte Seidl auch, seinen Pegasus einen höhern Flug nehmen zu lassen, und in solchen Augenblicken entstanden seine Balladen, in denen er epische Sujets, am liebsten solche patriotischer Natur, originell oder nach fremden Mustern behandelte. Manche derselben, wie „Hans Euler“, sind durch ihre häufige Wieder=kehr in Lesebüchern und Anthologien zu einer künstlichen Popularität

gelangt, denn als Balladendichter ist Seidl ebensowenig ins Volk gedrungen wie Anastasius Grün, Joh. Nep. Vogl oder Ebert, denen er in dieser Hinsicht nahesteht. Von Uhland, dem er nacheiferte, wird er in der Sprachmeisterschaft bei weitem übertroffen. Verse wie „Der König kommt aus der Schlacht nach Haus“ (I. 207) passen schlecht zu der poetischen Grandezza eines Balladenstoffes. Dagegen kann man Seidl einen Meister des Gelegenheitsgedichts nennen. Er verstand es trefflich, in wohlgefeilten Versen der Bedeutung eines Tages oder eines Ereignisses gerecht zu werden. Heute erscheint uns mancher Anlaß, aus dem er zur Feder griff, recht unbedeutend, aber damals verfehlten die Gedichte schwerlich ihre Wirkung. In Einzeldrucken sind uns bekannt:

1. Beim Anblick auf die Gedenkmünze auf die Wiederherstellung unseres Landesvaters im März 1826; — 2. Zur Feier der langersehnten Ankunft unseres allergnädigsten Landesvaters in der lf. Stadt Baden am 30. 6. 1827, im Namen der hiesigen Bürgerschaft dargebracht (Wien, Ullrich, 1827); — 3. Nachruf an die Kaiserin Leopoldine von Brasilien (1827); — 4. In der Hofburg zu Wien am 20. Jänner 1842, zum 60. Geburtstage des Erzherzogs Johann; — 5. Festklang aus Österreich zur Feier des 13. (1.) Juli 1842 in Petersburg (Wien, Sollinger); — 6. Der neue Adler auf dem Stefansturm 1842 (Wien 1843); — 7. An den Stefansturm (am Tage der Gerüstabnahme, dem 13. Okt. 1843, vgl. „Natur und Herz“ 2. Aufl. p.383); — 8. Zur Jubelfeier der Verleihung des Theresienordens an Erzherzog Karl (Wien, Sollinger, 1843); — 9. Festgedicht zur Glockenweihe in der Karlskirche in Wien (Wien, Mausberger 1843); — 10. Zur Sekundizfeier Sr. Exz. des Patriarch-Erzbischofs L. Pyrker von Felsö Eör (Erlau und Stuttgart, Cotta, 1846); — 11. Zur Doppelfeier des Restaurationsfestes und des 50jährigen Aufgebotsjubiläums der Wiener Hochschule (Wien, Bl. Höfel, 1847); — 12. Worte des Dankes zur Orgelweihe an der Karlskirche in Wien (Wien, Sollinger, 1847); — 13. Prolog bei der musikalisch-deklamatorischen Akademie am 24. März 1856 um die Mittagszeit im Saale des Musikvereins zur Förderung des Ausbaues der Türme der hochw. Piaristen zu Maria Treu in der Josefstadt; — 14. Festgesang zur Feier der Enthüllung des Erzherzog Karl-Monumentes am 22. Mai 1860, als am Jahrestage der Schlacht von Aspern, gedichtet von J. G. Seidl, in Musik gesetzt von Herbeck, vorgetragen vom Männergesangvereine und dem akadem. Gesangvereine an der k. k. Universität.

Wie man sieht, walten auch hier die patriotischen Gegenstände vor. Denn nie führte Seidl mit solcher Liebe die Feder, als wenn es galt, das Herrscherhaus zu preisen. Seine größte poetische Tat auf diesem Gebiete ist jedoch die österreichische Volkshymne, die

aus dem Jahre 1854 stammt und im Verein mit Josef Haydns herrlicher Melodie einen der schönsten Gesänge dieser Art bildet.

Das Bedürfnis nach einer Volkshymne, wie sie England in Henry Careys „God save the king“, Frankreich in der „Marseillaise“, Preußen in Heinr. Harries' „Heil dir im Siegeskranz“ besaßen, machte sich in Österreich zum erstenmal gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts geltend. Damals betraute der niederösterr. Regierungspräsident Graf Saurau den Jesuiten, Gymnasialprofessor und Dichter Lorenz Leopold Haschka (geb. 1749, † 1827) mit der Abfassung eines geeigneten Textes, während Haydn die Melodie komponieren sollte. Nach anderer Version wäre die Initiative von dem letzteren ausgegangen, indem Haydn seinen Gönner Gottfried van Swieten aufmerksam machte, daß es unter der Würde Österreichs sei, gleich Preußen „die arme Weise über der Meerenge zu borgen“. Wie dem nun auch sei, das Haschka-Haydnsche Lied wurde zum erstenmal im Wiener Hofburgtheater am 12. Febr. 1797 zur Feier des kaiserlichen Geburtstages gesungen. Haschkas Text war recht unbeholfen. Die Reimnot des Dichters war offenbar, und das Gedicht wimmelte von Wiederholungen, wie schon die ersten Verse zeigen: „Gott erhalte Franz den Kaiser, Unsern guten Kaiser Franz.“ Es wurde nichtsdestoweniger in alle Landessprachen und sogar ins Latein (von W. A. Swoboda) und ins Althebräische (von M. Letteris, Wien 1833) übersetzt. Ja, man adaptierte den Text sogar für die patriotischen Bedürfnisse andrer Länder, indem man die Worte „Kaiser“ und „Franz“ durch andere Titulaturen und Namen ersetzte. Im Gegensatz zu den Worten war Haydns Melodie, trotz des „psalmenartigen“ Tones, den man ihr zum Vorwurf machte, allen Lobes wert. Abgesehen davon, daß sie der Meister selbst als Mittelsatz in sein 77. Quartett (op. 75) aufnahm und vier glänzende Variationen darüber schrieb, wird auch in Frankreich und Belgien das Tantum ergo darauf gesungen. 1793 diente sie einem Freimaurerliede, und auch Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland über alles“ folgt ihr. Haydn hatte in das einfache Lied seine ganze Kunst gelegt, und es war ihm selbst sehr lieb geworden. Er sagte 1808 zu Iffland, er spiele es täglich und habe in Stunden des Kummers oft wunderbaren Trost daraus geschöpft. „Ich kann nicht anders, ich muß es alle Tage einmal spielen; mir ist herzlich wohl, wenn ich es spiele und auch noch eine Weile

nachher." Er erhielt dafür ein ansehnliches Geschenk und eine Dose mit dem Bilde des Kaisers. Merkwürdigerweise wurden später wiederholt Zweifel an der Originalität der Haydnschen Melodie laut. 1837 stellte ein italienisches Blatt (das Mailänder Cosmorama teatrale) Nicoló Zingarelli als den wahren Komponisten, Haydn aber als Plagiator hin, jedoch völlig mit Unrecht, denn Zingarelli hatte bloß zu der italienischen Übersetzung der Volkshymne (von Giuseppe de Carpani) eine Melodie geschrieben, die sehr geringen Anklang fand. Neuerdings glaubte man, Haydns angebliches Vorbild in einem slowakischen Tanzliede zu erkennen, doch ist an der wahren Autorschaft des österreichischen Tondichters angesichts der in der Wiener Hofbibliothek befindlichen Originalhandschriften (1797) nicht mehr zu zweifeln. Welchen Zauber die Hymne trotz Haschkas schlechten Versen ausübte, beweist Grillparzers Gedicht „Ein altes Lied" (1858).

Während die Melodie blieb, war der Text der Volkshymne häufigen Wandlungen unterworfen. Es fehlte nicht an mehr oder weniger gelungenen Verbesserungen, wie jene in W. Erks und H. Jammers „Deutschen Volksliedern" (4. Heft). Auch die Krönung des Kronprinzen Erzherzog Ferdinand zum König von Ungarn und die vierte Vermählung des Kaisers Franz mit Karoline Auguste, gaben zu „Umdichtungen" Anlaß. Eine vollkommene Änderung war nötig, als Kaiser Franz gestorben war (1835). Sein Name kam ja wiederholt in dem Liede vor. Damals liefen nicht weniger als vierzehn Entwürfe zu einer neuen Volkshymne ein, darunter solche von Seidl (Gebet Österreichs, zuerst 1836 in der Wiener Zeitschrift), Ebert, Castelli, vielleicht auch von Grillparzer, von welchem jedenfalls eine Fassung aus dieser Zeit existiert („Gott erhalte unsern Kaiser, Unsern guten Ferdinand!"). Da aber keiner der eingereichten Texte befriedigte, wurde über Empfehlung eines hohen Beamten der eben mit seiner Frau am Josefstädter Theater gastierende Karl von Holtei mit der Abfassung einer Volkshymne betraut. Holtei ging als gebürtiger Preuße mit Zögern an diese Aufgabe, aber man ermutigte ihn und in der Tat genehmigte Metternich seinen, an einem Tage fertiggestellten Text. („Gott erhalte unsern Kaiser, Unsern Kaiser Ferdinand!") In der Folge erntete Holtei jedoch nur Feindseligkeiten, es regnete Schmähungen und Pasquille („Auf dem Ballplatz sitzt ein Preuße") gegen ihn,

der sich als Ausländer angemaßt habe, was nur einem Österreicher zukommen könne, und am 19. April 1835 wurde er, nach Absingung seiner eigenen Volkshymne bei offener Szene tüchtig ausgepfiffen (s. Holteis „Vierzig Jahre", VI. Band). Es wurde daher schon ein Jahr darauf durch Erlaß Sedlnitzkys (vom 12. Februar 1836) ein Zedlitzscher Text für authentisch erklärt. Dieser begann mit den Worten: „Segen Österreichs hohem Sohne, Unserm Kaiser Ferdinand!" Das Wort Österreich erscheint hier zum ersten Male in der Hymne. Zedlitz' Gedicht blieb bis zur Thronbesteigung Kaiser Franz Josef I. (1848) in Kraft. Dann hatte man durch fünf Jahre keine Volkshymne, erst 1853 erging über Anregung des Ministers des Innern, Freiherrn von Bach, abermals an Grillparzer, Seidl und Zedlitz die Aufforderung, neue Texte vorzuschlagen. Grillparzers Gedicht, das dieser selbst für verfehlt erklärte — es beginnt mit: „Gott erhalte unsern Kaiser, Und in ihm das Vaterland" — wurde nicht akzeptiert, Zedlitz scheint keine Lust verspürt zu haben, eine zweite Volkshymne zu dichten, Seidl aber war das Glück hold, sein Text gefiel maßgebenden Ortes. Derselbe bestand ursprünglich nur aus den vier ersten Strophen, die in eine Paraphrase des berühmten A E I O U (Austria erit in orbe ultima, d. h. Österreich wird ewig stehn) ausklingen. Die fünfte Strophe wurde anläßlich der Vermählung des Kaisers hinzugefügt; zwei weitere Zusatzstrophen fanden sich im Nachlasse Seidls. Sein Gedicht entspricht jedenfalls den Anforderungen, die man an eine Hymne stellen kann, vorzüglich. Es wurde jedoch bisher noch nicht bemerkt, daß sich dasselbe in den Anfangsworten sehr stark an einen Text anlehnt, den beiläufig zur Zeit Zedlitz' der Polizeibeamte und populär wissenschaftliche Schriftsteller Alois Moshammer (geb. 1800) einreichte, und der damals der kaiserlichen Handbibliothek einverleibt und vom Ministerium zur Verbreitung empfohlen wurde. Er begann mit den Worten:

„Gott erhalte und beschütze
Unsern Kaiser, unser Land,
Unsrer Hoffnung schönste Stütze,
Unsrer Liebe Unterpfand."

Seidls Text wurde durch Allerhöchstes Handschreiben Sr. Majestät vom 27. März 1854 für authentisch erklärt und bald in alle Sprachen der Monarchie und auch ins Hebräische (von J. H. Kohn,

Ofen 1841) und ins Chaldäische (von M. S. Rabener, Lemberg 1855) übersetzt. Eine prächtige Polyglotte wurde gedruckt, Seidl selbst durch das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens ausgezeichnet.

Als militärisches Weihelied fungiert die Volkshymne erst seit 1826. Da sich aber in die Instrumentation der Regimentskapellen im Laufe der Zeit die verschiedensten Schnörkel und Verzierungen eingeschlichen hatten, machte 1888 der Kapellmeister des 101. Inf.-Reg. Schinzl eine Eingabe an das Kriegsministerium, worin er die Herstellung der alten, einfachen Melodie und die Abschaffung des „zirkusmäßigen Trompetengeschmetters" und des „höchstens in eine Polka passenden Schlusses" empfahl, worauf 1889 Komzáks neue Instrumentation auf Grund der Originalpartituren eingeführt wurde.

Während Seidl als Lyriker in hochdeutscher Sprache bei allen Vorzügen dennoch keinen führenden Rang behauptet, ist er in seinen mundartlichen Dichtungen unübertroffen. Wie gleichzeitig mit ihm Stelzhamer die oberösterreichische Mundart, speziell jene des Innkreises, Kaltenbrunner jene der Traungegend literaturfähig gemacht hatte, so eroberte Seidl seiner niederösterreichischen Heimat das Schrifttum. Später kamen seine Bemühungen, die Gesänge des Volkes zu fixieren, auch seiner „zweiten Heimat" Steiermark zugute. In Niederösterreich hatte er allerdings an Ignaz Franz Castelli (geb. 1781, gest. 1862) einen Vorgänger, der schon 1826 anläßlich der Genesung des Kaisers Franz ein Lied in niederösterreichischem Dialekt hatte erscheinen lassen, und der sich auch abgesehen davon bisweilen in mundartlicher Dichtung versucht hatte. 1847 gab er sogar ein „Wörterbuch der Mundart in Österreich unter der Enns" heraus. Er behandelte den Dialekt stets als eine Art Kuriosität, ohne es für der Mühe wert zu halten, sich in sein Studium zu vertiefen und sich in den Geist des Volkes, das ihn spricht, einzuleben. In dieser Hinsicht war Seidls Vorbild Johann Peter Hebel (geb. 1760, gest. 1826), dessen alemannische Gedichte (1803) für seine Heimat dasselbe bedeuteten, wie Seidls „Flinserln" für Niederösterreich. Das erste Heft der letzteren erschien 1828 „als á kloan's Andenk'n" seinen Freunden David Ash und Moriz Köpp von Felsenthal gewidmet. Wie er in der Vorrede zur dritten Ausgabe (1844) selbst erzählt, verdankten diese ersten „Flinserln" ihre Entstehung einigen anspruchslosen Improvisationen aus der kurz

vorhergegangenen Zeit seines Liebeslebens. Die Bezeichnung „Flinserln" (Flitterchen, eine Art leichten Metallschmuckes) schien ihm für diese Produkte am besten geeignet, doch erklärt er den Ausdruck den weniger Bewanderten durch den ausführlichen Beisatz: „Öst'reichárische G'setz'ln (G'stanz'ln), G'sang'ln und G'schicht'ln." Alles Nähere findet sich in der Vorrede zur dritten Ausgabe. Er hatte mit den „Flinserln" entschieden den Geschmack seiner Landsleute getroffen, die ihre Denkart, ihr ganzes Wesen darin trefflich wiedergegeben und sich durch diese Klänge angeheimelt fanden, denn sie verbanden spezifisch österreichische „epigrammatische Kürze mit singbarer Weichheit". Die wenigen absprechenden Urteile, die in der Volkstümlichkeit dieses Unternehmens etwas Entwürdigendes sehen wollten, verhallten ziemlich ungehört, und schon fünf Monate später konnte Seidl dem ersten Heft ein zweites folgen lassen, das er dem Herausgeber des Taschenbuchs „Fortuna" Fr. X. Told und seinem Freunde Jos. Adalb. Gschladt zueignete. Im folgenden Jahre 1829, dem ersten seines steirischen Exils, folgte das dritte Heft, zugleich ein Gruß an alle seine daheim zurückgebliebenen Lieben. Es ist dem Grafen Anton Alexander von Auersperg, dem späteren Anastasius Grün gewidmet. Von diesen drei Heften war bald eine zweite Auflage nötig, die er um ein viertes Heft vermehrte (1837). Er nannte diese Zugabe „Für meini lieb'n Östreichá alli mitánandá á kloan's Andenk'n". Dieser Ausgabe folgte 1844 die dritte, abschließende. Sie bietet vier Zenturien „Flinserln" (Váliebt's Zeug; Ländlig's; Riedig's und Räudig's; B'schád-Essen) und eine ausgiebige „Zuawág" von 24 Gedichten, darunter einige gelungene Übertragungen Anakreontischer und Horazischer Gedichte in niederösterreichische Mundart, das patriotische Idyll „Wie's dá Bauá mi'm Koasá moant", das als Seitenstück zu dem erwähnten Castellischen Gedichte gedacht ist, ferner eine Anzahl „Lustigi G'sáng'ln", drei dramatische Szenen (Kloani Kumödi-G'spiel'), unter denen „s'letzti Fensterl'n" über alle deutschen Bühnen ging und dank der zahlreichen eingestreuten Lieder wahrhaft volkstümlich wurde. Die von Seidl später hinzugefügte Fortsetzung „Drei Jährl'n nach'm letzt'n Fensterln" teilte den Bühnenerfolg des ersten Stückes. Die Ausgabe von 1844, (Wien, bei J. P. Sollinger) widmete Seidl unter dem Titel „Gedichte in niederösterreichischer Mundart" dem Kaiser Ferdinand I.

Nicht der unwichtigste und auch nicht der uninteressanteste Teil der Publikation ist das am Schlusse angehängte ausführliche Idiotikon (Wörterbuch), das unter Berücksichtigung der Etymologie alle dem Hochdeutschen fremden Ausdrücke erklärt und zu den wertvollsten Arbeiten über die niederösterreichische Mundart zählt. In ihm reicht der Gelehrte Seidl dem Dichter die Hand. Die Art, wie er, sowohl im Wörterbuch als im Texte die dem Schriftdeutschen fremden Laute wiedergibt, weicht von den früheren, meist komplizierteren Transkriptionen ab, kommt der Wirklichkeit aber entschieden näher. Seidl hat seine diesbezüglichen Grundsätze selbst in der Vorrede ausführlich gerechtfertigt, so daß wir hier nicht näher darauf einzugehen brauchen. Wer die Sprache des Bauern kennt, wird sie in Seidls Schreibart jedenfalls eher wieder erkennen als etwa in der Schmellerschen, oder gar in der Dialektkonstruktion Anzengrubers. Allerdings ist es wohl unmöglich, die Laute der Bauernsprache durch unsere Schriftzeichen vollkommen wiederzugeben.

Nach der Übersiedelung nach Steiermark begann sich Seidl auch für den steirischen Dialekt zu interessieren. Die Spuren dieses Interesses zeigen sich schon im vierten Hefte der „Flinserln“, sowie in zahlreichen „Steirischen Flinserln“ in seinem Nachlasse, deutlicher aber in der Sammlung der „Almer“. Die ersten Proben dieser „Innerösterreichischen Volksweisen, aus einer größeren Sammlung mitgeteilt von Joh. Gabr. Seidl“ erschienen um das Jahr 1835 im „Wanderer“ und anderen Zeitschriften. Drei gesonderte Hefte mit Worterklärungen gab Seidl 1850 bei Carl Gerold in Wien heraus. Dieselben enthalten zum geringsten Teile Gedichte von Seidl selbst, er fungiert hier meist nur als Redaktor und Herausgeber von steirischen und kärntnerischen Volksliedern. Er hatte auf Anregung seines Mäcens, des Erzherzogs Johann aus den Schätzen der Bibliothek des Joanneums zu Graz eine Sammlung von mehreren Tausenden solcher Lieder zusammengestellt und beabsichtigte ein corpus dieser Weisen zu edieren, aber wie aus seinen eigenen Bemerkungen hervorgeht, fand er hierzu keinen Verleger, und auch das Publikum hätte gefehlt, da das Interesse an kulturgeschichtlichen Materien damals noch nicht sehr rege war. Der Name „Almer“ bedeutet eigentlich nur eine bestimmte Art zweistimmiger Alpengesänge, erscheint hier jedoch auf alpine Poesie überhaupt ausgedehnt. Wir finden da zuerst 300 „Schnadáhüpfeln“, die unter passende

Schlagworte geordnet sind, und von denen viele die „Flinserln“ an ausgelassenem Humor übertreffen. Dann folgen einige größere Gedichte sowie drei Skizzen „Eine obersteirische Bauernhochzeit“, „Eine Bergpartie in Obersteier“ und „Eine steirische Wirtshausszene“, die sämtlich der Natur trefflich abgelauscht sind. Dennoch blieb der Erfolg der „Almer“ aus, sei es, daß man nach dem Jahre 1848 für die Poesie der stillen Täler keinen Sinn mehr hatte, sei es, daß Seidl mit seinen „Flinserln“ dem vorhandenen Bedürfnisse bereits genügt hatte.

Mit diesen erreichte er seinen Zweck jedenfalls, denn „sie befriedigten den Gebildeten und gingen ins Volk über“. Auch an ihnen versuchten sich eine Reihe von begabten Komponisten (s. o.), und viele von ihnen werden noch heute gesungen, ohne daß man sich dabei des Namens des Dichters erinnerte — ganz wie dies bei wirklichen Volksliedern der Fall ist. Es sind heitere, reizende Verse, die uns nur die guten Seiten unserer lieben Landleute zeigen. Voll Humor und Grazie entbehren sie bisweilen des Realismus und der Lebenswahrheit. Der Vorwurf, der so oft gegen Auerbach erhoben wurde: daß seine Bauern keine Bauern, oder nur halbe Bauern seien, kann auch gegen Seidl erhoben werden. Doch dachte Seidl schwerlich d a r a n, wenn er in einer Kritik über Klesheims mundartliche Gedichte sagt, er selbst sei in der Dialektdichtung weit hinter seinem eigenen Wunsche und noch weiter hinter den strengen Anforderungen zurückgeblieben, die man an einen Volksdichter im wahren Sinne des Wortes zu machen berechtigt sei. Hätte Seidl auch das Leben und Treiben der Bauern noch besser gekannt als in der Tat der Fall war, er hätte seine Landleute in der Poesie stets veredelt, und hierin unterscheidet er sich bedeutsam von Anzengruber, dessen Bauern naturwahrer, aber auch weniger liebenswürdig sind als die Seidlschen.

IV.

Novelle und Drama.

Wie sich aus dem Gesagten ergibt, ist ein großer Teil der Lyrik Seidls heute noch nicht veraltet. Dies gilt im vollsten Maße von seinen mundartlichen Gedichten, speziell von den „Flinserln“, zum Teil auch von den „Bifolien“ und seinen übrigen hochdeutschen Ge=

dichten. Anders steht es um seine novellistischen und dramatischen Schöpfungen, die schon zur Zeit ihres Erscheinens die allgemeine Aufmerksamkeit nicht in solcher Weise auf sich zogen, wie seine Verse. In der autobiographischen Skizze gibt Seidl auch zu, daß seine „Versuche auf dem Gebiete der Erzählung und Novellistik“ außer seine eigentliche Sphäre fallen und daher „Mangels an Erfindungs- und Darstellungskraft wenig Anklang fanden“. Fast erscheint uns dieses Urteil jedoch zu streng, denn auch unter seinen Novellen findet sich manche, die wir den besten Erzeugnissen dieser Art beizählen dürfen.

Die meisten Novellen Seidls erschienen zuerst in der „Aurora“ und in den anderen von ihm versorgten Taschenbüchern; erst später legte der Dichter diejenigen, die er für die vorzüglichsten hielt, einem größeren Publikum in Sammelbänden vor. Allerdings scheint es, daß ihn die Vorliebe zu dem einen oder anderen Kind seiner Muse bei dieser Auswahl zuweilen zu einer Ungerechtigkeit verleitet hat. Die Sammlungen, die hier in Betracht kommen, sind: Die „Erzählungen“ im 3. Band der „Dichtungen“ (Wien, 1828, enthaltend sechs Geschichten); — „Georginen“, gesammelte Erzählungen für Frauen (Grätz, J. A. Kienreich, 1836, gewidmet der Gräfin Luise v. Attems, geb. Gräfin Inzaghi, enthaltend sieben Erzählungen, deren Titel sämtlich Frauennamen sind); — „Brosamlin“, Ein Buch für Jünglinge (mit drei Kupfern, Wien, H. J. Müller, 1836). Im Titel erinnert diese Publikation an ein Buch des berühmten Kanzelredners Geiler v. Kaisersberg (geb. 1445, † 1510); wie dieser so gibt auch Seidl hier „Abfälle seiner verschiedenen Gerichte, die sich als Kost für die Jugend vorzüglich eignen“. „Brosamlin“ enthält außer verschiedenen poetischen Beiträgen acht Erzählungen sowie eine Reihe von Geschichten und Schwänken, die alten Chroniken nacherzählt sind. Den Schluß bildet ein Register aller Ausdrücke, die einem „Jüngling“ eventuell unbekannt sein können. — Ferner: die „Novelletten“, 16 an der Zahl und ihrem Wert nach sehr verschieden, manche erheben sich kaum über das Niveau gewöhnlicher Anekdoten (Wien, J. P. Sollinger, 1839, Mathias Const. Grafen v. Wickenburg, Gouverneur der Steiermark gewidmet); — „Episoden aus dem Romane des Lebens“ (fünf Erzählungen, Wien, Tendler und Schaefer, 1839, mit einem Stahlstich); — „Bilder ohne Rahmen“,

Erzählungen, Novellen, Sagen und Geschichten (2 Bdchen., Wien, Pichlers sel. Witwe, 1841). Aus dieser Sammlung ging das beliebteste Novellenbuch Seidls: „Laub und Nadeln“ hervor (2 Bdchen., ebda. 1842; zweite verm. Aufl. ebda. 1845. Gewidmet Sr. Exz. dem Grafen Moritz v. Dietrichstein, Obersthofmeister Ihrer Maj. d. Kaiserin Maria Anna; 3. Aufl. Wien, Braumüller, 1871). Die beiden Bände der ersten Ausgabe enthalten elf bzw. zehn Geschichten, in der zweiten Ausgabe enthält jeder Band deren zwölf. — Das „Pentameron“, wie der Dichter eingangs rät, als Lektüre für fünf Tage zu verwenden, enthält fünf Novellen (Wien und Leipzig, Tauer und Sohn, 1843)

Diese Sammlungen umfassen zusammen über 60 Novellen, weitere 20 dürften in Almanachen zerstreut sein, so daß Seidl an Fruchtbarkeit auch auf diesem Gebiete von wenigen übertroffen wird. Ein großer Teil dieser Geschichten muß heute allerdings als veraltet bezeichnet werden. In vielen herrscht jener hausbackene, altväterische Ton vor, der den modernen Leser auf der ersten Seite verwundert, auf der zweiten ärgert und auf der dritten seine Geduld zu erschöpfen pflegt. Es werden uns da vormärzliche Verhältnisse in einer stark sentimentalen Weise geschildert, wobei bisweilen eine gediegene, belehrende Tendenz deutlich hervortritt. Die Figuren sind ziemlich stereotyp; alle diese „Hannchen“, „Röschen“, „Minchen“ und wie die Heldinnen heißen mögen, sind nach einer Schablone geschnitten, aber auch ihre Eltern, ihre, meist dem Beamtentum oder dem Militärstande angehörigen Anbeter, erinnern in einer Novelle an die andere. Ebenso ist der Intrigant stets derselbe. Der Leser darf über den Vorgängen nie vergessen, daß die Vorsehung wacht und daß der Himmel schließlich doch das Gute belohnen und das Böse bestrafen wird. Der Beschreibung der Natur und des Milieus wird ein sehr breiter Raum gewidmet; der Vergleiche und salbungsvollen Betrachtungen ist kein Ende, und an Wendepunkten werden überdies Sprüchlein und kurze Gedichte eingeschaltet, die dem Leser die beherzigenswertesten Wahrheiten, die sich aus der Geschichte ergeben, in gebundener Form einprägen. Solche, die Idee der Erzählung zusammenfassende Verse werden derselben auch häufig, nach Art eines Motto vorangestellt. So sind manche von Seidls Erzählungen in der Tat „Hüllen lyrischer Ideen, die ein Herz suchen, wie das ist, aus dem sie kamen“. Es sind „Szenen

aus dem wirklichen Leben, fährt er fort, die mir eine poetische Aversseite zu haben schienen; kontrastierende Situationen, in denen ich mich oft bei einem scheinbaren Streben nach Objektivität nur über meine eigene Individualität lustig mache, und märchenartige Übersprünge aus dem Gebiete des Alltagslebens in das Traumleben der Lyrik, bilden ihren Inhalt."

Ein ganze Reihe Seidlscher Novellen zeigt uns den Kampf der Tugend mit dem Laster, das ihr lange arg zusetzt, am Schlusse aber zum Troste aller Guten dennoch siegreich von ihr überwunden wird. Dies ist z. B. in dem „Gelegenheitsgedicht" (in den „Episoden") der Fall, wo ein armer Lizentiat durch die Intrigen des Journalisten Hirschbein dazu gebracht wird, in eine Zeitung ein Gedicht einzurücken, das geeignet ist, seine ganze Zukunft zu zerstören. Am Schlusse trifft aber dennoch den Schuldigen die verdiente Strafe, und dem Lizentiaten, dessen Unschuld glänzend zutage kommt, ermöglicht es ein Haupttreffer, sein „Hannchen" heimzuführen. — Als Gegengift gegen eheliche Untreue wirkt die Moral in der Novelle „Die Moral in Bonbons" (in den „Novelletten"), wo der Sensal Stern erfährt, daß seine Frau, gekränkt durch seine Gleichgültigkeit gegen sie, dem Grafen Toker ein Stelldichein bewilligt habe. Zur Zeit, als die beiden beisammen sind, läßt ihnen Stern durch einen Konditor eine Schachtel Bonbons mit auf ihre Situation bezüglichen Moralsprüchen zusenden, und das Resultat ist, daß Rosa noch rechtzeitig auf den Weg der Treue zurückkehrt. Ob das Mittel in allen Fällen probat sei, sagt der Dichter nicht. Wenn dem so wäre, hätte die Geschichte wohl mehr Aufsehen erregt. — In anderen Novellen ist ein bloßer Irrtum, ein Mißverständnis die treibende Feder der Handlung und führt zu den traurigsten oder auch zu heiteren Konsequenzen. So tötet in „Das Schloß des Liebenden" (in „Laub und Nadeln" und im „Freund des schönen Geschlechts" für 1833) der französische Ritter Windal seine zum Stelldichein mit ihm eilende Geliebte, die er in ihrer Verkleidung als Soldat nicht erkennt. — Noch typischer ist „Das Ballkleid" (in „Laub und Nadeln"). Hier schickt ein Baron seiner Braut ein Ballkleid, erhält aber keine Antwort, da sie kurz vorher an einer epidemischen Krankheit gestorben ist. Heimgekehrt sieht er ein anderes Mädchen auf einem Balle in dem von ihm geschenkten Kleide tanzen. Da das Mädchen auch in den Gesichtszügen sehr an seine Braut er=

innert, nähert er sich ihr, sie aber weist ihn zurück, da sie ihn nicht kenne. Der Baron verfällt über diese vermeintliche Falschheit sogleich in Wahnsinn und stirbt. Wie sich nun herausstellt, war die Unbekannte die Tochter des Totengräbers. Der letztere hatte die Leiche der Verstorbenen des Kleides beraubt, und es seiner Tochter gegeben — was das erstaunlichste daran ist: alles in der Zeit einer Epidemie! Speziell das Motiv der Eifersucht auf den Bruder der Geliebten, bzw. der Gattin hat Seidl wiederholt verwertet. Es erscheint tragisch gewendet, in der zur Zeit der Türkennot in Steiermark (1532) spielenden Novelle „Der Kornett" (in „Laub und Nadeln"), mit zauberischen Elementen verquickt in der Alchimistengeschichte „Thomas Damascena" (in den „Novelletten"), in modernem Gewande und mit gutem Ausgange in „Die Spieluhr" (im „Pentameron"). Der Irrtum wird komisch ausgebeutet im „Kapitalist wider Willen" (in „Laub und Nadeln"), in welcher Geschichte ein junger Dichter für einen reichen Mann gehalten wird, weil er Gedichte des Titels „Mein Kapital" und „Meine Renten" geschrieben hat, deren näheren Inhalt man allerdings nicht kennt. Später ergibt sich daß damit sein Herz, respektive seine Hoffnungen gemeint waren.

Mit den meisten Novellisten seiner Zeit teilt Seidl eine Vorliebe für Geheimnisvolles, Mystisches. Er hatte seinen E. Th. A. Hoffmann nicht umsonst gelesen, Beweis dessen die Geschichte „Der Vogel Curios" (im „Pentameron"). Dies ist der Name eines unheimlichen Bildes, das allen, die in seiner Nähe schlafen, den Tod bringt. Ein Musiker erhenkt sich, ein Gelehrter wird wahnsinnig, ein Offizier wird zum militärischen Verbrecher — nur dem Erzähler selbst bringt es Glück. Hierher gehört auch „Dr. Faust am Riederberge" (in den „Episoden"), welche Geschichte auf der Nachricht beruht, daß der Koffer Lessings, in dem sich das Manuskript seines „Faust" befand, nächst Purkersdorf bei Wien abgeschnitten worden sei. Seidl läßt den Koffer Jahrzehnte später wieder auffinden und einen eigentümlichen Spuk treiben, dem ein junger Edelmann zum Opfer fällt.

Für manches dieser Motive, die Seidl mit Geschick verwendet, ist uns das Verständnis abhanden gekommen. Die Anschauungen, die heute das Urteil des Lesers bestimmen, sind eben andere als jene, die vor einem halben Jahrhundert maß-

gebend waren. Um so höher ist es anzuschlagen, wenn sich unter Seidls Novellen eine stattliche Anzahl findet, die unsere Aufmerksamkeit auch jetzt noch im vollsten Maße verdienen. Dies gilt speziell von Seidls historischen Novellen, in denen es ihm fast immer gelungen ist, den Leser mit Geschick in fremde Zeitverhältnisse einzuführen. So schildert er in „Rosalina" (in den „Georginen") das tragische Schicksal des reichen Ortes Plurs und des Dörfchens Schilano im graubündischen Bergelltale, die am 4. September 1618 von einem Bergsturze verschüttet wurden und verknüpft damit einen Liebesroman der schönen Tochter des Podestá von Plurs mit ihrem Retter Pilgerin. In „Die große Woche" (in „Laub und Nadeln") zeigt er in orientalischer Umgebung den Seelenkampf zweier, durch das Gesetz, getrennter Liebender.

Psychologisch verwandt sind „Die Goldschmiedstochter von Valencia" (im „Veilchen" für 1848) und „Die weiße Rose" (in „Laub und Nadeln"). Wird dort eine treulos verlassene Geliebte aus Zorn und Eifersucht zur Mörderin, so verfällt hier eine liebende Frau aus Gram über den Verrat eines unwürdigen Gatten dem Wahnsinn. Als vorzügliche Detailgemälde verdienen auch „Der geliehene Brautring" (in den „Novelletten", anonym auch im „Freund des schönen Geschlechts" für 1831), „Der Invalide" (in „Laub und Nadeln") und „Der alte Deserteur" (ebenda) Erwähnung. In der ersten Geschichte wird gezeigt, wie eine Frau sich bei einer Trauung plötzlich der Liebe zu dem Bräutigam bewußt wird, die bis dahin in ihrer Seele schlummerte; der „Invalide" verliert alle Achtung vor seinem ruhmbedeckten General, als dieser einer armen Offizierswitwe ein Almosen verweigert; in der dritten Geschichte wird eine seit 30 Jahren bestehende glückliche Ehe plötzlich als nicht rechtsgültig erklärt, da der Mann zur Zeit als er sie einging, noch einen Teil seiner Militärzeit abzudienen hatte, was er jedoch aus Unwissenheit zu tun versäumte. Das Urteil wird zwar im Gnadenwege aufgehoben, aber der ganze Vorwurf bildet eine treffliche Illustration zur vormärzlichen Geistesgeschichte.

Als die beste seiner historischen Novellen haben wir „Die Schweden vor Olmütz" (aus dem „Pentameron", auch in der „Fortuna" für 1840) in unsere Ausgabe aufgenommen; sie entrollt ein prächtiges und fesselndes Bild aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Die schottische Sagenwelt mit ihrem geheimnisvollen

Zauber weht uns aus „Arabella von Byrnswack" (aus „Laub und Nadeln"; unter dem Titel „Trank für Trank" in der „Fortuna" für 1829) entgegen. Die Alpenwelt erscheint mit poetischem Zauber verklärt in „Das goldene Ringlein" (aus „Laub und Nadeln"). — Aus dem Alltagsleben genommen und darum doppelt anziehend sind die Skizzen: „Der Leiermann", „Der tödliche Knopf" (beide aus den „Novelletten"), und „Die Blaue" (aus „Laub und Nadeln"). Sie werden an psychologischer Tiefe jedoch übertroffen von der Geschichte „Sie ist versorgt" (aus „Laub und Nadeln"), in der die traurigen Folgen einer gegen die Stimme des Herzens geschlossenen Ehe gezeigt werden, zu denen sich noch überdies ein düsteres Verhängnis gesellt. Die Heldin der interessanten Geschichte „Juana" ist ein Mädchen, das durch sein Talent in Sphären emporgehoben wird, für die es nicht geschaffen ist, und das die Gunst des Geschickes schwer büßen muß. Wie in „Juana", so führt uns der Dichter auch in „Stumme Rache" (in „Novelletten") und in „Cornelia Fieramonti" (in „Laub und Nadeln") in die Länder südlicher Romantik. Diesen beiden Geschichten möchten wir die Palme unter allen zuerkennen. Auch der modernste Leser wird sie nicht ohne die lebhafteste Spannung zu Ende lesen.

Eine interessante Aufgabe wäre es, zu untersuchen, inwieweit Seidl in seinen Novellen stofflich originell ist, und bis zu welchem Grade er ältere Quellen benützt hat. Vielen seiner Geschichten liegen ohne Zweifel wirkliche Ereignisse aus der damaligen Zeit zugrunde, in anderen hielt er sich an Chroniken und historische Berichte. Ihm, dem sich fast jedes Faktum zum poetischen Vorwurf gestaltete, brauchte um Stoffe nicht bange zu sein. In einzelnen Geschichten hat er sich an Werke ausländischer Erzähler angelehnt und dies selbst ausdrücklich namhaft gemacht, so in „Schloß Nonsuch" (in „Laub und Nadeln" und in der „Aurora" für 1838), wo er nach einer Geschichte von Horace Smith die Liebe der alternden Königin Elisabeth zu dem Grafen Essex schildert und auch den Schauspieler Shakespeare einführt. Im Anschluß an Erzählungen der Mlle de Sénancour zeigt er in „Die Kinder der Natur" (in „Laub und Nadeln", auch im „Veilchen" für 1834) die Früchte einer verfehlten Erziehung, in „Die feindlichen Nachbarn" (ebenda und im „Freund des schönes Geschlechts" für 1833) die Fehde zweier südfranzösischer Schloßherren und ihre schließliche Versöhnung durch

die Liebe der Kinder. In „Allydia“ (in den „Georginen“) hält er sich an eine Novelle von Le Maistre, in „Weibertücke“ (in der „Aurora“ für 1830) an den Roman ‚Olivier‘ der Verfasserin der ‚Ourika‘. Schließlich müssen hier noch seine zahlreichen „Geschichten und Schwänke, alten Chroniken nacherzählt“, Erwähnung finden, die er serienweise in verschiedenen Taschenbüchern, speziell im Veilchen bis 1848, unter steter Quellenangabe publizierte.

* * *

Einen ebenso breiten Raum als die Novellen nehmen in Seidls Schriften seine dramatischen Arbeiten ein. Seit seiner frühesten Jugend widmete er sich dieser Richtung des poetischen Schaffens mit besonderem Eifer, allein der Erfolg war hier ein noch weniger befriedigender als bei den Novellen. In der Tat findet sich auch unter Seidls zahlreichen Stücken kein einziges, das ein entschiedenes dramatisches Talent verriete. Wie allen seinen Werken, so sind auch diesen formelle Abrundung, sprachliche Eleganz und Vornehmheit der Auffassung nachzurühmen, aber was den wahren Dramatiker kennzeichnet: die Kunst des szenischen Aufbaues, die Technik, fehlte ihm gänzlich. Seine lyrische Grundanlage wirkte hier natürlich nur schädlich. Seidl hat sich auf allen Gebieten dramatischer Poesie versucht. Verhältnismäßig am besten gelangen ihm noch die weihevollen Festspiele, in denen die Handlung Nebensache ist, und es vornehmlich gilt, auf den Patriotismus und ähnliche Gefühle der Zuschauer zu wirken. Aber schon beim historischen Schauspiel konnte er seiner Aufgabe nicht mehr gerecht werden; er vergriff sich in der Versform und beging technische Fehler. Übrigens hat er keine abendfüllende Tragödie geschrieben. Es ist befremdend, daß er in dieser Hinsicht von dem eifrigen Studium Calderons (s. u.) so wenig profitierte. Im Lustspiel und in der Posse, die er nicht minder fleißig pflegte, steht er im Zeichen der Franzosen, deren Geist jedoch bei ihm mit einem guten Teil Kotzebue, Iffland und Raupach versetzt ist; von allen seinen Stücken hat sich keines auf die Dauer lebenskräftig erwiesen. Selbst in der Wahl der fremden Stücke, die er formvollendet bearbeitete, erwies er keine glückliche Hand. Den meisten Beifall fand er noch als Textdichter, da er es verstand, den Tönen seine Worte trefflich anzupassen, aber mit der Musik

veraltete auch sein Text, und so bleibt von dem Dramatiker Seidl kaum die Erinnerung. Dennoch halten wir es für unsere Pflicht, auch dieser Seite seines Schaffens gerecht zu werden.

Schon anfangs 1824 schrieb Seidl ein Festspiel „Pannonia" zur Eröffnung des Pester Theaters (gedruckt bei Laudes, Pest). Die Wiener weltbedeutenden Bretter eroberte er sich noch im selben Jahre als Bearbeiter nach dem Französischen. Am 11. September 1824 gingen „Die Unzertrennlichen", ein Lustspiel in zwei Aufzügen, in Prosa, nach Théaulon im Theater an der Wien in Szene. (Gedr. ohne Jahr, in 16° und in der „Iduna" für 1847.) Es erlebte jedoch im ganzen nur vier Aufführungen. Die „Unzertrennlichen" sind ein junger Lebemann und der Gerichtsvollzieher, der ihm auf Schritt und Tritt folgt, um einen Wechsel einzukassieren. Dem bedrängten Schuldner bleibt schließlich nichts übrig, als ihn für seinen alten Freund Egel (Blutegel) auszugeben. Ein Vorspiel „Schwärmerei" und ein Nachspiel „Das Erwachen" schrieb Seidls Freund, der spätere Theaterdirektor Ferdinand Frh. v. Biedenfeld (geb. 1788, gest. 1862). In umgearbeiteter Form ging das Stück noch 1847 zu Klagenfurt in Szene. — Als seinen „ersten dramatischen Versuch" bezeichnete Seidl später das dramatische Volksmärchen „Der kurze Mantel", ein Melodram mit Chorgesang und Tanz, in dessen Instrumentierung sich Ph. J. Riotte, Josef v. Blumenthal und Ignaz R. v. Seyfried, der Kapellmeister des Theaters an der Wien, teilten, wo dieses Werk trotz des Widerspruches der Kritik noch in demselben Jahre 1824 zehnmal gegeben wurde. Es ist ungedruckt, behandelt die Leiden und spätere Rechtfertigung einer unschuldig Verleumdeten und gab sogar zu einer Parodie Anlaß, die am 13. Dezember 1824 im Theater in der Josefstadt aufgeführt wurde. — Ob sein gleichfalls ungedrucktes Festspiel „Irene und Vindobona" zur Feier des Geburtsfestes des Kaisers 1825 aufgeführt wurde, ist uns nicht bekannt.

Im folgenden Jahre 1826 öffnete ihm sogar das Kärtnertortheater seine Pforten. Am 1. August wurde daselbst Aubers dreiaktiges, romantisch-komisches Singspiel „Der Maurer und der Schlosser" aufgeführt, und als Verdeutscher des Scribe-Delavigneschen Textes erscheint auf dem Theaterzettel der 22jährige Seidl (gedr. Wien, J. P. Sollinger, 1827). Die Bearbeitung blieb bis 1838 in Gebrauch, in welcher Zeit sie sechzehnmal gegeben wurde.

Seidl hat sich seiner Aufgabe als Übersetzer mit Geschick entledigt, und der Leser ist noch heute lebhaft interessiert, wenn der Maurer Pietro und der Schlosser Paolo des Nachts — es ist die Hochzeitsnacht Pietros — von Vermummten hinweggeschleppt werden, um an einem ihnen unbekannten Orte ein liebendes Paar einzumauern, resp. einzuschließen. Die Beklagenswerten sind der Marquis Leone und Irma, die schöne, ungetreue Favoritin des Persers Abdallah, die nun mit ihrem Leidensgefährten zitternd ihrem weiteren Schicksale entgegensieht; aber ein treuer Sklave befreit sie rechtzeitig.

Trotz dieser ersten Erfolge scheinen in den nächsten Jahren keine weiteren Stücke von Seidl aufgeführt worden zu sein. Wenigstens enthalten die Drucke in den Almanachen keinen diesbezüglichen Vermerk. In die Autorschaft des einaktigen Originallustspiels „Schwärmer, Sansfaçon und Gleichgültiger" (gedruckt als Werk Halirschs im Almanach dramat. Spiele, 23. Jahrg., Leipzig 1825), teilte er sich mit Halirsch. Der dürftige Witz des Stückes liegt darin, daß sich der Legationssekretär Brandeis für den Vetter seiner, von vielen angebeteten Frau ausgibt, um sich einen Spaß zu machen und zugleich Antonie auf eine Probe zu stellen, die sie natürlich besteht. — „Das Monatzimmer", dramatisierte Anekdote in einem Akt und Alexandrinern, wurde wie der Druck ohne Jahreszahl (auch in der „Aurora" 1829) besagt, vom Hofburgtheater zur Aufführung angenommen, doch blieb es bei der Annahme. Zwei Ehegatten entfliehen nach einem Zwist beide der gemeinsamen Häuslichkeit, finden sich jedoch in einem Monatzimmer wieder, wo die Versöhnung erfolgt. So kann Stein am Schlusse sagen:

„Bestandverlasserei*), dich aber tadl' ich nimmer,
Denn was kein Redner kann, kann oft ein Monatzimmer."

In demselben damals schon als recht langweilig empfundenen Versmaße bewegt sich das einaktige häusliche Gemälde „Allein sein ist nicht gut" („Aurora" 1831), in dessen Mitte ein Vater steht, der einem Bewerber die Hand seiner Tochter erst nach seinem Tode geben will, da er fürchtet, daß Kind und Schwiegersohn seiner in ihrem jungen Glück vergessen könnten, doch gelingt es den beiden, seine sofortige Einwilligung zu erhalten. — Scribes „Le Timide war Seidls Vorbild in dem einaktigen komischen Singspiel

*) D. h. das Vermieten von Zimmern.

„Der blöde Ritter“ (als Werk von Meta Communis im „Freund d. schönen Geschl.“ f. 1830), einem heiteren Vaudeville mit zahlreichen Gesangseinlagen.

Der „Freund des schönen Geschlechts“ für 1838 bringt die einaktige Posse „Eilf Uhr, oder keine Antwort ist auch eine Antwort“, wo Rosa von Faltern durch eine List gegen den Willen ihres Vormunds die Gattin ihres Erwählten wird. Das Stück ist bemerkenswert durch die Charakteristik der stark chargierten Figuren des Vormunds, eines adelsstolzen Rittergutsbesitzers und seines Faktotums Jeremias Spinne.

Auf das Gebiet des historischen Trauerspiels wagte sich Seidl zum erstenmal in dem Einakter „Propertia Rossi“ („Aurora“ 1830), doch mit wenig Glück. Er wählte als Versmaß den vierfüßigen Trochäus des spanischen Dramas, den auch die deutschen Schicksalsdichter und Grillparzer in der „Ahnfrau“ verwendet hatten. Die Handlung spielt im 16. Jahrhundert in Bologna. Die Heldin, eine Malerin, entdeckt, daß ihre Freundin Angelika die Geliebte Leones ist, dem auch sie ihr Herz geschenkt hat. Nach heftigem Seelenkampfe gibt sie sich den Tod, in dem sie (auf der Bühne) erhitzt kaltes Wasser trinkt. — Das Minnespiel „Der Blumenpreis“ (in fünffüßigen Jamben mit Chören in freien Rhythmen, gedr. in d. „Aurora“ 1841) spielt im Jahre 1346 in Toulouse. Graf René läßt seine eigene Tochter gefangen setzen, da sie von ihrem Geliebten Guidobald nicht lassen will. Erst als dieser dem Grafen in der Schlacht von Crécy selbst das Leben rettet, wäre René bereit, ihm die Tochter zu vermählen, aber zu spät; Guidobald stirbt an den im Kampfe erhaltenen Wunden. Sterbend schickt er Clémence die Blumen, die sie ihm in den Kampf mitgegeben und von denen er sich nie getrennt hatte. Zur Erinnerung daran stiftet sie die Blumenspiele von Toulouse. — In dem Dramolet „Bertha Bellincioni“ (in fünffüßigen Jamben, in der „Iduna“ 1855) schlägt die Heldin die Hand Kaiser Ottos IV., der von ihrer Schönheit entzückt um sie wirbt, aus und bleibt ihrem Guido treu. Zeit: 1209.

Das dramatisch vollkommenste unter Seidls Stücken ist das dreiaktige Schauspiel „Manuela“ (in fünffüßigen Jamben, in der „Aurora“ 1845), dessen Stoff einer Erzählung von P. M. F. Pitre-Chevalier (geb. 1812, gest. 1863) entnommen ist. Die Handlung spielt 1838 zur Zeit des Krieges zwischen Carlisten und Cristinos

zu Panola in Altkastilien. Der Carlist D. Stefano Riaz gerät in einen zwiefachen seelischen Konflikt, als er dem französischen Offizier, d'Hervilliers, der zur Partei der Königin Christine gehört, in seinem Hause Schutz vor seinen Verfolgern gewährt, und überdies in ihm einen Nebenbuhler in seiner Liebe zu Manuela erkennt. Das Gastrecht gebietet ihm den Feind und Rivalen zu schonen. Zum Danke überläßt jener seinem Lebensretter die Hand des Mädchens, das übrigens seine Gefühle ohnedies nicht erwiderte.

Ein neues Feld eröffnete sich seiner dramatischen Tätigkeit in Cilli, wo er bald keinen festlichen Anlaß vorübergehen ließ, ohne sich mit einem dialogisierten Produkt seiner Muse einzustellen. Am 16. Jänner 1831 gelangte hier seine (ungedruckte) Faschingsposse „Verlegenheiten über Verlegenheiten oder Staberl als Lord und Arrestant" zur Aufführung, worin er eine altbeliebte Figur des Wiener Volksstücks neuerdings auf die Bühne brachte. — Am 11. Februar 1832 folgte zur Feier des kaiserlichen Geburtstages ein patriotisches Festspiel „Das Bild" (gedr. im „Freund d. sch. Geschl." f. 1834). Der Bürger Lebrecht will hier dem Maler Franz seine Tochter nur dann zur Frau geben, wenn er ein Bild male, das ihm gefalle. Was malt Franz nun? Der Leser ahnt es: er malt den Kaiser. Da kann Lebrecht nicht widerstehen, und gibt ihm die Tochter. Zum nächsten Geburtstage des Kaisers (1832) dichtete Seidl ein neues Festspiel „Die Segensblume" („Veilchen" für 1835), unter dem Titel ist das Kaiserlied zu verstehen. 1834 wurde aus diesem Anlasse „Die Müllerin von Mainz" aufgeführt, welches Stück Seidl schon im August 1830 binnen zwei Tagen geschrieben hatte (gedr. „Aurora" 1840). Wie die freien Reimpaare beweisen, bemühte er sich hier einen volkstümlichen an Goethes „Faust" gemahnenden Ton anzuschlagen. Kaiser Rudolf I. kommt, als schlichter Soldat verkleidet, in die Mühle der schönen Müllerin Else und erfährt, daß sie seinen Knappen Franz heiraten wolle, daß aber diese Heirat nicht zustande kommen könne, da er (der Kaiser) seine Zustimmung nicht gegeben habe. Natürlich erteilt er sie, als er kurze Zeit später als Kaiser in Mainz einzieht. Der Dichter Wolfram benutzt den Vorfall zu einem loyalen Gedicht, und das Stück klingt wie die früheren in das Lob des Hauses Habsburg aus.

In dieselbe Kategorie gehört auch das einaktige dramatische Ge=

dicht „Das erste Veilchen“, mit dem Seidl am 1. März 1831 auf dem Burgtheater debütierte (gedr. in der „Aurora“ 1833). Es errang jedoch nur einen schwachen Achtungserfolg, der dem patriotischen Sujet galt, und gelangte trotz der vorzüglichen Darstellung durch Anschütz (Herzog), Heurteur (Kuno), Mad. Fichtner (Jetta), und Löwe (Harrand) und trotz eines Lobgedichtes von Max Letteris (im „Sammler“ 1831) nur dreimal zur Wiederholung. Der steirische Minnesänger Harrand von Wildon lebt unerkannt im Hause des Försters Kuno und wirbt um dessen Tochter Jetta. Kuno will ihm ihre Hand jedoch nur geben, wenn er ihm das erste Veilchen bringe, das Herzog Leopold der Glorreiche bei der nächsten Maifahrt pflücken werde. Harrand schließt sich darauf dem Zuge des Herzogs an, besingt das Veilchen, erbittet es sich von Leopold, erhält es und damit auch die Geliebte. Seidl hatte hier Gelegenheit seiner Sentimentalität und seiner unbegrenzten Verehrung für das Herrscherhaus die Zügel schießen zu lassen. Der literaturkundige Leser kann jedoch angesichts dieses blumenfreundlichen Herzogs nicht ernst bleiben, wenn er sich der Possen erinnert, die der Sänger Neidhart von Reuenthal seinem erlauchten Herrn gelegentlich einer solchen Veilchenlese gespielt haben soll.

In der nächsten Zeit wissen wir von einer Aufführung seines (ungedruckten) zweiaktigen Lustspiels „Jeannette und Hannchen“ in Graz 1840, dann ließ ihn jedoch erst wieder das Jahr 1844 auf der Bühne mehrmals zu Worte kommen. Am 30. März ging seine (ungedruckte) Bearbeitung von Ponsards „Lucretia“ auf dem Burgtheater in Szene und wurde in demselben Jahre noch sechsmal, bis 1847 im ganzen noch achtmal widerholt. Die besten Kräfte waren darin beschäftigt; außer Dlle. Enghaus, welche die Titelrolle spielte, Lucas, Loewe, Herr und Frau Rettich, Dlle. Wildauer u. a. — Am 4. November desselben Jahres gelangte im Josefstädter Theater gelegentlich der Feier des Namensfestes Ihrer Maj. der Kaiserin-Mutter Carolina-Augusta, als obersten Schutzfrau der Kinderbewahr-Anstalten in Wien das einaktige dramatische Lebensbild „Das verlorene Kind“ (gedr. separat sowie im „Freund d. schönen Geschl.“ für 1846) zur Aufführung. Darin ist gezeigt, wie ein jahrelang vermißtes Kind, das mittlerweile in einer Bewahranstalt herangezogen wurde, seinen Eltern wiedergegeben wird. Das Stück gipfelt natürlich in der Verherrlichung der Kaiserin-

Mutter. — Den größten Erfolg aber hatte gleichzeitig „'s letzti Fensterl'n", dessen wir schon oben gelegentlich der mundartlichen Gedichte Erwähnung taten, und das zum erstenmal am 11. Dezember 1844 im Theater an der Wien gegeben wurde. Denselben Beifall fand wenige Jahre später die Fortsetzung „Drei Jahr'ln nach'm letzt'n Fensterl'n" (gedruckt im Wiener Theater-Repertoire 301. Liefg. Wien, Wallishauser, 1876). Die beiden Stücke wurden auf unzähligen Bühnen Deutschlands und Österreichs gespielt. Aus einer handschriftlichen Notiz Seidls wissen wir von Aufführungen in Wien, Linz, Graz, Wr. Neustadt, München, Regensburg, Baden, Brünn, Hietzing und Preßburg. Bei einer Wohltätigkeitsvorstellung, die 1849 im Wiener Opernhause stattfand, brachte Mathilde Wildauer diese Szenen zur höchsten Wirkung, und dieselben gehören noch heute zum Repertoire des Tegernseer Bauerntheaters.

1846 wurde das Laibacher Theater mit Seidls Festspiel „Carniola" eröffnet (gedr. bei J. Blasius, ebenda 1846). — Zwei Jahre später machte der Dichter einen letzten Versuch, sich das Burgtheater zu erobern, indem er ein in der Handlung etwas freieres Lustspiel von Dumanoir und Clairville in deutscher Bearbeitung unter dem Titel „Der Friseur von Paris" einreichte (24. Nov. 1848). Allein drei Wochen später schrieb ihm Direktor Holbein, daß er zu seinem Bedauern die Aufführung nicht wagen könne. „Der Leser kann, wenn er will, voraussetzen, daß das Äußerste geschehen ist, die Masse der Zuschauer aber gibt sich nur zu leicht frivolen Vermutungen hin, und die Tadelsucht der Kritik setzt alles voraus, was die Direktion eines Fehlgriffs beschuldigt." Jedenfalls befremdet es, Seidl als Autor, bzw. Bearbeiter eines derartigen Stückes zu sehen. (Seine Arbeit blieb ungedruckt.)

Als „literarisches Kuriosum" verdient noch eine Übersetzung der Tragödie „Hektor" Erwähnung, die 1843 bei Pfautsch u. Co. erschien. (Hektor, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Napoleons Plane von J. Ch. J. Luce de Lancival, übersetzt von J. G. S.) Wir wissen nicht, warum Seidl sich dieser Aufgabe unterzog, da diese Verstragödie, obwohl Napoleon auf dem Titel erscheint, zu den langweiligsten in ihrer Art gehört. Napoleon trug sich mit dem Plane derselben bereits kurz nach der Belagerung von Toulon, arbeitete daran als erster Konsul und vertraute als Kaiser die Aus-

arbeitung dem Abbé und Professor Luce de Lancival (geb. 1764, 1810 als poète couronné) an, der sich als Homerkenner eines bedeutenden Namens erfreute. Anonym eingereicht, wurde die Tragödie vom Théâtre français begreiflicherweise abgelehnt, auf Befehl des Kaisers aber 1809 aufgeführt und hundertmal wiederholt. Wie schwach das Stück in dramatischer Hinsicht ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß Achilles darin nicht auftritt, sondern daß stets nur von ihm gesprochen wird.

Seidls dramatisches Repertoire ist damit jedoch noch lange nicht erschöpft. Es wären noch seine Übersetzungsproben aus C. Delavignes Trauerspiel „Le Paria“ (im „Freund des sch. Geschl.“ für 1835), seine Übertragungen des „Double Arlequin“ unter dem Titel „Der doppelte Liebhaber“ (gedr. in K. Meisls Taschenb. f. d. Leopoldst. Bühne), und der dreiaktigen Tragödie „Graf Carmagnola“ von Manzoni zu erwähnen, denen sich auch noch eine Reihe anderer dramatischer Manuskripte in seinem Nachlaß anfügen läßt. Es sind sämtlich Bearbeitungen fremder Originale, von denen wir hier nur die Titel wiedergeben: „Saul“ (Trag. nach Soumêt); „Das gelöste Wort oder Ignez de Castro“ (Trag nach Arnault, im Burgtheater eingereicht), „Die Heimkehr des Odysseus“ (Drama mit Chören, nach Ponsard), „Bianca Capello“ (Dramat. Gemälde, nach Sabatini).

Mit mehr Glück versuchte sich Seidl noch wiederholt als Textdichter zu musikalischen Werken. Noch in das Jahr 1831 fällt die Abfassung des Textes zu F. Lachners Kantate „Die vier Menschenalter“ (gedr. bei J. B. Wallishausser), die im Redoutensaale des Hofburgtheaters, in Mannheim und an anderen Orten mit Erfolg gegeben wurde. Zu Lachners Musik schrieb Seidl auch den Text des Liederspiels „Heirat durch Heirat“, auf dessen Titel noch einmal das alte Pseudonym Meta Communis erscheint (gedr. im „Veilchen“ 1839), und dessen Inhalt der Zwist und die Versöhnung zweier Liebespaare bilden. — Am 23. Sept. 1833 gelangte in Brünn die Oper „Der Sturm oder die Geisterinsel“ von Riotte mit Beifall zur Aufführung; den Text hatte Seidl in Anlehnung an Shakespeares „Sturm“ verfaßt. Dagegen war ihm das Glück nicht hold, als er 1841 nach einer Idee des Kapellmeisters Eduard Frh. v. Lannoy einen verbindenden und erläuternden Text zu Beethovens Ballett „Die Geschöpfe des

Prometheus" dichtete. Das Werk kam im März 1841 in einem Concert spirituel zur Aufführung, wobei Frau Rettich Seidls Worte sprach. Der Erfolg war jedoch ein geringer, da das Publikum, wie Seidl sagt, durch frühere Piecen bereits ermüdet war. Dasselbe Resultat hatte 1853 die Aufführung des Opus im Musikverein, bei welcher Gelegenheit Mme. Weißbach — „also wieder eine Dame als Repräsentantin des Prometheus" — den Text sprach. Man bezeichnete in Wien die ganze Sache als eine Versündigung an Beethoven, was jedoch nicht hinderte, daß die Aufführung in München 1856 ungeteilten Beifall fand. Seidls Text erschien in Schurigs Verlag in München unter dem Titel: „L. v. Beethovens Musik zum Ballette ‚Die Geschöpfe des Prometheus', poetisch eingeleitet und erläutert von J. G. S."; schon früher gedr. in Schickhs Wiener Zeitschrift 1841, Nr. 52, 53. (Seidl selbst darüber s. Ostdeutsche Post 1856, Nr. 56.)

An dieser Stelle ist auch seine Mitarbeiterschaft an dem Trauerspiele „Struensee" zu erwähnen, dessen Text von Michael Beer (gest. 1833), dessen Musik aber von seinem berühmteren Bruder Giacomo Meyerbeer herrührte. Das Stück wurde in den Jahren 1849 bis 1867 im ganzen 31mal im Burgtheater gegeben, und es scheint, daß sich das Bedürfnis nach einem begleitenden Text zu verschiedenen Stellen der Musik bald geltend machte. Seidls (nur teilweise gedruckte) Verse schließen sich der Ouvertüre, mehreren melodramatischen Einlagen, einem Marsch, einem Chor und einigen Entre-actes an. In dieser Gestalt wurde „Struensee" noch am 2. April 1881 im Opernhause von Mitgliedern des Burgtheaters dargestellt. Seidls literarischer Nachlaß weist außerdem die Texte zu den nachfolgend verzeichneten Musikwerken auf: „Die beiden Königinnen oder die Begegnung in Helsingör" (Komische Operette nach Soulié und Arnault, Musik von G. Hellmesberger), „Sarolta" (Romant. Oper von J. C. Bernard und J. G. Seidl, Musik von Horzalka), „Die Freimannshöhle" (Oper, Musik von Gottfried Preyer), „Die thebanische Legion" (Oratorium, Musik von ?).

Das letztemal erscheint Seidl als Bühnendichter im Jahre 1857 mit dem einaktigen Verslustspiel „Eine Ode des Horaz", das am 2. Februar im Theater an der Wien aufgeführt wurde. Es ist eine wirklich höchst gelungene Übersetzung von Ponsards „Horace et Lydie (Une ode d'Horace)" (separat gedruckt ohne

Jahreszahl [1857], auch in der „Aurora“ 1858). Der graziöse Dialog zwischen Horaz und seiner Geliebten, die ihn auf der Untreue mit Chloe ertappt, ihm schwört, sich an ihm zu rächen, sich aber nach kurzer Zeit wieder mit ihm versöhnt, wurde damals von dem Ehepaar Gabillon trefflich zur Geltung gebracht. Den Umschwung in der Handlung bildet die berühmte 9. Ode des 3. Buches (Donec gratus eram tibi).

Wir sind hiermit am Ende der langen Irrwege des Dramatikers Seidl angelangt. Fortan entsagte er der Muse des Schauspiels, die ihm ihre Huld nun einmal nicht gewähren wollte. Zu einer Zeit, da die Stimme der Lyrik in ihm verstummt war, hatte er auch den Ehrgeiz, ein Dramatiker zu sein, bereits aufgegeben.

V.

Wissenschaftliche Tätigkeit. — Schluß.

Obgleich die vorliegende Ausgabe nur dem Dichter, nicht auch dem Gelehrten Seidl gilt, wollen wir seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Kürze gedenken, und dies nicht nur, weil sie das letzte Drittel seines Lebens beherrschte, sondern auch, weil sie schon in den Poesien seiner früheren Jahre deutlich durchschimmert. Das anfängliche Nebeneinander und der spätere Übergang von der Poesie zur Wissenschaft vollzog sich bei ihm in analoger Weise wie bei Uhland, Rückert und vielen anderen Dichtern. Seidl besaß stets eine ausgesprochene Vorliebe für gelehrte Studien, die sich schon bei dem Lehramtskandidaten in einem besonderen Eifer für sprachwissenschaftliche Arbeiten kundgab. Schon als Student übte er sich in der metrischen Übertragung griechischer Disticha (eine derartige Sammlung befindet sich im Nachlasse). Als Bewerber um eine Gymnasialprofessur konnte er auf seine Kenntnis nicht nur der antiken, sondern auch mehrerer moderner Sprachen hinweisen, unter denen wir allerdings das Englische noch vermissen (s. o. S. XXX), das er indes bald nachholte. Fortan widmete er sich mit großem Fleiße dem Übersetzen in metrischer Form, wobei ihm seine Gewandtheit im Gebrauche der Muttersprache sehr zustatten kam. Unter seinen Gedichten ist manche feine Nachbildung fremder Originale. Wir erinnern nur an seine Wiedergabe der L a m a r t i n e schen „Méditations poétiques“ (zuerst im 2. Bande der „Dichtungen“, 1826) und an

die Sizilianen. Auch in den Novellen benützt er bisweilen ausländische Muster (s. o. S. LX f.). Am meisten kamen aber die Sprachstudien dem Dramatiker zugute. Als solcher hat er aus dem Französischen, aber auch aus dem Englischen, Italienischen und Spanischen geschöpft (s. o. S. LXII ff.). 1826 leitete er die Calderon-Ausgabe, die in diesem Jahre bei Sollinger in Wien erschien, und die mit ihren 36 Stücken in Übersetzungen von A. W. Schlegel, v. d. Malsburg, Gries, Bärmann und Schumacher noch heute die beste und vollständigste deutsche Ausgabe des großen spanischen Bühnenklassikers ist. Seidl schrieb zu jedem der Stücke ein charakterisierendes, einleitendes Sonett. Die Handschrift seiner Übersetzung der Komödie „El galan fantasma“ (Der lebendige Schatten) erliegt im Nachlasse (in obiger Ausgabe findet sich eine Übersetzung dieses Stückes von Wilhelmine Schmidt geb. Nauen). Eine Übersetzung der Expositionsszene von Calderons heiterem Lustspiele „El alcayde de sí mismo“ (Der Hüter seiner selbst) publizierte Seidl im Juli 1830 im Illyrischen Blatte. Später ging der Gelehrte mit dem mundartlichen Dichter Hand in Hand. Dies zeigen seine Erörterungen über die schriftliche Wiedergabe des Dialekts, und sein grundlegendes Idiotikon der niederösterreichischen Mundart. Darüber vernachlässigte er jedoch nicht die antiken Sprachen, wie seine 1831 bei Damian und Sorge in Graz erschienene metrische Übersetzung der Fabeln des Gabriel Faernus beweist, bei der ihm sein Freund C. G. v. Leitner mit seinem Rate zur Seite stand. Faernus, ein Gelehrter aus Cremona, der sich auch um die Korrektur Ciceronianischer und Terentianischer Texte verdient gemacht hat, kleidete um 1530 im Auftrage seines Gönners, des Kardinals Giovanni Angelo Medici, nachmaligen Papstes Pius IV., die besten Fabelstoffe der Alten in Verse. Seidl stellte das Original des Faernus seinen Übersetzungen gegenüber, und was man von allen seinen Arbeiten sagen kann, gilt auch von diesen; sie sind „treu so viel, um deutsch, deutsch so viel, um treu zu sein“.

Neben der Sprachwissenschaft wendete sich sein Interesse schon frühzeitig geographischen und historischen Studien zu. Ein begeisterter Naturfreund wird leicht zum Topographen, und so versuchte es auch Seidl bald, den Zauber, den die Natur auf ihn ausübte, in populär-wissenschaftlichen Werken anderen zu vermitteln. Das älteste derselben stammt aus dem Jahre 1826 und ist eine Frucht seiner

Ausflüge in die Umgebung der Kaiserstadt. Das Büchlein betitelt sich: „Wiens Umgebungen, nach eigenen Wanderungen und mit Benutzung der besten und neuesten Quellen geschildert von J. G. S. Ein Wegweiser für Freunde der schönen Natur“ (Wien 1826, bei Mörschner und Jasper). Die Ausflüge sind darin in alphabetischer Reihenfolge behandelt, aber die Beschreibung der Örtlichkeiten ist so reichlich mit historischen Notizen und poetischen Schilderungen durchsetzt, daß die praktische Benutzbarkeit, auf die es Seidl doch in erster Linie abgesehen hatte, sehr darunter leidet. Man wird einen trockenen, präzisen Reiseführer einem so romantischen gewiß vorziehen, denn die Phantasie läßt unsern Dichter von manchen Aussichtspunkten Dinge sehen, die von dort ganz gewiß nicht zu sehen sind. — Die Freude Seidls an touristischen Wanderungen wurde neu belebt, als er 1829 nach Cilli kam. Von hier aus durchwanderte er in den folgenden Jahren die Umgebung nach allen Richtungen (s. o. S. XXXIV) und legte seine Eindrücke in verschiedenen Aufsätzen nieder, unter denen hier jene über die untersteierische Schweiz (im 3. Bd. der steiermärk. Zeitschr.), über das Sanntal, Tüffer und Römerbad (ebenda, im 1. u. 3. Bande), und über das St. Mareiner Tal (ebenda, 5. Bd.) erwähnt seien. Andere „topographische Streifzüge“ ließen nicht lange auf sich warten, und zahlreiche Rezensionen und Anzeigen geographischer Werke in gelehrten und populären Zeitschriften tun dar, wie sehr ihm die Kunde des Vaterlandes stets am Herzen lag. — Seine größte Arbeit in dieser Art sind jedoch seine „Wanderungen durch Tirol und Steiermark“, die, geziert mit 60 Stahlstichen nach Zeichnungen seines Stuttgarter Freundes Ludwig Mayer, den VII. Teil des Sammelwerkes „Das malerische und romantische Deutschland“ (Leipzig, Weigand, 1840; 2. Aufl. ebenda, C. A. Haendel 1847) bilden. Wie wir aus dem Prospekte wissen, war zuerst eine gemeinsame Arbeit Seidls und Lenaus geplant, doch scheint es, daß der letztere den Plan der Mitarbeiterschaft bald aufgab. Seidl ist auch hier seiner Aufgabe: „Das, was rechts und links vom Wege liegt, mit empfänglichem Auge zu betrachten und darzustellen, alles Malerische und Romantische sorgsam anzuführen und mit Geschichtlichem zu beleben“ trefflich gerecht geworden. Neben der Schilderung des Landes ist der Charakteristik der Bewohner ein breiter Raum gewidmet, Geschichte und Sage, Naturwissenschaft und Nationalökonomie kommen zu Worte.

Bei der Wanderung durch Tirol, wo Seidl weniger aus eigener Anschauung schöpfte, überwiegt die Dichtung die Wahrheit mehr als in Steiermark. Eine Bearbeitung des Buches für Touristen gab 1854 Dr. Weidmann heraus (Leipzig, Haendel). — Ein drittes Mal bestieg Seidl im Geiste den Reisewagen, als er im Jahre 1856 die Einleitung zu August Mandls Reisewerk „Die Staatsbahn von Wien bis Triest und ihre Umgebungen" (eingeleitet und poetisch begleitet von J. G. S., mit 30 Originalstahlstichen herausgegeben vom Österr. Lloyd, Triest 1856) schrieb.

Die Geschichte, die in diesen Arbeiten neben der Geographie eingehende Berücksichtigung fand, eröffnete sich ihm bald als ein Gebiet selbständiger Forschung. Der klassische Boden Cillis, des antiken Celeja, wo zahlreiche Römersteine, Gedenktafeln mit Inschriften, besonders aber Münzfunde von einer entschwundenen Kulturepoche erzählten, mußte Seidls Aufmerksamkeit vorzüglich auf die römische Altertumsforschung, auf Archäologie, Epigraphik und Numismatik lenken. Angesichts der Menge der Ausgrabungen in Cilli und Umgebung erkannte er bald, wie sehr es im Interesse der Wissenschaft geboten sei, sämtliche Funde zu registrieren, bevor die Gegenstände in alle Weltgegenden zerstreut und der wissenschaftlichen Verwertung unwiderbringlich entzogen würden. Seine Anstellung als Kustos im Münz- und Antikenkabinette machte ihn mit diesen Materien noch näher vertraut. Als fernes unerreichbares Ziel schwebte Seidl die Herausgabe eines Corpus inscriptionum imperi Austriaci vor, von dem früher schon der Numismatiker Eckhel geträumt hatte, aber die Versuche derartiger Registrierungen, die in Österreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gemacht wurden, blieben weit hinter dem Ideale zurück. Seidl unterzog sich nun in seiner neuen Stellung mit großem Eifer der mühevollen Aufgabe, eine derartige fortlaufende Fundchronik herzustellen. Das Unternehmen war mit vielen Schwierigkeiten verbunden, denn dem Kabinette wurde nur ein geringer Teil der Funde bekannt gegeben, indem „jeder das, was er entdeckt hat, des Besitzes froh, verbirgt, um gelegentlich selbst ein Sträußlein Lorbeer sich damit zu pflanzen, und lieber es für immer vergraben wissen als anderen zur Nutzbarmachung mitteilen will. Ausnahmen von dieser Art archäologischer Hamster gibt es wenige" (Seidl an Leitner, 5. Dez. 1853). Seidl trat daher mit der Bitte an die Öffentlichkeit, dem Kabinette wenigstens eine Be=

schreibung sämtlicher Funde zukommen zu lassen. Bald fehlte es ihm nun nicht mehr an Material, wie seine einschlägigen Veröffentlichungen aus den Jahren 1843—1852 beweisen („Epigraphische Exkurse“ in den Wiener Jahrbüchern d. Literatur 1842—1845; „Chronik der archäologischen Funde in der österr. Monarchie“ in den Österr. Blättern f. Lit. u. Kunst 1846—1847; „Beiträge zu einer Chronik archäolog. Funde usw.“ im Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen 1849, 1851; Sitzungsberichte der k. Akad. 1852). „Ich bin mir wohl bewußt, nur Kärrnerdienste zu verrichten, sagt Seidl, und nur nach Maßgabe meiner Kräfte auch einiges Material zu dem Baue herbeizuschaffen, bei dem noch manche gleich mir werden zu tun haben, bis ein König der Wissenschaft den Grund zum Baue wird legen können.“ Dieser König war Mommsen, dessen Corpus inscriptionum latinarum Seidl mit wahrer Freude begrüßte, um so mehr als er seine eigenen Bemühungen darin anerkannt sah. — Aus denselben Studien ging Seidls Arbeit „Über den Dolichenuskult“, eine dem Mithrasdienste verwandte, spätrömische Spezies der Jupiterverehrung, hervor (Sitzungsberichte d. k. Akad. XII. u. XIII. Bd. 1854). Die Schätze des Münzkabinetts verarbeitete er in der gelehrten Abhandlung „Das altitalische Schwergeld“ (ebenda XI., 1854), der Literarhistoriker kam in der Studie „Über Titus Calpurnius' Delos“ (Denkschriften d. k. Akad. I.) dem Numismatiker zu Hilfe. Seidl übersetzte darin die 11 Schäfer-Eklogen des Tit. Calpurnius Siculus, eines Nachahmers des Virgil und Theokrit aus dem 13. Jahrhundert metrisch und erläuterte sie an der Hand numismatischer Funde. (Vgl. auch das Gedicht „Nachtphantasie eines Numismatikers“ II. 24.)

Das Interesse für seine zweite Heimat Cilli veranlaßte Seidl, sich speziell mit der Vergangenheit dieser Stadt eingehend zu beschäftigen, und er scheint sich mit dem Gedanken getragen zu haben, die ganze Geschichte von Cilli zu schreiben. Er arbeitete jedoch nur Bruchstücke derselben aus, die uns in verschiedenen Aufsätzen vorliegen. Das mittelalterliche Cilli, dessen Grafen zu den mächtigsten Herren ihrer Zeit zählten, mußte den Historiker sehr anziehen (s. Steyermärk. Zeitschr. VII und der „Aufmerksame“ für 1842). Schließlich hat Seidl in J. M. Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde (1855, II) 17 Sagenstoffe streng wissenschaftlich behandelt (aus seinem Nachlaß gab Anton Schlossar weitere „Sagen und Geschichten aus Steiermark“ heraus, Graz 1881).

Zahlreiche deutsche, steirische, slovenische und andere Sagen hat Seidl in Taschenbüchern wiedererzählt.

Seiner Schrift über die Schatzkammer kommt ein wissenschaftlicher Wert nicht zu. Als ein Führer für die Besucher wurde sie 1869—1870 in einer Auflage von 70000 Exemplaren in deutscher und französischer Sprache gedruckt und soll binnen zwei Jahren ausverkauft gewesen sein. Es wird erzählt, daß Seidl für ein kostbares Rubinenkollier, das der Schatzkammer zum Kaufe angeboten wurde, die Summe von 8000 fl. geboten haben soll, und daß dasselbe kurz darauf für 200000 fl. in den Besitz eines Händlers überging. Bewies er hierin einen bei dem Poeten entschuldbaren Mangel an Geschäftsgeist, so bekundete er solchen in der anonym erschienenen, wiederholt aufgelegten Schrift „Die Kunst, sich und anderen eine sorgenfreie Zukunft zu verschaffen“ (Wien, ohne J.), die er im Interesse der wechselseitigen Renten- und Kapitalienversicherungsanstalt verfaßte, zu deren Ausschußrat er gewählt worden war.

Neben dem Dichter und dem Gelehrten Seidl ist endlich auch der Schulmann oft zu Worte gekommen, denn Seidl hing mit wahrer Liebe und Begeisterung an seinem Berufe. Pädagogische und didaktische Absichten sind ja in vielen seiner Gedichte und Novellen unverkennbar (s. o. Brosamlin, S. LV). Als daher im Herbste 1850 auf Anregung seines Jugendfreundes Franz Exner die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ ins Leben gerufen wurde, erscheint Seidl neben Prof. Hermann Bonitz, dem Ministerialrat Josef Mozart und dem Schulrat Adalbert Stifter als deren Herausgeber. Seidl fand hier ein neues Feld zur Entfaltung einer segensreichen publizistischen Tätigkeit, und es ist sein Verdienst, als einer der ersten Schulmänner Österreichs eine Reorganisation der Gymnasien nach deutschem Muster empfohlen zu haben. Von seinem Eifer auf diesem Gebiete geben neben selbstständigen Abhandlungen viele Besprechungen neuer Schulbücher und Programmaufsätze in der Zeitschrift Kunde. Er beurteilte im Laufe der Zeit über 20 Lesebücher, daneben Bücher für Schülerbibliotheken, solche über Deklamationskunst, Stilistik usw. Speziell über die Anlage der Lesebücher, die Art ihrer Benützung, die Methode der Erklärung deutscher Lesestücke in der Schule, über die Art des Übersetzens hat er viele beherzigenswerte, aus reicher Erfahrung geschöpfte

Ratschläge erteilt. 1851 wurde er aufgefordert, ein einheitliches Lesebuch für die österreichischen Gymnasien zu verfassen, doch hinderten ihn die Schwierigkeiten, die sich aus der nationalen Gestaltung des Vaterlandes ergaben, an der Ausführung des ihn lebhaft interessierenden Planes. Speziell die letzten Abschnitte der Zeitschrift, die Chronik der Gymnasien, die Bewegung auf administrativem Gebiete, die Register nahmen seine volle Tätigkeit in Anspruch, und er vernachlässigte sie niemals bis in die letzten Tage seines Lebens. Trotz seiner Kränklichkeit und der zunehmenden Schwäche seines Sehvermögens hat er noch neun Tage vor seinem Tode auf dem Krankenlager die Korrektur des Juliheftes besorgt, das seinen Nekrolog enthalten sollte.

* * *

Überblickt man das gesamte literarische Schaffen Seidls, so staunt man über die ungewöhnliche Arbeitskraft und Vielseitigkeit, die sich darin kundgeben. Sie scheinen für das Lebenswerk mehrerer hochbegabter Männer auszureichen. Diese Leistung gewinnt jedoch noch an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß dem Poeten und Gelehrten Seidl stets nur soviel von diesem arbeitsreichen Leben gehörte, als er von seinem jeweiligen Berufe erübrigte. Der Student, der sich und die Seinen durch Lektionen erhalten mußte, der Gymnasialprofessor, dem seine Lehrtätigkeit die schönsten Stunden des Tages raubte, der Beamte, der die Hälfte seiner Zeit an das Bureau gefesselt war, konnte der Poesie und seinen Privatstudien stets nur einen bescheidenen Teil seiner Kräfte widmen. Und was er schuf, schuf er in der besten, reinsten Absicht, nur von edlen Gedanken geleitet. Wenige Dichter hatten eine so hohe Auffassung von ihrem Berufe wie er. Fragen wir aber, was sein Dank war, so ist die Antwort eine sehr unbefriedigende. Der Mann, der ein Leben voll Arbeit, getreuer Pflichterfüllung und Aufopferung hinter sich hatte, erlebte im hohen Alter den Kummer, sich von der Mitwelt vergessen zu sehen. Sein Wunsch, daß sein Lied über die Gaue seiner engeren Heimat hinausflattern möge, und daß er mehr als ein österreichischer: ein deutscher Dichter genannt werde, blieb unerfüllt. Aber er sah sich selbst aus den Herzen seiner Landsleute verdrängt. Die Melodie, die er gesungen hatte, war ja damals schon längst aus der Mode:

„Die wahre Herzenspoesie,
Sie ist erdrückt, verdorben;
Wer nur gelebt in ihr, durch sie,
Der ist mit ihr gestorben.“ (II. 112.)

Er teilte, wie einer seiner Biographen sagt, das Geschick aller verdienstvollen Österreicher: „Nach flüchtiger und kümmerlicher Anerkennung Vergessenheit, auch Undank.“

Ganz unschuldig war Seidl an diesem Dichterlos allerdings nicht. Seidl war das Prototyp des im Banne der vormärzlichen Ansichten befangenen Österreichers und der Sturm der Zeiten, der über sein Haupt dahinbrauste, hat ihn in seinem Denken nicht im mindesten wankend gemacht. Ein starrer Anhänger des absoluten Systems, war der Dichter der Volkshymne dem politischen und sozialen Fortschritt abhold. Er hat die neue Ära ignoriert und wurde daher auch von ihr ignoriert. Erst nachdem ihn die kühle Erde deckte, begann man seine literarische Bedeutung zu würdigen; man gab zu, „daß er einer der Besten in Österreich gewesen sei, und daß sein Gedächtnis geehrt zu werden verdiene“, und die Literaturgeschichte bemühte sich, seinen Leistungen gerecht zu werden. (Vgl. das Gedicht „Ännchen von Tharau“, I. 12.)

Seidl ist keines jener bahnbrechenden Talente, die ihrer Zeit den unvergänglichen Stempel ihrer Individualität aufdrücken, aber er hat in seiner bescheideneren Sphäre vieles Treffliche geschaffen, und der Einfluß seiner Poesie war ein durchaus segensreicher.

„Nicht bloß den Sturm, der mächtig droben,
Auf Sonnenhöhn, in Wipfeln wühlt,
Man mag wohl auch den West sich loben,
Der kosend mit den Blumen spielt.“

(Brosamlin, Vorrede.)

Ein großer Teil seiner Werke ist unstreitig veraltet, ein anderer aber verdient noch heute die Aufmerksamkeit des Lesers. Seidls Lyrik bewahrt noch immer den jungfräulichen Zauber echter Gefühlsreinheit, der heute so selten geworden ist. Man kann seine Gedichte jedem Mädchen, jedem Knaben unbesorgt und — ungekürzt in die Hand geben, ohne eine schädliche Wirkung befürchten zu müssen. Seine mundartlichen Dichtungen sind in ihrem ungezwungenen Humor und in ihrer echten Volkstümlichkeit unübertroffen, und kein Freund österreichischer Art wird sie lesen, ohne sich

lebhaft angeheimelt zu fühlen. Aber auch unter den Novellen findet sich manche Perle. Nur zum Dramatiker fehlte ihm die Begabung. Der Gelehrte Seidl erfreut sich bei den Fachgenossen noch heute seines Ansehens, und so gilt von ihm mit vollem Rechte, was er in den „Bifolien" von dem Dichter sagt:

„Wer einmal eine Zeit für sich gehabt,
Wird einmal wieder eine für sich haben." (I. 66).

* * *

Die vorliegende Ausgabe macht sich zur Aufgabe, dem Leser, was in Seidls Dichtungen noch heute lebensfähig ist, in strenger Auswahl vorzulegen. Unter seinen lyrischen Gedichten galt dies vor allem von den „Bifolien", deren Verbreitung von ihrer Beliebtheit Zeugnis ablegt. Sie bilden den I. Band. Zugrunde gelegt ist die Ausgabe letzter Hand (1855). Der II. Band enthält eine sorgfältige Auslese aus seinen übrigen Gedichtsammlungen. Der III. Band ist dem Dialektdichter Seidl gewidmet, und reproduziert die Ausgabe der „Dichtungen in niederösterreichischer Mundart" vom Jahre 1844 samt Einleitung und Idiotikon, vermehrt um die dramatische Szene „Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fensterl'n". Der IV. Band endlich bringt zehn seiner besten Novellen.

Es erübrigt uns nur noch ein Wort über die Quellen der obigen Darstellung von Seidls Leben und Schaffen zu sagen. Sie ist die erste, welche die poetische Individualität Seidls aus den Zeitverhältnissen zu erklären sucht und sein gesamtes Schaffen in gleichmäßiger Weise in ihren Bereich zieht. Sie bespricht speziell auch zum ersten Male seine zahlreichen novellistischen und dramatischen Arbeiten, die an verschiedenen Druckorten zerstreut und daher heute schwer zugänglich sind, weshalb sich unsere Vorgänger meist auf bloße Titelangaben beschränkten. — Die Urteile der Fremden über Alt-Wien sind aus den Aufsätzen von Eugen Probst, im Wiener Neujahrs-Almanach für 1897 und von Dr. R. F. Arnold in der Zeitschrift „Alt-Wien" 1896, Nr. 3—6 genommen. Man vgl. dazu das einleitende Kapitel in Dr. E. Castles Schrift „Nikolaus Lenau, Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt", Leipzig, Max Hesse, 1902, und die daselbst angeführte Literatur, sowie Moritz Neckers Einleitung zu der in demselben Verlage erschienenen Ausgabe von Grillparzers Werken (1903). — Die einzige, kurze autobiographische Skizze, die wir aus der Feder Seidls besitzen, stammt aus dem Anfang der fünfziger Jahre und ist in der „Neuen freien Presse" vom 13. Mai 1904 veröffentlicht. Die grundlegende biographische Arbeit über Seidl ist der Artikel in Dr. Const. v. Wurzbachs Biographischem Lexikon des Kaisertums Österreich, XXXIII. Bd., S. 333 bis 350 (1877), woselbst sich auch ein annähernd vollständiges Verzeichnis von Seidls Schriften findet. Als Vorarbeiten kamen diesem zustatten: Die ausführliche Biographie Seidls von Paul Alois Moldavsky

(d. i. P. A. Klar) im Taschenbuch „Libussa" für 1856, S. 307—336, sowie die warmen Nekrologe Dr. W. v. Hartels in der Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien" 1875, und Dr. H. Siegls im „Almanach der k. Akademie der Wissenschaften" 1876. Einer späteren Zeit gehören die biographische Einleitung von Hans Max zu der Ausgabe von Seidls Gesammelten Werken (im VI. Bd., 1881, s. u.), sowie der Seidlartikel in der „Allgemeinen deutschen Biographie" von Dr. Anton Schlossar an. Der letztere hat auch das Verhältnis Seidls zu C. G. v. Leitner an der Hand von Briefen in der „Zeitschrift f. österr. Gymnasien" 1893 beleuchtet. Einzelne kleinere Beiträge zur Kenntnis der Biographie und der Werke Seidls sind in Zeitungen zerstreut (s. bes. Wiener Zeitg. Nr. 164 vom 18. August 1902, Neuigkeits=Weltblatt vom 3. April 1904, Neue freie Presse vom 20. Juni 1904). — Aus der reichen Spezialliteratur über die Volkshymne seien hervorgehoben: Anton Schmid, Josef Haydn und Nicol. Zingarelli (Wien 1847), Gottschalk Wedels Aufsatz in der Leipziger „Neuen Zeitschrift für Musik", XVI. Bd. Nr. 39, 40, Jakob Minor, Der Text der Volkshymne, in der Neuen freien Presse vom 18. August 1891, Ludwig Böck, Zum Jubiläum der österr. Volkshymne (12. Februar 1797) im „Wiener Neujahrsalmanach" 1897, S. 51—92, und Osc. Teuber und Dr. Fr. Schöchtner, Unser Kaiserlied, Eine Denkschrift zum Centenarium der Volkshymne, Wien 1897. — Die 100. Wiederkehr von Seidls Geburtstag gab zu zwei weiteren Publikationen über den Dichter Anlaß: Dr. Karl Fuchs, Joh. Gabr. Seidl, Wien und Leipzig 1904, und „Zur Jahrhundertfeier der Geburt Joh. Gabr. Seidls" (Separatabdruck aus der Zeitschrift für die österr. Gymnasien, 1904, Heft VI). Aus dem Inhalt der letzteren erwähnen wir: Ansprache Sr. Exz. des Herrn Ministers Dr. W. R. v. Hartel (gehalten bei der Seidl=Gedenkfeier am 11. Mai 1904), Dr. Karl Fuchs, Zu J. G. Seidls Dichtungen, Briefen und Biographie (aus diesem wurden einzelne bis dahin nicht publizierte Gedichte Seidls in die vorliegende Ausgabe herübergenommen), Dr. A. Petak, Ungedruckte Briefe und Gedichte J. G. Seidls, und A. Gubo, J. G. Seidl als Historiker und Schulmann.

Porträts Seidls. Außer dem an die Spitze der Ausgabe gestellten Porträt (1850), das als das bestgetroffene gilt, und von dem Abdrücke mit und ohne Schnurrbart existieren, sind uns noch folgende bekannt: 1. Lithographie von Kriehuber 1841, Brustbild (Beilage zur Wiener Zeitschrift Nr. 105 vom 3. Juli 1841). — 2. Lithographie von Dauthage, 1856, Brustbild. — 3. Holzschnitt nach einer Originalzeichnung von F. Weiß, in „Über Land und Meer", XXXII. Bd. (1874), Nr. 45. — 4. Von Klic, in den „Humoristischen Blättern" 1874, Nr. 72. — 5. In den „Modernen Klassikern" (Basel 1853), 11. Bd. — 6. Nach Grillhofers Zeichnung gestochen von C. F. Merckel. — 7. Lichtdruck vor dem VI. Bande der „Gesammelten Schriften", Brustbild. — 8. Brustbild, nach einem, im Besitze der Frau Funke befindlichen Aquarell (Reproduktion in Dr. K. Fuchs'

Seidl-Biographie). — 9. In ganzer Figur, am Schreibtische, gemalt von Teltscher in Cilli 1829, gleichfalls im Besitz von Frau Funke (Reproduktion ebenda). — 10. Holzschnitt in der (Wiener) „Neuen Illustrierten Zeitung“ 1874, Nr. 25. — 11. Holzschnitt in der (Wiener) Zeitschrift „Das Inland“ 1874, Nr. 10 und 11 (unähnlich).

Die Werke Seidls erschienen, wie oben bemerkt, zuerst in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern, besonders in der von ihm redigierten „Aurora“, im „Veilchen“, in der „Iduna“, im „Freund des schönen Geschlechts“, in Tolds „Fortuna“ u. a. Die von Seidl selbst edierten Sammlungen von Gedichten und Novellen, sowie die Separatausgaben einzelner Werke wurden an den betreffenden Stellen erwähnt. Eine Auswahl seiner „Gesammelten Schriften“ erschien erst nach seinem Tode, herausgegeben von Hans Max [Freiherrn v. Päumann] in sechs Bänden (Wien, 1877—1881). — Der reiche handschriftliche Nachlaß des Dichters wurde von seiner Tochter, Frau Oberbauratswitwe Wilhelmine Funke-Seidl, der Wiener Stadtbibliothek übergeben.

Für die liebenswürdige Förderung, die Frau Funke-Seidl auch unserer Ausgabe zuteil werden ließ, sprechen wir ihr an dieser Stelle unseren verbindlichsten Dank aus.

Wien, im Juni 1905.

Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Bifolien.

Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge

Johann Baptist von Österreich.

Widmungsgedicht zur Ausgabe letzter Hand.

(Fünfte Aufl. Wien, Pfautsch und Voß, 1855.)

Wer an die Höhn gewöhnt ist, wer von oben,
Wie du so oft, herabgeblickt ins Tal,
Der weiß, daß, während unten Wetter toben,
Der Alpe Gipfel glänzt im Sonnenstrahl.

Was durch Jahrzehnte kommen mocht' und gehen,
Ob schlimm, ob gut, ob stürmisch oder mild,
Es gleicht sich aus, von oben angesehen,
Und unverändert bleibt der Landschaft Bild.

O möchte solchem Eindruck der auch gleichen,
Den dieser Strauß „Bifolien“ auf dich macht,
Den dir, als treuer Huld'gung schüchtern Zeichen,
In seinem Lenz ein Dichter dargebracht.

Es ist an ihm auch viel vorbeigegangen,
Viel, wie an allen, die mit ihm gelebt;
Doch fest an seinem Ideal zu hangen,
Erhob ihn einst, — ist's, was ihn noch erhebt!

Drum, wenn er jetzt dir seinen Strauß, vom Strahle
Des Herbstes matter gleich vergoldet, schickt,
Blick ihn so freundlich an zum fünften Male,
Wie du zum erstenmal ihn angeblickt!

Wien, am 24. Juni 1855.

Scilla bifolia.

Zwei Blätter an einem Stiele,
Das ist der Bifolien Art;
So ist mit dem epischen Blättchen
Hier immer ein lyrisch gepaart.

„Gut! — Aber wo ist die Blüte?"
Wirft wohl ein Kenner mir ein;
Die Blüte soll die Empfindung,
Die draus euch anspricht, sein!

Erste Lese.

Es hat mich oft schon tief gekränkt,
Und oft mich wieder erhoben,
Daß eben, was einer tadelnd verwarf,
Die anderen rühmend loben.

I.

Das Glücksglöcklein.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn,
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Thron.
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den lass' ich dir,
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust,
Mein Sohn, das ist nicht also, — sei dessen früh bewußt!
Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düstrem Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, grad über seinen Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so tut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entfliehn,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte ziehn.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
Doch abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durchs Innre, das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' ins Zimmer, der's minder spricht als weint:
„„Herr, den du Freund geheißen, verriet dich wie ein — Feind!""

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?""

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand,
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm aufs Knie.

„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!"
„„Ha, freche Räuber!"" donnert der Fürst in wildem Glühn,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen ziehn.

Schon bleichen seine Haare, vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
Und wenn's auch oft wie Freude sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt. —

Doch als er nun zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz' ohn' Unterlaß.
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!" —
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder stehn vorm Haus!""

„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?"
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben, sie kauften deins mit Blut!""
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritts herein,
Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen: „„Ja!““
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Tut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

Mein Glück.

Sagt wo sind sie, jene Stunden,
Und wer hat sie weggebannt,
Wo ich, frei und ungebunden,
Noch vor Glück kein Glück gekannt?
Wo mir als ein Wonnebringer
Noch der Strom der Jahre rann,
Wo mir noch der Freude Finger
Freundlich jeden Faden spann?

Wie ein Hain der Hesperiden
Lag die Welt vor meinem Blick:
Alle Blumen blühten Frieden,
Alle Bäume trugen Glück.
Da bedurft' es nicht des Pflückens,
Nicht der Sorge, nicht der Wahl:
Denn die Äste, trauten Nickens,
Boten selbst das leckre Mahl.

Doch wie frei ich war von Schranken,
Leere war der Freiheit Frucht;
Mein Genießen war ein Schwanken,
Und mein Leben eine Flucht.
Wahrlich schöner ist's zu leben
In der Wehmut stillem Hain,
Als auf Rosen hinzuschweben,
Ohne sich's bewußt zu sein!

Doch um nimmer zu erscheinen,
Schwand nun jener goldne Tand,
Und ich weiß nicht, soll ich weinen,
Oder lächeln, daß er schwand?!
Andre Sterne sind erschienen
Und erleuchten meine Bahn,
Und es sieht mit andern Mienen
Eine neue Welt mich an.

Auf das bunte Lustgewimmel
Sank ein leiser Nebelhauch,
Ferner steht mir Erd' und Himmel,

Ferner, aber höher auch.
Meine sonst so freie Seele
Liegt in Banden, die sie liebt,
Und wie sehr sie's auch verhehle,
Sucht sie doch, was sie betrübt.

„Sprich! Du leidest?“ sagen alle,
Die so still mich wallen sehn,
Und doch glaub' ich, wie ich walle,
Mir sei nie so wohl geschehn!
Mit der Wehmut leisem Lächeln
Malt die Trauer mein Gesicht,
Und der Freude laues Fächeln
Rührt mich, doch berauscht mich nicht.

Und so, krank zugleich und wählig*),
Fühl' ich's endlich tief und klar:
Seit ich's nicht bin, bin ich selig,
Und war's nicht, solang ich's war.
Ja dies Bluten ohne Wunde,
Dieser tränenfrohe Blick,
Dieser Ernst in heitrer Stunde,
Dieses Unglück ist — mein Glück!

II.

Der Nachtwandler.

„So hörst du nicht, so fühlst du nicht,
Du glühend Bild von Stein?
Und soll ich denn in banger Qual
So ganz verloren sein?

O könnt' ich eines Blickes nur
Gedenken, den du gabst!
Wär's nur ein Laut, mit dem du mir
Die arme Seele labst!

Nur einmal, süßer, heil'ger Mund,
Sprich meinen Namen aus!
Schick ihn nur einmal still und scheu
Zu solcher Pfort' heraus!“

---

*) voller Wähl (Vorzüge), wohlauf, gesund.

Der Jüngling fleht, und Tränen ziehn
Als stumme Bitter nach,
Um Spiegel dessen ihm zu sein,
Was seine Zunge sprach.

Allein die Jungfrau hört ihn nicht,
Sie läßt ihm seinen Dorn:
Gesät in seines Lebens Riß
Hat sie ihr Siegeskorn.

Wenn nun der Leiden stiller Freund,
Der Mond aus Wolken steigt,
Und seine Silberstirne sanft
Zu jedem Dulder neigt;

Dann hebt denn unser Dulder auch
Sein schweres Haupt empor,
Und schaut den stillen Freund sich an
Und klagt, was er verlor;

Daß er ein junges Herz verlor,
Ein Herz voll Kraft und Glut,
So fessellos, so ungebeugt,
So ruhig und so gut;

Daß er ein Herz sich nehmen ließ,
Und keins dafür bekam,
Und daß er nun sich ohne Herz
Verzehren müss' in Gram.

So klagt er ihm, so schaut er ihm
Ins Auge klar und rein,
Und saugt das Silber seines Blicks
Mit durst'ger Sehnsucht ein.

So steht er noch und schaut empor,
Wenn längst der Mond entschwand,
Und geht und hat geschlossen noch
Sein Aug' emporgewandt.

Und inn'ger starrt er jede Nacht
Den stillen Freund sich an,
Als wollt' er nicht mehr bloß ihn sehn,
Als wollt' er ihm auch nahn.

Schon hält nicht mehr die Kammer ihn,
Er muß hinaus, hinauf,
Wo's glimmt und glänzt wie Eiskristall,
Hinan zum Bergesknauf;

Hinan und höher stets hinan
Zur schroffen Felsenwart',
Wo schon der Schwindel den erdrückt,
Der keck hinunterstarrt.

Und also stürmt er wieder grad
Den Zackensteg empor,
Da wandelt seines Irrwahns Quell,
Die Jungfrau, vor das Tor.

Sie sieht, — erkennt ihn, — starrt ihm nach,
Er steht am Felsen knapp; —
Entsetzt beim Namen ruft sie ihn, —
Er hört's, — und stürzt hinab. —

Nie sprach sie seinen Namen aus,
Solang' er jung und rot,
Und nun sie's tat zum erstenmal,
Da bracht' es ihm den Tod.

Selbsttäuschung.

„Bist geworden älter,
Bist geworden kälter!"
Sag' ich oft zu mir;
„Laß es dich nicht grämen,
Nicht den Mut dir lähmen,
Kannst ja nicht dafür!

Jeder Tag verglühet,
Jeder Lenz verblühet,
Jede Stimme bricht,
Jede flücht'ge Stunde
Schlägt uns eine Wunde:
Wir nur merken's nicht.

Erst wenn tausend bluten,
Will es uns gemuten,
Daß die Kraft doch litt;
Stein und Erz verwittert,
Eich' und Zeder splittert,
Und wir altern mit." —

Das fühl' ich mit Schmerzen
Oft so klar im Herzen,
Bin so ernst, so still,
Daß ich einen Schleier
Über meine Leier
Scheidend breiten will. —

Und doch — wenn ich wieder
Hoch von Alpen nieder
Ausblick' in die Welt;
Wenn ich in das Blaue
Schwindelnd aufwärts schaue,
Das der Mond erhellt;

Wenn aus heil'gen Hallen
Orgelklänge schallen,
Wenn der Wildbach braust;
Wenn die Wolkenfalten
Blaue Blitze spalten;
Wenn der Hochwald saust;

Wenn ich, froher Dinge,
Freundesbrust umschlinge,
Mensch mit Menschen bin;
Wenn's in muntren Kreisen
Schallt von kräft'gen Weisen,
Dann erwacht mein Sinn.

Dann wohl fühl' ich's schlagen
Wie in frühern Tagen,
Manches meldet sich;
Und das Aug' wird heller,
Und der Puls wird schneller,
Und ich fühle mich.

Und mir sagt's ein Sehnen:
„Laß solch eitles Wähnen:
Bist nicht, was du scheinst!
Du wardst noch nicht älter,
Du wardst noch nicht kälter,
Bist noch jung wie einst!"

III.

Der Ersatz.

Das Mägdlein ging zum Brunnen, der Grundherr stand am Zaun
So dunkel war sein Auge, sein Lockenhaar so braun.

Das hatte sie wohl beides schon manches Mal gesehn: —
Und doch mußt' heute drüber ihr Krug in Trümmer gehn.

„Ach!" schreit sie auf, „da liegt er, der liebe schöne Krug,
Der Krug, den schon die Mutter als Kind zum Brunnen trug!"

„„Nur ruhig!"" ruft der Grundherr und faßt sie sanft am Kinn,
„„Nimm dieses Goldstück, Kleine, wofern ich schuldig bin!""

„Behaltet Euer Goldstück, das ist der Krug nicht wert!"
Sie sprach's und weinte bitter und schlug den Blick zur Erd'. —

„„Nur ruhig!"" sprach der Grundherr und sah ihr ins Gesicht,
„„Ich schenke dir ein Krüglein, das nicht so leicht zerbricht.

Ein Krüglein, schön gegossen aus Golde fein und schwer,
Besetzt mit Demanttropfen, — nur weine mir nicht mehr!""

„Behaltet Euer Krüglein, — es ist nicht um den Krug!"
Sie sprach's, und fühlt' ans Herzchen, das ungeduldig schlug.

„„Nur ruhig!"" sprach der Grundherr und küßte sie gerührt,
„„Du sollst das Grundstück haben, das zu dem Brunnen führt.

Und hart am Brunnen bau' ich ein Haus dir rein und licht,
Damit dir auf dem Wege kein Krüglein mehr zerbricht!""

„Behaltet Haus und Garten, — nicht Garten ist's, — nicht Haus. —"
Sie will noch etwas sagen und findet's nicht heraus.

„„Nur ruhig!““ ruft der Grundherr, — „„nimm für dein Krüglein — mich!
Und brauchst du wieder Wasser, — sag mir's, so schöpf' es — ich.

Laß diesen Krug zerbrochen, — wenn nur das Herz nicht brach!““
Das Mägdlein sank dem Junker ans Herz mit leisem „Ach!“

Die Veilchen-Leiche.

Wir saßen in der Laube
So selig Hand in Hand,
Da lag zu unsern Füßen
Ein Veilchen in dem Sand.

Wir sahn es sinnend liegen,
Da sagtest du zu mir:
„Komm, laß es uns begraben,
Das arme Veilchen hier!“

Und in dem Sande gruben
Wir ihm ein kleines Grab,
Und legten miteinander
Die Veilchen-Leich' hinab.

Und deckten sie mit Rasen
Und frischen Blumen zu,
Und sprachen ernst und sinnig:
„Da, Veilchen, lieg und ruh!“

Nun hab' ich ihn begriffen,
Den ernsten Leichenscherz:
Er ward zur Vorbedeutung
Für unser eignes Herz.

Denn so wie wir das Veilchen
Verscharrt am stillen Ort,
Begruben wir nach Monden
Auch — unsre Liebe dort.

IV.

Die Träne.

In dunkler Kammer saß ein Mann
An schwarzbehängtem Tische,
Der prüfte grübelnd, dacht' und sann,
Wie er die Säfte mische.

Metall und Säure, Salz und Stein
Zersetzt er in Phiolen,
Verbindet, gießet aus und ein,
Stellt's über Eis und Kohlen.

Zusammenrafft er, was er kennt,
Und treibt's in düstrem Schweigen;
Das, was man eine Träne nennt,
Will er durch Kunst erzeugen;

Erzeugen eine Trän', — ein Naß,
So wohlfeil in dem Auge!
Er mischt und mengt ohn' Unterlaß,
Versucht's mit Dampf und Lauge.

Geschmolzner Demant scheint's ihm bald,
Bald Wasser im Kristalle;
Doch ist der Demant hart und kalt,
Der Tropf' erlischt im Falle.

Kein Feuer ist's, — der Funke brennt,
Die Tränen aber kühlen;
Es ist kein andres Element,
Kein Element kann fühlen.

Es ist nicht lebend, ist nicht tot,
Die Träne lebt im Werden,
Doch kaum, daß sie zur Schau sich bot,
So fällt sie tot zur Erden.

Sie ist ein Kind der Harmonie,
Ein Kind des Widerstrebens; —
Das ganze Reich der Alchimie
Durchforscht der Mann vergebens.

Da springt er auf von seinem Sitz
Und wandelt in das Freie,
Verschwört Erfindung, Kunst und Witz,
Und spürt Verdruß und Reue.

Doch wie er wandelt, wie er geht,
Da wird es eben Abend;
Sein lang' entbehrter Odem weht
Ums Haupt ihm mild und labend.

Die Sonne steigt hinab ins Meer,
Daß alle Wellen blitzen,
Und aus der Brandung ringsumher
Viel helle Tränen spritzen.

Die Blumen wiegen Blüt' und Blatt,
Wie voll geheimem Sehnen,
Und jedes Knospenäuglein hat
Viel hundert helle Tränen.

Und Menschen stehn und wandeln stumm
In wehmutheitrem Bangen,
Und schaun beseligt um und um,
Mit Tränen auf den Wangen. —

Da greift's wohl auch dem Mann ins Herz.
Wie er es nie empfunden,
Er fühlt sich wie vom bangen Schmerz
Erleichtert und entbunden.

Der Kehl' aus tiefster Brust, von da
Dem Antlitz, dem entglühten,
Von da den Augen tritt es nah,
Er kann es nicht verhüten. —

Es flimmt vor ihm, — er hält die Hand
Vors Auge, — Tränen sind es;
Was keine Kunst, kein Mühen fand,
Ein reicher Strom nun rinnt es.

Und neu geschaffen, inniglich
Fühlt er es, süßbeklommen:
Nicht machen läßt die Träne sich,
Von selber muß sie kommen.

Die Tränen der Liebe.

Die heimlichen Tränen der Liebe,
Sie gleichen, im stillen verwischt,
Der sympathetischen Tinte,
Die schnell nach dem Schreiben erlischt.

Ein Blättchen, mit ihr so beschrieben,
Fliegt arglos und sicher dahin,
Und nur dem Geweihten verrät es
Der Liebe lieblichsten Sinn.

Er hält es über die Flammen,
Da färbt sich's, gewinnet Gestalt,
Und spricht vom Herzen zum Herzen
Mit rätselhafter Gewalt.

So ist's mit den Tränen der Liebe, —
Sie netzen die Wange so leis',
Daß, wie sie verrollt und vertrocknet,
Kein Ungeweihter es weiß.

Jedoch in der Nähe von Herzen,
Die wärmer und inniger glühn,
Da sieht man es bald auf den Wangen,
Wie magische Röslein erblühn.

Da liest der Geweihtere deutlich
Die Spuren von Leid und von Lust,
Und findet im stillen Erröten
Den Schlüssel zum Rätsel der Brust.

Mit Tränen beschreibt so die Liebe
Der Wangen verschwiegenes Blatt:
Denn nur die Liebe kann lesen,
Was Liebe geschrieben hat.

V.

Ännchen von Tharau.

Zur Pastors-Tochter, Ännchen von Tharau, ins Gemach
Trat einst zur Morgenstunde der Dichter Simon Dach.*)
Sie stand am Gartenpförtchen vor einem Marmortisch,
Und auf dem Tisch ein Körbchen mit Blumen bunt und frisch.

Sie hat' ein seiden Mieder voll buntem Zierat an,
Ein blauer Saphir glänzte bedeutsam vorne dran;
Doch ihren dunklen Locken, der Zeit zuvor geschmückt,
War gar ein herzig Kränzlein von Astern aufgedrückt.

Ein Perlenarmband küßte das weiße Handgelenk:
So stand sie lächelnd, einzig nur ihres Schmucks gedenk.
Und hinten durch das Gitter kam leise Simon Dach,
Schlich hin, besah sie schweigend und seufzte tief und sprach:

„Mein Ännchen, lächelnd stehst du, dein Reiz ist deine Welt,
Du dünkst dich wie die Blumen, so du als Zier bestellt;
Du freust dich, daß die Wangen dir wie die Rosen blühn,
Daß deine lieben Augen wie helle Sterne glühn.

Du bist mit deinen Locken vorausgeeilt der Zeit,
Und daß man drum dich ansieht, das ist es, was dich freut.
Ein Saphir schmückt dein Mieder, den dir ein andrer gab,
Das ist's nun, was ich freilich dir nicht zu geben hab'.

An deinem Händchen schimmert ein buntes Perlenband,
Das dir mein Nebenbuhler, um mich zu höhnen, wand.
O Ännchen, einst mein Schätzchen, mein Schäfchen und mein Huhn,
Tu, was dein Herz gelüstet, — doch glaubst du recht zu tun?

---

*) Simon Dach (geb. 1605, † 1659), Professor der Dichtkunst an der Universität Königsberg ist der Verfasser des bekannten, noch heute volkstümlichen Liedes „Anke von Tharau“ (Ännchen von Tharau). Er schrieb es im Namen seines Freundes, des Pfarrers Portatius anläßlich von dessen Hochzeit mit Anna Neander.

Der mir dein Herz entwendet, ist reich — und das ist viel,
Er gibt dir Perl' und Saphir und Gold und Modespiel;
Doch Perl' und Stein erblindet, und Gold ist ungetreu,
Und mit den Reizen ist auch das Modespiel vorbei.

Ich bin ein armer Dichter, heiß' aber Simon Dach,
Und wohl durch hundert Jahre klingt noch mein Name nach;
Und Ännchen heißt das Mädchen, so sich der Dach ersehn,
Und mit ihm wird sein Ännchen durch hundert Jahre gehn.

Laß uns mitsammen wandern durch Deutschlands Süd und Nord,
Wohin wir immer kommen, — ich adle dir den Ort.
Das Leid durchs Lied gemildert ist nur Verknotigung*),
Und Lieb' und Leben machen uns noch als Greise jung.

Und wenn ich, Ännchen, sterbe, sei mir nicht nachgeklagt,
Daß man die Witib wegwirft wie eine Bettelmagd;
Dann sollst du erst erfahren, was doch dein Simon galt:
Denn erst im Tode wird ja uns Dichtern abgezahlt.

Dann setzt man uns die Steine, die man als Brot uns gab,
Mit reuigem Bekenntnis als Denkmal auf das Grab;
Dann gilt dir jedes Briefchen, das ich dir schrieb, für Gold,
Und die den Mann beneidet, sind dann dem Weibchen hold.

Dann fragen dich die Mädchen, wie denn ein Dichter liebt,
Und ob er denn auch wirklich, was er besang, geübt?
Und wo du gehst, da flüstert's in frommer Scheu dir nach:
Das Ännchen ist's von Tharau, das Weib des Simon Dach!"

So spricht zu seinem Ännchen der Dichter tief erregt,
Und wähnt, dieweil sie weinet, auch ihre Brust bewegt;
Doch kaum, daß er gegangen, lacht sie mit eitlem Sinn,
Und gibt sich treuvergessen dem reichen Freier hin.

Doch Simon Dach verbleibt ihr getreu bis in den Tod,
In Lieder nur ergießt er des Herzens herbe Not;
Und daß noch jetzt des Ännchens von Tharau wird gedacht,
Hat nicht das Gold des Reichen, — hat Simons Lied gemacht.

---

*) Betrübnis und Pein
Soll unserer Liebe Verknotigung sein.

(Simon Dach.)

Dichterlos.

In Gesellschaft war ich neulich,
Und in feiner noch dazu,
Man empfing mich höchst erfreulich,
Lobt' und pries mich ohne Ruh'.

„Über Ihre schönen Verse!
Ach, Ihr jüngstes Klinggedicht!
Traun! um eine volle Börse
Glückte solch ein Stück mir nicht.

Sie sind wahrlich zu beneiden,
Gott hat sie doch recht geliebt,
Daß er ihnen Leid und Freuden
Also zu verschönern gibt!

Kein Begebnis geht vorüber,
Daß Ihr Geist nicht groß erfaßt; —
Und die goldnen Berge drüber,
Sagt man gleich, daß Ihr sie haßt!"

Also klang es mir entgegen;
Und gewähren ließ ich sie,
Zürnend dem verkehrten Segen,
Den die neid'sche Kunst mir lieh.

Mit bescheiden ernsten Mienen
Dankt' ich, sprach ich, beugt' ich aus;
Doch sie glaubten mir zu dienen,
Wänden sie mir Strauß um Strauß:

„Ach! und in den Minneliedern,
Die Sie kargend hingestreut,
Welch natürliches Zergliedern
Der verliebten Seligkeit!

Traun! wer Sie nicht kennt, der meinte,
Daß Sie wirklich Flammen sprühn,
Daß Ihr Auge wirklich weinte,
Ihre Pulse wirklich glühn!

Daß dies Mädchen, das wir lieben,
Weil Sie's lieben, leb' und sei,
Daß Sie wirklich ihm verschrieben,
Daß Sie wirklich nimmer frei.

Ei! wie doch die Dichter lügen,
Glauben machen, was nicht ist,
Und uns mit der Wahrheit Zügen
Lockend schmücken ihre List!“ —

Also mußt' ich sie vernehmen,
Und nicht länger hielt ich's aus;
War es Unmut, war es Grämen,
Doch es trieb mich aus dem Haus.

Trieb mich fort, hinaus ins Freie,
Wo mich Gott nur hört und ich. —
Tor! so rief ich, das die Weihe?
Und noch immer täusch' ich mich?

Was ich so, so warm gesungen,
Wenn so warm nicht, doch so wahr,
Schilt man Modehuldigungen,
Die die Eitelkeit gebar?! —

Liedern, Tropfen meines Blutes,
Teilen meiner Wesenheit,
Pfändern meines Jugendmutes,
Zeugen meiner Seligkeit;

Liedern, die ich für die eine,
Die mein Herz allein bekennt,
Rückzulegen dacht' als Steine
Für ihr einstig Monument;

Die ich, wenn ich eher sterbe,
Als ich in ihr aufgelebt,
Aufzusammeln dacht' als Erbe,
Das man nicht mit mir begräbt;

Diesen Liedern, armer Sänger,
Hält die Welt ein solch Gericht?! —
Haltet ein, ihr Herrn, nicht länger!
Nennt sie schlecht, — nur Lüge nicht!

VI.

Das wunde Herz.

Die Königstochter seufzet:
„Ich fühl' es zu dieser Stund',
Es ist um mein junges Leben geschehn,
Mein Herz ist gar zu wund.

Und solang' ich in meinem Busen
Muß tragen dies Herz so wund,
Wird nimmer die Stirn mir heiter mehr,
Wird nimmer lächeln mein Mund.

Es sitzt mir zu tief im Herzen
Der Dorn der Liebe so scharf,
Und was ich will, das darf ich nicht,
Und will nicht, was ich darf!" —

Die Ärzte kommen und gehen,
Es gilt eines Königs Dank,
Allein für ein liebewundes Herz
Gibts weder Kraut, noch Trank.

Und eh' zwölf Monden verronnen,
Ist große Klag' im Reich,
Des Königs junge Tochter liegt
Auf ihrem Lager so bleich.

Selbst Mund und Stirn der Toten
Entstellt noch tiefer Schmerz; —
Da nehmen die Ärzte ihr aus der Brust
Das kalte, wunde Herz.

Und legen es, wohl durchbalsamt,
In einen kristallenen Schrein,
Und Mönche tragen es in die Gruft,
Und singen es segnend ein.

Dann wird auf Purpurkissen
Die Leiche zur Schau gestellt;
Da liegt sie, das liebliche Schmerzgesicht
Vom Fackelschein erhellt.

Und siehe! nun ist die Stirne
Der heitersten Ruhe Bild,
Und sichtbar spielt um den holden Mund
Ein Lächeln, freundlich und mild.

Im ganzen schönen Antlitz
Kein leiser Zug von Schmerz;
Sie hat es ja los, was sie gequält, —
Ihr armes, wundes Herz!

Meine Uhr.

Ich trage, wo ich gehe,
Stets eine Uhr bei mir;
Wie viel es geschlagen habe,
Genau seh' ich's an ihr.

Es ist ein großer Meister,
Der künstlich ihr Werk gefügt,
Wenngleich ihr Gang nicht immer
Dem törichten Wunsche gnügt.

Ich wollte, sie wäre rascher
Gegangen an manchem Tag;
Ich wollte, sie hätte manchmal
Verzögert den raschen Schlag.

In meinen Leiden und Freuden,
Im Sturm und in der Ruh',
Was immer geschah im Leben,
Sie pochte den Takt dazu.

Sie schlug am Sarge des Vaters,
Sie schlug an des Freundes Bahr',
Sie schlug am Morgen der Liebe,
Sie schlug am Traualtar.

Sie schlug an der Wiege des Kindes, —
Sie schlägt, will's Gott! noch oft,
Wenn bessere Tage kommen,
Wie meine Seel' es hofft.

Und ward sie auch manchmal träger,
Und drohte zu stocken ihren Lauf,
So zog doch der Meister immer
Großmütig sie wieder auf.

Doch stünde sie einmal stille,
Dann wär's um sie geschehn: —
Kein andrer, als der sie fügte,
Bringt die zerstörte zum Gehn.

Dann müßt' ich zum Meister wandern,
Und ach! der wohnt gar weit,
Wohnt draußen jenseits der Erde,
Wohnt dort in der Ewigkeit.

Dann gäb' ich sie ihm zurücke,
Mit dankbar kindlichem Flehn:
„Sieh, Herr, ich hab' nichts verdorben,
Sie blieb von selber stehn!"

VII.
Das Totenlichtlein.

Am Allerseelentage da sind
Die Gräber von Lichtlein umglänzt,
In Blumen des Herbstes spielet der Wind
Mit denen die Kreuze man kränzt.

Und sinnende Menschen knien entlang,
Die Augen von Tränen umflort,
Vom Chor erdröhnt es im Orgelklang:
„Bedenket, was ihr verlort!" —

Und Mägdlein, was verlorst denn du?
Kein Grab, kein Kreuz ist nah,
Und du kniest doch voll ernster Ruh'
Abseit von den Gräbern da.

Ein rosenfarbenes Lichtlein brennst
Du weinend, seufzend an;
Sprich wer ist's, den du gestorben nennst,
Damit man dich trösten kann!?

Ruht dir der Vater im kühlen Moos? —
„Er freut sich des Lebens noch sehr!" —
Ruht dir die Mutter im Erdenschoß? —
„Noch wandelt sie rührig umher!"

So ruht dir ein Bruder oder ein Freund
Tief unten im modernden Schrein? —
„Nicht Schwester, nicht Bruder hab' ich beweint:
Ich war ja immer allein!

Der eine, mit dem ich's auf dieser Welt
Am besten mein' —, auch er —
Er wandelt vor allen gar wohl bestellt,
Gar fröhlich im Leben umher.

Er ist so munter, er ist so froh,
Er ist vom Grabe noch weit,
Er schwebt — ach! könnt' er es immer so! —
Im Taumel der Seligkeit.

Ich aber, weil ich's nicht ändern kann,
Knie hier in seligem Schmerz,
Und brenne weinend mein Lichtlein an
Für ein mir gestorbenes Herz!"

Dorf und Kirchhof.

Was seh' ich hier? — Ein Dorf? — Nein, nein!
In diesen schmalen Klausen,
Um die sich Wind und Wetter zankt,
Wie? — sollten Menschen hausen?

Dies Holzgeripp' mit Fleisch aus Schlamm,
Mit stumpfem Gram im Herzen,
Das wollte gelten für ein Haus,
Bewohnt von Glück und Scherzen?

Der Fleiß, der frohe Jugendsinn,
Die Liebeslust, der Segen,
Sie könnten auch in solcher Haft
Gedeihn und sich bewegen?

Und doch — man leibt und lebt und liebt
Auch unter Halmendächern,
Auch in den Särgen dieses Dorfs,
Wie in der Stadt Gemächern.

Doch seltsam! — wenn ich hier mich weg,
Und da hinüberwende, —
Ein stiller Friedhof lehnt sich dort
An dieses Dorfes Ende.

Bezeichneten die Kreuze nicht,
Welch eine Saat er trage,
Man hielt ihn für ein üppig Feld
Von einfach schöner Lage.

Getreideswellen ähnlich blähn
Sich seine grünen Hügel,
Und durch die hohen Halme wehn
Des Westes leise Flügel.

Er hat kein Tor, — wozu nur wär's?
Den Weg hin finden alle;
Ein Kreuzdornzaun genügt, — wer schleicht
Sich fort aus dieser Halle?

Er hat kein Dach, — der Blick hinauf
Ist allen unbenommen,
Und was von oben kommen will,
Das möge freundlich kommen!

Wenn man den Kirchhof und das Dorf
Zusammen so beschauet,
Wer sehnte sich nach jenem nicht,
Indes vor dem ihm grauet?

Wie sind die guten Lebenden
Doch dort so schlecht begraben,
Indes die lieben Toten hier
Das schönste Leben haben!

VIII.

Der Älpler.

„Leb wohl, mein Weib, leb wohl, mein Kind!
Ich muß hinaus, zu jagen.
Die Sonne scheint recht mild, der Wind
Ist lau und lind,
Wie nicht seit langen Tagen.
Benützt will solch ein Wetter sein:
Es ist nicht täglich Sonnenschein,
Vielleicht daß wir die Strahlen
Mit langer Nacht bezahlen!"

Der Älpler Rudi spricht's und nimmt
Gewehr und Stock und Tasche,
Geht, ruft von fern noch weichgestimmt,
Enteilt und klimmt,
Ob er kein Wild erhasche;
Allein die Gemslein, sonst so keck,
Ruhn heute, scheint's, im Felsversteck,
Und lassen lang' ihn steigen,
Bis sie sich neckend zeigen.

Resli, sein Weib, indes zu Haus
Hört seinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fensterlein hinaus,
Das bunt und kraus
Umstarrt von Eiskristallen;
Und wie sie nimmer ihn erblickt,
Fühlt sie sich wunderbar bedrückt,

Und hält mit innrem Bangen
Den kleinen Sohn umfangen.

Da rieselt's plötzlich, rauscht und braust,
Wie von der Furka Gipfel;
Sie eilt zum Fenster hin, ihr graust; —
So heult und saust
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
Hilf, Gott! Es ist der Lauwe*) Macht,
Die nimmer rieselt, die schon kracht,
Schon donnert, schon entzügelt
Vom Horn herunterflügelt.

Sie sieht nicht mehr, faßt nur den Sohn,
Sinkt nur ins Knie, vernichtet;
Da bricht's herein im Wetterton,
Und deckt sie schon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. — —
Es ist vorbei, der Aufruhr schweigt,
Und regenbogenfarbig steigt,
Als wäre nichts geschehen,
Der Schneestaub in die Höhen. — —

Schon blickt aus leichtgewölktem Blau
Der erste Stern hernieder;
Da kehrt, umdampft vom Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder.
Ein Gemslein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und steht,
Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

So oft ein Uhu kreischt, ein Aar
Im Flug vorüberhastet,
So oft erfaßt's ihn wunderbar
Und sträubt sein Haar,
Und drückt auf ihn und lastet.
Mit jedem Fußtritt heimatwärts
Fühlt er beschwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's summen,
Und wieder hohl verstummen.

Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heißersehnte Schwelle; —

*) = Lawine.

Er schaut, — ist's eitel Sinnenspiel?
Nein, nein, — es fiel
Wohl Schnee, — auch täuscht die Helle,
Des Eises greller Widerschein,
Auch kann er nicht daheim noch sein; —
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel so nah zu wähnen.

Und weiter geht er, steht und schaut,
Mißt Firnen, Klüft' und Wipfel; —
Was dort, turmartig aufgebaut,
Herniederschaut,
Ist ja der Furka Gipfel;
Und zwischen diesem Alpenrand
Und jener ries'gen Gipfelwand
Muß ja sein Hüttchen stehen,
Muß er ja doch es sehen.

Er sucht — und sieht nicht, — Schnee, nur Schnee,
Und Eis und Schnee nur wieder; —
Er sieht's und denkt's, und rennt die Höh'
Hinan, schreit: „Weh!"
Und wirft sich heulend nieder.
Dann springt er auf, stürzt fort im Lauf,
Und schreit, daß Tal und Felsenknauf
Von seinen Jammertönen
Nachjammernd widerdröhnen:

„Mein Weib, mein Kind, mein Glück, mein all
Ist eingescharrt, verschüttet,
Zerschmettert vom Lauwinen-Fall,
Vom Eiskristall
Vermauert und verkittet!
Auf, auf vom Schlaf, Alphüttler, auf!
Zwei Leben, drei stehn hier zu Kauf!
Auf, auf, mit Hand und Spaten
Zu helfen und zu raten!"

Und mit der Sonne wallt's hinan
In hilfbeflissnem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Empor zum Felsenbuge.
Die Hände ruhn und rasten nicht,
Bis Scholl' um Scholle schmilzt und bricht;

Doch wie die Mass' auch schwindet,
Ihr Schoß bleibt unergründet.

Drei Tage wechselnd wallt's hinan
In hilfbeflissnem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt im Felsenbuge.
Umsonst, umsonst! das Meer hat Grund,
Hier aber schwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Tun und Regen.

Da sinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Abstehn sie alle klagend,
Nur er stürzt auf den Wall noch hin,
Und gräbt darin,
Und wühlt, noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tage, wühlt bei Nacht,
Mit ewig neuer Kraft und Macht
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz aller Schweißestropfen.

Der neunte Tag geht auf, die Last
Des Schnees ist abgequollen; —
Und wieder gräbt er ohne Rast,
Und stößt mit Hast
Auf festern Grund, als Schollen,
Stößt wieder ein, stößt wieder an,
Und gräbt und schaufelt was er kann, —
Auftaucht's, — ihr Heil'gen Gottes! —
Es ist das Dach des Schlottes.

Des Schlottes Dach, des Hauses Mund,
Der führt zu seinem Herzen;
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund, —
Es rauscht im Grund,
Und seufzt wie Ruf der Schmerzen.
Und nochmal horcht er, nochmal tönt's,
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's! —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

Das knüpft er fest, dran knüpft er sich,
Steigt ein, läßt rasch sich nieder,

Langt an, blickt um sich —: „Resli! — sprich!
Und — Seppi — dich!
Hab' ich euch wirklich wieder? —
Ist's wahr? Und lebt und seid ihr's noch?
Und habt's ertragen Gottes Joch?" —
Sie können ihn nicht grüßen,
Nur weinen, nur ihn küssen,

Nur beten, fleh'n zu ihm, der sie
So wunderbar verklärte,
Der ihnen Kraft und Glauben lieh,
Und spät und früh
Durch seinen Hauch sie nährte. —
Doch, Gott! wie war's, als sie hervor
Ans Licht nun traten und ihr Ohr
Wettbuhlte mit den Augen,
Das Leben einzusaugen.

Wie schien da alles neu und schön,
Die Luft, das Licht, die Sonne!
Wie Melodie klang von den Höhn
Für sie der Föhn,
Die Adler krischen Wonne;
Die wüste, schneebedeckte Flüh
War mehr als Frühlingsschmelz für sie,
Geliebte Freunde schienen
Die alten Tannen ihnen. — —

Im nächsten Lenze stand bereits
Ein Mal am Felsenhange;
Und jährlich zum geweihten Kreuz
Kam allerseits
Das Volk mit Sang und Klange;
Manch Bräutchen, so vorüberkam,
Sah's an und bat den Bräutigam,
Daß er so treu ihr bleibe,
Wie Rudi seinem Weibe.

Der Älpler und der Fischer.

Der Älpler.

Was machst du da? Was tändelst du am Kahn?
Solch eitles Tun ist's wohl der Rede wert?
Hingaukelnd auf des Sees geduld'ger Bahn,
Entfernst du dich ja kaum vom sichren Herd.

Im Auge deine Lieben, Feld und Haus,
Das Element nur prüfend, wenn es schläft,
Wirfst du die leichten Netze lässig aus,
Und treibst in Frieden sorglos dein Geschäft.

Sieh mich! Der Dämmrung Grauen ruft mich fort,
Ein dunkler Trieb nach oben heißt mich gehn;
Die Lieben lass' ich ohne Scheidewort,
Um niemals wieder sie vielleicht zu sehn.

Wetteifernd mit dem Tag klimm' ich empor,
Tief unter mir das Tal, das Wolkenmeer;
Kühn schauend in des Himmels offnes Tor,
Schreit' auf des Todes Wegen ich einher.

Doch steh' ich droben auf der Scharte Saum,
Wo Platz für mich und meinen Mut nur ist,
Und schau' ich weit aus in den freien Raum,
Den selbst des Adlers Auge schwindelnd mißt; —

Und steh' ich in der großen Stille da,
Die keines Gleckwurms*) Pfiff mehr unterbricht,
Allein mit meinem Gotte fern und nah,
Vielleicht der einz'ge rings so hoch am Licht; —

Dann schaut dein Tal, ein Rasenfleck, herauf,
Dein Haus, ein Vogelnest an seinem Rand,
Dein mächt'ger See, nur eine Lache drauf, —
Und stolz lobpreis' ich meinen Älplerstand.

Der Fischer.

Zieh hin mit Gott, du kühner Jägersmann!
Ich falte wohlgemut die Maschen aus,
Mit muntrem Liede geht's den See hinan,
Ein liebes Echo wiederholt's vom Haus.

Wohl schläft auch lauernd unter mir der Tod;
Doch frevelnd ihn zu wecken hüt' ich mich,
Und wenn er murrend aus der Tiefe droht,
Harr' ich in Demut, bis sein Zürnen wich.

Auch unter mir im Wasserspiegel ruht
Der blaue Himmel in erhabner Ruh',
Und wenn sie sich beäugelt in der Flut,
Bin ich der Sonne näher noch als du.

*) Gleck = das Wildheu.

Die schroffen Zacken, die dein Fuß versucht,
Die Schlüft', in deren Öhr du schwindelnd hangst,
Sie bieten, spiegelnd sich in grüner Bucht,
Mir Hochentzücken, ungetrübt von Angst.

Und statt der Totenstill' im Reich der Luft,
Kommt, wenn die Herden ziehn im Abendstrahl,
Der Senne johlt, das Ave=Glöcklein ruft,
Der Geist der Stille trauter noch ins Tal.

Drum schau du immerhin von luft'ger Bahn
Herab aufs Tal, mein Haus und meinen See, —
Ich schiffe doch mit meinem leichten Kahn
Weg über deiner Alpen Eis und Schnee.

Weg über dich, der stolz auf sich vertraut,
Gleit' ich bescheiden in gemessnem Lauf
Und jener Mond, der auf dich niederschaut,
Schaut aus dem Wasser mild zu mir herauf.

IX.

Des Lebens Preis.

Im Hause drinnen ist Hochzeit,
Vorm Hause lehnt ein Mann;
Er führt nichts Gutes im Sinne,
Man sieht's in den Augen ihm an.

Sein Liebchen ist ja das Bräutchen,
Und er nicht Bräutigam;
Wohl mag es schwer ihm fallen,
Daß sie so leicht es nahm.

Ein Lebehoch schallt drinnen,
Und außen fällt ein — Schuß. —
„Ei, — daß sich der Träumer doch eben
Da draußen erschießen muß!"

Es gibt eine kleine Pause,
Bis man ihn fortgebracht,
Dann wirbelt's und wogt es vom neuen
Recht toll und voll durch die Nacht.

Das gab ein Gespräch am Morgen,
Wie's lang im Städtchen nicht gab; —
Man zeigt in der Friedhofecke
Noch jetzt dem Wandrer sein Grab.

Und gab er auch nichts zu fühlen,
Wie er es vielleicht begehrt,
So gab er doch etwas zu reden; —
War das nicht ein Leben wert?

Böser Zweifel.

Mein Kind, solang' ich bei dir bin,
Bist du, das fühl' ich, mein;
Da schleicht sich wohl in deinen Sinn
Kein fremdes Bild hinein.

Da bist du mir vom Herzen gut,
Tust alles, was ich will,
Verleugnest dein bewegtes Blut,
Wirst ernst und weich und still.

Doch wenn dein Auge mich vermißt,
Wenn andre nach dir sehn,
Und du dir überlassen bist,
Was mag wohl dann geschehn? —

Drum fährt mir manchmal durch den Sinn
Der böse Zweifel hin:
Ob ich wohl dann auch bei dir bin,
Wenn ich nicht bei dir bin?!

X.

Die Spielkarten.

Vom Dome zu Augsburg dröhnt so bang
Der Armensünderglocke Klang,
Zum Richtplatz wogt die Menge fort,
Schon wartet der rote Freimann dort.

Er wartet dort auf ein junges Blut,
Um das schier selber es leid ihm tut;
Ein junger Mörder fällt ihm anheim,
Der früh schon verkümmert des Lebens Keim.

Noch sitzt er im Turme — da klingt's hinein, —
Er fühlt, nun müss' es verblutet sein;
Das Herz zerbricht ihm, er bittet um Rast,
Sinnt, weint und betet, und wird gefaßt.

Nur noch ein Spiel Karten verlangt er dann,
Sie geben's befremdet dem armen Mann.
Er aber entfaltet's vor ihnen still,
Und spricht: „Ihr begreift wohl nicht, was ich will!

Seht diese Blätter! Wie ich sie hier
Gleichwie zum Scherz aufschlage vor mir,
So spiegeln sie treu mein Leben mir ab
Von meiner Wiege bis an mein Grab.

Hier Sieben! — Ich zählte sieben Jahr,
Als ich den Eltern schon bleichte das Haar;
Ich war ein wüster, trotziger Bub',
Der jedem gern eine Grube grub.

Hier Acht! — Acht Jahre zählt' ich nur,
Da ward ich ertappt auf Diebesspur.
Hier Neun! — Neun Jahre zählt' ich kaum,
Und nur mit Räubern raubt' ich im Traum.

Hier Zehn! — O zehntes Lebensjahr,
Du strahlst allein mir hell und klar
In meines Daseins Nacht hinein: —
O könnt' ich im zehnten Jahre noch sein!

Da sprengte beflissener Lehrer Hand
Des kalten Busens eisiges Band,
Auftaute mein Herz, ich erwuchs vom neu'n,
Ich lernte beten, ich lernte bereun!

Hier — Bube! — Ja — ja — die Buben, — nur sie
Zerstörten mir wieder die Harmonie,
Die Buben, die Freunde sich fälschlich genannt,
Sie haben das Herz mir wieder gewandt.

Sie rissen zum Spiele mich täuschend hin,
In diesen Blättern verlor sich mein Sinn! —
Da kamen die Damen — die Damen — seht,
Wie trefflich alles zusammengeht!

Die Damen mit ihrem Doppelgesicht,
Halb Höll', halb Himmel, ein Ganzes nur nicht,
Sie gruben künstlich vom Körper aus
Den Geist aus seinen Wurzeln heraus.

Die Eifersucht durchfuhr mir das Hirn
So scharf, wie mein Messer das Herz der Dirn',
Der Dame, die's wahrlich nicht verdient,
Daß nun mein Blut das ihrige sühnt!

Und nun — der König! Nun tret' ich bald
Vor ihn, den König, in seiner Gewalt,
Den ewigen, schrecklichen König der Welt,
Der gnädig die Tropfen der Reue zählt.

Seht hier das Daus*), — o lächelt nicht!
Es ist die Karte, die alle sticht;
Das Daus sei meiner Reue Bild,
Sie möge gelten wenn nichts mehr gilt!

Nun werf' ich die Karten wieder zuhauf; —
Nun Schergen, brecht zum Richtplatz auf!
Ein Blatt gilt ewig, es ist die Reu':
Auf, Schergen, auf! Gott steh mir bei!"

Taschenspielerei.

Die Zeit — ich hab' es selbst erfahren —
Ist eine Taschenspielerin,
Sie schlägt die Volte mit den Jahren,
Und blendet neckend Aug' und Sinn.

Da steht sie, hinterm grünen Tische
Der Erde, mit geübter Hand,
Vor sich ein schimmerndes Gemische
Von Flitterwerk und Zaubertand.

Und Dornen wandelt sie in Rosen,
Wohl öfter noch die Ros' in Dorn,
Und läßt um Nieten emsig losen
Und trübt zu Blut der Freude Born.

Und Kronen bröckelt sie zu Staube,
Und schmelzt den Staub zu Gold im Nu,
Und schickt die kaum gewürgte Taube
Des Friedens neubelebt uns zu.

Die Zeit — ich hab' es selbst erfahren —
Ist eine Taschenspielerin;
Sie nahm mir einmal meinen klaren,
Gesunden, lebensfrohen Sinn;

---

*) = das Aß.

Und legt' ihn tändelnd untern Becher
Der Lieb' und sprach ein kurzes Wort,
Dann hob sie rasch den Zauberköcher, —
Mein klarer, froher Sinn war — fort.

Was ich dafür zurückerhalten,
War ein verkohlter Diamant;
Ich küßt', erschüttert durch ihr Walten,
Mit Tränen ihre Künstlerhand.

XI.

Der finstere Tänzer.

„Mein liebes, dreimal liebes Kind,
Und ist es auch dein Ernst,
Daß du wie heute stets gesinnt
Dich nie von mir entfernst?
Daß du's mit mir im Leben wagst,
Und jedem schönren Glück entsagst? —

Denn was ich zähl', ist dieses Herz,
Kein Gut und Gold, wie du; —
Und was ich habe, Kind, — ist Schmerz,
Und was ich brauche — Ruh'!
Doch was ich lieb' und such' allein,
Bist du, mein Kind, und wirst es sein!

Mich ruft das Leben fort von dir;
Mir fällt es schwer zu gehn!
Uns wiedersehen werden wir,
Doch wie uns wiedersehn?
Als mein und dein, wie vor und eh'?
Ach, oder fremd zu Leid und Weh?" —

„„Wie nun und eh', wie mein und dein,
Wie Bräutigam und Braut,
Des mag der Herr mein Zeuge sein,
Der in die Herzen schaut!
Wie nun und eh', wie mein und dein,
Sonst soll mein Leib — des Teufels sein!""

Getröstet eilt der Arme fort:
Sie gab ja ihren Eid,
Hat sich mit dreimal heil'gem Wort
Ja schrecklich ihm geweiht;

Und was ihn oft auch engt und preßt,
Sein Glaub' auf sie ist felsenfest.

Und eh' ein kurzes Jahr verstrich,
(Ein langes Jahr für ihn),
Eilt er zurück; wie freut er sich,
Wie wird die Braut erglühn,
Wie wird sie ruhn so liebewarm
In seinem langentbehrten Arm!

Von süßer Bangigkeit bedrückt,
Eilt, fliegt er heimatwärts,
Der Liebe Seligkeit entzückt
Im Vorgefühl sein Herz.
Des Eheglücks, der Vaterlust
Frohlockt in Ahnung seine Brust.

Er ist zu Haus, er eilt durchs Tor,
Die Sterne scheinen mild,
Durch helle Scheiben klingt ein Chor,
Im Reigen wirbelt's wild.
Er fragt, — muß hören, was er schaut:
Es ist das Brautfest seiner Braut!

Es ist das Brautfest seiner Braut,
Die sich ihm zugeweiht
Bei dem, der in die Herzen schaut,
Und dennoch brach den Eid;
Die angelobt, sein Weib allein,
Wo nicht, — des Teufels Weib zu sein!

„Topp!" ruft er durch die Tür hinein,
„Topp, treues, schmuckes Weib!
So soll denn, kann er mein nicht sein,
Des Teufels sein dein Leib!" —
Er ruft's, entwankt verstört und bleich,
Und stürzt sich in den nächsten Teich.

Die Gäste staunen, lachen, schmähn
Und schwelgen ohne Scham,
Da läßt ein fremder Gast sich sehn,
Der eben, scheint es, kam,
Ein dürrer, finstrer Niemandsfreund,
Der nichts bejaht und nichts verneint.

Bei einem Becher sitzt er stumm
Abseit wie große Herrn,

Sieht manchmal nach dem Bräutchen um,
Als säh' er's eben gern,
Reibt sich die Händ' und blinzt empor,
Als hätt' er etwas lust'ges vor.

Und zwölf erdröhnt's vom nahen Turm,
Zum Kehraus wird gespielt,
Die Fideln kreischen wie im Sturm,
Der Takt ist rasch und wild.
„Hallo! Mein Takt!“ so kichert laut
Der finstre Gast und nimmt die Braut.

Bei Donnerklang und Sturmgesumm
Zerrt er sie rück und vor,
Und dreht sich um und wieder um,
Und schreit ihr in das Ohr:
„Ich bin noch frisch, mein mattes Weib,
Und mir verschriebst du ja den Leib!“

Die Braut wird rot, die Braut wird blaß,
Die Lippen netzt ihr Blut,
Er aber tanzt ohn' Unterlaß
Mit immer neuer Wut;
Die Gäste fliehn entsetzt hinaus,
Schon tanzt das Paar allein im Haus.

Es tanzt hinauf, es tanzt hinab,
Die Dielen morschen ein.
Der Lüster fällt vom Sims herab,
Und wird zum Totenschrein;
Drin sargt der Gast das Bräutchen auf,
Und wirft die Deck' als Leichstein drauf.

Auf dem Balle.

Wenn alles in buntem Wirbel sich dreht,
Die Herzen heftiger schlagen,
Und Saitengetön durch die Säle weht,
Dann faßt mich ein eignes Behagen.

In einen Winkel drück ich mich dann,
Und lasse die Augen gewähren;
Manch huldiges Fräulein blickt mich an,
Und meint wohl, ich müss' — entbehren.

„Er ist ein Sonderling!“ flüstert's hier,
Dort heißt es: „Er läßt sich bitten!“ —

Ein dritter spöttelt, es habe mir
Mein Weibchen das Tanzen bestritten. —

Ein vierter bemerkt: der feine Ton
Sei nicht meine stärkste Seite. —
Ich aber belächle mir Huld und Hohn,
Und mustere still meine Leute.

Sie flattern hinab, sie fliegen herzu,
Sie flüstern, bekritteln, bestaunen;
Ich aber erwäg' in genießender Ruh'
Des Lebens wechselnde Launen.

Was mancher auf Gräbern noch nie geahnt,
Ahn' ich auf dem Boden des Tanzes;
Oft gleißt in des Schicksals drohender Hand
Die Blüte des festlichen Kranzes.

Sie glauben alle sich wahrhaft zu freun;
Die Glücklichen, daß sie es glauben! —
Es haben die Stunden, die Rosen uns streun,
Ja Schwestern, die Rosen uns rauben!

Drum halt' es hienieden jeder für sich,
Wer wollt' einander beschränken?
„Die anderen, denk' ich, tanzen für dich: —
Du magst für die anderen denken!“

XII.

Der Bettelknabe.

Vorm Stadttor saß in Regen und Wind
Ein kleines, armes, verlassenes Kind.
Frühmorgens zerrt' es ein rauher Mann
Stillschweigend am kranken Händchen heran;
Nur wenn er's am Weg auf den Boden gesetzt,
Begann er mürrisch: „Da bleibst du jetzt,
Und betest dein ‚Vaterunser‘, doch laut,
Damit man dich hört und auf dich schaut;
Je lauter, desto besser für dich,
Und wenn du bemerkt dich siehst, so sprich:
„„Bitte, bitte, liebe Herrn, schöne Damen,
Um einen Kreuzer in Gottesnamen;
Fünf kranke Kinder sind wir zu Hauſ' —
(Es ist nicht so, doch mach' dir nichts draus!)
Der Vater ist krank — (hat's auch nicht Not) —

Die Mutter — (nun das ist wahr) — die ist tot!
Also bitte um einen Kreuzer recht schön!"" —
„Nun werden zwar viele vorübergehn,
Die's hören, ohne dir was zu schenken,
Müssen auf Ball und Komödie denken;
Dafür hat doch mancher ein Herz im Leib,
Und wirft dir was hin aus Zeitvertreib,
Dann rufe: ‚Vergelt's Gott tausendmal!‘
Recht laut, das vermehrt der Geber Zahl:
Denn wenn sie dir einen Kreuzer gaben,
So wollen dafür sie Dukaten haben! —
So! Nun — und friert dich in Fuß und Arm,
So denk', unsre Stub' ist auch nicht warm;
Und meldet sich um Mittag der Magen,
So denk', zu Haus gibt's auch nichts zu nagen;
Und wenn es regnet, so nimm's als Spaß,
Wirst weiter, als bis auf die Haut, nie naß;
Wenn's finster wird, so hol' ich dich ab,
Und zähle zusammen, was man dir gab.
Das sag' ich dir, daß du dich gut beträgst,
Und nichts verabsäumst oder verschlägst;
Laß ja nicht mit leeren Taschen dich finden,
Verstehst du mich, sonst sollst du's empfinden!
Ein Krüppel wie du, der betteln kann,
Trifft's besser, als mancher Handwerksmann!"
Nach solchen weislichen Regeln und Lehren
Sah man den Alten den Rücken kehren.
Das Kindlein wußte nicht, wie ihm geschah,
Es saß mit gefalteten Händchen da,
Sah auf zum Himmel, wenn er blau,
Und sprach sein freudiges ‚Vaterunser‘;
Sah auf zum Himmel, wenn er grau,
Und sprach sein klägliches ‚Vaterunser‘;
Und zog sein Käppchen übers Ohr,
Und schlug die Ärmchen, wenn es fror,
Und kehrte fröstelnd dem Winde den Rücken,
Und sah auf die Leute mit flehenden Blicken,
Und merkt's in den Mienen des Mitleids Spur,
So rief's: „Bitte, bitte ein Kreuzerchen nur,
„Meine Mutter ist tot —" damit war's aus,
Die Lügen wollten ihm nicht heraus.
Da schritt wohl mancher Grämling vorbei
Und brummte: „Die lästige Bettelei!"

So mancher tänzelt singend vorüber,
Er hört nicht das Kind und fiel schier drüber;
So mancher fährt mit Bedacht in die Taschen,
Kann die rechte Münze nicht gleich erhaschen.
Doch mancher sieht das Kindlein an,
Und denkt sich: „Wär' ich ein reicherer Mann!"
Drückt ihm einen Kreuzer ins Händchen hinein:
's sieht aus wie ein Goldstück im Sonnenschein.
Und manche Frau, im Vorübergehn,
Beschenkt das Kind und will es nicht sehn;
Durch alle Nerven zuckt ihr ein Riß:
Was gilt's, das ist eine Mutter gewiß!
So ist das Kindlein mit seinen Schmerzen
Ein völlig Maß für der Menschen Herzen.
Lang saß das verkrüppelte Kind so dort,
Gut hatte der Alte gewählt den Ort:
Wohl trug des schmachtenden Würmchens Pein
Bisweilen ihm wuchernde Zinsen ein. —
Doch eines Tags war's nimmer da,
Mich drängt' es zu wissen, was ihm geschah.
Vielleicht erkrankt' es mehr und mehr,
Und läßt sein Plätzchen für lange leer;
Vielleicht ist endlich der Wackre gekommen,
Der mitleidsvoll es zu sich genommen,
Der sorgt, daß es warme Kleider hat,
Und der ihm spendet zu essen satt,
Und der ihm artiges Spielzeug gibt,
Und der es belehrt und der es liebt,
Und der's ihm beweist, nach langem Leide,
Daß Gott die Kindlein erschaffen zur Freude;
Gewiß, gekommen ist er der Mann,
Und nahm sich des armen, verlassenen an.
Und froh, als wär's mein eigner Gewinn,
Hatt' ich des Kindleins Geschick im Sinn;
Und als ich abends zu Bette mich legte,
Und schon mich umkoste des Traumes Wehn,
Da war mir, als ob sich etwas regte,
Das Kindlein glaubt' ich vor mir zu sehn;
Ja — ja — da saß es wie sonst, vor dem Tor,
Und betet' und bat und weint' und fror,
Der Nord zerschnitt ihm die blauen Wangen,
Eiszäpflein hatt' es am Kleide hangen.
Schon gingen weniger Menschen vorüber,

Die garstige Kälte trieb sie nach Haus,
Und trüber wurd' es, immer trüber,
Und spärlicher fielen die Gaben aus;
Schon dämmert' unheimliches Abendlicht, —
Der grausame Alte kam noch nicht.
Da ward es dem Kindlein im Herzen bang.
„Ach," rief es, „Vater, wo bleibst du so lang'?
Mich friert, mich hungert, ich kann's nicht ertragen,
Die Arme, die Füße wie abgeschlagen,
Im Herzen und Kopfe brennt es wie Glut, —
Komm, Vater, du weißt nicht, wie weh es tut! —
Du kommst nicht? — Hast du meiner vergessen? —
Schon lange genug bin ich hier gesessen! — —
Ach, Vater unser, so höre mich du,
Und schick einen freundlichen Führer mir zu,
Der meine Schritte nach Hause lenke,
Und mir ein kleines Almosen schenke;
Sonst schilt mein Vater mich zürnend aus:
Gar wenig bring' ich ihm heute nach Haus!" —
Und wie so das Kindlein verschmachtend fleht,
Da fühlt es sich plötzlich lau umweht,
Und glänzend tritt aus dem finsteren Tor
Ein freundlich lächelnder Knab' hervor,
Mit Locken so golden, mit Augen so licht,
Aus denen die Lieb' und das Mitleid spricht.
Der bleibt vor dem betenden Kinde stehn,
Und lispelt ihm zu: „Willst mit mir gehn?
„Ich führe dich sicher nach Hause mit mir,
Das beste Almosen schenk' ich dir."
Das Kind erwidert: „Ach Knabe fein,
Du mußt wohl ein Engel des Himmels sein!"
Ja, — Kinder und Engel erkennen sich! —
Der Engel faßt es gar mildiglich,
Es heimzuführen aus Kreuz und Not,
Und schenkt ihm der Almosen bestes, — den Tod.

Das war mein Traum von dem Bettelkind,
Will hoffen, daß Träum' oft Wahrheit sind!
Das Plätzchen vorm Stadttor aber ist leer,
Das Kindlein braucht nicht zu betteln mehr:
Es ist von dem dort aufgenommen,
Der gerne die Kleinen läßt zu sich kommen.

Ein trüber Gedanke.

Die Lockungen der Freude dringen
Von allen Seiten auf mich ein,
Mir aber will es nicht gelingen,
So recht vom Herzen froh zu sein.
Wie Geisterstimmen hör' ich's beben
Durch jede heitre Melodie;
Hier Tanz und Spiel und Lust und Leben,
Und — anderswo verhungern sie!

Und zähl' ich meine kargen Schätze,
Und dank' ich meinem Gott im Geist,
Daß ich getrost zum Tisch mich setze,
An dem mein Fleiß mich sattsam speist,
So will mein Brot nicht recht mir munden,
Das gnädig mir der Herr verlieh:
Ich hab' es ohne Schweiß gefunden,
Und — anderswo verhungern sie!

Und schling' ich liebend meine Arme
Um Weib und Kind, um meine Welt,
So tu' ich's doch nicht sonder Harme,
Ich fühle, daß mir etwas fehlt;
Ich kann sie schützen vor Entbehren,
Sie darben und sie frieren nie:
Welch Glück, sein Weib, sein Kind zu nähren,
Und — anderswo verhungern sie!

Ich gönne jedem seine Wonnen,
Ich lasse jedem seinen Brauch,
Ich habe meinen Platz zum sonnen,
Und wünsch' ihn jedem andern auch.
Ich denke nie mir: „Wär' ich reicher?"
Doch wär' ich's, oh! ich wüßte, wie?
Ich dächte: „Du hast volle Speicher,
Und — anderswo verhungern sie!"

Mir ist die Kunst ein Gast vom Himmel,
Der Rosen uns aufs Leben streut,
Nur bangt mir vor dem Kunstgetümmel:
Es übertäubt den Ernst der Zeit;
Es ist mehr Trunkenheit, als Segen,
Ich such' umsonst die Harmonie:
Hier Blumenhagel, Demantregen,
Und — anderswo verhungern sie!

Sie faseln viel von Menschenliebe,
Sie streiten über Mein und Dein,
Sie greifen in das Weltgetriebe
Mit Schülerhänden meisternd ein,
Sie streuen goldne Zukunftsaaten,
Sie rühmen prahlend, was gedieh,
Sie sprechen, schreiben und beraten,
Und — anderswo verhungern sie!

Das eben scheucht mir von der Stirne
Die echte, rechte Fröhlichkeit;
Was schläft in einem Dichterhirne
Zum Troste für die Not der Zeit?
Was halfen je noch Reim' und Lieder
Dort, wo um Brot der Jammer schrie? —
Aus jeder Zeile tönt mir's wieder:
„Ach — anderswo verhungern sie!"

Zweite Lese.

Wann und wo sich's zugetragen,
Könnt' ich euch nicht immer sagen!
Eins nur weiß ich vorderhand:
Wann und wo ich's so empfand.

I.

Der König und der Landmann.

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut empor zu des Königs Palast,
Er weiß nicht, welch ein Gefühl ihn faßt.

„Ach, wär' ich ein König nur eine Nacht,
Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht,
Wie ging ich umher von Haus zu Haus,
Und teilte den Schlummernden Segen aus!

Wie strahlte dann morgens so mancher Blick
Die Sonne zum erstenmal hell zurück!
Wie staunten einander die Glücklichen an,
Und meinten: das hat ein Engel getan!" —

Der König lehnt im Palast allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut hinab auf des Landmanns Haus,
Und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

„Ach wär' ich ein Landmann nur eine Nacht,
Wie gern entriet ich der drückenden Macht,
Wie lehrt' ich mich selber die schwere Kunst,
Nicht irr zu gehen mit meiner Gunst!

Wie wollt' ich ins eigene Herz mir sehn,
Um wieder es offen mir selbst zu gestehn!
Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
Das wollt' ich gewinnen in einer Nacht!" —

So schaun sie sinnend beim Sternenlauf
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann schließen beide den müden Blick,
Und träumen beide von fremdem Glück.

Dichterfreuden.

Siehst du die blauen Berge dort,
(Dein Blick erreicht sie kaum)
Und hinter ihnen fort und fort
Noch fernrer Berge Saum?

Und weiter noch im Dämmerlicht
Der fernsten Riesen Spur?
Sie schaun und zählen kannst du nicht,
Dein Aug' errät sie nur.

Auch dort bin ich genannt, gekannt,
Dort hört man, was ich sprach,
Und was ich still daheim empfand,
Dort fühlt mir's mancher nach.

Man macht sich dort von mir sogar
Aus meinem Lied ein Bild;
Der gibt mir schwarz, der braunes Haar,
Der glaubt mich mild, der wild.

Der denkt sich mich als Flattersinn,
Der als ein Herz voll Harm;
Ein andrer, wie ich eben bin:
Frisch, offen, weich und warm.

Ihr glaubt vielleicht, ich sage dies
Aus Stolz und Eitelkeit?!
Ihr tut mir unrecht, nein, gewiß, —
Ich sag' es, weil's mich freut;

Weil ich dem Himmel dankbar bin,
Daß er mich so geliebt,
Und meinem liederfrohen Sinn
Ein frohes Echo gibt.

Erquickt's doch gar so wundersam,
Verstanden sich zu sehn,
Und nicht mit Jubel und mit Gram
Vergessen dazustehn.

Wer eines Freundes Busen fand,
In dem er sich beschaut,
Der preist ihn, als des Glückes Pfand,
Vor allen Menschen laut;

Und ich verschwieg' es, wenn mir oft,
Fern über Berg und Wald,
Mein Lied als Willkomm unverhofft
Von fremder Schwelle schallt?

Wenn eine Mutter, die ich nie
Auf frühern Wege traf,
Mit meines Liedes Melodie
Ihr Kindlein wiegt in Schlaf?

Wenn sich ins Lied der Sennerin
Mein schlichtes Wort verwebt,
Und heimisch über Alpen hin
Als Abendreigen schwebt?

Wenn ein errötend Bräutchen mir
Verstohlen eingesteht,
Es hab' ein meinig Liedchen ihr
Den spröden Sinn verdreht?

Und wenn mir's oft wo unbewußt
So seltsam tönt zurück,
Als wär's ein Klang aus meiner Brust,
Als wär's von mir ein Stück?

Da sollt' ich schweigen? Nimmermehr!
Laut will ich es gestehn:
Erquickt's die Brust doch gar so sehr,
Verstanden sich zu sehn!

Da schwatze mir ein Träumer vor
Von Selbstgenügsamkeit,
Und wie er nur dem eignen Ohr
Die eignen Lieder weiht;

Und wie er nichts um andre frägt,
Und um das Lob der Welt,
Und wie er nur die Saiten schlägt,
Weil ihn der Gott beseelt.

Das denk' ich, ist der rechte Klang,
Der gern erwidert klingt,
Und wie er aus dem Leben drang,
Zurück ins Leben dringt.

Und wenn's der Sänger oft verspürt,
Daß es ihm so geschehn,
So mag er's dankbar und gerührt
Der Welt wohl auch gestehn.

II.

Ein weißes Haar.

Ein finstrer Mann durchschreitet
Die Stub' in weitem Schritt;
Der ist bei Tag ein Jäger,
Und bei der Nacht — Bandit.

Wie Wetterwolken lagert's
Auf seinem Angesicht,
Verbrechen oder — Reue,
Doch nein! — die kennt er nicht.

Jetzt auf das Stroh im Winkel
Wirft er sich ungestüm,
Sein Töchterlein, das holde,
Sitzt spielend neben ihm;

Beim sonnverbrannten Vater
Das zarte Töchterlein,
Wie eine weiße Rose
Am schwarzen Rabenstein.

Ermattet läßt er sinken
Sein Haupt in ihren Schoß,
Sie wühlt in seinen Locken,
Nichts denkend, absichtslos.

Da ruft sie plötzlich lachend:
„Ei, Väterchen, fürwahr,
Da — mitten zwischen schwarzen
Steht auch ein — weißes Haar!"

Da fährt empor der Räuber: —
„Ein weißes? — wirklich, Kind?" —
„„Ja — ja — ein weißes, Vater,
Wenn's ihrer mehr nicht sind!"" —

Und ernster wird der Räuber,
Als er's seit langem war,
Und murmelt wie im Traume:
„Schon jetzt ein weißes Haar?!

Nun ist es Zeit, Matteo!
Fahr hin, Banditenstahl,
Komm her, du treue Büchse,
Gibst mir wohl auch ein Mahl!"

Und Jäger ward der Räuber,
Wie er's als Jüngling war: —
Den hat der Herr gerettet
Durchs erste weiße Haar.

An mein Vaterland.

Ich hab' dich nicht vergessen,
Mein liebes Österreich!
Noch macht's, an dich zu denken,
Das Herz mir immer weich.

Ich sah wohl schöne Alpen,
Umweht von Balsamhauch,
Sah Paradiese Gottes, —
Du aber hast sie auch.

Sah Silberströme wallen
Durch manchen grünen Plan,
Sah Täler, Auen, Städte, —
Du bist nicht ärmer dran.

Es lacht' auch andrer Orten
Manch treues Herz mir zu,
Doch wer hat sie auf Erden
Zu Tausenden wie du?

Ich bracht' auch in der Fremde
Manch selig Stündchen hin,
Allein in deinem Boden
Schläft ja mein Jugendsinn.

Du hast die ersten Freuden
So treu mit mir geteilt,
Du hast die ersten Leiden
So liebend mir geheilt.

Und sind mir in der Fremde
Viel hundert Plätzchen lieb,
So hast du ja kein Fleckchen,
Das deutungsleer mir blieb.

Drum glaub' dich nicht vergessen,
Lob' ich die Ferne gleich:
Ich weiß nur *eine* Heimat,
Weiß nur *ein* Österreich!

Denn was ich in der Fremde
Gesehn, gefühlt, erkannt,
Ist nur ein goldner Reifen
Um deinen Diamant.

III.

Die Perle.

Ein Jüngling sitzt beim Abendschein
Am Meere sinnend und allein,
Hin übers Wasser schweift sein Blick,
Als sucht' er ein entferntes Glück.

Und was ihn stimmt so weich und bang,
Es ist der Sehnsucht süßer Drang,
Und was aus seinem Auge spricht,
Weiß jeder, nur er selber nicht.

So sitzt er, einer Myrte nah,
Ein Zweiglein in den Händen, da,
Und gräbt mit willkürloser Hand
Der Liebsten Namen in den Sand.

Doch kaum daß er die Lettern schrieb,
Naht Well' um Welle leis' und lieb,
Und kost und rauscht und küßt und wühlt,
Bis sie den Namen weggespült.

Der Jüngling merkt es und erblaßt,
Als ahnt' er etwas Arges fast;
Kann, was die Flut dem Namen nun,
Kein Schicksal einst der Liebe tun?

Kann's keiner Untreu' oder Pein
Geheime Vorbedeutung sein?
Mit solchen Bildern quält er sich,
Bis längst die Sonn' im Meer erblich.

Nach Hause schleicht er trüb und schwer,
Wie lächeln mild die Sternlein her,
Wie winkt der Mond ihm tröstend zu, —
Für ihn ist heute keine Ruh'!

Verwacht wird eine bange Nacht,
Ein banger Tag wird hingebracht,
Bis sich der Abend wieder senkt,
Und er den Schritt zum Meere lenkt.

Hin eilt er, wo er an dem Strand
Der Liebsten Namen schrieb in Sand,
Und sieh! — da ist kein Name zwar,
Doch etwas andres winkt ihm klar.

Ja, — eine Perle rein und hell
Liegt ausgespült zur selben Stell',
Als wär's für den geraubten Schatz
Der Fluten reuiger Ersatz.

Mit Rührung blickt der Jüngling drauf,
Und liest das Kleinod freudig auf;
Und bald auch schmückt' es hell und klar
Der Liebsten Stirn — am Traualtar.

Die Strickerin.

Sie saß am Arbeitstischchen,
Den Strickstrumpf in der Hand;
Ihr werdet mich belächeln,
Daß ich's poetisch fand.

Sie hatt' ihn grad vollendet,
Und sah ihn sinnend an:
Da fiel mir's ein, zu denken,
Was sie wohl denken kann.

„Ach, wenn ich nun die Maschen" —
So dachte wohl das Kind —
„Herunterlesen könnte,
Wie sie gewachsen sind!

Es dürft' ein nettes Büchlein
Voll bunter Szenen sein:
Wir armen Kinder stricken
So manches mit hinein.

Oft ging es froh und spielend,
Bei frohem Wonnespiel
Oft ließ ich Maschen fallen,
Weil eine Träne fiel.

Oft riß mir mit dem Garne
Der Liebe liebster Wahn,
Oft knüpft' ich mit dem Faden
Die Hoffnung wieder an.

Oft half ich unter Zweifeln
Verworrnen Knoten nach;
Oft brach das Herz vor Wehmut,
Indes die Nadel brach.

Was zagend ich gestanden,
Was feurig er mir schwor,
Das tritt aus dem Gewebe
Lebendig mir hervor.

Drum könnt' ich es so lesen,
Was ich mit eingestrickt,
Wie fühlt' ich mich verlassen,
Wie fühlt' ich mich beglückt!" —

So denk' ich, daß sie dachte,
Den Strickstrumpf in der Hand;
Nun lächelt ihr wohl nimmer,
Daß ich's poetisch fand.

IV.

Das Schlangenhalsband.

‚Es soll der Mensch sich,' wie geschrieben steht,
‚Nicht eher austun*), bis er schlafen geht.'
Darin hat's eine Mutter einst versehn,
Und ist ihr deshalb arges Leid geschehn.

„Nimm alles," sprach sie, „was ich habe, Sohn,
Solang' du hast, so hab' ich auch davon:
Denn du bist gut und fromm und treugesinnt;
Wem traut' ich besser als dem eignen Kind?"

Allein der gute, fromme, treue Sohn
Sprach nur zu bald der Lieb' und Sanftmut Hohn,
Und brach der Mutter ab an Seel' und Leib,
Und ward noch ärger durch ein arges Weib;

*) sich ausziehn, sich seiner Habe entledigen.

Und fuhr die Mutter an mit rauhem Wort,
Und trieb sie scheltend aus dem Hause fort,
Und ließ sie hilflos schmachten, wenn sie krank,
Und gab für Lieb' ihr kalten Spott zum Dank.

So saß er wohlbehaglich einst am Tisch,
Und becherte mit seinem Weibe frisch,
Und legte lüstern eben seine Hand
An ein gebratnes Hühnlein, so da stand.

Da pocht die Mutter an die Stubentür. —
„Die Alte führt der Kuckuck her zu mir!"
Und spricht zum Knecht: „Setz' in die Kiste dort
Das Huhn indessen, bis sie wieder fort!" —

Das tat der Knecht; da trat die Mutter ein:
„Laß mich, mein Sohn, nicht ganz vergessen sein;
Mich hungert sehr, erbarm dich meiner Not,
Nicht Liebe will ich, nur ein Stücklein Brot!" —

„Ei, laßt mit Eurem Betteln mich in Ruh'!" —
Der Knecht steckt heimlich ihr ein Krümlein zu;
Schimpfworte fallen, weinend wankt sie fort,
Und was sie stöhnte, war kein Segenswort.

„Die kommt mir," höhnt der Sohn, „wohl nimmermehr!
Nun, Knecht, hol mir das Hühnchen wieder her!" —
Doch wie der Knecht den Kistendeckel hebt,
Da schreit er auf und springt zurück und bebt:

„„Herr, heb ein andrer dort die Schüssel auf,
Anstatt des Huhns liegt eine Schlange drauf!"" —
„Du bist ein Narr, pack' dich zum Henker fort!
Geh, Magd, und hol mir du das Hühnchen dort!" —

Doch wie die Magd den Kistendeckel hebt,
Da schreit sie auf und springt zurück und bebt:
„„Herr, heb ein andrer dort die Schüssel auf,
Anstatt des Huhns liegt eine Schlange drauf!"" —

Da springt der Sohn in wildem Eifer hin:
„Und läg' der Teufel drauf, so hol' ich ihn!"
Doch wie den Deckel von der Kist' er hebt,
Da schreit auch er und springt zurück und bebt.

Denn eine große Schlange schießt hervor,
Und ringelt sich um seinen Hals empor,
Und legt sich um die Schulter ihm wie Stein,
Und schnürt den Atem in der Brust ihm ein;

Und ißt mit ihm und trinkt mit ihm zur Wett',
Und wacht mit ihm und geht mit ihm zu Bett,
Und hebt den Kopf so wild und zischt so schrill,
Wenn er ihr Speis' und Trank verweigern will.

Und will sie wer vom Hals herab ihm ziehn,
Um desto enger, kälter preßt sie ihn,
So daß er aufstöhnt atemlos und bang:
„Laßt, laßt! Ich muß sie tragen lebenslang!"

Und so wie der durchs Land, gezeichnet, schritt,
Trägt jeder böse Sohn sein Zeichen mit,
Ein Halsband, trotzend jeglichem Versuch,
Das Schlangenhalsband heißet: — „Elternfluch!"

Die beiden Ringe.

Zwei Ringe trag' ich an meiner Hand,
Ein Liebespfand und ein Freundschaftspfand;
Von Gold ist jener so fein und klar,
Doch dieser von schwarzem Eisen gar.

Den goldenen schmückt als Wappenschild
Ein Blütenkranz so freundlich und mild;
Den eisernen ziert als Schmerzsymbol
Ein Totenkopf so schaurig und hohl.

Als Liebchen scheidend den goldnen mir gab,
Da sprach es: „Trag ihn fort bis ans Grab;
So oft dir die Freud' ein Kränzlein flicht,
So blick auf den Ring und vergiß mein nicht!"

Als sterbend der Freund mir den eisernen gab,
Da sprach er: „Trag ihn fort bis ans Grab;
Und wenn dir die Sonn' am hellsten scheint,
Denk manchmal an den toten Freund!"

Drum ob ich froh war, oder litt,
Ich siegelte manches Briefchen damit;
Bei traurigen nahm ich das goldne Pfand,
Bei heitren den eisernen Ring zur Hand.

Den Blütenkranz auf dem Schmerzensbrief,
Er ließ ihm so tröstlich, wie wenn er rief':
„Ob vieles auch stirbt, ob vieles auch bricht,
Noch blüht ja die Liebe, — drum zage nicht!“

Der Totenkopf auf dem Freudenbrief,
Er ließ ihn so warnend, als ob er rief':
„Ist's noch so heiter, ist's noch so licht,
Noch ist nicht Abend, — drum juble nicht!“

V.

Das Vaterunser.

Ein Weib, das den Herrn voll Lieb' umfing,
Und an ihm wie ein Kind am Vater hing,
Trat abendlich, wenn es dunkel war,
Im Kirchlein vor den Hochaltar,
Und warf sich voll Ergebung hin,
Und schüttet aus den tiefsten Sinn.
Und dankt für Lust, erkennt das Leid
Mit kindlicher Unterwürfigkeit,
Gesteht jedweden Fall und Fehl,
Und hat auch das kleinste selbst nicht hehl,
Und spricht zum Schluß ein kurz Gebet,
Worauf es still von hinnen geht.

Der Küster, der das Weib allda
In jeder Abenddämmrung sah,
Steigt einmal,, wie sie kommt, aufs Chor
Und legt sich lauernd auf das Ohr.
Und sieh! das Weib kniet wieder hin,
Und schüttet' aus den frommen Sinn,
Und dankt, erkennt, gesteht und fleht,
Und spricht zum Schluß ein kurz Gebet.

Und wie sie spricht, da rollen ihr
Die heißen Tränen für und für,
Und glänzen bei der Ampel Schein,
Als sollten's echte Perlen sein.
Und sieh! ein Täublein wunderbar
Schwebt auf sie nieder vom Altar,
Pickt weg die Tränen, wie sie sind,
Und fliegt damit empor geschwind.

Der Küster sieht's und schleicht ihr nach,
Und fragt sie, welch Gebet sie sprach,
Daß Gott, wie er es selbst gesehn,
Solch Wunder lass' an ihr geschehn;
„Ach," sagt das Weib, „ich weiß nur eins,
Das Vaterunser, weiter keins!"

„„Das Vaterunser nur? — Ei, seht,
Das ist ja das allermind'ste Gebet!
Doch lerntet ihr einen Psalm gar ein,
Wie würde das erst Gott erfreun!?""

Dem Weibe geht dies Wort zu Sinn,
Und Tag' und Wochen bringt sie hin,
Lernt einen Psalm, gar schwer und lang,
Den schönsten schier, den David sang,
Und geht ins Kirchlein mit frohem Mut,
Und denkt, nun frucht' es doppelt gut.

Doch, wie sie sich abmüht, wie sie spricht,
So leicht ums Herz wird ihr doch nicht,
Und keine Tränen brechen hervor,
Kein Täublein sieht der Küster am Chor.

Drum als sie wieder beten geht,
Da fleht sie, wie sie sonst gefleht,
Und bringt, ergriffen wunderbar,
Gott nur ihr Vaterunser dar.
Und alsbald wieder rollen ihr
Die heißen Tränen für und für,
Und wieder fliegt das Täublein drauf
Und pickt die klaren Perlen auf,
Und schier vernehmbar weht sie's an:
„Ein jeder bete, wie er kann,
Nur warm und wahr, von Trug entfernt,
Nicht wie aus Not, nicht eingelernt;
Gott hört auch das Vaterunser gern:
Es ist ja das Gebet des Herrn!" —

Im Walde.

Wenn ich in dichten Waldesräumen
Mir selbst oft überlassen bin,
Und unter hundertjähr'gen Bäumen
Hinwandle mit bewegtem Sinn,

Da fühl' ich von ganz eignem Bangen
Mich immer wunderbar befangen.

Die Eichen scheinen mir zu leben,
Voll Ernst auf mich herabzusehn.
Und mit der Blätter leisem Beben
Vernehmlich mir ins Ohr zu wehn:
„Wie wagst du's unter alten Leuten,
Du junges Blut, so keck zu schreiten?

Wir stehen da seit längren Jahren,
Als sie dir einer zählen mag!
Wo warst du noch, als wir schon waren?
Wo trifft dich unser letzter Tag?
Du wagst uns lächelnd anzublicken?
Uns dünkt, du sollst dich vor uns bücken!"

Und wenn mir solches kommt zu Sinnen,
Da zieh' ich allgemach den Hut,
Und schleich' in heil'ger Scheu von hinnen,
Ich unerfahrnes, junges Blut;
Sie scheinen dann mit mildem Fächeln
Des Jünglings Ehrfurcht zu belächeln.

VI.

Ein lebendig Monument.

Monument' aus Erz und Marmor sieht man prangen weit und breit,
Mit verschwenderischen Händen lohnt itzt die Unsterblichkeit,
Ja in ganzen Pantheonen halten Helden aller Zonen,
Gleich den alten Niobiden, stumme Konversationen.

Doch lebend'ge Monumente sind noch stets ein selten Ding,
Und doch wär' ein sprechend Denkmal, wie ich's meine, nicht gering;
So ein Name, der gesegnet klingt von Millionen Zungen,
So ein Kleinod, für die Zukunft eines ganzen Volks errungen;

So ein Zauber, der befruchtend eine Nation durchhaucht,
Daß er selbst nach hundert Jahren keinen Kommentar noch braucht;
So ein Schriftzug, auf die Mappe einer halben Welt geschrieben,
Daß, wenn längst die Hand vermodert, noch die Lettern lesbar blieben.

Daß der Fluch sein Amt doch, leider! besser als der Segen kennt!
Höhnend zeigt er mancherorten solch lebendig Monument;
Auch auf Deutschlands Boden hat er sich errichtet mehr als eines, —
Laßt mich von den größern schweigen, — bei den Pfälzern lebt ein kleines.

Wenn ihr dort ein Dorf durchschreitet, und es bellt ein Hund euch an,
Und ihr fragt: Wie heißt der Köter? — „Mélac" sagt euch jedermann,
Wenn ihr fragt in Hof und Hütte, — „Mélac" heißen alle Hunde,
Just als wäre „Hund" und „Mélac" eines in des Pfälzers Munde.

Seht hier ein lebendig Denkmal! — Hundertfünfzig Jahre bald
Läuft's umher auf allen Straßen, und noch immer ist's nicht alt.
Mélac*) war's, der Wütrich, einstens, der den Mordbrand hier geschwungen,
Der sein fränkisch Würgerliedlein deutschem Ohr hier vorgesungen;

Der sich mit so blut'ger Feder einschrieb in der Pfälzer Herz,
Daß zu seinem Monumente unnütz wäre Stein und Erz; —
Der sie wie ein Bluthund hetzte, der gleich Hunden sie mißhandelt,
Selber nun für ew'ge Zeiten ward zum Hund er umgewandelt.

Wo er Haus und Hof verbrannte, wacht er nun vor Hof und Haus,
Wo den Bauer er vertrieben, stößt der Bauer ihn hinaus,
Wo er trat, wird er getreten, wo er schlug, wird er geschlagen,
Und in jedem Hunde muß er seines Namens Schande tragen.

Und wenn oft in Mitternächten ruhelos sein finstrer Geist
Um die Weiler und Gehöfte, die er einst verwüstet, kreist,
Wittert ihn die wilde Meute und verfolgt ihn unter Heulen,
Wütend, daß sie ihren Namen muß mit dem Gespenste teilen.

Besuch und Gegenbesuch.

In stiller Kirchhofecke steht ein Stein,
Worunter ein geliebter Freund mir ruht;
Es dient ein Stein dem Platze nur zur Hut,
Merkzeichen nur, nicht Denkmal will er sein.

Da wandl' ich oft hinaus beim Abendrot,
Wenn meine Seel' ihr Gleichgewicht verlor,
Und poch' an meines Freunds granitnes Tor,
Und klag' ihm einsam weinend meine Not.

Oft streicht dann leis' ein Lüftchen mir vorbei,
Als wär's ein Trosteswort, von ihm gehaucht;
Oft schaut ein Blümchen, plötzlich aufgetaucht,
So klug mich an, als ob's ein Bote sei;

*) Der französische Marschall Graf von Mélac verheerte 1688 im Auftrage Ludwigs XIV. die Pfalz, wobei er Heidelberg mit seinem Schloß, Mannheim und andere Städte verheerte und niederbrannte. Er fiel 1709 bei Malplaquet.

Bald wirft die Sonn' im Scheiden solchen Schein
Auf die metallnen Lettern „Wiedersehn!"
Daß sie als goldne Wahrheit vor mir stehn,
Kurz — ohne Trost verlass' ich nie den Stein.

Wenn früher nicht, in stiller Mitternacht,
Erwidert mir mein Freund den Grabbesuch,
Und kommt zu mir, doch nicht im Leichentuch,
Nein, ganz zu jenem, der er war, erwacht.

Mit jugendlichem Antlitz, klarem Blick,
Mit sanfter Red' und warmem Druck der Hand
Besucht er mich, hält meinen Fragen stand,
Und lehrt mich lächelnd dulden mein Geschick;

Und spricht mit mir von Tagen, die dahin,
Und malt mir Tage, die ihm — Gegenwart,
Indes mein Herz noch bangend ihrer harrt,
Und scheidet erst, wenn ich getröstet bin. —

Und so besuchen wir einander oft,
Bis einst zwei Stein' in jener Ecke stehn,
Und es nicht not mehr, auf Besuch zu gehn,
Weil wir vereint sind, wie wir's längst gehofft.

VII.

Der Meister und sein Bau.

Schon steht er losgeschälet von Brettern und Gerüst
Der Dom, der mit dem Giebel die nächtigen Wolken küßt;
Der Bau ist stark und riesig, als ragt' er zum Himmel hinein,
Und unten steht der Meister, der ist so schwach und klein.

„Nun," ruft er, „ist's vollendet! Was erst auf Pergament,
Steht in der Welt nun offen, wo's jeder nennt und kennt!
Was ich mit Stab und Zirkel allein der Nacht vertraut,
Ragt hier von tausend Händen für tausend Jahr erbaut.

Und hätt' ich tausend Hände, von Eisen jede Hand,
Und faßt' ich zugleich mit allen hier dieses Werkes Wand,
So rückt' ich doch keinen Pfeiler von seinem Gestelle los: —
Ich schuf's, und Gott nur bricht mir's! — Ha, Mensch, wie bist du groß!"

Er ruft's und starret trotzig empor zum Wolkensitz,
Gleich einer leisen Rüge zückt fern am Ost ein Blitz.
„Doch seltsam," beginnt er ernster, — „was ich geheim erdacht,
Steht hier im freien Leben und überragt die Nacht.

Mein Werk ist's nur, und sieht doch so übergroß auf mich;
Ich kann's nicht widerrufen, ich kann nicht sagen: Brich!
Und lebt' ich hundert Jahre, läg' hundert Jahr im Grab,
Und stünde dann auf, so säh' es noch stolz wie heut' herab.

Und hätt' ich tausend Hände, von Eisen jede Hand,
Und faßt' ich zugleich mit allen des eignen Werkes Wand,
So riß ich doch wohl keinen von allen Pfeilern ein: —
Ich schuf's und kann's nicht brechen! — Ha, Mensch, wie bist du klein!"

Der Baum der Lieder.

„Nun wiederum ein Blättchen!"
So sag' ich oft zu mir,
Wenn ich ein Lied gedichtet,
Wie eben dieses hier.

„Nun wiederum ein Blättchen,
Und also Blatt auf Blatt,
Solang' das junge Bäumchen
Noch Mark und Leben hat!"

Doch wenn nun deine Laune
Ihm Trieb um Triebe raubt,
Wird es nicht einmal dorren,
Entblütet und entlaubt?

Wird es nicht, eh' der Winter
Noch kommt mit seiner Not,
Gleich einem Kreuz am Hügel
Dastehen, kahl und tot?

Wirst du, wenn man am liebsten
Noch Grünes möcht' erspähn,
Nicht einst ein Blättchen suchen,
Und ach! kein Blättchen sehn?

Doch nein! — ich kann's nicht glauben,
Es wäre gar zu schwer!
War's jemals echte Blüte,
So stirbt ihr Keim nicht mehr.

Es ist der Baum der Lieder
Wohl der getreuste Baum;
Sich aus sich selbst verjüngend
Spürt er den Winter kaum.

Er säuselt seinen Pflanzer
Oft ein zur letzten Ruh',
Und flüstert wohl dem Wandrer
Noch seinen Namen zu.

VIII.

Die sieben Jungfrauen.

Ihr sieben Jungfraun, weh euch dort
Auf eurem Felsenneste!
Die Keuschheit ist ein schwacher Hort,
Wo Frechheit sitzt zu Feste.
Und wärt ihr rein wie Märzenschnee,
Viel Schnee ist schon zerflossen;
Denn was dort flimmt, ein Flammensee,
Sind Attilas Genossen.

Sie ziehn heran, sie ziehn herauf
Des Schwarzwalds breiten Rücken,
Ruin bezeichnet ihren Lauf,
Und Wut entstrahlt den Blicken.
Schon sahn sie rot im Sonnenschein
Das Schloß am Felse kleben,
Wo jene Jungfraun hold und rein,
Gleich sieben Heil'gen, leben.

Schon haust im öden Felsenschloß,
Wo sonst nur Psalme schallten,
Ein frecher, böser Hunnentroß
Mit zügellosem Walten.
Von Becherklang und Zechersang
Erdröhnt's mit wildem Wüten;
Die sieben Jungfraun zittern bang,
Wie zarte Frühlingsblüten.

Getrost, ihr Jungfraun! Steht ja doch
An heil'ger Waldesstelle,
Zu schirmen euch vor Frevel, noch
Die nahe Bergkapelle;
Wohl hat sie euer Vater euch
Vorahnend aufgebauet,
Auf daß ihr fest und glaubenreich
In Nöten ihr vertrauet.

Nur einem alten Diener kund,
Gehaun in engem Bogen,
Ist tief im finstren Bergesschlund
Ein Pfad zum Wald gezogen.
Die Jungfraun fliehn auf diesem Gang,
Und hören oft ein Schüttern,
Wenn ob der Heiden Lustgesang
Des Berges Rippen zittern.

Ach Gott! da braust's auf gleichem Pfad
Hinab, ein grimmer Drache,
Voran als Führer der Verrat,
Und hinterdrein die Rache.
Die Mägdlein vorn, die Hunnen drauf,
Hinaus zum Waldesporte;
Das Kirchlein nimmt die sieben auf,
Zuklappt die ehrne Pforte.

Doch schreckt die Frechen das nicht ab:
Was Gott und was Kapellen?
Wut gebe, was Verrat nicht gab,
Sie gehn, das Tor zu fällen.
Zu Hebeln wird der böse Sinn,
Zu Äxten die Begierde,
So strecken sie geschäftig hin
Der Eichen stolze Bürde.

Schon wälzt sich lang zum Wald heraus,
Gelenkt durch trunkne Zecher,
Um zu entweihn das Gotteshaus,
Ein mächt'ger Pfortenbrecher.
Schon bäumt er sich, schon fällt er vor,
Zu schänden die Kapelle.
Umsonst — da läßt nicht Spalt, noch Tor,
Sich mehr erspähn zur Stelle.

Geschlossen sind durch Gottes Macht
Die Pforten wie die Scheiben,
Das Kirchlein ward zum Felsenschacht,
Und trotzt dem eitlen Treiben.
Zur Tann' an moosumwachsnem Spring*)
Erblich des Kreuzes Schimmer,
Und wo noch erst das Glöcklein hing,
Nickt ödes Steingetrümmer.

Doch aus des Wunderschachtes Mund
Ertönt ein seltsam Klingen,
Recht um aus tiefem Bergesgrund
Zum Herzensgrund zu dringen;
Das sind die Jungfraun hold und rein,
Die singen aus den Steinen:
„Und müßt' es durch ein Wunder sein,
Der Herr beschützt die Seinen!"

*) Springquell.

Geständnis.

Heureuse la beauté, que le poète adore!
A. de Lamartine.

„Ja, — Cynthia, so murmelt noch die Flut
Des Anio durch Tiburs Felsgesteine,
Noch lispelt's: Laura! in Vauclüsens Haine*),
Und wenn schon lange dies Jahrhundert ruht,
Wird in Ferraras stolzen Marmorhallen
Eleonoras Name noch erschallen**).

Beglückt die Schönheit, die ein Dichter liebt,
Beglückt der Name, den sein Mund besungen!
Er schwebt lebendig noch auf Engelszungen,
Er bleibt ein Stern, den keine Wolke trübt;
Was man vom Dichter mag Erhabnes sagen,
Teilt ihr sich mit, für die sein Herz geschlagen!" —

So rief im Selbstgefühl ein Dichter aus. —
Ich kann die Schönheit drum nicht glücklich preisen,
Und wänd' auch ein Petrarc aus seinen Weisen
Ihr einen ewig duft'gen Liederstrauß;
Oft muß sie ihrer Zukunft goldne Strahlen
Mit einer düstren Gegenwart bezahlen!

Das Herz der Schönen haftet an der Welt;
Sie können dulden, wollen aber glänzen; —
Der arme Sänger schwärmt von Kron' und Kränzen,
Wenn keine Sonn' auch in sein Stübchen fällt.
Gehuldigt will das Weib dem Gatten wissen, —
Er singt sein Lied auch zwischen Felsenrissen.

Die Schöne will dem Dichter alles sein, —
Er aber hat der Muse sich verschrieben;
Er dichtet nicht, als müßt' er's, um zu lieben,
Oft, um zu dichten, liebt er, scheint's, allein;
Die Fraun verlangen ganz des Mannes Busen,
Sonst eifern sie, und wär's auch mit den Musen.

---

*) Petrarcas Geliebte Laura war die Tochter des Audibert von Noves, und schenkte ihrem Gatten Hugo de Sade 11 Kinder. Ihre Heimat war unweit von Vaucluse am Ufer der Sorgue bei Avignon, wo Petrarca seit 1337 ein Landhaus bewohnte. Sie starb 1348 an der Pest.

**) Gemeint ist die Prinzessin Eleonora, Schwester des Herzogs Alfonso von Ferrara, an dessen Hofe Torquato Tasso seit 1565 weilte (vgl. Goethes Tasso).

Wir sind ein sonderbares Volk fürwahr:
Wir wissen manchmal selbst uns nicht zu fassen,
Oft wollen wir uns störrig schelten lassen,
Oft legen wir die Seelen offen dar;
Und will man uns um unser Innres fragen,
So können wir's wohl singen, doch nicht sagen.

Gar kluge, treue Augen tun uns not,
Die leicht bemerkend leicht auch übersehen,
Die, wo ein andres blind ist, uns verstehen,
Und mild uns schonen, wo ein andres droht;
Und fast nicht kleiner, als des Dichters Streben,
Ist auch die Kunst, beglückt mit ihm zu leben.

Für glücklich halt' ich drum die Schönheit nicht,
Nur weil sie vielbeneidet lebt im Liede;
Es hieß gewiß nicht jedes Blättchen ‚Friede'
Am Lorbeerzweig, der Lauras Stirn umflicht,
Und zitternd mochte wohl an Tassos Kränzen
So manche Trän' Eleonoras glänzen!

IX.

Die Totenfeier.

Am Hügel bei Sankt Jakob, von dem ihr Basel schaut,
Da sitzt ein lustig Völkchen und singt und bechert laut;
Da schäumt in hellen Humpen der blutigrote Wein,
Da freut sich Mann und Mädchen im herzlichen Verein. —

Es war vor langen Jahren wohl auf demselben Platz,
Daß sich die Väter schlugen für ihren höchsten Schatz;
Gefährdet war die Freiheit, manch Tausend stürmt' heran,
Ein winzig Häuflein setzte sein kostbar Leben dran.

Aus Schweizerblut erblühte der Freiheit Blume neu; —
Drum wogt am Jahrestage das Volk so laut herbei,
Und läßt im Humpen schäumen den blutigroten Wein,
Und jubelt, Mann und Mädchen, im herzlichen Verein.

Da trat einmal ein fremder, hochweiser Mann hinzu,
Und sprach zu einem Schweizer: „Ei, Freund, was becherst du?
Der Wein, von dem du trinkest, wie schmeckt er dir doch gut,
Und wuchs vielleicht so blutig aus deines Ahnherrn Blut?

Wo eure Väter ächzten, da singt und jubelt ihr,
Wo ihre Knochen modern, seid ihr zum Reigen hier!?
Zieht lieber Grabesglocken, pflanzt Totenkreuz' umher,
Solch weltliches Frohlocken ziemt hier sich nimmermehr!" —

Dem Schweizer flammt's im Auge, da er die Mahnung hört,
Dann sich bemeisternd spricht er: „Ei, tut nicht so empört!
Mag immer hier im Becher der blutigrote Wein
Von meines Ahnherrn Blute so rot geworden sein!

Mag immer, wo ich stehe, Gebein der Väter ruhn;
Ich schwinge doch den Becher und glaube recht zu tun!
Sie haben hier verblutet für unsres Landes Glück,
Sie kauften ihren Enkeln den freien Sinn zurück.

Verdrießen, denk' ich, müßt' es sie noch in ihrem Grab,
Wenn wir das Gut mißkennten, das einst ihr Blut uns gab;
Der Jubelsang, mit welchem wir ihrer Spend' uns freun,
Muß den verehrten Schläfern ein heil'ger Wohlklang sein!" —

Der Schweizer ruft's und leeret sein Glas mit nassem Blick,
Der fremde, weise Mahner zieht sich beschämt zurück,
Und rings ertönt: „Nichts ehret wohl mehr den großen Mann,
Als wenn wir froh genießen, was er uns kühn gewann!"

Der Glöckchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelassen ist die Lust,
Walzend wogt es auf und nieder,
Aug' in Auge, Brust an Brust.

Zauberische Melodien
Schmeicheln sich ins Herz hinein:
Untreu muß es wider Willen
Seinem liebsten Grame sein.

Und die Lüfte selbst ermatten,
Fenster werden aufgetan,
Und, die müden abzulösen,
Wogen frische lüstern an.

Und in kühler Fensterecke
Stand ich, ein Vergessner, da,
Ernst genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich sah.

Horch! da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein,
Und als schmelzende Begleitung
Tönt ein Glöckchen silbern drein.

Er entzückt die frohen Tänzer,
Macht beinah' die Spieler irr,
Wie erfaßt von Zaubertaumel
Wogt das brausende Gewirr. —

Jetzt verstummten Flöt' und Geige,
Nur das Glöcklein klang noch bang:
Denn es war das — Totenglöcklein,
Das durchs offne Fenster klang.

X.

Die Pestjungfrau.

Wehe, wehe! durch die Straßen geht sie wiederum bei Nacht,
Sie, die alles Blut gerinnen, alle Pulse stocken macht;
Ihr voraus der bleiche Schrecken, neben ihr die dürre Not,
Hinter ihr der blöde Jammer, und sie selbst — der schwarze Tod.

Wo sie nachts vorbeigegangen, sieht der Morgen keine Lust,
Kalt noch klammert sich der Säugling an die kalte Mutterbrust,
In der Braut erstarrten Armen liegt erstarrt der Bräutigam,
Bei dem Alter liegt die Jugend, bei der Freude liegt der Gram.

In des Kriegers Aug' erloschen ist die Glut des Heldenblicks,
Aus des Priesters Hand gesunken ist das heil'ge Kruzifix,
Über Leichen kriecht das Leben, halb schon Leiche, mühsam fort,
Und der Liebe blieb kein Balsam, und dem Troste blieb kein Wort.

Wer sie ist, das wissen alle, weh! es ist — die Pestjungfrau!
Aber keines Menschen Auge sah die Schreckliche genau.
Stieg sie plötzlich aus der Erde, schlich sie längst schon lauernd nah,
Flog sie aus den Wolken nieder? — Niemand weiß es, — sie ist da!

Wenn die Menschen schauernd sitzen um die Ampel dann und wann,
Pocht's um Mitternacht gar leise dreimal an die Scheiben an:
Klirrend öffnen sich die Flügel, und bei fahlem Mondenschein
Langt, mit roter Schärp' umwunden, eine weiße Hand herein.

Wehe, wo die rote Schärpe, wo die weiße Hand erschien!
Alles Rot muß dort erbleichen, alles Leben muß dort fliehn;
Qualmend, wie aus allen Fugen, strömt des Todes Odem aus,
Bis die Räume leer geworden, und verödet steht das Haus.

Nur vom Schlosse der Starosten*) hält die Spröde lang sich fern;
Erst die Knechte will sie morden, eh' sie sich vergreift am Herrn.
Trauernd in der stillen Halle sitzt der gute Herr allein,
Fühlt in seinem edlen Herzen tausendmal der Seinen Pein.

Horch, da pocht es auch im Schlosse dreimal einst um Mitternacht,
Das aus seinem tiefen Sinnen plötzlich der Starost erwacht. —
„Bist du's," ruft er, „ha, willkommen! Allzulang' schon harr' ich dein!" —
Und mit roter Schärp umwunden greift die weiße Hand herein.

Und der Schloßherr schnellen Sprunges war er auf, faßt' an die Hand,
Nahm sein Schwert, worauf der Name Jesu und Mariä stand,
Hieb vom Leib des Ungeheuers Schärp' und Hand mit einem Streich, —
Kalt her blies es, einem langen eis'gen Todeshauche gleich.

Ausgestorben war am Morgen des Starosten ganzes Schloß,
Tot er selbst und Weib und Kinder, Kastellan und Knecht und Roß,
Doch verschwunden aus dem Gaue war die böse Pestjungfrau,
Tausend Herzen jauchzten dankend ihren Psalm zum Himmelsblau.

Abstand.

Wenn von der Wolken schwarzem Bogen
Der Pfeil des Blitzes saust daher,
Und, wo er zürnend hingeflogen,
Die Hütte dampft, — wohl ist es schwer.

Wenn eines Stromes Ader springend
Des Landes Herz, die Stadt, umschwillt,
Was es gehegt, im Nu verschlingend, —
Wohl gibt's ein grauses Jammerbild.

Wenn ähnlich einem trägen Drachen
Sich eine Seuche wälzt durchs Land,
Entvölkernd mit gefräß'gem Rachen, —
Wohl sinkt uns mutlos Haupt und Hand.

Wenn brausend oft von wildem Gären
Die Erde birst in falschen Wehn,
Begrabend nur, statt zu gebären, —
Wohl ist's um Menschenglück geschehn.

*) So nannte man in Polen die Edelleute, welche ein königliches Schloß zu Lehen hatten und damit eine gewisse Gerichtsbarkeit verbanden.

Wenn Elemente sich erheben,
Um uns zu öffnen unser Grab:
Wir sind in ihre Macht gegeben,
Weil sie ein Größrer ihnen gab.

Was sie auf unser Haupt auch laden,
Ein frevelnd Unrecht ist es nie,
Sie können es von Gottes Gnaden, —
Was er geschenkt, er nimmt's durch sie.

Doch wenn uns Menschenbosheit quälet,
Wenn Mutwill' unsre Blüten knickt,
Wenn Übermut, zum Kampf gestählet,
Mit Hohn uns Hoffnungen zerdrückt;

Wenn falsche Größe spielt mit Wehe,
Wenn Roheit fordert blut'gen Zoll,
Wenn ich die Torheit rasen sehe:
Dann schwillt das Herz mir auf in Groll.

Wir ehren mit gebeugten Stirnen
Des Elementes Ungestüm;
Dem Menschen mag der Mensch drob zürnen
Denn arger Frevel ist's von ihm.

XI.

Die Bestellung.*)

„Wir sitzen so traulich beisammen,
Und haben einander so lieb!"
So sangen wir erst noch heiter,
Und wurden plötzlich trüb;

Und sahn uns in die Augen,
Wir wußten nicht warum?
Und klangen an mit den Gläsern,
Und saßen wieder stumm.

Da faßt' ich ihn am Arme,
Den nebensitzenden Freund,
Und sprach: „'s ist Zeit zum Aufbruch —
Sonst wird noch heute geweint!"

---

*) Über die Veranlassung zu diesem Gedichte vgl. man die Einleitung S. XXXVI.

Und als wir nach Hause schritten,
Die schweigenden Straßen entlang,
Und als vom Dome nieder,
Die späte Stund' erklang,

Und als die Häuser standen,
So still und geisterbleich;
Da ward uns um die Herzen
Gar wundersam und weich.

Vorm Tore seines Hauses
Da drückt' ich ihm noch die Hand;
Es war mir, als sollt' er wandern
Weit — weit in ein fremdes Land.

„Leb wohl," begann er, „und morgen —
Nicht wahr, — wir werden uns sehn?" —
„„Ja — morgen seh'n wir uns wieder,"" —
So sprach ich — und wollte gehn.

„Wir müssen uns morgen sehen —
Die Hand drauf!" — rief er bewegt.
Ich gab ihm die Hand, wir schieden —
Auch ich war aufgeregt.

Ich ging, schlief, träumte wie immer,
Stand morgens wie immer auf,
Verfolgte nüchtern wie immer
Den nüchternen Tageslauf.

Und abends ging ich wie immer,
Und suchte den Freund mir auf;
Mußt' heute ja gar ihn suchen:
Ich gab ja die Hand ihm drauf. —

Ich poch' an seiner Türe,
Die alte Magd erscheint;
Ich frage sie: „Ist er zu Hause?" —
Sie nickt mit dem Kopf und weint.

„Was ist es, Mütterchen?" frag' ich;
„„Ja,"" sagt sie, „„das war schnell!
Heut' früh noch war er so freundlich, —
Jetzt liegt er tot zur Stell!""

„Tot?“ ruf' ich — „Tot“ so weint sie;
Ich stürz' ungläubig hinein, —
Da liegt er auf seinem Bette,
Beim Himmel — das ist nicht Schein!

Wie, wie nur ist er gestorben?
Genug, er starb, — er ist tot!
Das Schicksal steht nicht Rede, —
Genug, er starb, — er ist tot!

Und schweigend sitz' ich nieder,
Und fasse die kalte Hand;
Mir war, als wär' er gewandert
Weit, weit in ein fremdes Land.

Mir war, als kläng' es von ferne
Durchs Zimmer schaurig und trüb:
„Wir sitzen so traulich beisammen,
Und haben einander so lieb!“

Lust und Schmerz.

Mensch, wenn ein Mensch vor dir erscheint
Mit menschlich froher Brust,
Was denkst du dann im stillen, Freund,
Von seiner hohen Lust?
Ist dein Entzücken voll und rein,
So du darüber hast?
Wird's eitel ganze Freude sein,
Was dich mit ihm erfaßt?

Sieh, Freund, erblick' ich einen so,
Dann denk' ich stets bei mir:
„Du, guter Mann, du bist so froh,
Stehst gar so selig hier,
Schlürfst all' das bißchen Fried' und Freud'
In diesem Stündchen ein,
Und denkst nicht, wann dir nach der Zeit
Je wieder so wird sein?

Wer weiß, du guter Ohnenot,
Der du so munter bist,
Wer weiß, ob dieses ‚Heute rot‘
Nicht ‚Morgen tot‘ schon ist.

Wer weiß es, ob du diesen Trank
Nicht mit dem Tode trinkst,
Ob nicht vom Rosenbette blank
Ins Rasenbett du sinkst!

Wer also, denk' ich dann so fort,
Wer also darf sich freun,
Da schon das erste Blatt verdorrt,
Wenn wir das letzte streun?
Wer kann vom Herzen munter sein,
Wenn Nacht den Tag berührt,
Und oft der goldne Freudenwein
Zum Totenweine wird?!" —

Doch, Menschen, wenn ein Mensch vor euch
Im schmalen Sarge liegt,
Die Augen zu, die Wangen bleich,
Die Händ' ans Herz geschmiegt, —
Was denkt ihr dann, durchfährt's euch nicht
Wie Schreck vorm Spiegelbild?
Seh' ich dem Toten ins Gesicht,
So werd' ich weich und mild.

„Ei!" denk' ich mir, „du stummer Mann,
Du hast es nicht so schlecht:
Versöhnt sieht uns dein Antlitz an,
Und alles ist dir recht. —
Und doch hinwider, wenn man's nimmt,
So hast du's, o! recht schwer:
Dein Saitenspiel ist abgestimmt,
Kein Lautner stimmt dir's mehr!

Was je darüber fuhr und klang,
Es fuhr und klang umsonst,
Dein Heimgang ist ein stiller Gang,
Und stumm ist's, wo du wohnst!
Drum denk' ich, rüstig aufgespielt,
Solang' die Saite hält:
Nur ein Land gibt es, wo man fühlt,
Nur eine laute Welt!" —

So, Brüder, war ich oft nicht froh,
Wo alles froh erschien,
Und sah ich eine Leiche wo,
So blickt' ich lächelnd hin.

Des ist ja grad das Menschenherz
So höhnend sich bewußt:
Nie hat es einen ganzen Schmerz,
Nie eine ganze Lust!

XII.

Vogelweide.*)

Walter von der Vogelweide
War ein wackrer Sängersmann,
Sich und anderen zur Freude
Stimmt' er seine Lieder an.

Walter von der Vogelweide
Sagt' und sang aus Herzensgrund,
Nahm in Freude wie im Leide
Sich kein Blättlein vor den Mund;

Tat sich Zwang in keinem Dinge,
Recht so wie der Vogel singt,
Der da singt, damit er singe,
Nicht weil's Lob und Lohn ihm bringt.

Und so wie der Vogel eben
Sich bald da, bald dort gefällt,
Zog er hin und her im Leben, —
Seine Weide war die Welt.

Sechzig Lenze schon hat Walter
Eingeläutet mit Gesang,
Bis auch seinem frischen Alter
Einst das letzte Stündlein klang.

Dort zu Würzburg legt' er nieder
Seinen morschen Wanderstab,
Bat im letzten seiner Lieder
Um ein stilles Sängergrab.

Bat, daß sie das Grab bedecken
Einfach nur mit rohem Stein,
Der da hohl an seinen Ecken,
Hohl auch oben möge sein.

In die hohlen Ecken gieße
Man alltäglich klare Flut,
Daß ein Born dem Vogel fließe,
Der darauf vom Fluge ruht.

Oben in die Mulde streue
Man alltäglich frisches Korn,
Daß der Vogel baß sich freue,
Träf' er Atzung auch am Born. —

Was er wünscht', es ward vollzogen,
Korn und Wasser fehlte nie, —
Und so kam's zum Grab geflogen
Scharenweis', voll Melodie.

Wenn noch kaum der Morgen graute,
Sang und zwitschert es schon drauf,
Wenn der Mond durch Wolken schaute,
Saßen dort die Vöglein auf.

Recht so eine Vogelweide
Gab es, wo im kühlen Hag,
Walter von der Vogelweide,
Nie des Lieds entbehrend, lag.

---

*) Walter von der Vogelweide (geb. um 1160, † um 1227) hatte seinen Namen angeblich von seiner Geburtsstätte, der „Vogelweide" im Eisacktal. Die in dem vorliegenden Gedichte verwertete Sage gründet sich auf eine alte Chronik, doch heißt es dort, daß das Domkapital zu Würzburg (wo Walter begraben wurde) das Vermächtnis zugunsten der Vögel in Semmeln verwandeln ließ, die am Jahrestag von Walters Tode den Chorherren zukommen sollten.

Dichter-Alter.

Quique pii vates et Phoebo digna locuti,
Omnibus his (merita privantur) tempora (lauro).
Nach Virgil (Aen. VI. 662.)

Es ist kein Segen mehr, ein Dichter sein,
Einst war's ein Segen, selbst im Alter Segen:
Nachsommer gab's noch, späten Sonnenschein,
Und Blumen noch, um sie aufs Grab zu legen.

Wetteifernd flocht das jüngere Geschlecht
Den grauen Locken seines Sängers Kränze,
Und macht' ein Bett aus Rosen ihm zurecht,
Und freute sich, daß noch sein Auge glänze.

Und maß sich selbst an ihm, und lauschte gern
Dem süßen Nachklang aus entschwundnen Tagen,
Und wünscht' ihm lange noch die Stunde fern,
Die ihm als Dichter längst vorausgeschlagen. —

Das ist vorbei! — Die ungeduld'ge Zeit
Will Jugend, Tag, — kein Alter, kein Verdämmern,
Kein Werden auch, — nein, Urvollkommenheit,
Und fert'gen Stahl gleich ohne Glut und Hämmern.

Wie Pallas aus der Stirn des Zeus, so springt
Der neue Gott ins raschbewegte Leben;
Ein kühner Griff ins Saitenspiel, — es klingt,
Und tausend gleichgestimmte Herzen beben.

Bewundert durch die Länder zieht er hin,
Gefolgt vom Heer nachäffender Begleiter,
Hoch zu den Sternen trägt er seinen Sinn,
Da ruft die Zeit: „Bis hieher und nicht weiter!"

Ihm macht's nicht bang, die Saiten schnell vertauscht,
Den Ton gewechselt, wie die Mod' ihn fodert,
Und wieder ist er Herr, die Menge lauscht,
Er altert und verglimmt nicht, — er verlodert!

So will's die Welt, die alterschene Welt; —
Ein alter Dichter, armer Mann des Spottes!
Das Standbild deiner Mus' ist längst zerschellt,
Gras überwuchs den Tempel deines Gottes.

Geh, — sag nicht, daß du sangest! Daß du sangst,
Ist dein Verbrechen, laß es niemand wissen,
Der Kranz, um den du einst so glücklich rangst,
Er würde dir mit Hohn vom Haupt gerissen.

Sie tun es jetzt den Kannibalen nach,
Die ihre Väter, um in alten Tagen
Sie zu bewahren vor des Siechtums Schmach,
Mit frommer Hand, bei Festgesang, erschlagen.

Drum wecke nicht der jungen Helden Wut,
Sie haben recht: denn sie sind jung, sie singen, —
Du hast gesungen; wenn für einst auch gut,
Jetzt würd' es dennoch wie ein Mißton klingen.

Und hast du einst auch manches Herz gelabt,
Jetzt stirb, — und laß dich mit dem Trost begraben:
„Wer einmal eine Zeit für sich gehabt,
Wird einmal wieder eine für sich haben."

Dritte Lese.

Mag euch alles gleich nicht munden:
Alles glückt auch Meistern nicht!
Wenn ihr etwas nur gefunden,
Das euch mehr zum Herzen spricht!

I.

Die beiden Gräber.*)

Zwei feindliche Geschlechter wohnen
In Spaniens alter Königsstadt,
Die nichts in ihrem Hasse schonen,
Des tiefsten Grolles nimmer satt.
Das Fluchkorn, so die Väter säten
Im Taumel blinder Eifersucht,
Gepfleget wird es, statt zertreten,
Und wuchert auf zur üpp'gen Frucht.

Doch wie am starren Gletscherhange
Die Alpenrose freundlich glüht,
So ist, zum Trotz dem frevlen Zwange,
Die frömmste Lieb' auch hier entblüht.

*) Der Stoff dieses Gedichtes ist jenem von Shakespeares „Romeo und Julia" nahe verwandt.

Alfons, des einen Hauses Erbe,
Wächst hier zu kühnem Heldenlauf,
Und würdig, daß er um sie werbe,
Lorenza dort als Erbin auf.

Die Liebe läßt sich nicht bedeuten,
Was nicht geschehen soll, geschah:
Das Kinderpaar der Haßentzweiten
Sieht sich und liebt, seit es sich sah.
Und liebt so heimlich, weil so innig,
Und liebt so innig, weil so fromm,
Und birgt vor aller Welt so sinnig,
Was längst zur hellsten Glut entglomm.

Wohl sehen sie den Abgrund offen,
Und keinen Engel, der ihn schließt;
Doch Schwestern sind sich Lieb' und Hoffen,
Und dies erwärmt, wo jene sprießt.
Oft brüten sie an Sühnungsplanen;
Und fiel' auch ihre Trän' auf Erz,
So bleibt ja ihrem sel'gen Ahnen
Noch ihre Liebe, noch ihr Herz.

Wer ist, wenn sie sich so begegnen,
Wer ist wohl glücklicher, als sie?
Sie sind versucht, ihr Leid zu segnen:
Ihr Leid ist ihre Harmonie.
Wenn Aug' im Auge perlend schimmert,
Wenn Seufzer sich in Seufzer mischt,
Und, wie die Sonn' aus Nebeln flimmert,
Ein Lächeln dann den Gram verwischt;

Wenn sie auf sich beschränkt sich fühlen,
Selbstschöpfer einer eignen Welt;
Wenn sie mit dem Geschosse spielen,
Das, eh' sie's ahnen, wohl schon fällt;
Wenn sie den Finger kühn verachten,
Der zürnend ihrem Bunde droht, —
Das Meer von Sehnen dann und Trachten
Verschlingt den Tropfen ihrer Not.

Doch endlich trifft der Pfeil; verraten
Wird, was er längst geahnt, dem Haß,
Bedroht sieht er die Höllensaaten,
Die er mit Schadenfreude maß.

Doch Liebe soll ihm nicht zerstören
Den langgebauten, ehrnen Plan:
Der eine mag den Sohn nicht hören,
Der andre grollt die Tochter an..

Hier droht die Vaterhand erhoben
Alfonson mit des Fluches Graun,
Gebeugt ist dort von wildem Toben
Lorenzas krankes Haupt zu schaun.
Verkerkert hinter Schloß und Riegel,
Zergrämt sich hier und dort die Not; —
Doch Liebe findet ihre Flügel,
Wenn nirgend anders — doch im Tod.

Und diesem reifen sie entgegen,
Mit gleichem Schritt, ein gleiches Paar,
Ein Herz weiß von des andern Schlägen,
So scheint's: — denn beide bricht ein Jahr.
Zu beiden tritt an einem Tage
Der düstre Friedensengel ein;
So sargt sie mit verhaltner Klage
Der Eltern Haß im Totenschrein.

Nur daß man ihnen eins erfülle,
Verlangten sie der Welt noch ab:
Beisammen — hieß ihr letzter Wille —
Beisammen wünschten sie ihr Grab.
Wie feilscht der Haß, der dumpfergrimmte,
Selbst um dies Recht noch mit dem Tod;
Allein des Richters Spruch bestimmte:
Der letzte Wille sei Gebot!

So trägt man, was getrennt im Leben,
Denn nun vereint zum letzten Haus;
Hier schläft Alfons, und hart daneben
Ruht hier Lorenza schlummernd aus.
Doch fühlt der Haß sich's nicht verleidet,
Und mitten auf den schmalen Raum,
Der schonend beide Gräber scheidet,
Pflanzt er — erfindrisch — einen Baum.

Pflanzt ihn, daß er die Wurzeln berge,
Daß er hinablang' in den Grund,
Und voneinander dräng' der Särge
Geheimnisvollen Gräberbund.

Und wirklich scheint es so zu werden;
Schon grünt der Stamm im Frühlingsglanz,
Und vielfach in den Schoß der Erden
Verzweigt er seinen Wurzelkranz.

Doch wunderbar! die Wurzeln drängen
Nicht auswärts, Sarg von Sarge nicht,
Man sieht sie unten durch sich zwängen,
Wie sich ums Korn die Hülse flicht.
Und dichter schwellen sie und drücken
Gewalt'ger Truh' an Truhe vor,
Und grünen aus des Hügels Rücken
Als Doppelmonument empor.

Die Eltern sehn's mit schwächrem Grollen,
Durch Zufall einst am Grab vereint,
Sie wissen selbst nicht, was sie wollen,
Ihr Aug' beschämt den Haß — und weint.
Und durch das junge Blattgetriebe
Scheint es zu wehn im Maienlicht:
Das Herz sich brechen läßt die Liebe,
Sich trennen läßt die Liebe nicht.

An die Unduldsamen.

Ach! daß man die Zeit der Liebe
Doch so gern und schnell vergißt!
Daß, wer heute noch ihr Priester,
Morgen schon ihr Quäler ist.

Sieh! wie sie die Achseln zucken,
Sehn sie nur ein Paar, das liebt,
Und den Pfeilen ihres Witzes
Eine Brust zur Scheibe gibt;

Sehn sie, wie gewandt und arglos
Hand und Blick Erwidrung sucht,
Wie dem Herzen jede Knospe
Reift zu einer goldnen Frucht;

Sehn sie, wie man um ein Stündchen
Wortverlegner Gegenwart
Lange Tage, längre Nächte
Kargend oft sich weggespart.

Und doch träumten diese Richter,
(Ist's ein Traum) wie ich und du;
Stürmten unter gleichen Fahnen
Einem gleichen Ziele zu.

Schalten damals den, der lachte
Ihrer heil'gen Harmonie,
Und nun schelten diese Kalten
Den, der tut, wie damals sie.

Damals, — wären sie der Erde
Herrn gewesen eine Nacht, —
Ach, wie hätt' ihr Glück, als Sonne,
Jeder Liebe Glück gelacht!

Und nun nehmen sie die Schaufel
Ihrer Seelenlosigkeit,
Einen Baum zu untergraben,
Dessen Frucht auch sie erfreut.

Und nun lohnen sie mit Spotte,
Was zu haben sie sich freun,
Gleich als wollten sie verleugnen,
Daß sie dadurch glücklich sein.

Arme Spötter, nehmt den Spiegel
Eurer Jugend doch zur Hand,
Und beschaut nur eure Züge,
Ob denn jede Spur verschwand!

Jede Spur, daß dieses Auge,
Das mit Seitenblicken straft,
Auch einmal zur Wiege diente
Namenloser Leidenschaft;

Jede Spur, daß diese Lippen,
Die nun kalter Hohn entstellt,
Andre Lippen suchten, fanden,
Und nicht küssenssatt geschwellt;

Jede Spur, daß dieser Busen,
Den nun strenger Ernst umhüllt,
Nur gepreßt an einen andern
Sein entfesselt Blut gestillt;

Jede Spur, daß diese Hände
Bettelten um einen Druck;
Daß dies Haar sich ließ berauben,
Zum Entgelt für schönren Schmuck;

Daß der Mensch, an dessen Schulter
Nun vielleicht ein Antlitz lehnt,
Um dies Antlitz auch geworben,
Um dies Weib sich auch gesehnt!

So in eurer Jugend Spiegel
Blickt nach euch, ihr Spötter, um!
Wenn man liebte, Liebe quälen,
Bringt — bei Gott! geringen Ruhm.

II.

Des Menschen Bild.

Der Dänenkönig Sigar saß trüben Angesichts;
Er rief die Schar der Freunde, — sie kam, — doch sprach er nichts.
Und endlich hob er langsam die Augen himmelwärts,
Und öffnete die Lippen und sprach mit innrem Schmerz:

„Ich bin ein alter König, hab' viel gewirkt, gestrebt,
Hab' lange mit den Menschen als Mensch geirrt, gelebt,
Hab' matt den Leib gerungen und grau gekämpft mein Haar,
Und dennoch weiß ich nimmer zu sagen, wer ich war.

Meerwogen lass' ich geißeln, wofern es mich erfreut,
Eisberge rollen nieder, wofern mein Wink gebeut,
Für alles hab' ich Bilder, was fliegt und steht und quillt,
Und dennoch such' ich immer umsonst für mich ein Bild!

Was ist der Mensch? — Ein Träumer? — Träumt er, oft wacht er doch!
Was ist der Mensch? — Ein Schemen? — Mein Leben lebt mir noch!
Er ist zu groß, ein Würmchen, zu klein, ein Gott zu sein,
Zu hart für eine Blume, zu weich für einen Stein.

Sein Bild ist nicht die Schlange, sein Bild ist nicht der Aar: —
Ich bin ein alter König, und weiß nicht, wer ich war!
Geht, ruft mir meinen Skalden, der trank aus Mimers Quell:
Er schaffe mir vom Menschen ein treues Bild zur Stell'."

Der Skalde kommt gegangen, der König fragt bewegt,
Der Skalde faßt den Griffel, den er am Gürtel trägt;
Und an die Mauer tritt er mit still erhobnem Sinn,
Und zeichnet einen Zirkel und wieder einen hin. —

Mit Staunen sieht die Menge dem sondren Maler zu. —
„Das ist der Mensch, o König, — das," spricht er, „bist auch du!
In diesem Zirkel schaust du des eignen Leibs Geschick:
In seinen Anfang eilt er, der Staub in Staub, zurück.

In jenem aber schaust du der eignen Seele Glück:
In ihren Anfang eilt sie, das Licht in Licht zurück!" —
Der König aber hört es, und drückt des Skalden Hand,
Und wischt mit seinem Mantel die Zirkel von der Wand.

Bitte.

Seht ihr mich an manchem Tage
Tun, als wüßt' ich mich allein;
Gleich' ich, taub für jede Frage,
Meinem eignen Bild von Stein;

Nennt der Zeiger meiner Augen
Euch den Lauf der Seelenuhr;
Schein' ich euch nur Gift zu saugen
Aus dem Becher der Natur;

Laßt dann immer mich gewähren,
Und verschwendet kein Bemühn,
Sucht mich ja nicht zu bekehren,
Oder unter euch zu ziehn.

Keines Scherzes tändelnd Witzeln
Bannt den Geist, der da mich faßt,
Keine Schmeichelfinger kitzeln
Mich in Schlummer oder Rast.

Keines Vorwurfs herbe Rede
Macht mich irr in meinem Tun;
Eh' sie abgetan die Fehde,
Bringt mich keine Macht zum Ruhn.

Seht das Meer, wenn seine Wellen,
Aufgewühlt von innrem Krampf,
Grollend aufeinander schwellen,
Und entglühn im Bürgerkampf!

Torheit dann, die Flut zu streicheln,
Daß sich leg' ihr dumpfer Groll;
Ihr mit Balsamtropfen schmeicheln,
Daß sie ruhig werden soll;

Torheit auch, sie drob zu geißeln,
Daß sie möge stille stehn: —
Sie wird ihre Wirbel kräuseln,
Ihr mögt drohen oder flehn.

Seht, so ist's mit den Gedanken
Und Gefühlen meiner Brust;
Oft im Stürmen und im Schwanken
Feiern sie ganz eigne Lust.

Darum wollt mich dann nicht stören!
Sei der Himmel noch so grau:
Ewig kann der Sturm nicht währen,
Einmal wird es wieder blau.

III.
Der närrische Küster.

Ein eisiger Dezemberwind
Durchsaust die öde Flur,
Soweit der Nebel schauen läßt,
Nicht eine Lebensspur.

Nur von der Kirchhofmauer her,
Wo still der Küster wohnt,
Da färbt ein matter Flammenschein
Den grauen Horizont.

Der Wandrer, der des Wegs verfehlt,
Wähnt dort das Dorf zu schaun; —
Doch kommt und sieht er, wo er steht,
Dann faßt ihn fröstelnd Graun.

Den närr'schen Küster sieht er dort
In kalter Nacht allein;
Der sitzt gekauert auf ein Grab
Bei mattem Flammenschein.

Ein morsches Brett ist, was er brennt,
Und offen gähnt ein Grab;
Drein sinkt mit mancher Flocke Schnee
Auch manche Trän' hinab.

Und näher zieht's den Pilger hin:
Das Graun hat eignen Reiz;
Nicht merkt, so scheint's, der Küster ihn; —
Er lauscht an einem Kreuz.

Der Küster aber sitzt und sinnt,
Und schaut ins Flammenlicht;
Sein Leib ist starr, sein Bart bereift,
Er aber achtet's nicht.

Der Pilger ahnt wohl, was es sei,
Tritt vor den stillen Mann,
Und da er nicht erstaunt ihn sieht,
Spricht er ihn freundlich an:

„Gott sei mit Euch! Es saust so kalt,
Daß mir's ganz frostig wird;
Und Ihr sitzt bei so karger Glut, —
Wie kommt's, daß Ihr nicht friert?"

„„Bei dieser Glut — ich frieren? — Ha!
Mir ist recht wohl zumut!
Ich brenn' ein Brett von Liebchens Sarg:
Das gibt gar warme Glut!""

Maß für Schmerzen.

Ihr scheltet meinen Unmut — Traum,
Und spottet meiner Trauer,
Weil eine kurze Stunde kaum
Oft ihre längste Dauer.

Wehleidig heißt ihr mich und schwach,
Und kindisch meine Tränen,
Wenn mir das Herz beinahe brach
Vor namenlosem Sehnen.

„Ein Stündchen," sprecht ihr, „trüben Blick,
Und alles dann vorüber;
Und doch erkennst du nicht dein Glück,
Und jammerst wohl noch drüber!

O Freunde, meßt die Trauer mir
Nach Stufen nicht und Stunden!
Im Herzen liegt das Maß dafür,
Wo sie sich eingefunden.

Ein weiches Herz — ein tiefer Schmerz,
Und währt' er nur Minuten,
Und was oft kalten Seelen — Scherz,
Läßt warme dran verbluten.

Und ach! wer kann die warme Brust
Mir kühlen oder nehmen?
Wer zügeln ihre heiße Lust,
Wer sänftigen ihr Grämen?

Was eure kaum in Jahren fühlt,
Sie fühlt's in Augenblicken;
Was euch kaum auf die Seele zielt,
Kann meine niederdrücken.

Ein Knäul ist ihr der kleinste Gram,
Woran sie zerrt und windet,
Bis sie so tief ins Rütten*) kam,
Daß die Geduld ihr schwindet.

Der kleinste Funk' ist ihr ein Brand,
Woran sie bläst und schüret,
Bis sie sich plötzlich übermannt
Von wilder Lohe spüret.

Dann bricht sie los, dann flammt sie auf
In unnennbarem Hader,
Und jagt das Blut in raschem Lauf
Von Ader mir zu Ader.

Drum messet nicht nach Stunden mir
Der Seele tiefe Schmerzen!
Das einzig wahre Maß dafür
Liegt nur im eignen Herzen.

VI.

Die Gräfin von Querfurt.

Am schönen Quellbrunn einsam geht
Der heilige Bruno, vertieft in Gebet;
Und was er so sinnet im stillen erbaut,
Das singen die Vöglein des Waldes gar laut.

Da kommt ein Weib des Weges daher,
Sie trägt an einem Kessel schwer,
Darüber ist ein Mantel gedeckt,
Als wäre drin was Geheimes versteckt.

*) = heftig rütteln (vgl. zerrütten).

Und wie sie so huscht an dem Heil'gen vorbei,
Da tönt aus dem Kessel ein wimmernd Geschrei,
Und Herz und Auge zieht es ihm hin;
„Weib!" fragt er, „was trägst du so heimlich darin?"

Das Weib, erschrocken, es stammelt schnell:
„„Nichts! — Junge Wölflein — trag' ich — zum Quell!""
„Ei, Wölflein?" — „„Hündlein!"" — „Laß doch sehn,
Vielleicht möcht' eins zu Gesichte mir stehn!"

Das Weib setzt ab mit verstörtem Blick,
Der Heilige streift die Hülle zurück:
„Herr Gott! Nicht Hunde, — das sind ja fürwahr
Acht Kindlein, wie kaum sie die Mutter gebar!"

Das Weib sinkt niedergedonnert ins Knie,
Der Heil'ge betrachtet die Kinder und sie,
Dann ruft er ergriffen von Zweifel und Angst:
„Gestehe, so wahr du dein Heil verlangst!"

„„Herr!"" schluchzt sie, — „„vergebt! Sie sind nicht mein,
Graf Gebhard auf Querfurt nennet sie sein.
Euch, seinem Bruder, ist's wohl bekannt,
Wie daß er gezogen in fremdes Land.

Indes gebar ihm die Gattin daheim,
Neun Früchte trug ihr ein Lebenskeim.
Ihr wißt, Herr Gebhard ist rauh und wild,
Dem leichtlich das Herz vor Unmut schwillt.

Beschwerliche Reden führt' er sogar,
Wenn reichlichen Segen ein Weib wo gebar;
Drum lag auch verzweifelt die Mutter da,
Als gar neun Würmer sie vor sich sah.

Mit grollendem Herzen wird er sie sehn,
Als wär's nicht mit rechten Dingen geschehn;
Wird ehrlos schelten Kinder und Weib,
Wird wild sich vergreifen an ihrem Leib.

Drum lieber ihr Leben geknickt im Keim,
Das neunt' und stärkste nur bleibe daheim!
So überwältigt' in bangem Gewühl
Des Vaters Rauheit der Mutter Gefühl."" —

Der Heilige schaudert, da er's vernimmt,
Faßt Kindlein um Kindlein dann weichgestimmt,
Besprengt sie tausend mit heiliger Flut,
Und spricht: „Sie bleiben in meiner Hut!

Geh heim und sag, es sei vollbracht,
Und hülle das grause Geheimnis in Nacht.
Ich will für sie sorgen, was auch da kommt,
Der Herr wird's wenden, so wie es frommt!"

Das Weib geht heim, der heilige Mann
Nimmt warm der geretteten Kindlein sich an;
Aufblühn sie, so wie er's von Gott sich erfleht,
Acht Röslein, ein liebliches Blumenbeet.

Oft küßt die Gräfin den neunten Sohn,
Für acht verkaufte den blutigen Lohn,
Und starrt ihn an und seufzt vor Qual, —
Schier faßt ein Argwohn den rauhen Gemahl. —

Neun Jahre steigen ins Zeitengrab,
Da ruft Herrn Bruno die Pflicht fernab!
Ihm scheint's im Geiste wohl vorzugehn,
Als sollt' er die Heimat nicht wiedersehn.

Drum eilt er zu seinem Bruder hin,
Und spricht ihm mit warmer Rede zu Sinn,
Und sagt ihm, wozu er die Gattin trieb,
Und wie's durch ein Wunder verhütet blieb.

Und läßt sich's beschwören mit heiligem Eid,
Der Mutter es nicht zu entgelten durch Leid;
Dann eilt er zur Gräfin und leuchtet mit Macht
Zu tiefst ihr hinab in des Herzens Schacht.

Und als sie zerknirscht in Tränen versinkt,
Da ruft er den Grafen, entfernt sich und winkt,
Und siehe! durchs Tor, herzinnig gerührt,
Da nahen acht Knäblein, vom neunten geführt.

In gleichem Gewand, gleich golden an Haar,
Die kindlichen Augen gleich blau und klar,
Gleich rot die Wangen vom Jugendschein,
Sind's neun in *einem* und *einer* in neun.

Und wie nun des jungen Lebens so viel
Sich rührt und regt in lust'gem Gewühl,
Und wie sich's um Vater und Mutter drängt,
Und schmeichelnd an Knie und an Arme sich hängt;

Da schmilzt wohl des Grafen verhärteter Sinn,
Da wirft die Mutter in Tränen sich hin;
Da ist beieinander groß Freud' und Leid,
Ein Schwanken von Vorwurf und Seligkeit.

Herr Bruno aber blickt auf zu Gott:
„Du ließest mich, Herr, nicht werden zu Spott!
Laß werden die Eltern den Kindlein gleich:
Denn ihrer ist ja das Himmelreich!"

Mein Wecker.

Nicht Räderuhr, nicht Schlagwerk und Gewicht,
Selbst Morgenglock' und Haushahn brauch' ich nicht,
Auch weder einen Knecht, noch eine Magd,
Die mich allmorgendlich zu wecken zagt.

Denn einen Wecker hab' ich nebenan,
Der es weit besser, als sie alle kann,
Er zupft mich nicht an Zehe, Nas' und Haar,
Vom Herzen aus weckt er mich wunderbar.

Der kleine Wecker aber ist mein — Kind,
Der weckt mich zuverlässig und geschwind;
Ein Laut, ein Schrei — so ist es mir genug:
Weiß Gott! er kennt den rechten Glockenzug.

Dann spring' ich hin zu ihm und seh' mit Lust
Sein liebes Lächeln nach der Mutterbrust,
Und frommer Wünsche wird mein Herz so voll,
Wie es am Morgen eben werden soll.

Und weckt er oft mich etwas früher auch
Als es vordem gewesen mein Gebrauch,
Ich bin gleichwohl der erste nicht empor:
Die Muttersorge kam mir stets zuvor.

Und sollt' ich manchmal auch der erste sein,
Wie wäre dieses Opfer doch so klein!
Fürs Lamm erwacht der Hirt im Dämmerlicht:
Und ich — ich sollte für mein Kind es nicht?

V.

Der Falschmünzer.

Der Scherge tritt zum Richter: „Herr, draußen steht ein Mann,
Von schwerer Schuld belastet klagt er sich selber an;
Sein Haar ist wirr, sein Antlitz verstört, sein Auge starr,
Und wär' er kein Verbrecher, ich meint': er wär' ein Narr!"

Der Richter heißt ihn kommen, der Scherge führt ihn vor. —
„Ihr Herrn," beginnt der Fremde, „leiht mir ein gnädig Ohr!
Zu richten und zu strafen ist euer heilig Amt:
So hört denn mein Verbrechen, und richtet und — verdammt!

Die schwerste Schuld, wie heißt sie?" — Die Richter meinen: „„Mord!""
Der Fremde lacht: „Die garst'ge, nächst kleinere sofort?" —
„„Verrat!"" so meint der Richter. — Der Fremde lacht: „Und dann?" —
„„Falschmünzerei!"" so heißt es. — „Halt, Herr, nun sind wir dran!

Falschmünzerei! — da habt ihr's! Ei seht, ihr klugen Herrn,
Die setzt ihr an als drittes? — Ihr hälfet mir wohl gern! —
Ich sage, sie ist ärger, als Mord, als Hochverrat!
Falschmünzer, ja das war ich, — beschönigt nicht die Tat!"

„„Falschmünzer?"" fragt der Richter, „„wo münztet ihr und wie?
Betriebt ihr's mit Genossen? Bekennt und nennet sie!"" —
Der Fremde spricht, wie höhnend: „Ihr Herrn verstellt euch nicht,
Blickt auf aus euren Büchern, blickt mir ins Angesicht!

Erkennt ihr drauf die Spuren von Frohsinn, Liebe, Mut?
Den Zug verwelkter Maien, die Kohl' erloschner Glut?
Das fing mit seinen Reizen ein unerfahrnes Kind,
Ein Kind, das gar nicht ahnte, was böse Menschen sind!

Das Mädchen gab mir Liebe, gab alles — alles mir,
Und was — merkt auf, ihr Herren, — was gab ich ihr dafür?
Ich münzte falsche Schwüre, — sie nahm sie an für bar;
Ich münzte falsche Tränen, — sie nahm sie an für wahr.

Ich münzte Treu' und Tugend — sie nahm sie an für Gold,
Und unecht, falsch, erlogen, war, was ich ihr gezollt.
Sie schien sich reich, sie prahlte mit dem, was ich ihr gab,
Doch als sie sich enttäuschte, da sank sie in das Grab.

Ein Mord, ihr Herrn, was ist er? — Das Eisen tötet schnell.
Was ist Verrat? — Er schlachtet sein Opfer auf der Stell'.
Falschmünzerei ist ärger, sie hält den Glauben hin,.
Vergiftet das Vertrauen, verhöhnt den graden Sinn.

Drum sprecht, ihr Herrn, mein Urteil, ich bin darauf gefaßt,
Ich kann sie nimmer tragen die bange Sündenlast;
Allnächtlich hör' ich's donnern: ‚Falschmünzer, kauf dich los!
Ersetz, ersetz!‘ — Unmöglich! — die Summ' ist allzugroß!“ —

Die Richter stehn erschüttert und rufen insgesamt:
„Beratet's mit dem Himmel, das ist nicht unser Amt;
Wir richten nicht die Herzen, wir richten nur die Tat:
Für falsche Seelenmünze gibt's keinen Menschenrat!“

Da lacht der Fremde grinsend, da weint er wieder drein:
„O Unglück!“ — ruft er, „unwert des Henkerbeils zu sein!“ —
Er geht, und, was kein Richter ihm gab in seiner Not,
Gibt ihm, nach langer Buße, zuletzt der Gram, — den Tod.

Weltsinn.

Es dreht der Menschen Streben
Sich um ihr eignes Heil;
Führt nur ihr Pfad sie eben,
Sei jeder andre steil.

Sie graben sich wie ehern
Ins eigne Selbst hinein,
Sind glatt für alles Nähern,
Für alles Fühlen Stein.

Du zeigst die Hand beflissen, —
Sie lachen deiner Müh';
Du zeigst die Brust zerrissen, —
Und Dornen reichen sie.

Du weisest auf Ruinen
Zerfallner Seelenruh', —
Sie sehn mit kalten Mienen
Dem letzten Falle zu.

Du zeigst, du könntest lieben,
Und fändest nur kein Herz, —
Sie schelten übertrieben
Und kindisch deinen Schmerz.

Du zeigst, du könntest schaffen,
Nur fehl' es dir am Sporn, —
Sie stumpfen dir die Waffen
Und trüben deinen Born.

Du zeigst dich warm fürs Gute,
Doch arm an gutem Rat,
Sie rütteln dir am Mute
Durch Spott und falsche Tat.

Was kümmert sie dein Weinen,
Und was, wozu es führt?
Du darfst dir glücklich scheinen,
Wenn's nur ein Ohr berührt.

Was kümmert sie dein Fehlen,
Dein Zweifeln und dein Mühn?
Wenn nur nicht ihre Seelen,
An gleichen Ketten ziehn.

Drum suche nicht bei andern
Belehrung, Rat und Licht;
Sie lassen jeden wandern,
Wohin —? sie kümmert's nicht.

Sie gönnen ihm die Reise,
Wohin es ihm behagt,
Wenn er nur ihrem Gleise
Nicht frech sich näher wagt.

Drum still, du Herz, da drinnen,
Sonst bist du schlimm bestellt:
Es läßt sich nichts gewinnen
Im Treiben dieser Welt!

Verschweige deine Freuden,
Verschweige deine Pein,
Vertrau' in Lust und Leiden
Zumeist auf dich allein!

VI.

Legende.

Einst ging, wie's oft geschehen ist,
Auf Erden wieder der liebe Christ,
Und zog durch die Länder weit und breit,
Sankt Petrus gab ihm das Geleit.

So kamen sie denn eines Tags
Auch in ein Örtchen geringen Schlags,
Zu groß, um eben ein Dorf zu sein,
Und wieder für eine Stadt zu klein,
Nichts recht, an allem nur zunächst,
Wo Schlimm und Gut beisammen wächst;
Dem Herrn dem stand es nicht zu Sinnen,
Doch wollt' er sich's besehn von innen.

Am Sonntag war's, zur Vesperzeit,
Und weithin hallte Glockengeläut.
Schon war die Kirche fast voll zu schaun
Von zierlichen Herrn und schmucken Fraun;
Das war ein Rauschen von seidnen Gewändern,
Das war ein Flimmern von bunten Bändern,
Ein Gucken und Räuspern, ein Neigen und Nicken,
Ein Gaffen und Hin- und Widerblicken,
Ein Wischen und Wedeln mit den Tüchern,
Ein Blättern in den Andachtsbüchern,
Bis endlich zu der Orgel Klingen
Man anhub ein geistlich Lied zu singen.
Der Herr vernahm es, und ging weiter,
Kopfschüttelnd folgt' ihm sein Begleiter.

Jetzt kamen sie vor den Ort hinaus,
Da stand ein unansehnlich Haus,
Und aus dem Hause scholl und klang
Ein lauter fröhlicher Gesang.
„Halt, Petrus," rief der Herr, „laß sehn!"
Und blieb vorm Fenster lauschend stehn.
Beim flackernden Span am Eichentisch

Saß dort ein Kränzchen munter und frisch,
Großvater und Enkel, Eltern und Kinder,
Auch Nachbar und Knecht und Magd nicht minder;
Die hatten vor sich ein schlichtes Essen,
Auch einen Trunk, nicht karg bemessen,
Und jede Mien' und jeder Blick
Verriet ihren Frieden und ihr Glück.
Und wie sie so saßen in ihrer Lust,
Da tat sich auf so Mund als Brust,
Und laut gesungen von dem Kreise
Klang eines Volkslieds muntre Weise.
Der Herr der lehnt' am Fenster still,
Wie einer, der nicht stören will,
Und horcht', als brächt' ihm ihre Freude
Die liebste Aug- und Ohrenweide.

Sankt Petro währt' es schon zu lang',
Drum tat er sich nicht länger Zwang,
Und sprach: „Mein Meister, sagt mir doch,
Ich weiß fürwahr nicht wie ich's deute.
Da steht und lauscht Ihr immer noch
Dem simplen Singsang dieser Leute,
Und dort, wo man zum Orgelklang
Ein geistlich Lied so kunstreich sang,
Da gingt Ihr also schnell vorbei,
Als ob Euch verdrösse die Melodei."

Darauf der Herr mit Lächeln spricht:
„Mein Petrus, das verstehst du nicht.
Dort sangen sie geistliche Lieder zwar,
Voll Kunst, doch aller Andacht bar;
Hier singen sie zwar Volkslieder nur,
Ganz ohne Kunst, doch voll Natur,
Und mitten unter Lust und Scherzen
Mit aller Andacht frommer Herzen.
Und sieh! mein Petrus, das merke dir,
Ein echtes Volkslied hat viel von mir,
Man sieht ihm keine Frommheit an,
Und doch erbaut es seinen Mann!
Manch Lied mag in der Luft verschwimmen,
Es wendet und windet sich allzu schräg:
Volkslieder aber wie Kindesstimmen,
Die finden zum Himmel den graden Weg."

Wettstreit.

Zum Liederdichter spricht der Dramendichter:
„Was braucht es da Beweis noch oder Richter?
Du gibst ein Blümchen, ich — die ganze Flur,
Ich — einen See, Du — einen Tropfen nur.

Die ganze Menschheit — ich, in Lust und Schmerzen,
Du — Perlen nur aus einem Menschenherzen;
Ich gebe den Palast, du — einen Stein,
Den Mammut — ich, du nur — ein Käferlein.“ —

Zum Dramendichter spricht der Liederdichter:
„Ich singe für den Freund, nicht für den Richter;
Im kleinsten Blümchen blüht ein Lenzgedicht,
Im Tropfen glüht ein Funke Sonnenlicht.

Ein einzig Herz umschließt im engen Rahmen
Der ganzen Menschheit Possenspiel' und Dramen,
Und dankbar nimmt der Christ vom Pilgersmann
Ein Steinchen auch aus Sions Tempel an.

Und rühmst du mir des Mammuts Riesenglieder,
So blick' nicht spottend auf den Käfer nieder:
Ein Wunder gilt's, und großer Raum ist dein,
Macht kleinrer Raum das große Wunder klein?“ —

Da tritt ein Freund der Dichtkunst zwischen beide:
„Ein Gleichnis,“ spricht er, „kenn' ich, das entscheide:
Ein groß Gehäuse ziemt der großen Uhr,
Ein klein Gehäuse ziemt der kleinen nur.

Ob jene schlage mit gewaltgem Hammer,
Ob diese leise pick' in stiller Kammer,
Ist nur das Werk in beiden gut und echt,
Wozu dann streiten? — Beide gehn sie recht.“

VII.

Die Unverwundbare.

Ein lodernd Gerippe steht das Haus,
Die Raublust wütet darin mit Graus;
Die Mutter stirbt bei des Vaters Mord,
Die Tochter stürzt in Verzweiflung fort.

Mit flatterndem Haare fliegt sie voran,
Und hinter ihr her ein blutiger Mann,
Das rauchende Schwert in geballter Hand,
Im Auge der Gierde leuchtenden Brand.

„Halt, schmuckes Dirnlein, wohin so schnell?“
So ruft, sie verfolgend, der wilde Gesell.
„Komm her, mich verlangt es nach solchem Schatz:
Die Fackel leuchtet, geräumt ist der Platz.

Was kümmert mich Rache, was Gold und Gestein?
Hier kann ich alles in allem sein!
So lüstern bleich hat der Schreck dich gemalt,
Kein Gott entreißt dich aus meiner Gewalt.

Sieh her! das Eisen so blutigrot,
Wohl blitzte dir's Vater und Mutter zu Tod,
Wohl führ' es so glatt ins Herzchen auch dir, —
Doch leben sollst du mir, — leben — mir!

Wie wirbelt die Trommel, wie knistert die Glut,
Wie duftet's durch öde Gemächer von Blut!
Wie lustig ist es, dem Tode zum Hohn,
Zu ernten des Lebens beneidetsten Lohn!?“ —

Die Jungfrau vernimmt des Kriegers Wort,
Noch ärger als Brand, noch grauser als Mord;
Sie fühlt des Herzens entsetzlichste Pein:
Verfallen in rohe Gewalt zu sein.

Da ist kein Entrinnen, da hilft kein Flehn,
Kein machtlos Dräun, kein höhnend Verschmähn:
Doch wenn sie zum Wahnwitz erwachsen ist,
So hat die Verzweiflung auch ihre List.

So sinkt denn, wie mit gewendetem Sinn,
Die Jungfrau dem Krieger zu Füßen hin,
Und faßt ihm die Hand, und spricht wie verzagt:
„O schone meiner, ich bin deine Magd!

Ich will dir leben! — Denn sieh! dein Schwert
Mir schadet's nicht, wenn mein Will' es begehrt.
Ich weiß ein Sprüchlein aus alter Zeit,
Das manchem den Leib schon gestählt und gefeit.

Du hast — (nicht wissend, daß du den Tod
Nicht geben mir kannst) — mich verschont in der Not;
Du zogst dein Schwert, das über mir hing,
Zurück von mir um geringen Beding.

Darum hab' Dank und schalte mit mir!
Und willst du, so sprech' ich zum Lohne dafür
Das Sprüchlein dir vor, das in Kampf und Schlacht
So manchen schon unverwundbar gemacht!" —

Der Krieger stutzt, das ficht ihn an
Den albern-rohen, betäubten Mann.
„Laß hören," — ruft er, — „das käme mir recht,
Und dir, Feinliebchen, bekomm' es nicht schlecht!" —

„Wohlan!" — so beginnt sie und sinkt ins Knie, —
Merk auf, und vergiß das Sprüchlein nie:
Alleiniger Gott, der die Unschuld schützt,
Und Rach' auf das Haupt des Verworfenen blitzt!

Umgib mich mit deinem Schirm und Schild,
Wenn mir der Feind nach der Seele zielt!
Halt ab von mir den vergifteten Pfeil,
Bewahre mein Herz, bewahre mein Heil! —

Es ist geschehn! — Nun Krieger, versuch,
Ob unverwundbar mich machte mein Spruch!
Versuch's, hol aus mit dem Schwert weit, — weit:
Ich bin den Streich zu empfangen bereit. —

Hol aus mit dem Schwert! Ich fürchte mich nicht.
Schon bin ich gefeit, bin wundendicht.
Hol aus mit dem Schwert! Hier ist die Brust:
Ich bin meines Spruchs mir kräftig bewußt!" —

Der Krieger gehorcht, holt aus mit dem Schwert,
Zu prüfen, ob sie ihn Wahres gelehrt; —
Ein Stoß, — und verblutend liegt sie vor ihm;
Hinstarrend bereut er den Ungestüm.

„Hab Dank," so stöhnt sie, „hab Dank, mein Gott!
Du ließest die Unschuld nicht werden zu Spott!
Ab hast du gewendet — den giftigen Pfeil! —
Bewahrt — mein Herz, — bewahrt mein Heil!"

Da fällt's, wie ein plötzlicher Strahl, mit Macht
Wohl tief in des Kriegers Herzensnacht;
Sein Taumel zerrinnt, — sein wilder Blick
Kehrt von der Leiche milder zurück.

Die Trommeln verhallen, der Brand läßt nach, —
Noch steht der Krieger im öden Gemach; —
Es wandelt ihn, seit er's denken kann,
Zum erstenmal wie ein Schauder an.

Die Kartausen.

Im Süden gibt es Kartausen
(Sie werden die stillen genannt),
Worinnen Mönche hausen,
Durch frommen Wandel bekannt.

Die Mauern dieser Gebäude
Schaun ruhig himmelwärts,
Haben keinen Anstrich von Freude,
Und keinen Anstrich von Schmerz.

Kein Fenster und keine Pforte
Ist rings von außen zu sehn,
Es ist an diesem Orte
Wie unter Gräbern zu stehn.

Doch innen mitten im Hause,
Da schimmern viel Fenster entlang,
Aus allen schallt Gebrause
Von Orgeln und heil'gem Gesang.

Und freundliche Pförtlein leiten
In den freundlichen Hof hinein,
Da blüht es von allen Seiten
Im heiteren Sonnenschein.

Da rauscht es voll grünender Bäume,
Da ist alles so wohl bestellt,
Wie ein Land glückseliger Träume,
Wie eine besondere Welt.

Und drinnen die Mönche wandeln
So traut und gemeinsam umher,
Die Außenwelt und ihr Handeln
Bedeucht sie ein Traum nur mehr. —

Wie diese stillen Gebäude
Und die stillen Mönche darin,
So geht's oft in Freud' und im Leide
Dem ergriffenen Menschensinn.

So schließen oft die Gedanken
Ihre Fenster nach außen zu.
Vergessen das irdische Wanken,
Und freun sich der geistigen Ruh'.

So verriegeln oft die Gefühle
Fürs äußere Leben das Tor,
Und wandeln zu ernsterem Ziele
Gemeinsam im Innern hervor.

Drum zählt mich nicht zu den Harten,
Weil starr oft scheint mein Gesicht:
Im Inneren blüht mir ein Garten,
Dort fehlt es am Leben nicht.

VIII.

Das Pilgerhemde.

Die Geißel schwirrt, der Türke flucht,
Die Christen ziehn des Pfluges Wucht,
Und schwere Tropfen Schweißes rollen
Von ihren Stirnen auf die Schollen.

Auch mancher Tropfe Blutes netzt
Den Leib, von Geißelhieb verletzt,
Und träufelt über wunde Glieder
An ihren Hemden purpurn nieder.

Ein einz'ger Christensklav' allein
Erhielt sein Hemd noch blank und rein;
Mag drauf auch manche Perle fallen,
Noch weiß wie Schnee sieht man es wallen.

Der Sultan selber sieht den Mann
Sich eines Tags mit Staunen an,
Und fragt ihn, schauend, was er leide:
„Wie kommst du zu so blankem Kleide?

Wes Landes bist du, Christenhund?
Ward nie dein Leib von Geißeln wund?
Wie oder hast du Blut wie Schnecken,
Zu blaß, um Linnen zu beflecken?“ —

„Ich bin ein Ritter," spricht der Christ,
„Des Heimaterde Deutschland ist;
Zu Metz auf meines Schlosses Mauern
Laß ich ein Weib um mich vertrauern.

Als ich beim Scheiden sie umfing,
Und sie wie sterbend an mir hing,
Da gab sie mir dies Hemd zum Pfande
Der Treue mit in ferne Lande.

„Nimm's hin und trag es," sprach mein Weib,
„Es komme nicht von deinem Leib;
Als ich den Flachs dazu gesponnen,
Ist manche Träne dreingeronnen,

Und unter brünstigem Gebet
Hab' ich's für dich gebleicht, genäht;
Drum, hoff' ich, wird es in Gefahren
Dich wie ein Amulet bewahren!" —

Und also dünkt es mich fürwahr,
Denn blank und rein ist's immerdar,
Quoll oft auch über wunde Glieder
Manch Tröpflein Bluts mir drauf hernieder.

Da trag' ich's nun zwölf Monden lang,
Es ward nicht mürb, kein Faden sprang,
Nicht Schweiß, nicht Regen kann's erweichen,
Es ist, als käm' es erst vom Bleichen.

Das muß der Hausfrau Keuschheit sein,
Dadurch ward dies Gespinst so rein:
Solang' sie treu und keusch geblieben,
Wird nichts mir seine Weiße trüben!"

Der Sultan hört die sondre Mär',
Ruft heimlich einen Seemann her,
Heißt ihn die Anker eilends lichten,
Und seine Fahrt nach Deutschland richten.

Heißt ihn zur Frau des Sklaven ziehn,
Um ihre Liebe sich bemühn,
Und sie mit Gold und Schmeichelblicken
Zuletzt verführen und bestricken.

„Ich will doch sehen, wenn sie fällt,
Ob wohl sein Hemd die Farbe hält!"

Der Sultan denkt's mit argen Sinnen;
Der Seemann segelt schnell von hinnen.

Auf Lotharingens Blütenau
Erforscht er bald des Sklaven Frau,
Und trifft sie in des Schlosses Mauern,
Versenkt in namenloses Trauern.

Da malt er ihr des Gatten Leid,
Des Wiedersehns Unmöglichkeit,
Der Witwen freudeloses Streben,
Der neuen Liebe neues Leben.

Umsonst! sein Säckel ist geleert,
Sein Schmeichelvorrat aufgezehrt
Sein schlaugewobnes Listgetriebe
Zerstiebt vor ihrer Treu' und Liebe.

Drum schickt er sich zur Heimkehr an; —
Da tritt ans Schiff ein Sängersmann,
Mit Zither, Stab und Pilgerhaube,
Daß man die Mitfahrt ihm erlaube.

Weil seine Klänge lieblich wehn,
So läßt der Türk' es gern geschehn,
Damit ihm durch des Liedes Würze
Der Troubadour die Fahrt verkürze. —

Schon nimmt nach rasch durchmessnem Lauf
Die ferne Heidenschaft sie auf;
Der Sultan hört die seltne Kunde
Mit Staunen aus des Schiffers Munde.

Fast grollt' er, weckt' ihm nicht das Spiel
Des Sängers gar ein süß Gefühl,
Wie er's wohl in den frohsten Stunden
In seinem Harem nicht empfunden.

„Wähl ein Geschenk dir!“ spricht er einst,
„Ich bin wohl gnäd'ger, als du meinst;
Wem hell wie Gold die Saiten klingen,
Der mag auch goldne Frucht ersingen!“

„Herr!“ fleht der Sänger, „nicht Metall
Verlang' ich für des Herzens Schall!
Durch deiner Christensklaven einen
Würd' ich mir reich vergolten meinen!“

Der Sultan winkt, und aus dem Tor
Treibt man die Sklavenschar hervor;
Da sieht der Sänger unter allen
Zuerst das weiße Hemde wallen.

„Den,“ ruft er, „König, gib mir frei!“ —
Der König nickt voll Huld: „Es sei!“
Und dankend eilt mit seiner Beute,
Der Pilger seelenfroh ins Weite.

Bald nimmt ein Schiff die beiden auf,
Nach Frankreich geht's in raschem Lauf.
Der Sklave wallt wie träumend weiter,
Ein Engel deucht ihn sein Begleiter.

Zwei Tage gilt's nur mehr zu ziehn,
So soll er schon der Heimat Grün,
Des deutschen Landes Blütenauen,
Des eignen Schlosses Zinnen schauen.

Da spricht der Sänger tiefgerührt:
„Nun zeuch, wohin dein Weg dich führt!
Nur wolle mir zum Angedenken
Ein Stücklein deines Hemdes schenken.

Es soll so unzerstörbar rein,
So wundersam gewoben sein,
Drum möcht' ich's gern auf meinen Reisen
Der Welt beglaub'gen und beweisen!“

Da trennt der Christ ein blankes Stück
Vom Wunderhemd, mit feuchtem Blick,
Gibt's seinem Führer, will ihm danken,
Und weinend seine Knie umranken;

Doch dieser kehrt sich schweigend ab,
Setzt weiter seinen Pilgerstab,
Und grüßt nur schmelzend noch vom weiten
Ihn mit den Klängen seiner Saiten. —

Schon sieht er seiner Väter Schloß,
Schon eilt er durch der Knechte Troß,
Die seiner Züge längst vergessen,
Die Gattin an sein Herz zu pressen.

Sie sieht ihn, stürzt mit Tränenlust
An seine langentbehrte Brust;

Die Qualen dreier Jahre schwinden
Wie Schnee in diesem Wiederfinden.

Da drängt sich Fest an Fest und Klang
An Klang und Jubel an Gesang,
Liebkosung, Fragen, Scherze, Bilder:
Erinnrung malt das herbste milder.

Doch an der heitren Zärtlichkeit
Stößt sich gar bald der finstre Neid,
Und raunt zu schwarzer Tat verschworen,
Dem Burgherrn spöttelnd in die Ohren:

„Du glaubst, die Gattin weint' um dich?
Sie litt so manchen Fant um sich;
Zwölf Monden trieb sie fern vom Hause
Sich wüst umher im Weltgebrause.“ —

Der Funke zündet; grollend läßt
Der Burgherr rings zu einem Fest
Die Nachbarn und die Freund' entbieten,
Wie's ihm die Neider höhnend rieten.

Nun als das laute Fest begann,
Klagt er die Gattin wütend an,
Und höhnt ihr schmähliches Beginnen;
Sie aber wandelt still von hinnen.

Ein Viertelstündchen kaum verran,
Da tritt zum Tisch ein Sängersmann
Mit Stab und Pilgerhaub' und Zither;
„Das ist mein Führer!“ ruft der Ritter.

„Ich war's,“ so spricht mit sanftem Blick
Der Pilgersmann, und zieht das Stück
Des Wunderhemds hervor mit Schweigen,
Um der Versammlung es zu zeigen.

Dann wirft er Kapp' und Kleid von sich,
Und ruft: „Nun, Gatte! kennst du mich?“ —
Der Burgherr schaut mit tiefer Reue
Sein Weib, verklärt durch Lieb' und Treue.

Zu ihren Füßen stürzt er hin;
Sie hebt ihn auf mit mildem Sinn,
Und aller Lippen in dem Kreise
Ertönen laut zu ihrem Preise:

„Heil deutscher Weibertreue, Heil!
Von ihr prallt ab des Hasses Pfeil;
Sie mag in Nöten und Gefahren
Uns wie ein Amulet bewahren!“ —

Mein Stammbuch.

Auch ich hab' mir ein Stammbuch angelegt,
Das manchen Spruch und manchen Namen hegt;
In trüben Stunden blick' ich oft hinein,
Und bald ist's in mir wieder Sonnenschein.

Mein Vater steht darinnen obenan,
Er schrieb zwar nichts mir drein, der gute Mann,
Als nur: „Dein Vater!“ — doch es genügt, — er war's:
Noch denk' ich blutend seines Sterbejahrs.

Zunächst les' ich der Mutter Namenszug,
Dabei ein Sprüchlein ohne Lug und Trug,
Das sie noch einmal leise segnend sprach,
Als fern von mir ihr Herz im Tode brach.

Dann les' ich manchen Freund noch, dessen Hand
Nun nicht mehr schreibt, wenn nicht im bessren Land;
Aus ihren Lettern spricht ihr Bild mich an: —
Ich fühl's, wie man im Tode leben kann!

Auch manchen Sänger, dessen Liederklang
Wie Balsam in die wunde Brust mir drang;
Auch manchen Lehrer, dessen goldnes Wort
Mich mir enthüllte, les' ich dankbar dort.

So steht denn auch mein liebes Weib darin,
Und was es einschrieb, ist voll Glut und Sinn,
Des ganzen Liebelebens Widerstrahl,
Das wir durchlebt mit aller Lust und Qual.

Ein blonder Junge schrieb mir bald dazu:
„Was dir dein Vater war, das sei mir — du!“
Dahinter schrieb sich auch ein Mädchen ein,
Mein Töchterchen: — sein Sprüchlein ist gar fein!

Noch gibt's manch leeres Blättchen dort und hier,
Drum trag' ich auch mein Stammbuch stets mit mir;
Ich öffn' es gern der Trauer, wie dem Scherz: —
Das anspruchlose Stammbuch ist — mein Herz.

Drum tut mir's nach! — Was Feder und Papier?
Mit Lieb' ins Herz schreib' ich die Lieben mir:
Wer seine Teuren nicht im Herzen trägt,
Hat sich umsonst ein Stammbuch angelegt.

IX.

Charles Bessières.*)

(1813.)

Vor seinem Zelte sitzet
Der Marschall im Dämmerschein,
Es mundet dem alten Soldaten
Kein Imbiß und kein Wein;
Vor Lützen war es, am ersten Mai,
Die Truppen marschierten an ihm vorbei,
Der Zeiger wies auf Vier.

„Herr Marschall, laßt's Euch munden,"
So spricht der Adjutant,
„Es dürft' einen Fasttag geben,
Das Feld hier ist bekannt;
Wer weiß, ob ein Tropfe die Kehl' uns netzt,
Eh' morgen wieder, so wie jetzt,
Der Zeiger weist auf Vier."

Der alte Marschall lächelt:
„Ei, laßt die Sorge sein,
Mir ahnt, ich brauche heute
Nicht Imbiß und nicht Wein;
Der Herr hat jedem ein Ziel gesetzt;
Erinnert Euch des, wenn wieder, wie jetzt,
Der Zeiger weist auf Vier."

So naht in banger Erwartung
Die Mittagsstund' heran;
Schon regt sich's hüben und drüben,
Schon knallt es dann und wann.
„Gedeckt muß eher der Hohlweg sein,
Dann rüstig mit Gott in den Feind hinein!" —
Der Zeiger rückt auf Vier. —

---

*) Der Held ist Jean Baptiste Bessières, Herzog von Istrien (geb. 1768, † 1813), Marschall Napoléons, der mit Erfolg in Ägypten, gegen Österreich und Spanien kämpfte. Er fiel 1813 bei Rippach zwischen Weißenfels und Lützen, von einer Kanonenkugel getroffen. Da er in größter Armut starb, bedachte Napoléon noch auf St. Helena seinen Sohn mit 100000 Francs. Ein Charles B. ist nicht nachzuweisen.

Der alte Marschall reitet
Voraus mit seinem Troß:
Da schwirrt eine Kugel herüber,
Sein Nebenmann sinkt vom Roß.
Der Marschall erweist ihm die letzte Ehr',
Da schwirrt es wieder, da stürzt auch der, —
Der Zeiger weist auf Vier.

Sie legen ihn auf die Bahre,
Sie tragen ihn fort voll Schmerz,
Es war ihm die Kugel gegangen
Durchs alte Heldenherz;
Knapp an ruht unversehrt die Uhr,
Die Räder standen stille nur,
Der Zeiger weist auf Vier.

Sie führen des Marschalls Leiche
Zu seiner Gattin zurück;
Sie heißt sie mit Tränen willkommen,
Sie fragt mit schmerzlichem Blick:
„O sagt mir, wann er sein Ende fand?"
Sie legen die Uhr in ihre Hand,
Der Zeiger weist auf Vier. —

Auch sie ist heimgegangen,
Verrauscht ist jede Spur;
Nur im verlassenen Zimmer
Hängt einsam noch die Uhr;
Der Enkel bedarf kein mahnend Wort,
Unaufgezogen hängt sie dort,
Der Zeiger weist auf Vier.

Trostreiches Sterben.

Es ist um eine Flieg' ein kleines Ding,
Für unsre großen Dichter zu gering;
Wir kleinern mögen uns damit befassen,
Was mag sich auch von Fliegen sagen lassen? —

Ei seht! — Fürs erste sind sie flink und frisch,
Sodann gesellig, Gäst' an jedem Tisch,
Keck, sagen wir, als ob, was wir so schelten,
Nicht könnt' als Liebe zu den Menschen gelten.

Und wie gewandt sie sind! Wer läuft, wie sie,
Kopfüber an der Wand und fällt doch nie?
Sie haben Flügel, solche Tierchen Flügel,
Und unser Fuß erlahmt an einem Hügel.

Froh sind sie auch, und ach, wie froh sie sind!
Was braucht zu seiner Freud' ein Menschenkind!
Ein Abendstrahl durch eine Kerkerlücke,
Und hundert Fliegen sonnen sich im Glücke.

Und wenn der Herbst Marienfäden spinnt,
Und wenn des Jahres Sand zur Neige rinnt,
Und wenn der Frost aus feuchten Wänden schauert,
Da hab' ich euch, ihr Tierchen, oft bedauert.

Da sucht ihr bänglich alle Winkel auf,
Da taumelt ihr wie schwindelnd oft im Lauf,
Und summt, als wolltet ihr's einander klagen:
„Du, frierst du auch? Mein Stündlein hat geschlagen!"

Doch nein, so trostlos sei das Scheiden nicht!
Sieh, dort das Fenster hell vom Abendlicht!
Der lieben Sonne letzter lauer Schimmer,
Des Herbstes Abschiedsgruß vom dumpfen Zimmer!

Ha! sieh, da fliegt's von allen Seiten her,
Und drängt sich an die Scheiben matt und schwer,
Und summt und sonnt sich einmal noch, und weidet
Sich satt im lauen Lichte, bis es scheidet.

Und hundert Leichen zählt das Morgenrot. —
Das nenn' ich trostreich sterben seinen Tod;
Da lern', o Fürst der Schöpfung, von den Fliegen,
Des Todes Stachel wohlgemut besiegen!

Nicht kaure, wenn Spätsommer dich umgraut,
Dich feig ins Dunkel ohne Lust und Laut;
Empor, hinaus, und wär's zum letzten Male,
Und trostreich stirb am heitren Sonnenstrahle!

X.

Die Freierprobe.

Zu einem Jungfräulein weis' und klug,
Nebstdem auch lieb und reizend genug,
Kam gar ein schöner, loser Gesell,
Und wollt' ihr Freier sein zur Stell'.

Sie sagt nicht ja, sie sagt nicht nein,
Sie sieht ihm aber ins Herz hinein;
Sie ahnt den lustigen, leichten Sinn,
Und hofft sich dessen keinen Gewinn.

Doch fühlt sie dabei hinwieder, wie tief
Manch Ernsteres ihm in der Seele schlief;
Das achtet die Jungfrau nicht für gering,
Und stellt ihm solchen sondren Beding:

„Ich sag', Herr Junker, nicht ja, nicht nein,
Doch so Ihr wollet mein Gatte sein,
So müßt Ihr's beschwören mit heil'gem Eid,
Zu tun, was jetzt mein Wort Euch gebeut.

So oft Ihr, bevor zwei Jahre verwehn,
Den Priester seht zu dem Kranken gehn,
So schließet Euch an und bittet ihn,
Daß er Euch lasse mit sich ziehn!

Und tretet mit ihm zum Kranken hin,
Und nehmt's Euch jedesmal ernst zu Sinn. —
Wofern Ihr das tatet in dieser Zeit,
Dann kommt und holt Euch bei mir Bescheid!"

Der Junker denkt: „Nun immerhin!
Es haben die Dirnen so eignen Sinn;
Drum, solches zu tun in dieser Zeit,
Beschwör' ich mit einem heil'gen Eid!"

Und wie nun des Mesners Glöcklein schallt,
Da springt er auf und tut sich Gewalt,
Und folgt dem Priester und bittet ihn,
Daß er ihn lasse mit sich ziehn.

Oft wenn er mit Zechern spielt und singt,
Und plötzlich des Mesners Glöcklein klingt,
Muß er verlassen Saus und Braus,
Und gehn aus dem Freuden- ins Schmerzenshaus.

Am Tummelplatz, an Freundesbrust,
Im Wintersturm, in Sommerlust,
Bei Tag, bei Nacht, in Freud' und Leid,
Mahnt oft ihn das Glöcklein an seinen Eid.

Und eh' zwei Jahre ganz entrauscht,
Da ist der Junker wie umgetauscht;

Wo ist sein lustiger, loser Sinn?
Sein Lebenstaumel, wo ist er hin?

Erst seit er dem Tod ins Aug' gesehn,
Glaubt er das Leben zu verstehn;
Erst seit er erkannt des Menschen Leid,
Weiß er zu schätzen des Menschen Freud'.

Und zu der Jungfrau weis' und klug
Zieht jetzt ihn ein weit süßrer Zug;
Hat er sie früher begehrt voll Glut,
So naht er ihr jetzt mit scheuem Mut.

Sie aber liest ihm's im Auge leicht,
Daß sie ihr edles Ziel erreicht:
„Jetzt schlag' ich," ruft sie, „mit Freuden ein,
Ein frommer Mann muß glücklich sein!"

Tagesleben.

Tagüber lebt der Mensch ein ganzes Leben,
Doch nicht wie sonst der Gang der Zeit es lehrt:
Der Lauf der Horen, die sein Dasein weben,
Ist seltsam hier verwechselt und verkehrt.

Der Morgen hebt auf seinen Purpurarmen
Des Tages Königin zum Thron empor,
Und tausend Puls' erwachen und erwarmen,
Und Erd' und Himmel jauchzt im Jubelchor.

Da steht der Mensch und gleicht dem rüst'gen Greise:
Aufs Leben schaut er hin mit freiem Blick,
Und überdenkt der Nacht durchträumte Reise,
Und überzählt des vor'gen Tages Glück.

Die süßen Schwärmereien sind vergessen,
In denen ihn das jüngste Spätrot sah;
Ein neues Leben soll er bald durchmessen,
Und frohbereit und ruhig steht er da. —

Nun flammt der Tag heran mit seinem Treiben,
Und sieh! zum Mann ist schnell der Greis verjüngt:
Ins Leben stürzt er ohne Rast und Bleiben,
Und prüft und zagt und ringet und erringt. —

Da kommt der Abend leisen Schritts gegangen,
Die Welt erkennt den Sieger, der ihr droht;

Sie wird nun still und ruft auf ihre Wangen
Der süßen Liebe schwärmerisches Rot.

Der Mensch bemerkt, was seiner Mutter fehlet,
Und ahmt ihr nach als ein getreuer Sohn;
Von neuer Glut fühlt er die Brust beseelet,
Zwar neu für jetzt, doch einst empfunden schon.

Zum träumerischen Jüngling wird er wieder,
Die Wehmut läßt er kommen in sein Herz,
Beschwört die alten Träume sich hernieder,
Und tränkt mit alten Tränen alten Schmerz. —

Und weiter rückt die Zeit, die Farben bleichen,
Die Zungen ruhn, die Lichter brennen ab,
Die Wesen schaun sich an wie starre Leichen,
Es legt die Nacht sich auf das weite Grab.

Wo ist der Jüngling nun? Er ist verschwunden,
Er ward zum Kinde, dem's im Finstern graut,
Wie von Gespenstern fühlt er sich umwunden,
Und fröstelnd weint er seinen Jammerlaut.

Gestalten schaut er, die er nie gesehen,
Fühlt Ahnungen, an die er nie geglaubt,
Hört Stimmen um das Ohr der Seele wehen,
Daß es das Hirn ihm heiß zusammenschraubt.

Nach langem erst sieht er die Sterne blinken,
Sein Kindersinn schöpft Mut aus ihrem Schein,
Sein Schmerz wird Mattheit, seine Wimpern sinken,
Und weinend wie die Kinder schläft er ein.

XI.

Heilsberg.

Von Ordruf zog der fromme Winfried*) aus,
Und trug des Glaubens Wort von Haus zu Haus,
Von Herd zu Herd, daß jede Feuerstelle
Der Christuslehre milder Strahl erhelle.
Und wo er streute seine Friedenssaat,
Da keimte frommer Sinn und gute Tat,
Da schmolz, wie Eis beim Lenzhauch von den Firnen,
Der Trotz der Roheit von Barbarenstirnen.

---

*) Winfried war der eigentliche Name des heiligen Bonifacius, des Apostels der Friesen (geb. ca. 680, erschlagen 755).

So zog er auch durchs Thüringergebiet,
Wo stolz die Winterswand herniedersieht,
Und über eine düstre Tälergruppe
Die Hugsburg niederdräut von schroffer Kuppe.
„Halt ein," so warnten sie den frommen Mann,
„Zu jener Feste wag dich nicht hinan!
Bleib hier im Tale, du bist sanft und mild,
Herr Hugo droben ist so rauh und wild;
Du reichst den Gläubigen die Lebensspeise,
Herr Hugo zecht und schlemmt nach Heidenweise;
Du opferst Gott, dem Herrn, am Weihaltar,
Herr Hugo bringt den Götzen Opfer dar.
Wo hinterm Schlosse ringsher, um den düstern
Tanzboden, schaurig Urwaldstämme flüstern,
Wo toll die Hessas ihren Reigen schlingen,
Und Odins Priester Kampfbardiete singen;
Wo Blut der Kriegsgefangnen tränkt den Herd,
Da dünkt Herr Hugo sich der Götter wert.
Drum, frommer Winfried, zügle deinen Mut,
Zu kostbar ist für seinen Stahl dein Blut."

„Mich schützt der Herr," so spricht der fromme Lehrer,
„Wo Irrtum haust, dort nah' ich als Bekehrer;
Kein Sperling fällt vom Dach, kein Haar vom Haupt,
Wofern mein Herr und Gott es nicht erlaubt:
Er hieß mich Seelen für sein Reich ihm werben,
Und sein bin ich im Leben und im Sterben."

Und mutvoll, ein Verlorner, steigt der Mann
Den steilen Pfad zur Hugoburg hinan;
Nicht wankt sein Fuß, nicht zittert seine Hand,
Nicht bebt sein Herz, — sein Glaube hat Bestand.

Horch! plötzlich klirrt und rasselt Waffenklang,
Jetzt nah, jetzt näher, rings den Forst entlang,
Und durch das Heer von Stämmen bricht, gleich Tigern,
Ein zweites Heer von stämmig wilden Kriegern.

„Was suchst du, Graukopf?" herrscht den frommen Mann
Herr Hugo selbst mit wilder Drohung an.

„Dich!" ist des Greises ruhiger Bescheid. —
„Mich? — nun, so wiss' es, Tor im Spötterkleid,
Der du schon lange säst in meinen Gauen,
Jetzt soll dein Gott an dir die Ernte schauen!

Ich will dich mähn in diesem heil'gen Hain,
Und in Walhalla soll drob Freude sein!"

Schon blitzt das Schwert. — „Was soll der Waffenklang?"
So schallt es plötzlich fernher, eine Stimme,
So sanft und klar, wie kindlicher Gesang,
Und unabweislich selbst dem tollsten Grimme.
Das ist Herrn Hugos holdes Töchterlein,
Die weiße Blum' in diesem blut'gen Hain.
Sie naht, von ihren Fraun geführt, — kein Kind,
Und doch geführt, — die zarte Maid ist — blind.

„Was gibt es, Vater?" ruft sie angstbeklommen,
„Sind böse Franken schon ins Land gekommen,
Daß Schwerter klirren, Kampflärm braust im Wald,
Und Tod verkündend deine Stimme schallt?" —

„Kind! — Winfried," ruft er, „ist in meinen Händen!
Kein Herz mehr soll er mir von Odin wenden!
Das Haupt will ich ihm von den Schultern schlagen,
Und sterbend mag er's seinem Gotte klagen!"

Der blut'gen Drohung folgt ein grimmer Blick,
Doch zuckend prallt sein Aug' vom Greis zurück;
Denn der steht da, so ernst, so still, so stark,
So ganz ein Gottesmann in Geist und Mark,
Sein großes Aug' ins Herz des Drängers senkend,
Und dann es sanft empor zum Himmel lenkend,
Daß sich kein Schwert und keine Hand mehr regt,
Und keines Baumes Wipfel mehr bewegt.

Herr Hugo wagt zuerst ein Wort: „Vernimm,
Tollkühner, zügeln will ich meinen Grimm,
Vollbringst du mein Begehr durch deinen Gott;
Wo nicht, so trifft dich Tod, — ihn aber Spott! —
Sieh hier mein Kind, mein liebes, teures Kind,
So jung, so gut, so lieblich, — aber blind.
Wenn du sie heilst, bevor drei Tag' entschwanden,
Das Aug' ihr lösest aus der Blindheit Banden,
Daß sie die Welt, die schöne, schauen kann,
Dann will ich baun auf deinen Gott, o Mann! —
Doch bleibt sie blind, hat dein Gebet nicht Kraft,
Sie zu befreien aus des Dunkels Haft,
Dann will ich niemals in Walhallas Auen
Der Götter leuchtende Versammlung schauen,

Versiegen soll der Wein in goldnen Schalen,
Und Odins Antlitz nie mir gnädig strahlen,
Wofern nicht, eh' der dritte Tag verflog,
Der Götter Hain dein Blut als Opfer sog!"

„Der Herr ist auch im Schwachen stark," so spricht
Der Greis, — „ich hoff' auf ihn, du zweifle nicht!
Drei Tage gabst du Frist, — es möge sein,
Doch bleibt drei Tag' auch deine Tochter mein!
Ein heilig Werk kann ich mit dir nicht teilen,
Ich muß sie pflegen, denn ich soll sie heilen."

Und mit sich führt der fromme Greis die Maid;
Sie folgt ihm duldsam voll Ergebenheit,
Und lauscht begierig seinem Wort und Lied,
Das süßbewält'gend durch die Seel' ihr zieht;
Und horcht entzückt, wenn er die Erd' ihr malt,
Wie hell die Sonn' auf grüne Fluren strahlt,
Und wie das Ohr ein Bettler, im Vergleich
Mit dem Genuß, woran das Aug' so reich,
Und wie es dennoch Menschen gebe, die,
Gesunden Auges, blinder sein, als sie,
Weil sie von innen blind sind, Gott nicht sehn,
Und ohne Lieb' im All der Liebe stehn.
Drum soll das Herz sich nur dem Licht erschließen,
Ins Auge wird's der Herr schon selber gießen.
In solcher sinnigen Betrachtung schwand
Der erste Tag dahin; die Jungfrau fand
Mit einem Mal ein Etwas in der Brust,
Des sie sich vordem niemals ward bewußt;
Ein innres Schauen, wie durch einen Flor,
Als quölle Licht vom Herzen ihr empor,
So mächtig, um noch einst mit blinden Augen
Verwandtes Licht von außen einzusaugen.

Am andern Morgen aber führte sie
Der Greis hinaus auf einen sanften Hügel.
Vom Wald her klang der Vögel Melodie,
Durchs Laub hin säuselte des Westes Flügel,
Und aus den Blüten quoll's wie Opferduft,
Und laue Strahlen tauten aus der Luft.
Und hinknien hieß er sie, und wendet' ihr
Das Antlitz gegen Osten, und besprengte
Die Augen ihr mit Tau. — Da war es schier,

Als ob sich alles Blut ihr aufwärts drängte,
Zusammenströmend auf das Augenpaar,
Das, lichtlos, sonnenwärts gerichtet war. —
Und Winfried sang ein Lied zu Gottes Preise,
Die Jungfrau fiel mit ein in seine Weise,
Und hob und hob sich höher stets hinan,
Als fühlte sie ein süß Behagen dran,
Den vollsten Kuß der Sonne zu empfangen,
Und unter leisem Wimperzucken rann
Manche kühle Trän' auf ihre heißen Wangen. —
„Ach Vater," rief sie plötzlich, „ist das — Sehn?
Vor meinen Augen ist ein seltsam Drehn,
Ein buntes Ringen, Zucken, Blitzen, Brennen,
Mir unbekannt, ich weiß es nicht zu nennen!"

„Mein Kind, das ist kein Sehen," spricht der Greis,
„Doch aber mag dir's gelten, als Beweis,
Daß Gott, der solch ein neu Gefühl dir schafft,
Zu Größerm auch, zum Größten hat die Kraft!"

„Ja — Vater, bete! Sieh, ich tu' es auch!
Dein Gott ist groß, gewiß, das ist sein Hauch!
Wie lau es mich umfließt, welch mächt'ger Schein,
Ist das nicht Sehn, wie muß das Sehn erst sein!" —

Am dritten Morgen aber führt' er sie
Vors väterliche Schloß, in stiller Früh',
Als noch die Nebel durch die Täler schlichen,
Und allgemach nur längs dem Strom entwichen.
Dort führt' er an des Berges freien Rand
Sie mit verbundnen Augen bei der Hand,
Und hieß sie ruhig harren, bis er käme,
Und ihr die Binde von den Augen nähme.
Er aber warf sich abseit betend hin,
Und rief zu Gott empor mit gläub'gem Sinn:
„Herr, nicht um meinetwillen soll's geschehn,
Nicht, um mich armen Diener zu erhöhn,
Um deinetwillen laß es mir gelingen,
Um deines Glaubens willen, großer Gott,
Daß er ins Herz der Heiden möge dringen,
Und in Anbetung wandeln ihren Spott! —
Laß es geschehn der treuen Magd zuliebe,
Daß ihre innre Blindheit auch zerstiebe;
Denn sieh! ihr Herz — es sehnet sich nach dir;

Erbarmer, hab Erbarmen auch mit ihr!
Du hast ob eines einzigen Gerechten
Zurückgehalten deines Zorns Gericht; —
O gib jetzt tausend kommenden Geschlechten
Durch zweier Augen Licht das ew'ge Licht!"

Er ruft's, da reißt der Dämmrung Nebelflor,
Und wie Verheißung strahlt die Sonn' hervor.
Vertrauensvoll erhebt er sich und eilt
Zur Jungfrau, die noch leise betend weilt;
Und löst die Binde sacht ihr vom Gesicht,
Und beugt das Haupt ihr niederwärts und spricht:
„Mein Gott, der Herr, vergißt der Frommen nie:
Du bist geheilt, schleuß auf das Aug' und — sieh!" —
Ein Blick — ein Schrei,
Und starr und stumm,
Wie blitzgetroffen sinkt sie um.
Da stürmt es waffenrasselnd herbei,
Herr Hugo ist es, er schreit voll Wut:
„Du hast sie getötet, das zahlt dein Blut!"

Da regt sich die Jungfrau und blickt umher,
Ihr Aug' ist noch unstet, die Wimper noch schwer;
Jetzt blinzend noch durch die Finger scheu,
Jetzt kühner — mit Augen groß und frei,
Zuerst auf den Vater, der staunend es sieht,
Jetzt hin auf den Greis, der betend kniet,
Hinein ins kühlige Waldeshaus,
Dann über die blühenden Täler hinaus,
Auf die grünende Au,
Zum Himmelsblau,
Hin und zurück
Wandert ihr Blick,
Will nichts vergessen, will nichts verlassen,
Will alles mit einem Schauen umfassen;
Sie weint und lacht und betet und singt,
Bis jubelnd die ganze Schar sie umringt,
Und alle, rasch bekehrt, mit frommen Weisen
Den großen Gott des Helfers Winfried preisen.

Und jener Berg, auf dem einst Winfrieds Hand
Vom Herzen aus der Augen Nacht zerteilte,
Und durch die Augen wieder Herzen heilte,
Wird seither noch der Heilsberg zubenannt.

Liebessehnsucht.

Jedem Herzen schlägt einst seine Stunde,
Deinem, holde Jungfrau, schlug sie auch;
Süßberedt aus deinem stummen Munde
Weht's mich an wie leiser Seufzerhauch.

In der Locken lässiger Entfaltung,
Deren Nacht ein Blumenstern dir schmückt;
In des Hauptes wehmutreicher Haltung,
Das wohl nicht der Lenze Zahl noch drückt;

In der treuen Augen sanfter Trauer,
In der Stirn, die noch kein Sturm verletzt;
In den Wangen, die kein Tränenschauer,
Sondern kaum noch Tränentau benetzt;

In den Armen stillgesenkt zum Schoße,
Ja in deines ganzen Wesens Bild,
Spricht sich's aus das süße, namenlose,
Sel'ge Sehnen, das dein Herz erfüllt.

Ja, auch deine Stunde hat geschlagen,
Und zum Rätsel wardst du selber dir;
Was du fühlst, du weißt es nicht zu sagen,
Wessen Lippe kennt das Wort dafür?

Ist es Schmerz? — Wie sehr er dich auch quäle,
Du entbehrtest dennoch ihn nicht leicht;
Ist es Lust? — Frohlockt auch deine Seele,
Dennoch wird dabei dein Auge feucht.

Schwebte jetzt der guten Engel bester
Zu dir nieder aus dem Reich des Lichts,
Dich zu fragen: „Sprich, was fehlt dir, Schwester?“ —
Du versetztest: „Alles — ach! — und nichts!“

Aber kommen wird ein Tag der Feier,
Und begegnen wird ein Antlitz dir;
Dann zerreißt des Rätsels dunkler Schleier,
Und dein Mund errät das Wort dafür.

Alles rings erscheint mit einem Male
Neu dem Herzen, neu dem Aug' und Ohr:
Aus der Sehnsucht Tränenmuschelschale
Taucht der Liebe Götterbild empor.

XII.

Der Wiedertäufer.

(1568.)

Über Hollands Moorgeländen lagert schwer die Winternacht,
Auf die Erde drückt der Himmel wie ein sternenloser Schacht,
Nur ein zweifelhaftes Schneelicht wirft unsichren Dämmerschein
In der trostlos öden Fernen mattes Nebelgrau hinein.

Wie ein straffgezogner Teppich liegt die weiße Heide da,
Spiegelglatt, ununterbrochen, ohne Hügel fern und nah,
Überweht die niedern Deiche, plattgefüllt die seichten Becken,
Und kein Haltpunkt für das Auge rings auf meilenweiten Strecken.

Alles still, nur daß der Ostwind ächzend durch die Nacht hin stöhnt,
Wie von einer fernen Walstatt dumpfes Sterbgewimmer dröhnt;
Und es ist danach im Lande: denn ein Schlachtfeld ist's geworden,
Wo der Haß und die Verfolgung unter Albas Fahne morden.

Alles ruht wie ausgestorben, keine Scheib' ist mehr erhellt,
Kalt ist jeder Herd, kein Vogel regt sich mehr, keine Dogge bellt,
Doch — und sieh! vom Dorf Asperen huscht es längs den weißen Matten,
Pfadlos einer — und noch einer, wie zwei flücht'ge, schwarze Schatten.

Ha, so flieht nur die Verzweiflung, so verfolgt der Haß allein,
Wahrlich, Opfer nur und Henker können diese Schatten sein;
Opfer ist ein Wiedertäufer, ist Herr Richard Willemson,
Und der Henker ist ein Zöllner, Albas findigster Spion.

Betend noch zu später Stunde kniet' Herr Willemson allein
In der wohlverschlossnen Stube bei der Lampe mattem Schein,
Sein Gemüt, sein andachtvolles, wie's der Wiedertäufer Weise,
In ein schlichtes Lied ergießend, innig, rührend, aber — leise.

Leise, aber nicht zu leise für den schleichenden Spion,
Der mit angehaltnem Atem horchend einsog Ton für Ton,
Und, ein sprungbereiter Tiger, lauernd vor der Türe lag,
Bis er, seiner Beute sicher, kund sich tat durch raschen Schlag.

Willemson fährt auf erschrocken: — „Ha, so meldet sich kein Gast!" —
Sich behend durchs Fenster schwingend, rennt er fort in toller Hast,
Hinter ihm sein wilder Jäger, der für seine Beute zagt,
Ohne Wahl durch Nacht und Nebel geht die grause Menschenjagd.

Über Felder, über Deiche, — o der Fuß der Angst ist leicht! —
Über Zäun' und Gräben fliegt er, unaufhaltsam, unerreicht;
Jetzt durchgellt ein Pfiff die Gegend, — ha! — ein unheilkündend
Zeichen:
Fand ein Wolf des Wandrers Fährte, findet bald er seinesgleichen.

Seine letzten Kräfte sammelnd, keucht arbeitend Willemson,
Seinen Treiber, erst noch ferne, spürt er nah und näher schon,
Matte Lichter sieht er flimmern und Gestalten sich bewegen, —
Jetzt im raschen Vorsprung wieder stürzt er sich dem Strom entgegen.

Dünn nur ist des Eises Spiegel, doch dem Fuße dicht genug,
Der nur in Gespensterschritten drüber hinstreift wie im Flug;
Schon am andern Ufer klettert Willemson erschöpft empor,
Horch, da schallt ein knitternd Krachen, und ein Schrei schlägt an
sein Ohr.

Ha, im Schneelicht sieht er's ringen, sein Verfolger ist in Not,
Vom geborstnen Eis verschlungen, kämpft er schreiend mit dem Tod.
Ja — das ist des Himmels Rache, juble, Richard, du bist frei!
Aber nein, für Richards Ohren war's nicht seines Henkers Schrei.

Eines Menschen Schrei nur war es, eines Menschen, — ha! — wohl gar
Eines Gatten, eines Vaters: — und sein Recht ist die Gefahr;
Schnell entschlossen, rasch gewendet, dringt er bis zur Spalte vor,
Zieht aus schwarzem Todesschlunde den Geretteten empor.

Starr, ungläubig faßt der Zöllner seines Retters Hand und dankt,
Dankt zerknirscht, indes vom Ufer Fackelschein herniederschwankt.
„Flieht, die Häscher!" kreischt er angstvoll, — ha! zu spät schon sind
sie da,
Grinsend knebeln sie ihr Opfer, hören spottend, was geschah.

„Schont des Manns, er ist mein Retter!" fleht der Zöllner auf
den Knien; —
„Schweig'," so drohn sie, „solche Beute soll dem Holzstoß nicht entfliehn!
Willst mit Weib und Kind du brennen? Ketzer ist, wer Ketzer schont,
Und du weißt, wie Alba strafet, und du weißt, wie Alba lohnt!"

Also seinem Häscherhandwerk fluchend wohl zum erstenmal,
Treibt er vor sich her sein Opfer, selbst ein Opfer eigner Qual,
O wie gerne ging' er lieber selbst verspottet, selbst gekettet,
Statt zum Tode den zu schleppen, der das Leben ihm gerettet.

Jetzo stehn sie vorm Gerichte, wenn zu nennen ein Gericht,
Wo dem ungehörten Lamme Fuchs und Wolf das Urteil spricht.
‚Wiedertäufer‘ ist die Klage, ‚Tod durchs Feuer‘ ist der Spruch,
Klingend Gold der Dank des Hasses, und des Hasses Frucht der Fluch.

Sieh! sein Flammenzeichen lodert aus den Scheitern schon hervor,
Schreit mit tausend roten Zungen schon zu Gott um Rach' empor;
Aber ruhig, in den hellen Purpurmantel eingeschlagen,
Steht der Dulder, wie Elias, der Prophet, im Feuerwagen. —

Ja der war ein Wiedertäufer, seine Kläger hatten recht,
Zweimal war der Mann getaufet, und zu beiden Malen echt:
Einmal als ein Christ mit Wasser in des eis'gen Stromes Fluten,
Dann als Märtyrer mit Feuer in des Scheiterhaufens Gluten.

Meine Taufen.

Zuerst hat mich die Kirche
Zum Christen eingeweiht;
Was fremder Mund für mich gelobt
Ich hab' es selbst danach erprobt:
Es ist ein schöner Glauben,
Den soll mir niemand rauben
In Zeit und Ewigkeit!

Fürs zweite hat die Liebe
Zum Dichter mich getauft;
Was ich gewünscht, geahnt, gemeint,
Was ich gejubelt und geweint,
Mocht' ich gleich viel mich grämen,
Ich ließ es mir nicht nehmen:
Mein ist's, ich hab's erkauft!

Zum dritten gab das Unglück
Die Taufe mir als Mann;
Was mancher nur vom Hören kennt,
Es war mein jahrlang Element,
Was dulden heißt, ich weiß es,
Was kämpfen heißt, ich preis' es,
Und kann, was einer kann.

Es haben die drei Taufen
Mich wunderbar gestählt;

Getrost der vierten harr' ich nun
Als eines Prüfsteins für mein Tun;
Wenn einst mein Sand verlaufen,
So mag der Tod mich taufen
Für eine bessre Welt!

Vierte Lese.

Nicht gegängelt will ich werden,
Nicht gekost und nicht geherzt;
Aber Fehde biet' ich jedem,
Der mir mein Gefühl verschwärzt!

I.

Die beiden Spieler.

„Laß ab, laß ab von deinem Treiben,
Es führt zu keinem guten Ziel!" —
„„Umsonst, es läßt mich nimmer bleiben:
Ein list'ger Teufel ist das Spiel!
Nur wer das Höchste weiß zu wagen,
Hat Anspruch auf den höchsten Preis.
Fort! fort! das Glück muß ich erjagen,
Und gält' es meinen letzten Schweiß!""

Der Spieler ruft's, und eilt von hinnen
Mit seiner Habe kargem Rest;
Da gilt nun weiter kein Besinnen,
Bei allen Haaren hält's ihn fest.
Mag sich sein Weib daheim zergrämen,
Weh' über seine Kinder schrein,
Wenn ihn des Würfels Zauber lähmen,
So kann ihn keine Macht befrein.

Zum Spieltisch eilt er heut' auch wieder,
Wirft seine Würfel hastig drauf,
Und setzt sich ungeduldig nieder; —
Da fällt ein fremder Gast ihm auf,
Im Mantel, schwarz von Bart und Locken,
Mit dunkler Kappe sitzt er da;
Spiellustig halb und halb erschrocken
Rückt ihm der Würfler forschend nah.

„Beliebt's?“ so murmelt nun der Fremde,
Und zieht ein Würfelpaar hervor. —
„„Ei nun! und ging' es auch ums Hemde!
Wo ist ein Mensch, der nie verlor?
Kommt an! Ihr seid wohl noch ein Jünger,
Ein Neuling?! Nun, das lernt sich bald;
Durchs Fehlen bilden sich die Finger,
Drum frisch! Und wer verliert, bezahlt!““

Nur wenig galt's beim ersten Male,
Doch mit dem Spiele wächst der Preis. —
„„Ei seht! Was treibt Ihr denn? Ich zahle
Ja viermal schon! Ihr macht mich heiß!
Wohlan! es soll was Rechtes gelten:
Das Glück ist nur dem Kühnen hold!““
Er ruft's, wirft, fehlt und zahlt mit Schelten
Dem Gaste schier sein halbes Gold.

Da flammt er auf: „„Mit Euren Händen
Ist Gott, wenn's nicht ein ärgrer ist!
Da hilft kein Drehen und kein Wenden,
Da frommt nicht Übung und nicht List!
Nur werfen heißt bei Euch gewinnen,
Doch nicht zu End' ist noch der Kauf;
Werft! Euer Glück muß jetzt zerrinnen,
Mein letztes Gold hier setz' ich drauf!““

Sie werfen; mit des Gastes Händen
Ist wieder Gott, das Gold ist sein. —
„Und wollt Ihr,“ spricht er, „noch nicht enden?“
Der wilde Würfler donnert: „„Nein!
Begehrt! noch hab' ich was zu wagen:
Ich hab' daheim noch Kind und Weib,
Ich hab', um es daran zu schlagen,
Noch meine Seele, meinen Leib!

Ich — enden, meint Ihr? Enden? — Nimmer!
Jetzt ist es erst ein lustig Spiel!
Was Flitterwerk und Goldgeflimmer,
Begehrt! Jetzt gelt' es einmal viel!““ —
Dem Gaste scheint es fast zu grauen,
Doch endlich faßt er sich ein Herz,
Und spricht mit mutigem Vertrauen:
„Wohlan! Nun gelt' es mehr, als Scherz!

Nicht Kind, nicht Weib ist's, was ich wähle, —
Nur Nullen sind sie ohne Mann;
Doch wenn ich mehr als Ihr nun zähle,
So sprech' ich Euch, Euch selber an.
Ihr sollt mir dann verfallen bleiben,
Mit Leib und Seele mir allein,
Mir müßt Ihr beides, mir verschreiben,
Wollt Ihr, so schwört und schlaget ein!"

„„Es gilt! Ich schwör's, — mit Leib und Seele,
Gewinnt Ihr, will ich Euer sein!
Wenn aber ich mehr Augen zähle,
Seid Ihr mit Leib und Seele mein!""
Der Spieler wirft mit bangem Zagen, —
Sein Wurf gelingt, — nun siegt wohl er;
Da wirft der Gast mit kühnem Wagen,
Und siegestrunken zählt er — mehr.

Der Spieler sieht's und stürzt leibeigen,
Als Sklave, nieder vor dem Gast;
Der aber steht mit ernstem Schweigen,
Und gönnt dem Opfer kurze Rast.
Dann spricht er: „Auf, Verlorner, komme,
Erkenne deinen neuen Herrn!
Laß mich nur hoffen, daß es fromme,
Dann lös' ich deine Fesseln gern!

Blick her!" — Jetzt wirft er Mantel, Locken,
Bart, Kappe weg mit Ungestüm;
Aufblickt der Würfler, süß erschrocken, —
Ah! Seine Gattin steht vor ihm!
Sie hat sich diese List ersonnen,
Und Gott hat ihre Hand gelenkt;
Sie hat im Spiele den gewonnen,
Den ihre Lieb' ihr nicht geschenkt.

„Mein," ruft sie, „mein mit Leib und Seele,
Mit Leib und Seele bist du mein!
Es ist dein Schwur, worauf ich zähle,
O laß ihn keinen Meineid sein!" —
Der Spieler weint; in ihren Armen
Verbirgt er seiner Reue Schmerz,
Und durch ihr göttliches Erbarmen
Heilt sie und heiligt sich sein Herz!

Posthornklang.

Hört' ich sonst ein Posthorn klingen,
Als ich noch zu Hause war,
Ach! wie drängt' es mich von hinnen,
Weit von hinnen immerdar;

In die Ferne, nach der Fremde
Dorthin, wo mich niemand kennt,
Wo man ohne Vorurteile
Meinen neuen Namen nennt;

Wo ich alle meine Blüten
Frisch vom Keime kann erziehn,
Wo mich keine Feinde suchen,
Wo mich keine Freunde fliehn! —

Hör' ich jetzt ein Posthorn klingen,
Seit ich in der Fremde bin,
Ach wie drängt es mich so mächtig
Nach der Heimat wieder hin:

Nach der Heimat, in die Gegend,
Wo mein Aug' — ach! — alles kennt,
Wo so mancher Freund wohl stündlich
Sehnend meinen Namen nennt!

Wo gedrängt um jedes Plätzchen
Bilder meiner Kindheit stehn,
Wo die Lüfte, wenn gleich rauher,
Doch vertrauter mich umwehn!

Darum klinge, Posthorn, klinge,
Wiege meine Sehnsucht ein:
Ruh' ist nicht daheim, nicht draußen,
Ach, wo mag die Ruhe sein?!

II.

Singrün.

Als wär' das Morgenrot zu früh erwacht,
Durchzuckt ein Purpurschein die Mitternacht,
Und rollt sich langsam auf am Horizont
Und schwillt und überflutet Stern' und Mond,
Daß sie, wie schreckensblaß, mit scheuem Blick
Sich tiefer in den Äther ziehn zurück.

Schon ist des weiten Himmels ganzes Zelt
Von schauerlichem Nordlichtglanz erhellt.
Wohl ist's ein Nordlicht, doch ein solches nicht,
Wie's mild herein vom fernen Pole bricht,
Und dort, wo spät die Sonne wiederkehrt,
Dem Menschen tröstend seine Nacht verklärt;
Ein Nordlicht ist's, ein Brandsignal aus Norden,
Die Feuersäule, die den Tatarhorden
Voranzieht als ein blutig Meteor,
Das weithin warnend predigt: ‚Seht euch vor!‘
Der Drohbrief ist's, ans Firmament geheftet,
Der selbst des kühnsten Zweiflers Wahn entkräftet,
Die Blutfahn', ausgesteckt auf allen Höhn,
Damit die Mut'gen fest zusammenstehn,
Damit die Schwächern sich besinnen können,
Damit es klar werd' auch dem Weib und Kind:
‚Und wenn sie feind auch jeder Freiheit sind,
Des Todes Freiheit müssen sie uns gönnen!‘ —

Lebendig wird's von allen Seiten schon,
Von allen Türmen ruft's mit Glockenton,
Aus Stadt und Dorf und Hof und Hütt' und Haus,
Wallfahrern ähnlich, wandern sie hinaus,
Mitschleppend jeder, was er konnt' erraffen;
Die Männer trotzig, in der Hand die Waffen,
Die Weiber, von den Kindern fest umklammert,
Und Greise — jung, und Sieche — stark genug;
Und keiner denkt zu rasten, keiner jammert,
Ein langer, grabesstummer Geisterzug.
Wie wenn sich jenseits überm Ozeane
Ein mächt'ger Urwald plötzlich hat entzündet,
Des flüchtigen Getieres Karawane
Dem Brand voraus sich durch die Steppe windet,
Und Löw' und Antilop' und Schlang' und Tiger
Einträchtig fliehn vor ihrem größren Sieger;
So zieht dort, jeder Leidenschaft vergessend,
Des Brands allmählich Nähern nur bemessend,
In heil'ger Todeseintracht eine Schar,
Den Wildbach aufwärts, hin zum steilen Jar.
Da gähnt auf halber Höh' ein finstrer Spalt,
Bei jähem Sturm der Hirten Aufenthalt,
Ein zwerghaft Tor zu einem Riesenhaus:
Denn mächtig weitet sich die Kluft von innen,

Und dehnt bis an des Felses höchste Zinnen
Ein Labyrinth von hundert Grotten aus.
Inmitten aber wölbt sich kühn im Bogen
Ein hoher Dom aus Tuff und Stalaktit, —
Soweit, daß sich die Schar, die eingezogen,
Beim Fackelschein mit Müh' nur übersieht.
Und an den säulenreichen Tropfsteinwänden,
Wie für die flücht'gen Gäste zum Empfang,
Stehn, ausgehaun von milder Gnomen Händen,
Ruhbetten, Stühl' und Tisch' und Bänk' entlang,
Als hätten kaum die frühern Berginsassen
Bedürftigern ihr Eigen überlassen.

Und als die Schar sich nun versammelt fand,
Hob alles gegen Himmel Aug' und Hand,
Und majestätisch brauste durch den Dom
Der feierlichsten Andacht heil'ger Strom.

Drauf ward's lebendig in den kühlen Räumen,
Bald lodern helle Feuer durchs Gestein,
Pokale sieht man kreisen, Kessel schäumen,
Ein neuer Haushalt richtet schnell sich ein,
Und bunte Gruppen lagern an den Herden
Um sich zu stärken von und zu Beschwerden.

Allein abseit im Dunkel steht ein Paar,
So Speis' als Trank vergessend, still versunken,
Ein zartes Täubchen und ein kräft'ger Aar,
So todesnüchtern und so sehnsuchttrunken.

„Mein Hrycko," lispelt sie, „mein Bräutigam,
Wer hat's verschuldet, daß es also kam?
Warum hat uns die Erde schon verschlungen,
Eh' uns der Priester noch den Psalm gesungen,
Eh' er noch Singrün mir ins Haar gewunden,
Eh' er die Händ' uns segnend noch verbunden?
Mein Hrycko, ach! mir ist ums Herz so wehe,
Und schwarz ist alles, was ich vor mir sehe;
Wir sind begraben, Hrycko, sind begraben,
Und unser Brautbett wird der Sarg von Stein,
Und unsre Hochzeitbitter werden Raben,
Und Mordgeschrei wird unser Brautlied sein!"

Und aus des Haares schöngewundnen Flechten
Reißt sie das rote Band sich mit der Rechten,
Und in die Linke preßt sie ihr Gesicht.

Und Hrycko küßt sie auf die Stirn und spricht:
„Laß ab vom Weinen, Hanka, meine Braut,
Du bist im Herzen längst mir angetraut;
Denn deine Lippen haben mir gebeichtet,
Und deine Augen haben mir geleuchtet,
Und deine Flechten mir zum Ring gedient,
Und dein Geständnis war mein Psalm, o Kind.
Und morgen, Hanka, morgen, eh' es tagt,
Wenn sich das junge Volk ins Freie wagt,
Um Nahrung für die älteren zu holen,
Zieh' ich mit fort, und schleiche mich verstohlen
Zum frommen Vater hin im grünen Wald,
Ich weiß um seinen stillen Aufenthalt.
‚Cyrillus', will ich rufen, ‚Vater, kommt,
Es ist die Zeit, wo Priestersegen frommt;
Einsegnen müßt zum Tod ihr eine Schar,
Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar!' —
Und bringen werd' ich ihn dir, Hanka, bringen,
Und seinen Psalm wird uns Cyrillus singen,
Und wird dir Singrün in die Flechten winden,
Und wird die Hände segnend uns verbinden,
Und morgen, Hanka, wirst mein Weib du sein,
Und Brautbett wird, nicht Sarg, uns sein der Stein.

Und wie er es versprochen, also tat er;
Und schon vorm Tage kam der fromme Vater,
Daß er zum Tod einsegne dort die Schar,
Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar.

Doch als die Braut schon kniete vor dem Greise,
Da schrak sie plötzlich auf, da rief sie leise:
„Mit welchem Kränzlein schmückt Ihr mir das Haar?
Wo ist das Singrün, unser Schmuck der Ehren,
Der Schmuck, des keine Jungfrau möcht entbehren,
Den sie als Braut zum erstenmal empfängt,
Den sie zu Häupten ihres Bettes hängt,
Den sie bewahrt als heilig Amulett,
Den sie begrüßt in jeglichem Gebet,
Den sie nur dann erst, wenn sie ausgerungen,
Zum zweiten Male trägt ins Haar geschlungen?
Nicht ohne Singrün, frommer Vater, nein,
Kein rechtes Bräutchen, schien ich mir zu sein!
Ein Zeichen ist's, worauf der Himmel schaut,

Und meine Mutter trug es auch als Braut,
Und als sie starb, ward sie damit begraben,
Und so, wie sie, will ich als Braut es haben,
Und will damit begraben sein gleich ihr!
O Vater, laßt mich fort, — ich hol' es mir!" —

Sie springt empor, und niemand will ihr's wehren,
Der Väter heiligen Gebrauch zu ehren.
Nur Hrycko fleht, vergeblich ist sein Wort,
Und wie ein Wiesel hurtig schlüpft sie fort.
Den steilen Abhang klimmt sie rasch hinunter,
Wo in der Tief' ein Bächlein, hell und munter,
Durch Busch und Dorn mutwillig Bahn sich bricht:
Dir, muntres Bächlein, bangt vorm Tatar nicht!

Ha sieh! da wuchert üppig, was sie sucht;
Ein Büschlein rauft sie aus mit flinkem Finger,
Dann klettert sie den Steig zum Felsenzwinger
Mit Gemsenhast zurück in scheuer Flucht,
Die Blicke rings hinsendend, um zu spähen,
Ob nicht vielleicht ein Lauscher sie gesehen.
Da ist's, als raschelt' es im Waldgesträuch, —
Sie folgt dem Laut mit ihrem Aug', erschrocken,
Und steht mit eins entgeistert, marmorbleich,
Ihr Fuß erstarrt, und ihre Pulse stocken.
Ein hagrer Tatar schreitet durch die Rüstern
Gradüber an des Bachs jenseit'gem Rand;
Schon streifte sie sein Auge, wild und lüstern,
Gebietrisch winkt er mit der einen Hand,
Indes die andre hält den straffen Bogen
Mit gift'gem Pfeile drohend angezogen.
Da rafft sie sich empor, mit dumpfem Schrei,
Und sausend schwirrt der Pfeil an ihr vorbei.
Sie klimmt, sie keucht, sie sinkt zur Erde nieder,
Sie rafft sich wieder auf und klettert wieder,
Indes der grause Schütze, wutentbrannt,
Vergebens prüft den steilen Uferrand,
So manchen Pfeilgruß noch hinübersendet,
Und tückisch lauernd dann waldein sich wendet.

Emporgekrochen bis zum Felsenspalt
Macht Hanka nochmal an der Schwelle Halt,
Blickt nochmal rings umher mit Angstgebärde
Schlüpft rasch hinein und sinkt erschöpft zur Erde.
Das Singrün aber hält sie krampfhaft fest,

Es ist der Preis, den sterbend nur sie läßt.
Entsetzt umgibt die Schar das bleiche Kind,
Dem Todesschweiß von kalter Stirne rinnt,
Und müht vergebens sich, die Schreckenskunde
Ihr abzulösen vom geschlossnen Munde. —

Der hagre Tatar aber war nicht träg;
In Stundenfrist erscheint er jenseits wieder,
Und läßt behutsam bis zum Bach sich nieder,
Und klettert leis' empor den Felsensteg.
Er traf die Fährt', ein wildes Grinsen zuckt
Um seine wulst'gen Lippen, sachte duckt
Er sich ins Dorngestrüppe, legt sein Ohr
Ans rissige Gestein, und horcht und lauscht.
Ha! aus des Berges hohlen Rippen rauscht
Ein dumpfes Klingen wie Gestöhn empor.
Auf springt er, wie der Fuchs, und schwingt sich schnell
Die nächste Höh' hinan; — ein Pfiff ins Weite,
Und aus dem Walde bricht die wilde Meute,
Und klimmt ihm nach durch Dickicht und Geröll.
Bald ist das kleine Pförtlein ausgewittert,
Durch das ein dumpfverworrenes Gebraus
Den gierig Lauschenden entgegenzittert,
Für sie ein hochwillkommner Ohrenschmaus.
Und dürre Reiser schleppen sie zusammen,
Und stopfen sie in Spalt und Ritze schnell,
Und stecken sie mit Wolfsgeheul in Flammen.
Hei! wie das knistert, wie das loht so hell,
Hei! welche Lust für diese feigen Horden,
Ohn' einen Pfeilschuß Hunderte zu morden!

Indessen ist im tiefen Felsenschacht
Die schöne Braut vom Todesschlaf erwacht.
Ihr wirres Aug' durchläuft den stummen Kreis,
Fällt wie entsetzt dann auf den blut'gen Preis,
Das dunkle Singrün, das des Priesters Hand
Für sie bereits zum Ehrenkranze wand,
Und bleibt dann ruhn auf Hryckos Angesicht,
Aus dessen Mienen düstre Ahnung spricht.

Da plötzlich streift ein Luftzug durch die Halle
So schwülig wie des Tauwinds Hauch im Mai, —
Jetzt Brandgeruch, — betroffen stehen alle,
Und in gepreßter Kehl' erstirbt der Schrei.

Jetzt ringelt sich's, wie hundert blaue Schlangen,
Aus Ritz' und Spalte züngelnd rings hervor,
Und schleicht am Boden hin, und kriecht in langen,
Schwerfäll'gen Windungen zur Deck' empor.
Weh' das ist Rauch — ist glüher Flammenodem!
Er drückt, ein unsichtbarer Alp, die Brust,
Die weite Höhl' erfüllt schon dichter Brodem.

Noch sind sie nicht des Gräßlichsten bewußt.
Hat über ihnen sich der Wald entzündet,
Daß Rauch und Dampf sich durch die Fugen windet?
Ist's ihrer Hütten Lohe, die von fern
Mit Opferrauch noch grüßen ihren Herrn?
Ja — oder? — Nein, sie wagen's nicht zu denken!
Nur Hanka denkt's und steht vernichtet da,
Indes sich tiefer stets die Nebel senken,
Und kaum zu sehen, was sich klafternah.

Erst jetzt durchzuckt die schreckensstarre Gruppe
Des Todbewußtseins ungestümer Drang.
Die einen werfen sich zur Erde bang,
Die andern klettern schreiend bis zur Kuppe;
Dort wälzt ein Klumpen sich zum Felsenschlunde,
Und stürzt dem Feind entgegen, den er flieht,
Dort saugt ein Lechzender mit trocknem Munde
Sich gierig fest am feuchten Stalaktit.
Zum Knäuel schlingen sie sich wirr zusammen,
Und wünschen ihren Augen — Tränenflut,
Eis — ihren Adern, atmen nichts als Glut,
Sehn nichts als Rauch, und spüren nichts als Flammen.
Hier kauert eine Mutter, Stein auf Stein,
Und grinst dem Tode blöd ins Angesicht
Der ihres Säuglings Herz in Qualen bricht;
Dort rennt ein Jüngling wild die Stirn sich ein,
Sein letzt Gebet mit einem Fluch erstickend;
Dort wankt ein Greis, ins Kleid das Antlitz drückend,
Um sterbend Argres nicht als Tod zu schaun.
Schon hat der Wahnwitz abgelöst das Graun,
Ein zwecklos Ringen ist's, ein trunknes Schwanken,
Ein Durcheinandertaumeln der Gedanken. —

Nur zwei noch leben aus der ganzen Schar,
Der Hauch der Lieb' erhielt so lang' dies Paar.
Verschlungen, todeseinig, Brust an Brust,
So stehn sie da voll grausenhafter Lust.

„Mein Hrycko!“ — „Meine Hanka!“ schallt es laut,
Dann leise: „Braut“ und leiser: „Bräutigam“,
Und mit der Hand, beinah schon todeslahm,
Schlingt ins Gelock er ihr das heil'ge Kraut,
Den Kranz aus Singrün, den verhängnisvollen,
Den sie als Braut und Leich hat tragen wollen.
Jetzt trägt sie ihn als — Braut, — o schmerzlich Glück!
Darauf ein langer Kuß, ein längrer Blick; —
Jetzt trägt sie ihn — als Leiche! — Beide sinken,
Das Haus ist still, die Hochzeitfackeln blinken.

Und war das Singrün wert wohl solchen Preis?
Ich weiß es nicht, doch eins ist, was ich weiß:
„Es hängt das Volk an seiner Väter Glauben,
Den fromme Lieb' als Erb' ihm übergab;
Ihr könnet alles, Gut und Blut, ihm rauben,
Dies Singrün aber nimmt es mit ins Grab!“

Vorbei!

Wie schnob der Sturm, wie scholl der Donner,
Wie zischten wild des Blitzes Brander
Aus Wolken schwer und blau wie Blei; —
Nun lacht die Sonne freundlich wieder
Vom wolkenlosen Himmel nieder,
Und alles — alles ist vorbei!

Wie wusch, vom Regen angeschwollen,
Der Bach zerstörend von den Feldern
Des Landmanns Hoffnung weg wie Spreu; —
Nun fließt er klar und schmal und leise
Die Flur entlang nach alter Weise,
Und alles — alles ist vorbei!

Wie tobt die Schlacht, wie klirrt das Eisen,
Wie rollt Kanonendonner schrecklich
In Wutgeheul und Wehgeschrei; —
Bald hört man dort Zikadenschwirren,
Und Schnittersang und Sichelklirren,
Und alles — alles ist vorbei!

Wie tobt' in diesem kleinen Herzen
Vor kurzer Frist der Kampf der Liebe,
Der Jugend kühnste Schwärmerei;

Und nun das kleine Herz so stille,
So scheu der Wunsch, so zahm der Wille,
Und alles — alles ist vorbei!

„Wie trag' ich dieses Lebens Qualen,
Dies Suchen, Finden und Verlieren,
Des ew'gen Wechsels Einerlei?" —
Getrost, eh' ich und du es denken,
Wird sich ein Schlummer auf uns senken,
Und alles — alles ist vorbei!

III.

Das gerettete Kind.

Die Mutter sitzt an der Wiege des Kinds
Und singt es und schaukelt es ein:
„Ach ja — seine teueren Züge, die sind's,
Es könnt' ihm nicht ähnlicher sein!

Und auch von mir hat es viel, von mir!
Du lieber, herziger Schatz!
Und litt ich auch noch so viel mit dir,
Du gibst mir für alles Ersatz.

O möge dein Engel dich schützen, Kind!
Du ahnst nicht, was du mir bist:
Nicht alle Schätze der Erde sind
Mir das, was dein Lächeln mir ist.

Du bist mein Leben, du bist mein Glück,
Mein Trost, meine Seligkeit;
Nach deinem Lallen, nach deinem Blick
Bemess' ich so Freude, wie Leid.

Wenn je — der Tod! — mit Schaudern spricht
Das schreckliche Wort mein Mund:
Nicht denken kann ich es, fassen nicht,
Es wär' meine letzte Stund'!" — —

So sinnet die Mutter und singt und wiegt,
Und sieht nicht den finsteren Geist,
Der schon durch die Kammer gespenstisch fliegt,
Und lüstern die Wieg' umkreist.

Es ist der Geist, den sie schaudernd genannt;
Es ist schon der neidische Tod,
Er streift schon dem Kindlein mit eisiger Hand
Vom Antlitz das blühende Rot.

Er impft ihm schon sein schleichendes Gift
Gar heimlich ins pochende Herz;
Er schreibt auf die Stirn ihm schon seine Schrift:
Den leise zuckenden Schmerz. —

Ach Mutter, laß ab vom eitlen Wahn!
Du meinst noch, es schlummere gut;
O sieh doch hin, o fühl es doch an,
Schon trägt es den Tod ja im Blut.

Und wenn es aus seinem Schlaf erwacht,
So ist es auf kurze Frist,
Denn bald, bald schläft es die lange Nacht,
Aus der kein Erwachen mehr ist.

Wie jammert die Mutter mit starrem Blick! —
Ihr Kind, das ihr alles war,
Ihr Trost, ihre Freud', ihr Leben, ihr Glück,
Es liegt auf der Totenbahr'.

Es liegt mit eingefallnem Gesicht,
In weißen Händchen ein Kreuz,
Und rührt sich nicht und regt sich nicht,
Ein Engel voll heiligem Reiz.

Die Mutter küßt es viel tausendmal,
Und küßt es doch nimmer warm,
Und wiegt es vergebens mit banger Qual
Auf schaukelndem, kosendem Arm;

Und weint ihm vergebens das Liedchen ins Ohr,
Bei dem es sonst immer entschlief; —
O Mutter, wozu denn singst du's ihm vor?
Es schläft ohnehin ja so tief!

Wegreißen muß man mit ernster Gewalt
Das arme, verzweifelte Weib;
Zusammengeknickt, gefühllos und kalt,
Auf hartem Estrich ihr Leib.

Sie denkt an den fernen Gatten nicht,
Der nichts von dem Schrecklichen ahnt,
Und arglos, während das Herz ihr bricht,
Hinwandert durch fremdes Land.

Sie denkt nicht an Luft, nicht an Sonnenschein,
An nichts, was wird und was war,
Sie denkt an ihr Kind, ihr Kind allein,
Das liegt auf der Totenbahr'. — —

Da plötzlich dröhnt vom Turm herab
Unheimlicher Glockenhall.
Aufschreit sie, — ruft er ihr Kind schon zu Grab?
Nein, — nein, — das ist anderer Schall.

Das ist der Feuerglocke Klang, —
Schon leuchtet es rot herein,
Schon wogt es und braust es die Straßen entlang,
Umflackert vom Flammenschein.

In dichten Wirbeln qualmt der Rauch,
Durch Fenster und Tor mit Macht;
Da rafft die Mutter empor sich auch,
Aus dumpfem Brüten erwacht.

Und „Rette, rette!" so herrscht es sie an,
Da stürzt sie hinaus voll Hast,
Und klettert die glimmende Trepp' hinan,
Von blindem Eifer erfaßt.

„Halt!" ruft es ihr nach, — sie aber fort,
Und fort mit fliegendem Haar: —
In jener brennenden Kammer dort
Liegt ja ihr Kind auf der Bahr'.

Sie wankt hinein, sie faßt es geschwind,
Für alles andere blind;
Sie denkt nicht: es ist mein totes Kind,
Sie fühlt nur: es ist mein Kind!

Schon ist ihr Haus dem Sturze nah,
Es macht ihr geringen Harm:
Gerettet hat sie ihr Teuerstes ja,
Sie hat ja ihr Kind im Arm.

Und kehret der Vater, dem sie es gab,
Zurück einst, düstrer gesinnt,
So kann sie ihn führen doch an ein Grab,
Und sagen: „Da liegt unser Kind!“

Auf der Heimkehr.

Ach wär' es nur schon morgen,
Ach wär's nur nimmer heut'!
Dann schwiegen alle Sorgen,
Dann wär' ich hocherfreut:
Denn morgen kommt die Stunde,
Erwartet sehnsuchtsvoll,
Wo mich ein Gruß vom Munde
Der Liebe laben soll!

Ach wär' es nur schon morgen!
Wie währt der Tag so lang,
Wenn in der Brust verborgen
Uns treibt der Sehnsucht Drang!
Wie ewig sind die Meilen,
Kein Weg, der enden will,
So sehr die Räder eilen,
Mir ist, sie stünden still.

Ich grüße Berg' und Bäche,
Ich grüße Feld und Haus;
Doch ach, wie dehnt die Fläche
So grenzenlos sich aus!
Schon wird der Himmel trüber,
Schon bleicht der Sonne Licht,
Viel Schlösser flohn vorüber,
Das rechte kam noch nicht.

Und wieder glühn die Sterne,
Und wieder sinkt die Nacht,
Die letzte Nacht, so ferne
Vom Liebchen zugebracht;
Die letzte Nacht voll Sorgen,
Die letzte — dann, ach! dann —
O wär' es nur schon morgen,
O Tag, o Tag, brich an!

Ihr Winde leiht mir Flügel,
Ihr Wellen spannt euch vor,
Tragt über Tal und Hügel
Mich bald zu ihrem Tor!
Müßt' ich sie auch erst wecken
Aus holder Träume Lust,
Wie würd' ihr süß Erschrecken
Belohnt an meiner Brust! —

So will ich denn im Traume
Mich noch begnügen gern,
Bis fern am Bergessaume
Verglimmt der Morgenstern.
Doch dann hinweg, ihr Sorgen,
Und Lieb' und Lust erneut! —
Ach wär' es nur schon morgen,
Ach wär's nur nimmer heut'!

IV.

Ein Traum des alten Fritz.

(15. August 1769.)

Siebzehnhundertneunundsechzig war's in schwüler Sommernacht,
Wo der alte Fritz in Breslau stöhnend aus dem Traum erwacht;
Eilends rief er seinem Pagen: „Nehm er Feder und Papier,
Schreib er auf, was ich erzähle; Sonderbares träumte mir:

Nacht war's, — auf dem Feld des Himmels standen, furchtbar anzusehn,
Sich Gewitterwolken drohend gegenüber wie Armeen,
Blitze zuckten hin und wieder, einzelnen Signalen gleich,
Plötzlich in das tiefe Schweigen schlug ein mächt'ger Donnerstreich.

Da zerstob das Heer der Wolken, und der Himmel glänzte rein,
Wie auf ein Kommando rückten alle Sternenfronten ein:
Einer flammt' an ihrer Spitze, rot und feurig wie der Blitz,
Und in seinem Kerne deutlich stand zu lesen: ‚Stern des Fritz'.

Stern des Fritz! — so schreib' er; — leuchtend, wie der Stern so vor mir stand,
Und den hellen Schimmer reichlich ausgoß übers Preußenland,
Da mit ungestümem Pochen mußt' ich es mir selbst gestehn:
Einen Stern, der den verdunkelt, mag die Welt so bald nicht sehn. —

Sieh! — da stieg es fern im Süden purpurn auf wie frisches Blut,
Rötete zuerst den Westen, zog sich dann wie Meeresflut
Gegen Norden, gegen Osten, über alles Volk und Land,
Daß es war, als ob der Himmel aufging' in Zerstörungsbrand.

Sieh! — und aus dem Purpur plötzlich springt ein flammender Komet,
Dessen Rute von dem Aufgang bis zum Niedergange geht;
Alle Stern' erbleichen zitternd, selbst mein Stern, der Stern des Fritz,
Geht in seinem Blutmeer unter und verblaßt von seinem Blitz.

Endlich fern im Norden zuckt es rot herein, doch anders rot,
Ausgeglüht hat schnell der Purpur, der Komet hat ausgedroht,
Und ein Regenbogen gürtet um die Welt sein schillernd Joch,
Und mein Stern auch schimmert wieder, ferner zwar, doch heller noch."

Also sprach der alte Fritze, also schrieb der Pag' es auf;
Lange blieb das Blatt vergessen, und doch stand viel Wahres drauf;
Siebzehnhundertneunundsechzig in der schwülen Sommernacht,
Wo der Fritz im Norden träumte, war im Süd ein Stern erwacht;

Ein Komet, ein blutigroter, der die Welt mit Brand erfüllt,
Ein Komet, der auch des Fritzen großen Stern für lang' verhüllt,
Ein Komet, der seine Rute schwang ob manchem Volk und Thron,
Bis er unterging im Norden, der Komet: ‚Napoleon'!

Löwentraum.

In seinem Käfig lag ein mächt'ger Leu
Mit einem muntern Hündchen eingesperrt;
Er wußte, daß sein kleiner Gast ihm treu,
Und daß es Scherz nur, wenn er neckt und zerrt.

Sogar zu schmeicheln schien ihm solch Vertraun,
Solch kühn Ergeben in die Übermacht,
Und spaßhaft rührend war es anzuschaun,
Wie zahm der Riese nahm den Zwerg in acht.

Man sah's dem guten Vater Löwen an,
Daß ihm das Kindlein Hund vom Herzen lieb:
Er hatte seine kind'sche Freude dran,
Und trug gelassen, was er tat und trieb.

Doch einmal schlief der gute Vater Leu,
Und neben ihm lag still das Kindlein Hund,
Und Träume, wie sie Löwen just nicht neu,
Umzuckten ihn und reizten seinen Schlund.

Er träumte sich hinaus ins Meer von Sand,
Auf seiner wilden Kräfte wüstes Feld;
In seinen Mähnen glühte Sonnenbrand,
Sein Rachen war von Blutbegier geschwellt.

Und wild aufbrüllend, daß der Kfiäg bebt,
Haut er die Pranke plötzlich in den Hund,
Und reißt ihn, eh' er noch die Stimm' erhebt,
In kleine Stücke mit gefräß'gem Schlund.

Dann wacht er auf und sieht was er getan,
Und sein Gebrüll wird ein gewaltig Ach!
Und hätt' er Tränen, weinend säh' er's an,
Was er im Traum am armen Freund verbrach.

Und traurig murrend liegt er manchen Tag
Und wälzt sich unmutsvoll, als säh' er's ein,
Daß es auch Augenblicke geben mag,
Wo's einen Löwen reut, ein Löw' zu sein!

V.

Das Venezianer-Glas.

1.

Venedig, die herrliche Dogenstadt,
Macht wohl kein Aug' ihres Anblicks satt.
Da ist von Gondeln ein buntes Gewirr,
Der Pilger wird an dem Leben irr:
Er glaubt, es dräng' in ewigem Schwall
Sich ein endlos brausender Maskenball.
Der ernste Doge, der düstere Rat,
Die schleichenden Mäntel auf heimlichem Pfad,
Die stolzen Paläste, der Waren Pracht,
Manch Auge, das hinter dem Schleier lacht,
Das alles fesselt mit seltner Gewalt
Und läßt wohl nur zweifelnde Liebe kalt.

Wohl ist es auch zweifelnde Lieb' allein,
Die, zehrend mit nie beschreiblicher Pein,
An eines Ritters Herzen nagt,
Der hier umsonst nach Ruhe jagt.
Er ist daheim in Deutschlands Gaun,
Hat dort die lieblichste der Fraun,
Doch ob sie wohl auch die liebendste sei,
Das eben drückt ihm die Brust wie Blei.
Der Zweifel trieb ihn fort vom Haus,
Ins Leben hinein, in die Welt hinaus;
Durch Trennung will er sie prüfen scharf,
Ob ihren Küssen er trauen darf.
Er baut auf des Herzens Wahrheit fest,
Auf Unschuld, die sich nicht heucheln läßt;
Er baut auf der Freude Tränenerguß,
Auf des Wiedersehens gemütlichen Gruß.
Denn lügen läßt sich der willige Schmerz,
Leicht mag man zur Klage beschwatzen das Herz;
Doch der freudig begrüßenden Stimme Klang,
Die Träne der Lust, den begeisternden Drang,
Die zitternden Arme, den funkelnden Blick,
Das göttliche, in sich verstummende Glück,
Das läßt der Himmel sich nicht entweihn,
Sonst büßt er sein köstliches Vorrecht ein.

So träumte sich jener Ritter es oft,
Das ist es, was er zu finden hofft,

Wenn endlich die ewige Jahresfrist,
Die Zeit der Prüfung, verronnen ist.

Und doch hinwider manche Nacht,
Wenn er aus fiebrischen Träumen erwacht,
Da birst, wie verwischt von Geisterhand,
Vor seinen Augen des Zimmers Wand;
Sein Schloß, sein heimisches, steht vor ihm da,
Sein Weib erblickt er, so klar, so nah,
Und vor ihr — Gott! — kniet schwörend ein Wicht,
Aus dessen Hohlaug' Argheit spricht;
Kniet, — kniet ach! nicht vergebens, — sie winkt,
Sie lächelt, sie kämpft zum Scheine, sie sinkt! —

Da graut der Tag, der den Traum zerstäubt, —
Sein Höllenargwohn aber bleibt.

2.

Und wieder geht er mit düsterem Sinn
Einst über den Platz San Marcos hin.
Da drängt sich um einen Mäkler ein Kreis,
Als gäb' er das Beste für schlechten Preis.
Auf hölzernen Stufen sinnig gereiht
Stehn Gläser und Becher eng und weit,
Geschliffen und roh, von lauterem Schall,
Vielkantig und funkelnd wie Bergkristall.
Der Mäkler aber, ein sonderer Mann,
(Man merkt sein gebrechliches Werk ihm an,)
Steht hoch inmitten und faßt gewandt
Pokal um Pokal mit prüfender Hand:
„He! — Kauft euch Gläser, ihr Philosophen,
Denn Glas ist das Wappen der Philosophei!
Kauft schöne Gläser, ihr Damen und Zofen,
Denn Glas ist das Sinnbild für Lieb' und Treu'!
Kauft klingende Gläser, ihr Krieger und Helden,
Ein passend Symbol für den Ruhm ist Glas!
Es möge sich jeder Stand hier melden,
Er findet für sich hier Bild und Maß. —
Doch eines hab' ich vor allen zu preisen,
Mein Glas ist ja — Venezianer Kristall!
Ihr mögt die Länder der Erde durchreisen,
Solch Glas ist nirgend im weiten All.

Es ist versetzt mit solchen Stoffen,
Daß, wie dreinfällt ein Tropfen Gift,
Der Becher zerspringt, und klar und offen
Den Frevler verrät, den der Argwohn trifft,
Traun! unter uns, in den Zeiten der Tücke,
Wo jung und alt ans Arge denkt,
Sind solche künstliche Probestücke
Für tausend Skudi soviel als geschenkt!"

Der Ritter hört des Mäklers Geschwätz;
So mancher Käufer geht ins Netz,
Und schon verläuft sich der gaffende Schwarm,
Der Ritter nur bleibt mit gekreuztem Arm,
Und starrt bewußtlos den Handelsmann
Und seine gebrechlichen Bilder an.

„Ei, schmucker Fremdling!" beginnt nun der,
„Verblenden Euch meine Kristalle so sehr?
So kauft Euch einen, Ihr habt die Wahl,
Doch riet' ich Euch wohl zu diesem Pokal;
Er ist so tüchtig und doch so fein,
Mag Frauen und Herren gleich ziemlich sein!
Ihr habt ja gewiß ein Gespons zu Haus,
Da tränke sich's trefflich zu zweien draus;
's ist Venezianer Glas, das zerschellt,
Wie nur ein Tröpflein Gift drein fällt."

Aufdringen läßt sich der Ritter das Stück,
Bezahlt's und geht mit starrem Blick;
Doch, glaub' ich, fragt' einer ihn gleich ins Gesicht:
‚Was tragt Ihr da?' — er wüßt' es nicht! —

3.

Die traurige Jahresfrist verrann,
Zur Heimkehr schickt sich der Ritter an.
Venedigs Zinnen versinken ins Meer,
Schon nicken die Alphöhn über ihn her.
Schon winkt ihm vom fernen, duft'gen Rand
So schmerzlich wieder das deutsche Land.
Er findet noch alles, wie er's verließ:
Der Bergstrom furcht noch denselben Kies,
Dieselben Gehöfte, dieselben Aun
Sind neben derselben Straße zu schaun,

Und was dort ragt auf demselben Gestein,
Dies Schlößlein schließt ihm die Gattin ein.
Die Gattin? — Mit bittersüßem Gefühl
Faßt dieses Wort ihn am nahen Ziel;
Sein Herz, halb bang, halb pochend vor Lust,
Zu sprengen droht es die ängstige Brust.
Bald spornt er das Roß, bald hält er's zurück,
Als sucht' er, als zagt' er, zu finden sein Glück.
Jetzt sinkt das Falltor, jetzt erschallt
Vom frohen Empfangsruf Burg und Wald.

Die Treppe herunter fliegt sein Weib,
Gleich einer Blume knickt ihr Leib,
Ob aber vor Freud', ob etwa vor Scheu,
Er kann's nicht erkennen, sie ist ihm zu neu.
Sie ist ihm ja Braut zum zweitenmal,
Ihr Kuß betäubt ihm des Zweifels Qual.
Vergessen ist jeder verdammende Groll;
Ihr zitternder Arm, der Tränen Zoll,
Der schweigenden Wonne seliger Zug,
Das ist nicht Tücke, das ist nicht Trug!

Und als er die Glieder nach Lust erquickt,
Da fragt sie ihn, schmeichelnd hinübergebückt:
„Und hast du aus Welschland nichts mir gebracht,
Was Freude dem kindischen Weibe macht?"

Sie sagt's, da fällt sein Becher ihm ein.
„Wohl!" spricht er, „dieser Pokal sei dein.
Ich kauft' ihn fern in der Meeresstadt,
Und eigen ist, was der Becher hat:
Wie nur ein Tröpflein Gift drein fällt,
Alsbald zur Erde sinkt er zerschellt.
Drum nimm dies Werk, so tüchtig und fein,
Und füll es zum Rande mit duftigem Wein,
Und trink es auf deine Lieb' und Treu',
Und denk an unsere Schwüre dabei!"
Die Gattin füllt den Becher zum Rand,
Und faßt ihn und spricht zum Himmel gewandt:
„Die Träne, die mir vom Auge quillt,
Sie sei meiner Treue lebendiges Bild!
Sie roll' in dieses Glas hinein,
Sie soll ein Pfand meiner Liebe dir sein!"

Und eine Träne, groß und hell,
Perlt nieder, rollt ins Glas zur Stell';
Da klingt, — da springt das Glas entzwei, —
Und sie sinkt nieder mit gellendem Schrei.

„Gift," schreit der Ritter — „zerschellt dies Glas:
Nun hab' ich für deine Treue das Maß!
Die Träne der Untreu', — ich fühl's, ist Gift, —
Und Tod ist die Strafe, die Falschheit trifft!"

Und während sein Dolch ihr die Brust zerfleischt,
Bekennt sie sterbend: sie hab' ihn getäuscht.

4.

Der Ritter aber zog hinaus,
Ging sinnverwirrt von Haus zu Haus,
Hielt in der Hand des Bechers Trümmer
Und lacht' in widrigem Gewimmer:
„Herbei! Kauft Gläser, ihr Damen, herbei!
Das Glas ist ein Sinnbild für Lieb' und Treu'!"

Wechselwirkung.

Ich sitz' am offenen Fenster,
Und schreib' an einem Gedicht;
Mein Nachbar spielt auf der Flöte,
Sieht aber und kennt mich nicht.

Und was er so rührend flötet
In stiller Kammer allein,
Möcht' eben die rechte Begleitung
Zu dem, was ich dichte, sein!

Und was ich so sinnend schreibe
Für mich in der Kammer allein,
Das möchte der Text auch eben
Zu seinen Noten sein!

Ich hab' ihn doch nie gesprochen,
Ich hab' ihn doch nie gesehn,
Wir werden vielleicht im Leben
Nie gegenüber uns stehn.

Und dennoch möcht' ich ihn küssen,
Daß er so gut mich verstand;
Und wüßt' er, was ich nun schreibe,
So drückt' er mir auch wohl die Hand!

VI.

Ein altes Lied.

Das älteste der Lieder war einst neu,
Und tausend Augen wurden feucht dabei,
Und tausend Lippen sangen es mit Lust,
Des seelenvollsten Mitgefühls bewußt.

Der Schlüssel ward's für manches Mädchenherz,
Der Trost im Leid, das Losungswort im Scherz;
Daß einst der Welt zum Ekel werden kann,
Was heute noch entzückt, wer denkt daran?

‚Freut euch des Lebens!‘ war ein solches Lied,
Wie selten eins durch alle Länder zieht,
Ein Liedlein ohne Stachel, friedsam, schlicht,
Wodurch so mächtig? wir begreifen's nicht.

So war denn damals dieser schlichte Sang
Auch eines holden Mädchens Lieblingsklang,
Sie summt' und trillert' es den langen Tag,
Den Takt dazu gab ihres Herzens Schlag.

Sie fühlte sich darin erklärt ihr Sein,
Ihr süßes Sehnen, ihre sel'ge Pein,
Und hätt' ihr wer gesagt, es sei nicht schön,
Sie hätt' ihn nimmer freundlich angesehn.

Ihr Freier aber, dem die Muse karg
Nur wenig Tön' in spröder Kehle barg,
Wie quält' und müht' er sich nach Schülerart,
Bis er des schlichten Liedleins Meister ward.

Wie selig unter Liebchens Fenster stand
Bei Nacht er einst, die Zither in der Hand,
Und schickte, siegsgewiß, zu ihrem Ohr
Sein Herz in ihrem Lieblingslied empor.

‚Freut euch des Lebens!‘ ist sein Talisman, —
Schon lacht des Lebens Freud' ihn wonnig an; —
Doch ach! dem Tod gefiel das Ständchen nicht: —
Er bricht ein Herz, mit dem ein zweites bricht. —

Dem armen Sänger klingt hinfort der Ton:
‚Freut euch des Lebens!‘ wie ein bittrer Hohn,
Und dennoch liebt er ihn und ihn allein,
Und prägt sich tiefer stets ihn, tiefer ein;

Und sitzt im Hause, wo der Wahnsinn wohnt,
Und starrt durchs Eisengitter in den Mond,
Und singt, wenn Ruhe längst in jedem Haus,
‚Freut euch des Lebens!‘ in die Nacht hinaus.

Und als er stiller ward, und seit sie ihn,
Geheilt nicht, doch beschwichtigt, ließen ziehn,
Steht er vorm Haus der toten Braut und singt:
‚Freut euch des Lebens!‘ — doch kein Fenster klingt.

„Will etwa gar der Bettler,“ schmähen sie, —
„Noch Geld für seine alte Melodie!“ —
Geld? — Geld? — Einst ging ein Herz ihm auf dabei,
Das alte Lied klingt ihm noch immer neu.

Palimpsest.

„Alter Bücherwurm, was starrst du aufs vergilbte Pergament,
Diese Runen zu enträtseln, die das Aug' mit Müh' erkennt?
Buntgewürfelt durcheinander, dicht die Höh' und Breit' entlang,
Stehn sie schwarz und purpurfärbig, wie in Faustens Höllenzwang.“*)

Und der Bücherwurm, der alte, der sich nicht beirren läßt,
Spricht mit höhnisch klugem Lächeln: „Kennt ihr keinen Palimpsest!
Was aufs reine Blatt ein Meister einst hier schrieb mit hellem Rot,
Überschrieb mit Schwarz ein Stümper, — seht, und das ist meine Not!

Ach, was hab' ich auszusondern, wegzulöschen mühevoll
Vom unsel'gen Letternwuste, der die Urschrift überquoll,
Bis sich, wie aus schwarzen Nebeln hell das Morgenrot erglänzt,
Mir des Meisters Schöpfung wieder aus dem Stümperwerk ergänzt!“ —

Auch das Buch der Welt ist worden solch ein alter Palimpsest,
Der die helle Schrift des Schöpfers kaum noch mehr erkennen läßt;
Ein Gedicht voll Lieb' und Wahrheit, voll erhabner Menschlichkeit,
War's, von Meisterhand geschrieben auf das reine Blatt der Zeit.

Manchen schönen Spruch enthielt es, manches Lied voll hohem Schwung,
Fromme Sagen und Legenden, Taten der Begeisterung;
Und die Sehnsucht nach dem Ew'gen und der kindlich gläub'ge Sinn
Zogen festigend durchs Ganze, goldnen Fäden gleich, sich hin.

Doch die Menschen überschrieben diese Dichtung kreuz und quer,
Und die Menschen überschreiben sie von Tag zu Tage mehr;
Schwarzgetüncht sind ihre Federn, ihre Züge wirr und kraus,
Und die alten Unzialen flimmern lesbar kaum heraus.

*) Der Höllenzwang des Salomo oder Nostradamus, ein altes Zauberbuch, durch dessen Formeln man sich angeblich die Hölle untertan machen konnte, spielt in der Faustsage eine Rolle.

Statt der Liebe, statt der Wahrheit, — wilder Haß und feiler Trug,
Statt der Menschlichkeit — die Selbstsucht, wenig Sprüche — Worte gnug;
Statt der Lieder — Dissonanzen, statt Begeistrung — tolle Hast,
Und die Sehnsucht ist erloschen, und der Glaub' ist abgeblaßt. —

Aber eine Zeit wird kommen, wo man auch im Buch der Welt
Sich des Textes wird erinnern, den des Menschen Hand entstellt,
Wo man suchen wird und sichten, wo man forschen wird und spähn,
Ob, was kaum mehr zu enträtseln, besser nicht, als was zu sehn.

Aber viel wird sein zu sondern, viel zu löschen mühevoll
Vom unsel'gen Letternwuste, der die Urschrift überquoll,
Bis, gleichwie aus schwarzen Nebeln hell das Morgenrot erglänzt,
Sich des Meisters Schöpfung wieder aus dem Stümperwerk ergänzt.

VII.

Der Ahorn am Teich.

Lieb-Ännchen ist so matt, so blaß;
Die Mutter denkt: wie deut' ich das?
Die Mutter denkt's nicht ohne Grund:
Lieb-Ännchen ist von Liebe wund.

Und geht sie bleichen auf die Flur,
So bückt sie sich mit Mühe nur;
Und fühlt sie, wie ihr Herzchen schlägt,
So fühlt sie, wie sich noch was regt.

Da hilft kein Leugnen, keine List,
Gestehen muß sie, was es ist.
Die Mutter hört's und glaubt es kaum,
Die Tochter wünscht, es wär' ein Traum.

Und wie's die Mutter endlich glaubt,
Da fährt sie auf wie sinnberaubt:
„Hinweg, du Dirn, hinweg von mir,
Nimm meinen Mutterfluch mit dir!

Und also möcht' ich lieber gleich
Du wärst ein Ahornbaum am Teich,
Wärst Holz und Laub und Stamm und Bast,
Und dorrtest, wie das Grün am Ast!"

Die Mutter flucht, das Kind erstarrt,
Sein Leib wird Ahorn, zäh und hart,
Der Busen Holz, die Haut zum Bast,
Die Locken Laub, die Hand zum Ast.

Entsetzen faßt die Mutter an; —
Das haben Schuld und Fluch getan!
Und schmerzlich Laubgelispel weht
Am Teiche, wo der Ahorn steht. —

Doch horch! was klingt nach langer Zeit
So lustig durch die Einsamkeit?
Das ist ein Fiedler wohlgemut,
Der spielend unterm Ahorn ruht.

Er streicht so kühn und kräftig aus,
Als gält's im Fasching Saus und Braus;
Er spielt, daß ihm der Bogen bricht,
„Ei," ruft er, „brich, mich kümmert's nicht!

Der Ahorn, unter dem ich lag,
Hat Äste mehr, als frommen mag;
Ein solches Ästlein, zäh und fein,
Mag wohl der beste Bogen sein!"

Sein Messer nimmt er, schneidet an,
Da stöhnt's, — ein Tröpflein perlet dran,
Ein rotes Tröpflein, rot wie Blut:
Dem Fiedler sinkt beinah der Mut.

Er schneidet wieder — horch! wie's stöhnt:
„Schneid immerhin, mein Blut versöhnt;
Schneid immerhin ein Böglein dir,
Und spiel damit ein Grablied mir.

Und geh ins Dorf vors Bleicherhaus,
Und sieht die Mutter dort heraus,
So geig ein Stücklein, lieb und lind,
Und sag, es sei von ihrem Kind!" —

Dem Fiedler dringt die Klag' ins Herz,
Er schnitzt und zieht mit stillem Schmerz,
Und tritt im Dorf vors Bleicherhaus,
Da sieht ein blasses Weib heraus.

Er spielt ein Stücklein, lind und fein:
Von ihrem Kinde sollt' es sein;
Noch traf's kein Bogen je so weich,
Als der vom Ahornbaum am Teich.

Die blasse Mutter hört, wie's tönt,
Die blasse Mutter seufzt versöhnt:
„Ach, besser ein gefallnes Kind,
Als — keines! — Flucht nicht zu geschwind!"

Die wandelnde Linde.

Es muß doch den Bäumen recht weh geschehn,
So immer auf einem Fleck zu stehn, —
Wie lustig wär's für sie, zu wandern
Von einem Nachbar zu dem andern?

Dann, meine geliebte Linde du,
Die oft mich beschattet in meiner Ruh',
Dann könntest du auch weiter schreiten,
Und, wenn du wolltest, mich begleiten.

Du wolltest wohl auch, denn du kennst mich ja,
Standst oft meinem Sinnen und Träumen nah;
Gewiß du hieltest oft am Morgen
Dich hinter meinem Haus verborgen.

Und schritt ich ahnungslos vors Tor,
So trätst du rauschend rasch hervor,
Und schütteltest mir einen Regen
Von Blütenflaum als Gruß entgegen.

Geschmeichelt durch meinen getreuen Sinn
Zögst du gewiß oft mit mir dahin,
Und wölbtest, wenn der Mittag schiene,
Dich über mir zum Baldachine.

Und läg ich dereinst im stillen Grab,
So schrittest du wohl von der Wies' herab,
Um meines Hügels kahlen Rücken
Als lebend Grabmal mir zu schmücken!

VIII.

Das erste und letzte Bild.

„Geh, Meister, nimm mich auf zum Schüler,
Ist's einem Ernst, so ist es mir;
Ich werde nicht nach Wochen kühler,
Mich treibt nicht eitle Ruhmbegier;

Mich drängt es nicht, um Gunst zu geizen,
Mich lockt nicht blendender Gewinn,
Nach andern, o! nach süßern Reizen
Verlangt's allmächtig meinen Sinn!

Ich lieb' ein Mädchen! Armer Maler,
Was ist dein schönstes Ideal?
O gegen dieses Licht ein fahler,
Ein farbenloser Widerstrahl;
Aus ihrem Auge spricht ein Leben,
Wie's eines Engels würdig ist;
Das kannst du doch nicht wiedergeben,
Und wenn du mehr als Maler bist!

Ihr Antlitz düster ohne Tränen,
Und ohne Lächeln hold und lieb,
Auf dem die Lieb' ihr goldnes Sehnen
In eine Wehmutwolke schrieb,
Gleich einem milden Sterne strahlt es
Aus brauner Locken dunklem Kranz; —
Gewiß kein ird'scher Pinsel malt es,
Und wär' er Raffaels, so ganz!

Den Mund, aus dessen keuschem Saume
Die Sünde noch kein Wort erpreßt,
Der mich mit seinem Laut, im Traume,
Wie beim Erwachen, nicht verläßt;
Den Busen, dessen heißes Klopfen
Sich nur an meinem Herzen stillt,
Der sorglich auffängt, was an Tropfen
Den Augen unvermerkt entquillt; —

Und diese tausend andern Züge,
Die Spieglungen des Augenblicks,
Verschwiegner Schalkheit, zarter Rüge,
Getäuschter Hoffnung, stillen Glücks,
Nein, Meister, die kannst du nicht treffen,
Und setztest du dein Heil daran,
Hier wird dich doch dein Pinsel äffen,
Der malen, doch nicht lieben kann! —

Wenn's einer können soll auf Erden,
So bin ich's selbst und ich allein!
Drum, Meister, will ich Maler werden,
Ich will dein treuster Schüler sein;

O lehre mich die Farben mischen,
Lehr mich der Zeichnung Ton und Grund,
Lehr mich das Düstre mit dem Frischen
Vereinen zum gesell'gen Bund!

Den kalten Körper nur vom Bilde,
Den dunklen Umriß lehre du,
Der Liebe Glut, den Strahl der Milde,
Die Seele geb' ich selbst dazu.
Mit einem Eifer niemals kühler,
Versuch' ich, üb' ich für und für;
Drum, Meister, nimm mich auf zum Schüler;
Ist's einem Ernst, so ist es mir!"

Der Jüngling spricht's, der alte Meister
Drückt ihm als Schüler warm die Hand:
Denn solcher Jugend rege Geister
Sind fürs Gedeihn ein sichres Pfand.
Der Jüngling horcht des Alten Lehren
Mit regem Blick, gespanntem Ohr,
Denn seinem glühenden Begehren
Schwebt nur der Preis des Zieles vor.

Er lernt; — was andern kaum in Jahren
Der Fleiß durchwachter Nächte trug,
Hat er, es ewig zu bewahren,
Errungen und erstürmt im Flug.
Schon weiß er, wie die Farben kleiden,
Schon ist sein Pinsel fest und treu,
Schon weiß er, wo das Licht zu meiden,
Und wo der Schatten Tugend sei.

Schon weiß er Mienen einzusaugen,
Bis er sie ganz empfangen hat,
Um, was er einsog mit den Augen,
Hinauszuhauchen auf das Blatt.
Da geht ihm auch kein Zug verloren,
Nicht eine Linie büßt er ein;
Von ihm gemalt, heißt neu geboren,
Heißt in sich selbst verdoppelt sein

Nun kann er seiner Kunst vertrauen,
Zu sicher ist er, zu geübt;
Mehr kann er nun, als nur sie schauen,
Erschaffen kann er, die er liebt.

Schon eilt er mit dem Malerzeuge
Zum wohlbekannten Erker hin,
Verbirgt sich lauschend im Gezweige
Und harrt der süßen Königin.

Der Tag mit seinem ersten Schimmer
Umpurpurt alle Höhen schon;
Sie grüßte sonst den Morgen immer
Mit einem Liede vom Balkon;
Er harrt und lauscht mit Farb' und Brette,
Kein Lied ertönt, kein Kopf erscheint;
Die Vögel jubeln um die Wette,
Der Maler aber geht und weint.

Und wieder mit dem ersten Schimmer
Umglüht der Tag die Alpenhöhn,
Und wieder lauscht er, wo er immer
In Morgenandacht sie gesehn;
Doch wieder klingt kein Fenster, wieder
Geht er mit leerem Brett und weint;
Und Sonnen wandeln auf und nieder,
Doch keine Königin erscheint.

Da kann er's länger so nicht tragen,
Bis er des Zieles Preis erreicht,
Und ist es gleich ein kühnes Wagen,
Was macht der Liebe List nicht leicht?
Verkleidet meldet an der Schwelle
Als welscher Maler er sich an!
Und fragt, ob niemand sei zur Stelle,
Dem seine Kunst hier dienen kann.

Ein Greis mit silberweißen Haaren
Gibt also, weinend, ihm Bescheid:
„Seid Ihr in Eurer Kunst erfahren,
So kommt Ihr zur gelegnen Zeit.
Hätt' eine Tochter gern getroffen,
Kein schönres Antlitz saht Ihr je:
Sein bleicher Spiegel schildert offen
Des Lebens Wohl, des Lebens Weh!"

Der Alte geht voran, der Maler
Folgt ihm, mit bangem Schauer, nach;
Die Wand geht auf, da flammt ein fahler,
Unsichrer Schimmer im Gemach.

Sie treten ein, auf einer Bahre,
Von dreizehn Lichtern rot umstrahlt,
In schneegewobnem Brauttalare
Liegt eine tote Fraungestalt.

„Die malt!“ — entwankend ruft's der Alte,
Und läßt den Maler stumm zurück;
Der — ahnend, was der Sarg enthalte, —
Stürzt hin, — ja — er enthält sein Glück!
Ja, er enthält sein Glück, sein Streben,
Das Bild, für das er alles bot:
Drum, konnt' er's malen nicht im Leben,
Wohlan! so kann er's doch im Tod.

Und wie erfaßt von Wahnsinnsfeuer
Langt er nach Pinsel, Farb' und Brett,
Und zieht mit stierem Aug' den Schleier
Vom Liebchen auf dem Leichenbett;
Und Stirn und Lock' und Mund und Züge
Ahmt seine Hand wie spiegelnd nach:
Die Stirn, die einst des Frühlings Wiege,
Den Mund, der einst so lieblich sprach.

Zum Auge kommt er nun, zum Auge,
Das einst geglüht in sel'ger Lust;
Er starrt es an, und zuckt, als sauge
Ein eis'ger Krampf ihm an der Brust.
Geschlossen ist das Aug', das dunkle,
Geschlossen ist's und geht nicht auf;
Kein Kuß hilft, daß es wieder funkle,
Vergebens strömt er Tränen drauf.

Und wieder rafft er sich zusammen,
Und malt, was war, statt des, was ist,
Das Aug' mit seinen alten Flammen,
Die, wem sie galten, nicht vergißt;
Die Lippen mit den vor'gen Rosen,
Die Wangen mit dem vor'gen Rot:
Und raubt sein Recht dem schonungslosen —
Und seine Macht dem mächt'gen Tod.

Vollendet ist das Bild, vollendet,
Der Meister traut sich selber kaum;
Wie Stein kniet er ihm zugewendet,
Und wacht nicht auf aus seinem Traum;

Starr bleibt er so noch manche Stunde,
Das Knie gebeugt, das Auge mild,
Und küßt, noch tot, mit kaltem Munde,
Sein erstes und sein — letztes Bild.

Das liebe Fenster.

Du liebes, wohlbekanntes Fenster,
An dem ich oft mit Sehnsucht hing,
Als noch das Haus, des Aug' du bildest,
Mein liebstes Kleinod mir umfing!
Ich steh' dir wieder gegenüber,
Gedenke manches Traumgesichts,
Und sehe deine Scheiben wieder,
Doch hinter deinen Scheiben nichts.

Was könnt' auch hinter ihnen schimmern,
Nur eines einz'gen Blickes wert?
Vielleicht ein Bild mit andren Mienen,
Das auch gesehn zu sein begehrt?
Vielleicht der Schatten jenes Köpfchens,
Das einst durch sie mir zugenickt?
Vielleicht ein Namenszug, dem Glase,
Dem Rahmen heimlich eingedrückt?

O keine Spur ist mehr vorhanden,
Verwandelt alles und zerstört,
Kein Splitter mehr, der jener trüben
Und doch so sel'gen Zeit gehört!
Im fremden Rahmen fremde Scheiben,
Und hinter ihnen fremd die Wand,
Auf fremdem Simse fremde Blumen,
Gepflegt von einer fremden Hand!

Ach! und wie kommt's nur trotz dem allen?
Es läßt mich nicht vorübergehn;
Der Pulse ungestümes Pochen
Heißt mich verweilen, aufwärts sehn!
Du warst mir teuer, liebes Fenster,
Du hast mir wohl und weh getan,
Und was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an.

Ach! steigt es doch aus deinem Rahmen
So rosighell vor mir empor,
Ein buntes Treiben, bunter immer,
Wie eine Welt, die ich verlor;
Wie eine Welt voll Blütenkeimen,
Die mir zur goldnen Frucht gereift,
Wie eine Schar von Wonneträumen,
Die, was noch Traum war, abgestreift.

Als Kinder seh' ich die Gefühle
Noch schüchtern deinen Rand umblühn,
Die nun, dem Spiele längst entwachsen,
Mit kühnem Ernste mich durchglühn.
Es war ja hinter diesen Scheiben,
Wo ich einst abends zagend stand,
Mein Glück mir in ein Wort vereinte,
Das Wort verlor, das Wort nicht fand!

Es war ja hinter diesen Scheiben
Als ich, am Abende danach,
Das Wort, das ich verloren, suchte,
Verlor und sucht' und fand und sprach.
Sie waren's, die ich oft behauchte,
Und in den Hauch zwei Namen zog;
An die ich oft die Stirne lehnte,
Gefaltet oft die Hände bog.

Sie waren's, — meine Sinne schwindeln,
Und meine Lippen nennen's nicht!
Mir malt die Wonnen jener Tage
Nur manchmal noch ein Traumgesicht.
Drum sei gegrüßt, du liebes Fenster,
Du bleibst ein lichter Punkt für mich;
Die Szenenfolge meines Lebens
Wär' unterbrochen ohne dich!

Und weilt' ich jahrelang dir ferne,
Und riefe mich mein Stern zurück,
Dir schenkt' ich, blind für alles andre,
Dir, Fenster, meinen ersten Blick!
Und wär' auch längst die Blum' entblättert,
Die hinter dir einst aufgeglüht,
Mit doppelt heißen Tränen rief' ich,
Dich schauend: „Hier hat sie geblüht!" —

Und bräch' einst diese Stadt zusammen,
Und sänkst auch du in Schutt mit ihr,
Ich seufzt an deinem Trümmergrabe
Mit Wehmut noch: „Hier war es, hier!
Hier war es, hier das liebe Fenster,
Das mir so wohl, so weh getan!" —
Denn was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an!

IX.

Der letzte Mann.

In Lincoln saß ein düstrer Mann
Zur Stund', als eben das Jahr verrann,
Und hoch vom Dome der Türmer mit Macht
Ein neues ausblies durch die Nacht.

Da tritt der düstre Mann zum Schrein,
Faßt eine bestaubte Flasche mit Wein,
Entkorkt sie, nimmt das Glas zur Hand
Und füllt es schweigend bis an den Rand.

Und wie er es langsam zum Munde führt,
Da fühlt er sich innigst bewegt und gerührt;
Man merkt es ihm ab am funkelnden Blick,
Er denkt an die früheren Zeiten zurück.

„Vor fünfzig Jahren," so denkt er, „da war's
Wohl anders zur Stunde des sinkenden Jahrs;
Da saßen wir unser zehn um den Tisch,
Ein jeder lebendig, ein jeder frisch.

Da klang es von Liedern so heiter und hell,
Da sprang des Kapweins glühender Quell,
Da lief durch die Runde das herzliche ‚Du',
Da scholl viel Tolles und Kluges dazu.

Und einer erhob sich aus unserer Zahl
Und faßte begeistert den vollen Pokal.
‚Nein,' rief er, ‚bei Gott! so köstlicher Wein
Soll nicht so schlechthin vertrunken sein!'

Und eine Flasche faßt' er sodann
Und legt' ein fesselndes Siegel ihr an,
Und hieß sie von Handen zu Handen gehn
Und ließ sie von aller Augen besehn.

‚Die Flasche,‘ rief er, ‚so, wie sie ist,
Sie soll bewahrt sein von dieser Frist,
Bewahrt, ob Blatt um Blatt auch fällt
Vom Kranze, der jetzt noch so wohl bestellt.

Und wenn einst nur mehr noch ein einziger lebt,
Und wieder das sinkende Jahr entschwebt,
Der hole schweigend sodann aus dem Schrein
Hervor die versiegelte Flasche mit Wein;

Entsiegle sie, nehme das Glas zur Hand
Und füll' es mit perlendem Weine zum Rand,
Und leer' es im stillgewordenen Haus
Wehmütig aufs Wohl der Geschiedenen aus!‘ —

Und fünfzig Jahre sind nun hinum,
Hier sitz' ich, der letzte, der einzige, stumm.
Wohlauf! dir, Bruder, sei das gebracht:
Du fielst, ein Beneideter, schön in der Schlacht! —

Dir, Bruder, dies: Im Meer ist's kühl! —
Dir — dieses: Ein böses Spiel ist das Spiel! —
Dir — dieses, Bruder: Du glaubtest mir nicht,
Daß Liebe die Herzen wie Binsen bricht!

Dir, Vielgeprüfter, — ein Lebehoch! —
Auch dir: Schwer drückt wohl der Ehren Joch! —
Auch dir: Nicht wahr, die peinlichste Pein
Ist die, verkannt von den Liebsten zu sein? —

Auch dir: Man beneide den Dichter nicht;
Des Herzens Grabmal ist manch ein Gedicht! —
Auch dir, du leichter, glücklicher Sinn:
Du scherztest dich lächelnd ins Jenseits hin! —"

So denkt sich der Mann, leert Glas um Glas;
Die Augen umflort's ihm, er weiß nicht was: —
Es ist doch schwer, aus frohem Verein
Der einzige — letzte Mann zu sein!

Reisegesellschaft.

Da fand sich einst zu mir ein Mann,
Er schloß sich freundlich an mich an,
Er fuhr mit mir bei Tag und Nacht,
Hat nie die Zeit mir lang gemacht.

Er war nicht einer, der viel spricht,
Doch mit der Mode hielt er's nicht;
Es drückt' ihm etwas, schien's, die Brust,
Vorüber war's mit seiner Lust.

Man sah es brennen klar in ihm
Und weiter glühn voll Ungestüm,
Und zu berechnen war es schier:
„Es brennt nicht lange mehr in dir!"

Wir stiegen ab in einem Haus
Und ruhten dort vom Reisen aus,
Und fanden dort ein schönes Kind,
Das uns geschäftig wohl bedient.

Das schöne Kind war auch recht gut,
Ein unverdorbnes, frohes Blut; —
Oft sah es mein Genoß sich an
Und wurde weich und weicher dann.

Und als wir wieder aus dem Haus
Uns setzten in die Kutsch' hinaus,
Kommt auch die Dirn' an unsern Schlag
Und wünscht uns, was man wünschen mag.

Und mein Gefährt', — ich weiß nicht wie?
Kneipt plötzlich in die Wange sie,
Und spricht ganz wunderbar gesinnt:
„Leb wohl, leb wohl, du gutes Kind!

Und kommst du in die Hauptstadt einst,
Die du zu sehen doch wohl meinst,
So komme doch (das rat' ich dir)
Auch einmal auf Besuch zu mir." —

Das Kind wird rot, und weiß nicht gleich
Zu sagen: „„Herr, wo find' ich Euch?"" —
„Kind," spricht er, „träffst du nirgend mich:
Im Kirchhof bin ich sicherlich."

X.

Der Suchende.

Ein finsterer Pilger durchirrt den Wald,
Am Leibe noch jung, am Herzen alt:
Sein totes Liebchen ist schuld daran,
Daß er nicht jung mehr scheinen kann.

Er geht, bleibt stehen, spricht ein Wort;
Setzt wieder ab, irrt wieder fort,
Schreit laut vor sich hin, ist wieder still, —
Weiß selber, scheint es, nicht, was er will.

Zu Hause freut es ihn nimmermehr:
Sie sucht ihn dort nimmer, das Haus ist leer;
In keinem Schatten verlangt er zu ruhn,
Sie ruht ihm ja nimmer zur Seite nun.

An keiner Blume findet er Lust, —
Er kann sie nicht stecken an ihre Brust;
Für keine Quelle hat er mehr Sinn,
Er sieht ja ihr Bild nicht bei seinem darin.

Den eigenen Tränen ist er feind:
Sie fragt ihn ja nimmer, warum er weint?
Sie fragt nicht mehr, gibt nicht mehr Bescheid,
Bekümmert sich nicht mehr um Freud' und um Leid. —

Und wie er irrt durch Steig und Steg,
Da tritt ihm ein greises Weib in den Weg,
Ein Weib, zwergartig, hager und alt,
Als wär' es das Schicksal in Menschengestalt:

„Grüß Gott, mein Söhnlein, wohin denn so spät,
Wann selbst schon der Adler schlafen geht?
Ein Kind von deiner Art und Gestalt
Gehört in die Welt und nicht in den Wald.

Hielt dich der Vater, die Mutter zu streng?
Im Walde da ist es ja eben so eng.
Verlorst du dein Gold und dein Geld in der Welt?
Im Walde wächst ja kein Gold und kein Geld.

Wie? oder irrst du, zu morden, im Wald?
Gib Achtung: Räuber werden nicht alt.
Wie? oder verlorst du Richtung und Weg?
Komm mit mir! Ich führ' dich den rechten Steg!" —

„„Nein, Mütterchen, nein, keine Mutter hat,
Kein Vater gemacht mich des Zwanges satt;
Ich wollt', ich hätt' noch so süßen Zwang,
Gern wollt' ich ihn tragen mein Leben lang!

Nein Mütterchen, nein, — nicht verlor ich mein Gold:
Nie war ich dem gleißenden Schimmer hold;
Nicht treib' ich mit anderer Leben mein Spiel,
Es ist mir ja meines schon, meines zu viel.

Nicht hab' ich des Weges verfehlt auf der Flucht,
Ich suche ja keinen, hab' keinen gesucht;
Ich will nicht aus, ich will nicht ein,
Ich will nur sie, nur sie allein!

Ich will nur sie, ich suche nur sie,
Das Kind nur such' ich, das Gott mir verlieh;
Und wenn ich es finde, so führ' ich's nach Haus,
Und find' ich es nimmer, so ist es aus!

Ist aus mit mir, aus, Mütterchen, aus!
Dann brauch' ich nicht Weg, nicht Lager, nicht Haus,
Dann kann ich mein Haus ja überall sehn,
Wo zwei Weiden auf einem Hügel stehn!

Doch, Mütterchen, sage mir, sage mir an,
Ob ich sie finde, und wo? und wann?"" — —
„Das will ich dir sagen, das ist mir bekannt,
Nur sieh mir ins Auge, nur reich mir die Hand!

Du liebst ein gutes, ein süßes Kind,
Du bist ihm mit Rechten so treu gesinnt;
Drum wird es nicht ohne Mühe dein,
Doch Mut! es wird ja so lange nicht sein!

Zwar wirst du manchen Morgen und Tag
Durch Täler noch wandeln, durch Busch und Hag;
Wirst manche Tränen noch weinen um sie
Vor mancher Kapelle noch beugen dein Knie.

Wirst manch ein Sternlein noch kommen sehn,
Doch laß den Mut nicht untergehn:
Eh' wieder die Blätter fallen allhier,
Hast du sie gefunden, — und bist du bei ihr!" —

Der Jüngling ging, — und manchen Tag
Durchirrt' er Täler, Busch und Hag,
Vergoß noch manche Tränen um sie,
Und beugte vor mancher Kapelle sein Knie.

Manch Sternlein sah er noch kommen und gehn;
Doch wo die zwei Weiden am Hügel stehn,
Wo die Blätter schon fallen für und für,
Da — fand er sie endlich, da blieb er bei ihr.

Stille Freude.

Wenn ich oft mit ernster Stirne
Mich aus eurem Kreise stehle,
Brüder, um allein zu sein:
Glaubt nicht, daß ich einem zürne,
Oder daß mir etwas fehle; —
Ich bin oft nur gern allein.

O dann ist so fern vom Grolle,
Dann ist jedem sanften Triebe
So befreundet meine Brust,
Daß mein Herz, das übervolle,
Sich ergießen möcht' in Liebe,
Und vergehn in süßer Lust.

O dann malt sich Fried' und Sehnen,
Wie ein blauer Himmelsspiegel,
In der Seele stillem Meer;
Und Gefühle ziehn gleich Schwänen,
Lüftend ihre weißen Flügel,
Ernst und langsam drüber her.

Liebe, freundliche Gestalten
Seh' ich wandeln allerwegen,
Und ich weiß nicht, wie mir ist;
Denn mit zauberischem Walten
Treten Bilder mir entgegen,
Längst gekannt und längst vermißt.

Meiner Kindheit süße Träume,
Meiner Jugend sel'ge Klagen
Leben vor mir wieder auf;
Früchte werden wieder Keime,
Und Bescheide wieder Fragen,
Und ein Rückweg wird mein Lauf.

Alte Freuden fühl' ich wieder,
Wieder glühn mir alte Farben,
Altes Glück wird wieder neu;
Jahre wehn wie Schleier nieder,
Auseinander fallen Garben,
Und mein Sommer wird zum Mai.

Aber — nun mit einem Male
Flieht das Bild vergangner Zeiten
Wie ein Schatten wieder hin,
Und im lichten Zauberstrahle
Seh' ich Stund' auf Stund' entgleiten,
Und die Zukunft lockt den Sinn.

Und auch da erblick' ich Bilder,
Längst vom Ahnen und vom Hoffen
Vor die Seele mir gemalt;
Und die Bilder werden milder,
Rosenauen seh' ich offen,
Und der Preis des Lebens strahlt.

Gattenliebe, Vaterwonne,
Selbsterkennung, Lebensklarheit
Seh' ich sprossen und gedeihn;
Und der Dichtung bessre Sonne
Sträubt sich nicht, der ernsten Wahrheit
Ihren heitren Strahl zu leihn. —

Schweig' ich drum in eurem Kreise,
Deutet's nicht als Groll und Schmerzen,
Was aus meinem Schweigen spricht:
Es ist so nur meine Weise,
Mir ist dann recht wohl im Herzen,
Und nur sagen kann ich's nicht.

XI.

Orgellust.

Ein Lied gar fromm und inniglich,
Das ‚Großer Gott, wir loben dich!‘
Zumal wenn recht mit hellem Sang
In schlichtem Kirchlein zum Orgelklang
Es singt die ganz kleine
Gemeine.

Das war dem Küster Seelenlust,
Schier sprengen wollt' es ihm die Brust;
Allein die Orgel, verstimmt und klein,
Mocht' ihm nie recht zu Willen sein;
Er meint', er müsse sie zwingen
Zum klingen.

Doch macht' er's noch so gut und fein,
Die Orgel blieb verstimmt und klein;
Den Klang, den's in der Brust ihm gab,
Er zwang ihn den Pfeifen doch nicht ab;
Das mocht' ihn wohl im Herzen
Oft schmerzen.

So schlug er die Orgel jahrelang
Im Widerstreit von Gefühl und Klang,
Durch das, was innen ihm tönte, beseelt,
Durch das, was außen ihn höhnte, gequält,
Sonntäglich unter Freuden
Und Leiden.

„Ha, welche Wonne muß das sein,
In vollen Akkorden, kräftig und rein,
Ausströmen zu lassen der Töne Meer,
Und mit gehorchenden Tasten ein Heer
Von unsichtbaren Geistern
Zu meistern!

Nur einmal auf einer Orgel, gebaut
Von Künstlerhand, volltönig und laut,
Und rein und schwellend und stark und mild,
Zu spielen, wie's in mir tönt und spielt,
Dies Glück laß, o Gott, mich erwerben,
Dann — sterben!"

Und sammeln geht er von Tor zu Tor,
Und malt's so beweglich den Leuten vor,
Und bittet so dringend und dankt so warm,
Die kleine Gemein' ist aber so arm,
Und was er gewinnt alljährlich,
Nur spärlich.

Doch viele Tropfen füllen ein Glas;
So füllt nach Jahren sich auch sein Maß.
Wie trägt er den mühsam erkämpften Gewinn

So freudig zum Orgelbauer hin,
Wie zählt er mit bangem Pochen
Die Wochen!

Doch ehe das Werk noch vollendet steht,
Da hat es ihn plötzlich wie angeweht!
Allmählich fallen die Wangen ihm ein,
Erloschen ist seiner Augen Schein,
Kalt rieselt's ihm oft die Glieder
Hernieder.

Gebrochen liegt der traurige Mann —
„Die Orgel und kam sie denn noch nicht an?“ —
Und eines Sonntags als er erwacht,
Da heißt es: „Der Meister hat sie gebracht,
Im Chore steht sie schon, mächtig
Und prächtig!“ —

„Die Orgel?“ — ruft er und rafft sich empor, —
„Hinauf! O führt mich hinauf ins Chor!
Sonntag ist heut', die Orgel ist da, —
Der Augenblick meines Glücks ist nah:
So ließ mich's Gott doch erwerben
Vorm Sterben!“

Der bleiche Küster wankt ins Gestühl,
Da blitzt in den Augen ihm Jugendgefühl,
Da zuckt es durch seine Finger mit Macht,
Sein ganzes Wesen ist nochmal erwacht;
Wie läßt er die Orgel tönen
Und dröhnen!

Wie lieblich singt die Gemeine dazu,
Indes er spielt und horcht voll Ruh'! —
Da starrte sein Arm, sein Auge brach,
Die Tasten klangen noch lange nach;
Gott gönnt' es ihm, zu scheiden —
In Freuden.

Empfinden und Dichten.

Vor einem Klaviere sitz' ich,
Es ist besaitet wohl;
Doch wie ich die Saiten berühre,
Da klingen sie leer und hohl.

Ich fühl' es im Gehöre,
Ich hör' es im Gefühl,
Im Herzen könnt' ich es greifen,
Doch nicht im Saitenspiel.

Zur Hand nun nehm' ich die Geige,
Vom welschen Meister gemacht,
Sie hat unter Künstlers Händen
Schon manchen zu Tränen gebracht.

Doch wie ich den Bogen ziehe,
Mit selbstbewußtem Stolz,
Da werden die Saiten — zu Därmen,
Da wird die Geige — zu Holz.

Und eine Flöte, die nächste
Verwandte des Menschentons,
Setz' ich voll Hast an die Lippen,
Gewärtig des klingenden Lohns.

Ich geb' ihr herzliche Seufzer,
Und Mißklang gibt sie dafür,
Als höhnt' ihr widriges Pfeifen
Das warme Gefühl in mir.

Da flücht' ich zu dir, o Feder!
Du triffst die gegebene Spur,
Als Schatten des schnellen Gedankens,
Als Zeiger der Seelenuhr.

Da flücht' ich zu dir, und setze
Dich hoffend aufs freundliche Blatt;
Du aber stehst und trotzest,
Als wärst du des Dienstes satt.

Du stehst — und prägst, wie Flügel
Und Geig' und Flöte mir ein:
Wie doch Empfinden und Dichten
So ganz verschieden sei'n.

XII.

Der Vogelsteller und der Förster.

In den alten Forst, den vogelreichen,
Wo die Sänger all', die großen, kleinen,
Sich im Saal von Birk' und Föhr' und Eichen
Zum volkstümlichen Konzert vereinen,

Ging der Vogelsteller früh am Morgen
Mit Lockvögeln im verhängten Bauer,
Und mit Garn und Spindel, um verborgen
Sich ins Grün zu legen auf die Lauer.

Still noch war es, nur des Taus Geriesel
Hörte man, wenn Luft das Laub bewegte,
Oder leises Rascheln, wenn ein Wiesel
Unterm dichten Brombeerstrauch sich regte;
Oder eines Eichhorns knabbernd Krispeln,
Oder eines Holzwurms dumpfes Nagen,
Bis die Wipfel durch geschwätzig Lispeln
Kündeten: es sei nicht fern vom tagen.

Und schon fing der Nebel an zu streichen,
Und der Baumbart weht' im Wind gleich Flören,
Und es schütteln sich erwacht die Eichen,
Und es strecken knisternd sich die Föhren.
Und zuhöchst von knot'ger Birke nieder
Tönt ein schriller Pfiff, von fern ein zweiter,
Jetzt ein fragend Zwitschern hin und wieder,
Und so geht's wie eine Losung weiter.

Selbst die Vöglein im verhängten Bauer
Fühlen, daß es draußen tagt, und singen,
Und der Vogelsteller auf der Lauer
Legt nun Hand an Spindel und an Schlingen;
Und die eingekerkerten Verräter
Stellt er unter Eich' und Föhr' und Birke,
Daß sie ihr Geschlecht aus freiem Äther
Niederlocken in des Trugs Bezirke.

Und schon hüpft's und flattert's neubegierig
Hier und dort hernieder von den Ästen,
Langsam erst und fern, bald nah und rührig,
Leckrer Imbiß winkt den muntren Gästen. —
„Nur herab zur Tafel, schneller, schneller!
So, — ein Druck, — nun seid ihr meine Beute!"
Höhnisch lachend ruft's der Vogelsteller,
Sieh — da steht der Förster ihm zur Seite.

„Halt," so spricht er grimm, „du Waldentweiher,
Du Beleid'ger meiner Reichsinsassen!
Unter Freien will ich stehn, ein Freier,
Sklavenjäger, willst du frei sie lassen?
Vogelfang ist hier verpönt mit Rechten:

Darum auf das Garn! Hinweg die Spindel!
Meine Sänger sollst du mir nicht knechten,
Geh mit deinem luftigen Gesindel! —

Aber nein! auch sie, die armen Sklaven,
Die nur du zu solchem Dienst gezwungen,
Sie auch sollst du mir nicht länger strafen, —
Offen ist's: — heraus, heraus, ihr Jungen!
Nicht umsonst verlieh euch Gott die Flügel
Und den freien Klang der frommen Seelen;
Schwingt euch wieder über Tal und Hügel,
Und entweiht nicht eure reinen Kehlen.

Da ist euer Reich in Gottes Saale,
Nicht dort drin im dumpfen Stubenqualme!
Nicht wahr, das tut wohl im Sonnenstrahle?
Ja, — das freie Lied nur wird zum Psalme!" —
Und so öffnet er die Bauer alle,
Bis der Vögel letzter ausgeflogen. —
„So — jetzt geh und lern aus ihrem Schalle,
Was es heißt: um Freiheit sein betrogen!" —

Jener geht, obwohl mit leeren Bauern,
Ruhig fort, als ging' er eben gerne;
Immer sieht er noch den Förster lauern,
Plötzlich hält er an und ruft von ferne:
„Nicht wahr, Freund, hier scheiden sich die Raine,
Und ihr dürft mich jenseits nicht mehr greifen?" —
Jener nickt, — da setzt sich der am Steine
Ruhig hin und hebt nun an zu pfeifen.

Sieh — und plötzlich flattert's zu ihm nieder,
Seine Vögel sind's, die wohlerzognen;
Alle kehren sie gehorsam wieder,
Keiner fehlt von all den weggeflognen;
In die offnen Bauer hüpfen alle,
Gleich als wären sie zu Hause drinnen,
Und umtönt von ihrer Lieder Schalle
Geht der Vogelsteller stolz von hinnen.

Und der Förster sieht's und ruft empöret:
„Geh, und nimm sie mit, ich fühl's mit Grollen,
Daß die Freiheit nicht für die gehöret,
Welche selber nimmer frei sein wollen!

Wie das klingt und schallt im Sonnenlichte,
Wie das hüpft und fliegt in lauen Strahlen! —
Schlecht nur hätten so servile Wichte
Da gepaßt zu meinen Liberalen!" —

Entschuldigung.

(An einen Freund.)

Geliebter Freund, bei dem es mir gelungen,
Mich einzusingen in dein warmes Herz,
Du fragst mich nicht aus eitlen Huldigungen,
Du fragst, ich fühl's, mich aus besorgtem Schmerz,
Warum ich auf der Muse Stapelplätzen
So selten käm' ein Liedchen abzusetzen!

Wie soll ich ganz dir meinen Dank beweisen,
Nicht daß du mich entbehrst, nein, mich nur nennst?
Wie aber kann ich gnug dich glücklich preisen,
Daß du den Grund nicht meines Schweigens kennst?
Nicht kennst die Mächte, welche kalt und nüchtern
Den lautesten der Sänger selbst verschüchtern?

O glaube mir, nicht müßig liegt die Feder,
Ich tauche sie noch oft ins Herzblut ein;
Wohl mancher merkt mir's ab, doch nicht ein jeder,
Auch will's ja nicht bemerkt von jedem sein;
Denn was wir Arbeit nennen, Fleiß der Seelen,
Das nennen sie: den lieben Tag bestehlen.

Darf ich doch selber ihr es kaum gestehen,
Die Lied des Herzens, Herz des Lieds mir ist. —
„Sie werden lächeln," meint sie, „und dich schmähen,
Daß du nur eines Namens Herold bist!
Mach etwas Tücht'ges: Dramen und Geschichten;
Wer wird denn ewig Liebeslieder dichten?" —

Doch sei's, ich bleibe drum nicht müßig, Lieber!
Oft wird die Brust mir ganz besonders voll;
Dann dehnt sie sich und geht in Liedern über,
Und schmelzt mir wider Willen Gram und Groll.
Dann mag ein andrer sitzen und sich fassen,
Wer einmal nachgab, kann es nimmer lassen.

Des Lieds Gewohnheit läßt sich nicht entwöhnen,
Man will's auch nicht, weil sie so selig macht;
Sie kann ermut'gen, trösten und versöhnen,
Und kostet nichts, als höchstens eine Nacht.

Ist's besser nicht, als in des Schlummers Räumen,
Sie wach am Pult, doch schöner, zu verträumen?

So träum' ich oft, und hab' der Träume viele
Mir aufbewahrt für eine bessre Zeit;
Es kommt zu nichts mit dem Gedankenspiele,
Mit dieser selbstgefäll'gen Eitelkeit;
Wer wird nach Herzen in Journalen schauen?
Man liest sie nur, um leichter zu verdauen!

Gib ihnen, was dir aus dem tiefsten Herzen
In einer Stunde seltnen Glückes quoll;
Gib ihnen echte Freuden, echte Schmerzen,
Der wärmsten Liebe reinsten Jubelzoll;
Ja gib, was, wenn's Anakreon*) gesungen,
Durch Menschenalter hätte fortgeklungen; —

Sie werden sitzen um den Tisch beim Glase,
Das Zeitblatt fassen sie mit krampf'ger Hand,
Durchblättern's, rümpfen die bebrillte Nase,
Was Unverständ'ges murmelnd von Verstand,
Bis sie zum Schluß nach mancher Phras' und Note
Ein Wortspiel machen, oder eine — Zote.

Wer, lieber Freund, erfaßt von diesem Bilde,
Zerbräche nicht die Schranken der Geduld?
Es ist das Herz mit seiner Kraft und Milde,
Um dessen Gunst die scheue Muse buhlt;
Wo sie bemerkt, man will sie nicht verstehen,
Da wird sie rot und wendet sich zum Gehen.

Sprich, trätest du, die junge Braut am Arme,
Wohl gern in einer Schenke Lärm und Dampf?
Und kostet' es, umtobt vom lauten Schwarme,
Mit ihr zu tändeln, dir nicht schweren Kampf?
Ja, überströmte bei dem tollen Schalle
Dir nicht vor Unbehaglichkeit die Galle?

Nein, willst du schwärmen mit der Treuerkornen,
So tu's in trauter, stiller Einsamkeit:
Der Stunden süßeste sind die verlornen,
Die man der Teuren fern von Lauschern weiht!
Man mag davon aufreden wie im Traume,
Doch nicht es ausschrein in unheil'gem Raume!

---

*) Der berühmte griechische Lyriker (6. Jahrhundert vor Chr.), dessen Gedichte die Liebe, die Freundschaft und den Wein besingen.

Fünfte Lese.

Ich weiß nicht, was es soll bedeuten,
Es ist mir wahrlich selbst nicht lieb:
Denn stimm' ich noch so hell die Saiten,
So klingen sie zuletzt doch — trüb!

I.

Die Warnung.

Ein Jüngling saß mit düstren Mienen
In grüner Gräber Mitte da,
Als wär' er heimisch unter ihnen,
Und kein Gedank' als Tod ihm nah.

So war's auch, und mit schnödem Lächeln
Senkt' er sein Haupt zur Erd' hinab,
Als wünscht' er, daß des Westes Fächeln
Schon hinzög' über seinem Grab.

Ist er denn krank? — Noch färbt ja Leben
Sein zartgerötet Wangenpaar.
Doch seine Krankheit ist sein Streben:
Denn was er will, ist ihm nicht klar.

Er könnte froh sein, und will trauern,
Er könnte lieben — ach! und haßt,
Er muß die schöne Welt bedauern,
Und lächelt mancher Schmerzenslast.

Er schilt gering, was er verloren,
Und härmt sich über eitlen Tand;
Zum Leide klagt er sich geboren,
Und zürnt, daß er kein Leid noch fand.

Der Gute dünkt ihm zu viel Engel,
Der Sünder zu viel Teufel ihm,
So schmäht auf Tugenden und Mängel
Sein Herz mit gleichem Ungestüm.

Was also will er? — Sterben, sterben,
Verlassen diese Welt voll Schein,
Im Tode Ruhe sich erwerben,
Und nicht sein, um beglückt zu sein.

„O komm,“ so ruft er, „komm, du größter
Von allen Engeln Gottes, komm!
Lösch aus ein Licht, du stiller Tröster,
Das nur sich selbst zur Qual entglomm!“ —

Da schallt ein gräßlich gellend Lachen
Den Friedhof schauerlich entlang,
Und dumpfe Geisterkläng' erwachen,
Wie weit entfernter Grabgesang.

Und fieberhafter Schauer zittert
Durch flüsternd Fliederlaub heran,
Und fahl, wie wenn's von fern gewittert,
Färbt mattes Licht den Gräberplan.

Und eine Hand wie Eis erhebet
Von rückwärts sanft des Jünglings Kinn;
Er dreht, von wildem Schreck durchbebet,
Starr nach der Hand das Antlitz hin.

Und wie er aufblickt, glotzt von oben,
Wie Glühwurmschein auf einem Grab,
Gigantisch über ihn erhoben,
Ein grinsend Beingesicht herab.

Und aus dem offnen Knochenmunde
Wie Vampirlaut aus dumpfer Gruft,
Hallt's, mit dem Schlag der Geisterstunde,
Hohnlachend durch die schwüle Luft:

„Tor, sieh, da bin ich, den du rufest!
Warum knickt deine Mannheit ein?
Ich bin's, der Engel, denn du schufest, — —
Doch ruhig, — mich verlangt nicht dein!

Ich bin kein Sklave, der erscheinet,
Wenn tolle Laun' es herrschend will;
Gebannt nicht, noch herangeweinet,
Wann's mir geboten, komm' ich still.

Dahier in meiner Brust von Knochen,
Da steht's geschrieben unsichtbar:
Was von mir sein soll abgebrochen,
Und was verschont von Jahr zu Jahr.

Und wie's nicht Winter ist zu nennen,
Wenn Blumen knickt der Sense Schnitt,
Kann ich's als mein Werk nicht erkennen,
Wenn mich der Mensch bei sich vertritt.

Du, Fant, willst reif sein schon zum Tode,
Schon reif sein jetzt, unsel'ger Tor?
Wie manche Lebensperiode
Steht, eh' du reifst, dir noch bevor!

Glaubst du, weil ich oft Kinder mähe,
Weil ich oft Länder leer' im Flug,
Der tolle Wunsch nach meiner Nähe
Geb' auch auf mich schon Recht genug?

Du mußt mich lebend erst verdienen,
Mit Leid und Lust, mit Freud' und Pein;
Ich bin kein Knecht trübsel'ger Mienen,
Erkauft, erfröhnet will ich sein!

Du mußt noch irren, mußt noch kämpfen,
Noch keuchen unterm Erdenjoch,
Mußt Wünsche zügeln, Lüste dämpfen,
Mußt lieben und mußt hassen noch.

Mußt kennen lernen die Dämonen,
Die licht und schwarz durchs Leben gehn,
Mußt lang' nach bessren Regionen
Mit ungestillter Sehnsucht sehn.

Und wenn du erst geliebt das Leben,
Und seinen tiefen Sinn erfaßt,
Dann komm' ich, dir die Hand zu geben,
Dann hol' ich dich als würd'gen Gast!"

So scholl's, da war der Spuk zerstoben,
Und reglos lag der Jüngling dort;
Erst als der Morgen sich erhoben,
Schlich er vom Friedhof sinnend fort.

Doch bleich blieb sein Gesicht, als habe
Vom Lenzrot es nicht viel verspürt; —
Das kam von jener Hand am Grabe,
Die warnend ihm das Kinn berührt.

Selbst ist der Mann.

In deinem tiefsten Herzen
Bestelle dir dein Haus,
Dort breite deine Schmerzen
Und deine Freuden aus;
Dort kann kein Spott dich äffen,
Dort kann kein Neid dich treffen,
Dort ruf': Juhe! und Ach!
Ob Frieden drinnen hause,
Ob Hader drinnen brause, —
Was fragt die Welt danach?

Nahm Liebe dich gefangen,
So gib dich gläubig hin;
Du hast noch rote Wangen,
Du hast noch frischen Sinn;
Doch zeige nicht dem Volke
Der Stirne düstre Wolke,
Sonst nennt das Volk dich schwach;
Das mag für deine Augen
Und noch zwei andre taugen, —
Was fragt die Welt danach?

Wenn dir ein Freund geworden,
Der treu dein Leben schützt,
Und wenn auch keinen Orden,
Doch wohl ein Herz besitzt,
Laß ja nicht laut es werden:
Die Freundschaft ward auf Erden
Zum Märchen schal und flach;
Bleib ihm zu allen Stunden
Im Leben treu verbunden, —
Was fragt die Welt danach?

Schriebst du ein Liedchen fertig,
Das dich vom Herzen freut,
Hast, Mitgefühls gewärtig,
Du's in die Welt gestreut,
O hoffe nicht viel Rosen
Von so viel Seelenlosen,
Ihr Acker liegt zu brach;
War's dir zum Trost gesungen,
So ist es nicht verklungen, —
Was fragt die Welt danach?

Tu alles Gott zu Liebe,
Nicht um den Dank der Welt,
Und wenn dir nichts auch bliebe
So bist du wohl bestellt!
Und geht es einst zu Ende,
So falte fromm die Hände,
Nicht aller Trost erblich:
Denn sollt' auch keiner klagen,
Und niemand nach dir fragen,
Dein Gott fragt doch um dich!

II.

Der gejagte Jäger.

Das geht durch Dorn und Ranke, durch Wald und Schlucht in Hast, –
Du junger Alpenjäger, so gönne dir doch Rast!
Das Wetter ist nicht günstig, was klimmst du denn empor?
Meinst du, die Gemsen machen sich dir zulieb hervor?

Dem jungen Jäger aber liegt nicht die Jagd im Sinn,
Er starrt mit trüben Augen gar seltsam vor sich hin,
Er schlendert an den Klüften, wovor selbst Jägern graust,
Ganz schwindellos vorüber, sein Stutzrohr in der Faust.

Den Aar in hohen Lüften, sonst ein willkommen Ziel,
Er läßt ihn ruhig kreisen, — es gilt ein andres Spiel;
Heut' ist nicht er der Jäger, heut' wird er selbst gejagt,
Gejagt von Kupp' auf Kuppe, bis ihm die Kraft versagt.

Die Jäger sind die Schwüre, die ihm die Sennin schwor,
Die Jäger sind die Stunden, die er an sie verlor,
Die Jäger sind die Küsse, die sie nicht ihm vermeint,
Die Jäger sind die Tränen, die sie nicht ihm geweint.

Ein lustig Jägervölkchen, für einen Leu genug!
Sie hetzen ihn verspottend bis vor zum letzten Bug,
Zum Rand, wo kein Entkommen, wo kein Besinnen gilt, —
Da steht er nun, umzingelt, ein mattes, armes Wild.

Was kümmert ihn die Wolke, die fast sein Haupt berührt,
Was kümmert ihn das Wetter, das sie mit sich geführt,
Ihr Prasseln und ihr Sausen und ihrer Blitze Strahl?
Sein Auge starrt hinunter, hinunter nur ins Tal.

Dort steht sie noch, die Hütte, das Fenster glänzt noch dort,
Das klirrte manchem Pochen, das lauschte manchem Wort;
Das Pochen war vergebens, das Wort war leere Spreu, —
Er hat die Treu' gehalten, doch sie vergaß der Treu'.

Jetzt regt sich was vorm Hüttchen, — sie ist's, — sie muß es sein, —
Da hüllt der Nebel sinkend ihm Tal und Hüttchen ein,
Da faßt er wild die Büchse, drückt fest ans Herz den Lauf:
„Glück auf, beglückter Freier! Herzliebchen, schau herauf!"

Und plötzlich senkt die Wolke sich berstend niederwärts,
Ein Strahl, — der Jäger taumelt, — der Strahl fuhr ihm durchs Herz —
So fanden ihn die Jäger versengt vom Flammenkuß;
Des Himmels Blitz ersparte dem einen bösen Schuß.

Fischers Abendlied.

Da drüben am Ufer
Da stehet ein Haus,
Da blickt oft zum Fenster
Ein Mägdlein heraus.
Das nickt mir vom weiten
Gar innigen Gruß,
Dem schick' ich manch Küßchen hin
Über dem Fluß.

Und bist du auch ferne,
So weiß ich es doch,
Du denkst vorm Entschlummern
Des Fernen auch noch,
Und träumst dich ans Ufer,
Und schickst mir zum Gruß
Der Träum' allerlieblichsten
Über den Fluß!

Schon tönt von den Bergen
Das Abendgeläut, —
O Mägdlein im Hause,
Wo weilst du denn heut'?
So bleibt denn vergebens
Mein Schaun und mein Gruß?
Vergebens mein ‚Gute Nacht'
Über den Fluß?

Bald, bald wird das Glöcklein
Dir läuten ins Haus;
Dann schmück' ich den Hut mir
Mit Band und mit Strauß,
Und spring' in den Nachen
Mit jauchzendem Gruß,
Und hol' als mein Bräutchen dich
Über den Fluß!

III.

Der tote Soldat.

The most precious tears are those, with which
Heaven bedews the unburied head of a soldier.
O. Goldsmith.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter, vergessner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallnen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Träne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendrot,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist tot!"

Da sitzt eine weinende Mutter,
Und schluchzet laut: „Gott helf!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, toten Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Tränen
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Hagelschlag.

Vor dem Felde steht der Landmann
Mit gekreuzten Armen da:
„Ach wie schön noch heute morgens,
Reicher Segen, fern und nah;

Grün und fett die jungen Halme,
Hoffnungsreich, ein Augentrost,
Bis der Mittag kam, der schwüle,
Bis der Hagelschlag getost!

All' die Halme nun erschlagen,
All' die Hoffnungen nun Staub,
Und ein ganzes Jahr voll Sorgen
Einer Viertelstunde Raub!

Und da soll der Mensch nicht hadern,
Soll nicht weinend stehn, wie ich?
Soll nicht Schweiß und Fleiß verschwören,
Schicksal, grollen nicht auf dich?!" —

— Und zum Landmann trat ein Pilger,
Der ihn also hört' und sah:
„Sprich, du, dessen Saat zerschlagen,
Sprich, wie meinst du, steh' ich da? —

Tausend Saaten, wie die deinen,
Lang' erwarteter Ertrag,
Freilich nur gesät im Herzen,
Traf mir schon der Hagelschlag.

Saat ist Pflicht, doch Glück ist Ernte;
Tausend Saaten ohne Glück!
Armer, auf den ärmren richte
Deinen tränenfeuchten Blick!" —

Und der Landmann hört den Pilger,
Zieht ein lächelnd Spottgesicht;
Weil er nicht die Saat kann sehen,
Glaubt er an den Hagel nicht.

IV.

Nach einem Jahre.

Vorm offnen Schranke steht die junge Frau,
In ihrem Auge schimmert süßer Tau.

Welch bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, Bänder, seidne Flitterzier! —

Wo ist das Kindchen, das sie schmücken will? —
Noch schläft es unterm Mutterherzen still.

Allein die Mutter sieht es schon vor sich,
Das holde Püppchen zart und inniglich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein
Sich Köpfchen, Leib und Füßchen schon hinein.

Sie schmückt's im Geist mit Band und Flitter aus,
Wie ihres Lebens schönsten Blütenstrauß.

Und was erst Traum, bald ist es Wirklichkeit:
O Mutterschaft, du süße Maienzeit!

Doch jede Maienwonn' ist wandelbar,
Und vieles ändern kann — ein kurzes Jahr. —

Vorm offnen Schranke steht die blasse Frau,
In ihrem Auge schimmert herber Tau.

Welch bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, — doch nicht Band, nicht Flitterzier

Wo ist das Kindchen, das sie schmücken will? —
Ach Gott! das schläft schon in der Erde still.

Allein die Mutter sieht es noch vor sich,
Das arme Würmchen, wie es leis' erblich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein
Noch Köpfchen, Leib und Füße sich hinein.

Nur Band und Flitterzier sind nicht mehr da: —
Mit diesen schmückte sie den Sarg ihm ja.

Vorbereitung.

Wenn so mit allen seinen Schauern
Der Winter saust durch Feld und Hain,
Wenn Ströme stocken, Bäume trauern,
Es ist ein freudlos ödes Sein.

So ganz verwandelt, kaum zu kennen
Die rings entblütete Natur,
Das Leben — Leben kaum zu nennen,
Auf Erden — kaum der Erde Spur.

Und alle Farben — wie zerronnen
In totes Weiß, in mattes Grau,
Die Sonn' — in Nebel eingesponnen,
Nicht Wärme, nicht Gesang, nicht Tau.

Wenn das auf einmal so geschähe,
Unvorbereitet, über Nacht,
So daß man tot am Morgen sähe,
Was abends lebhaft noch gelacht;

Wenn's plötzlich aus den Wolkenschichten
Hereinbräch' über Lenz und Licht; —
Ein Anblick wär' es zum Vernichten,
Die Menschen überlebten's nicht.

So aber ist's ein leis' Entfärben,
Ein langsam Welken und Vergehn,
Ein gnädig Mahnen an das Sterben,
Das wir in tausend Bildern sehn.

Da sinken reif die goldnen Ähren,
Da tropft vom Baum die volle Frucht,
Da weint der Himmel kühlre Zähren,
Da jagt das Laub in schnellrer Flucht.

Da ziehn die Vögel nach dem Süden,
Und Farb' um Farbe wird verwischt,
Bis in allmählichem Ermüden
Zuletzt das Leben still erlischt.

Das ist des Himmels gnäd'ge Leitung,
Er stürmt nicht wild und grausam drein,
Er weiht durch leise Vorbereitung
Das Herz zu jedem Bittren ein.

Er sprengt uns einzeln Wermutstropfen,
Eh' er den Strom der Leiden schickt;
Er läßt zum Spiel die Pulse klopfen,
Eh' er den Dolch der Prüfung zückt.

Er macht die Lippen lebenssatter,
Bis sie des Kelches fast verdrießt;
Er macht das Aug' uns matt und matter,
Bis es zuletzt sich gerne schließt.

V.

Der Skalde.

„Muß ich's denn immer hören, wohin mein Fuß auch eilt,
Wie sich ins Lob der Dänen der Skalde mit mir teilt?
Wo meinen Namen sie nennen, dort nennen sie seinen auch,
Sie jubeln ihm entgegen, wie's gegen uns der Brauch.

Ich leite von den Asen*) mein unentweiht Geblüt;
Was ist der Skald'? Ein Dichter, hat nichts als sein Gemüt! —
Ich strecke den goldnen Zepter hinaus bis in die Flut;
Sein Reich ist seine Laute, — was er ersingt, sein Gut.

Ich mag's nicht länger dulden, daß man ihn mir gesellt,
Ein toller Mißbrauch ist es der kindgewordnen Welt!
Entweder soll er schweigen, — wo nicht, so lehr er's mich;
Ich will's den Leuten zeigen, kann er's, so kann's auch — ich!"

Der König Frotho ruft es, der Skalde naht dem Thron,
So stolz und so bescheiden, ein echter Liedersohn.
Zum Lied die Laute stimmend, wie Sängerbrauch es ist,
Begrüßt er seinen König, der lang' und ernst ihn mißt.

„Du also bist der Meister, den ich beneiden muß,
Der alles mit mir teilet, der Dänen Gunst und Gruß?
Ich aber sag' dir, Skalde, stell du dein Singen ein,
Was mir allein gebühret, das fordr' ich auch allein!" —

„Herr," spricht der Skalde ruhig, „ich beuge mich vor dir;
Doch, wann ich lebe, zu schweigen, das, Herr, steht nicht bei mir!
Du kannst mit dem Pfeil wohl schießen den Vogel aus hoher Luft,
Doch, wann er lebt, nicht hindern sein Lied, wenn der Lenz ihm ruft.

Und wenn der Vogel blutend zu deinen Füßen sinkt,
Du kannst es auch nicht wehren, daß manche Trän' ihm blinkt;
Kannst nicht sein Lied verbannen aus jedes Menschen Ohr:
Man schätzt das Schöne noch höher, sobald man es verlor!" —

---

*) Göttergeschlecht der nordischen Mythologie, dem Odin, Thor, Baldur u. a. Götter angehörten.

Nachdenkend hört es Frotho. — „Es mag so," spricht er, „sein;
Will dir dein Singen gönnen, nur sollst du's nicht allein!
Zuvortun soll mir's keiner; der, den man rühmt, sei — ich,
Im Liede, wie im Kampfe! Drum komm und lehr es — mich!"

Fast muß der Skalde lächeln, er schickt getrost sich an;
Bald lernte Frotho fühlen, daß er's nicht lernen kann.
Und immer lauter schallen, wie Hohn, aus des Volkes Chor
Des Skalden mächtige Lieder in seine Burg empor.

„Ha, Bube," ruft er wütend, — „Neid ist es, Neid von dir,
Du willst es mich nicht lehren, — nimm hier den Lohn dafür!" —
Er stößt ihm den Dolch ins Leben, des Skalden Auge bricht: —
Er konnte den Dichter töten, doch dichten konnt er — nicht.

Männerwaffen.

Nie ohne Waffe sei der Mann!
Ich meine nicht das Schwert,
So sehr es ihn auch ehren kann,
Wenn er es selber ehrt.
Doch andre Waffen gibt es noch
Von Gott ihm umgeschnallt,
Die leihn ihm selbst im Sklavenjoch
Beherrschende Gewalt.

Solch eine Waff' — es ist sein Geist,
Der ruhig klare Sinn,
Der alles Niedre von sich weist,
Gekehrt zum Höchsten hin;
Der, wenn des Schicksals Druck ihn preßt,
Ein Fels, entgegenstarrt,
Nicht haarbreit von dem Rechten läßt,
Und treu sich selbst beharrt.

Solch eine Waff' — ist sein Gefühl
Sein volles, warmes Herz,
Verschlossen eitlem Tränenspiel,
Geöffnet wahrem Schmerz.
Das echter Freude gern sich freut,
Und echte Liebe liebt,
Und selbst für alle Herrlichkeit
Nicht einen Gram vergibt.

Solch eine Waff' — es ist sein Wort,
Das Echo seines Sinns,
Ein festes Schloß, ein sichrer Hort,
Kein Spielball des Gewinns.
Zur rechten Stund' am rechten Platz
Da hält es ehern stand,
In armer Zeit ein reicher Schatz,
Und bessrer Zukunft Pfand.

Das sind die Waffen, die der Mann
Zu führen wissen soll,
Mit diesen kämpf' er furchtlos an,
Gerechten Stolzes voll.
Die leg' er im Gefecht der Welt
Nie eingeschüchtert ab,
Die nehm' er, als ein echter Held,
Einst mit sich in das Grab!

VI.

Kunst und Natur.

(1564.)

„Auf, Improvisatore! Welch Gesicht
Für einen Dichter? Schämt Ihr Euch denn nicht?
Was soll die flaue Regenwettermiene?
Was soll im Arm die stumme Mandoline,
Bei so viel Lenzesklang und Lenzeslicht?
Vom Blütenbaum soll's Euch Sonette regnen,
Euch soll der Bach, der unter Ulmen rauscht,
Als eine flüss'ge Elegie begegnen;
Die Sonne, die durchs Laub verstohlen lauscht,
Mit Liederscherz Anakreons Euch segnen;
Der Vogel, der sich sonnt im Frühlingsschein,
Euch eine leibgewordne Hymne sein,
Und was da webt im Himmel und auf Erden
Euch zur Ottav' und zur Kanzone werden!"

Zu Sylvio Antoniano spricht's
Die Herzogin, huldlächelnden Gesichts.
Doch was ein Lächeln ist um ihren Mund,
Tut bald bei jenen, welche sie umgeben,
Als hämisch Flüstern und als Spott sich kund,
Berechnet nicht, des Dichters Mut zu heben,

Nein, zu bewitzeln seines Schweigens Grund.
Und halb ermuntert durch den Scherz der Huld,
Und halb durch Spott gereizt zur Ungeduld,
Verneigt der Dichter sich und spricht bescheiden:
„Erhabne Herrin, fühlend meine Schuld,
Muß ich den Dornstich, wie die Bolzen leiden;
Doch ist's nun einmal Dichter-Mißgeschick:
Denn unser Meister ist der Augenblick.
Versetzet uns in einen Hain der Feen,
Wo Balsamdüfte sinnbezaubernd wehen,
Wo goldnes Licht von allen Zweigen träuft,
Wo Nektarfrucht an allen Ästen reift,
Wo auf der schönsten Blumen Glanzgewimmel
Herniederlacht ein blaukristallner Himmel,
Wo Nymphen sich im Reigen fliehn und haschen,
Wo Sphärenmelodien uns überraschen,
Wo alles rings, was Aug' und Ohr genießt,
Nicht Stoff, nein selbst vollkommne Dichtung ist, —
Kommt nicht der Augenblick, den Kampf zu schlichten,
Wir werden schaun, genießen, doch nicht — dichten.
Das läßt sich nicht beschwören und nicht locken,
Man sieht's nicht fern, dann näher, endlich nah,
Es überkommt uns plötzlich, süß erschrocken
Empfinden wir's, — ein Blitz, und es ist da.
Ein Formenspiel mag dem Verstand gelingen,
Doch das Gedicht muß die Minute bringen,
Drum wenn es, Herrin, Euch an dem genügt,
Was wortgewandt die Sprache künstlich fügt,
So wollt die Aufgab' immerhin mir bringen,
Wenn's auch nicht zündet, nun, so wird's doch klingen!"

Nachdenkend steht die Herrin, — horch! — ein Schall
Im nahen Busch. — „Ich hab's! — Die Nachtigall!" —
„„Die Nachtigall!"" so wiederholt er leise,
Nimmt ernsten Blicks das Saitenspiel zur Hand,
Und sucht dann mit dem Aug' den Gegenstand,
Dem Stimm' und Laute tönen soll zum Preise.

Auf eines blühnden Mandelzweiges Rand
Wiegt sich der kleine Vogel, grau und schlicht,
Des Frühlings unscheinbarstes Festgedicht,
Und blickt, nur prüfend erst der Kehle Ton,
So stolz herab von seinem Blütenthron,

Als wüßt' er schon, daß huld'gend ihm die Musen
Ein Lied bereitet in verwandtem Busen.

„Dich," so beginnt, zur Nachtigall gewandt,
Der Dichter, während durch der Laute Saiten
Zu sanftem Vorspiel seine Finger gleiten, —
„Dich soll ich singen? — Bleib! o bleib, gebannt
Durch meiner Töne Flehn, an diesen Ort,
Und gieße deinen Wohllaut in mein Wort,
Und lehre mich dein traurig Schicksal künden,
Damit die Menschen es begreiflich finden,
Weshalb so menschlich deine Klage klingt.

Ein Mädchen warst du einst, so sagt die Mythe,
Pandions Tochter, Tereus' Schwägerin;
Mit ihm, der insgeheim für dich erglühte,
Zogst arglos du zu seiner Gattin hin,
Zu Progne, deiner Schwester; da vergaß
Der arge jede Scheu und jede Schranke;
Und da der Untat quälender Gedanke
Ihm wie ein Geier an der Seele fraß,
So riß, damit dein Mund sie nicht erzähle,
Riß er die Zung' — o Graus! — dir aus der Kehle.
Doch auch der stumme Schmerz hat seine Sprache,
Dir ward ein Trost, ihn traf der Götter Rache.*)
Dir ward ein Trost; von deinem Leibe glitt
Das blut'ge Menschenkleid wie Zunder nieder,
Fort schwangst du dich auf wiegendem Gefieder,
Und eins, dein menschlich Herz, nur nahmst du mit.
Dir ward ein Trost: du darfst seit jenen Tagen
Dein Leid der Welt im Liede rührend klagen,
Darfst, Mensch im Vogel noch, wie du's gewesen,
In jedem Menschenaug' dein Echo lesen;
Darfst zu dem Paar, das jeden Zeugen scheut,
Hinsetzen dich in Waldeseinsamkeit,
Und, nimmer fürchtend, seinen Schwur zu stören,
Durch Kuß und Seufzer dich gepriesen hören;
Darfst dem Gefangnen in den Kerkertod
Den Lebensgruß der Lieb' und Freiheit senden.
Und wenn dereinst die Erdennacht wird enden,

*) Der griechischen Mythe zufolge soll sich Philomela gerächt haben, indem sie gemeinsam mit ihrer Schwester Progne den Sohn des Tereus, Itys, tötete und ihn dem Vater zur Speise vorsetzte. Progne wurde in eine Schwalbe verwandelt.

Und schon hereinflammt ew'ges Morgenrot,
Nicht einen Engel braucht es auf den Hügeln,
Um mit Posaunenton sie zu entsiegeln,
Der Himmel schicke dich, o Nachtigall!
Dein Lied, wie Nachklang längst verwundner Leiden,
Dein Lied, wie Vorschmack nie empfundner Freuden,
Tön' in die Welt als Auferstehungsschall! —
Sag an, versteh' ich dich, o Nachtigall?" —

Wie fragend blickt der Sängersmann nach oben,
Und wie erwidernd stimmt der Vogel droben
Mit eins sein Lied, sein wundervolles, an.
Ein schmachtend Flöten ist es ohne Zunge,
Ein weinend Lallen; plötzlich dann im Schwunge
Wächst es empor und senkt sich wieder dann,
Und klagt wie ein in unbelauschten Tränen
Sich selbst beschwichtigendes Liebessehnen.

„Ja klage, Sängerin der Schmerzen, klage,"
Beginnt der Dichter wieder, — „du mit mir
Und ich mit dir; — antworte, wenn ich frage,
Hast du den Ton, hab' ich das Wort dafür.
Ja, laß uns wechselseitig uns ergänzen,
Vereint uns buhlen um der Schönheit Gunst,
Laß dein Juwel in meiner Fassung glänzen,
Laß die Natur wetteifern mit der Kunst!" —

Und wie der Sänger jetzt die Saiten schlägt,
Da ist's, als ob der Vogel ihn verstände;
Er sträubt sein Gefieder und regt
Die Flügel behende,
Und hebt die klugen Augen empor,
Und strömt, statt der schwülen, schmelzenden Klage,
In die er sich erst noch wie sinnend verlor,
Mit lautem, gellenden, schmetternden Schlage
Der Liebe wonnigsten Jubel hervor.

Schnell fand der Dichter auch das Wort zum Tone,
Zur jauchzenden Hymne schwillt die Kanzone,
Zum vollen Akkorde die sanfte Terz;
Laut pochet der Hörer begeistertes Herz. —

Jetzt neckisch wieder
Auf und nieder,

In rollenden Läufen, in hüpfenden Sprüngen.
Bald wie Gekicher, bald wie ein Ach,
Jetzt trillergewaltig, jetzt lispelnd schwach,
Den Takt sich schlagend mit flatternden Schwingen,
Tändelt und scherzet die Nachtigall. —
Der treue Dolmetsch deutet jeden Schall,
Und malt mutwilliger Liebe Necken,
Ihr kosend Flüstern, ihr schalkhaft Verstecken,
Ihr prüfendes Schmollen,
Ihr scherzendes Grollen,
Ihr eifernd Zürnen, ihr schnelles Versöhnen,
Des Herzens ew'gen Roman in Tönen,
So, daß wie Ton und Wort sich verschlinget,
Der Hörer zu unterscheiden zagt,
Und seinen Nachbar leise fragt:
„Ist sie's, die dichtet, oder er, der singet?"

Doch ist ihm schönrer Lohn noch vorbehalten,
Die Sängerin verstand des Sängers Walten,
Und alle Scheu ist ihr so ganz geraubt,
Daß, wie um ihren Dank ihm zu bezeugen,
Sie plötzlich, niederschwebend aus den Zweigen,
Sich singend niederläßt auf seinem Haupt,
Und aus des Dichters dunklem Lockenhaare,
Wie von der Muse würdigstem Altare,
Den Hochverwunderten zu pred'gen scheint:
„So singt die Kunst mit der Natur vereint."

Vogel und Dichter.

Vogel in dem Bauer, mußt du singen,
Wie man es dir vorpfiff manchen Tag?
Mußt die Töne kunstgerecht verschlingen,
Statt zu schlagen deinen muntren Schlag?

Mußt den Triller welscher Meister wechseln
Statt des Trillers, den dich Gott gelehrt,
Mußt den Lauf in einen Walzer drechseln,
Der als Waldlied Gott so fromm geehrt?

Mußt der Kehle süßen Schmerz vergessen
Und den heil'gen Jubel deiner Brust,
Mußt im Takte dein Adagio messen
Und nach Vierteln mäß'gen deine Lust?

Mußt den unerschöpften Schwall der Lieder,
Ihres Wechsels ew'gen Überschwang,
Kargend schnüren in ein Alltagsmieder,
Bis die Freiheit fast erlahmt in Zwang? —

Aber nicht wahr, wann die Sterne blinken,
Wann das Leben einschlief weit und breit,
Wann aufs Ohr die müden Quäler sinken,
Nicht wahr, dann beginnt erst deine Zeit?

Dann entfaltest du der Seele Flügel,
Fällst in dein Naturlied freudig ein,
Schwebst im Traum hin über Tal und Hügel,
Singst für lang' dich aus beim Sternenschein! —

Vogel in dem Bauer, sieh! dir gleichet
Hier der Dichter oft mit seinem Leid,
Wenn die Sorge lauernd ihn umschleichet,
Wenn Gemeinheit ihn zum Opfer weiht.

Ach! wie rüttelt er auch an den Stäben
Seines Käfigs, darbend manchen Tag,
Mehr nicht gebend von dem innren Leben,
Als was Flachheit eben dulden mag.

Nur die Nacht, die stille Zeit der Tränen,
Läßt er sich nicht nehmen, die ist sein;
Während seine Quäler satt sich dehnen,
Singt er rüstig in die Nacht hinein.

Da ist seine Werkstund' ihm erschienen,
Seine Freiheit, sein ambrosisch Mahl:
Muß er's hart durch Qual sich gleich verdienen,
Dies Gefühl ersetzt ein Jahr der Qual.

VII.

Gräberrosen.

Des Totengräbers Klärchen
War gar ein liebes Kind,
Fünf Sommer hatt' es eben
Und Wangen rot und lind.

Des Totengräbers Tochter
War Klärchens Mütterlein;
Sein Vater war ein Junker,
Ein Junker reich und fein.

Des Junkers Eltern aber
Die waren stolz und rauh,
Und meinten, nur die reichste
Sei auch die beste Frau.

Drum schalten sie den Junker,
Drum fluchten sie ihm gar,
Als sterbend ihm sein Bräutchen
Das liebe Kind gebar.

Und was der Fluch begonnen,
Vollendete der Tod;
Der arme Junker wußte
Nicht Rat in seiner Not.

Er gab dem Totengräber
Sein Kind samt seinem Gold,
Und sprach: „Da nimm mein Alles!
Mir zahlt der König Sold.“

Und mit den schwarzen Reitern
Da ritt er in die Schlacht,
Und von den schwarzen Reitern
Da ward er heimgebracht.

Und ward zu Grab getragen
Wohl schon am nächsten Tag,
Dicht neben jenem Grabe,
Worin sein Bräutchen lag.

Des Totengräbers Klärchen
Scheut sich vor Gräbern nicht;
Sie sind ihm nichts als Beete,
Worauf es Blumen bricht.

Es eilt zu einem Grabe,
Bricht weiße Rosen ab:
Es kennt ja nur die Rosen,
Kennt nicht der Mutter Grab.

Es eilt zum andren Grabe,
Bricht rote Rosen ab:
Es kennt ja nur die Rosen,
Kennt nicht des Vaters Grab.

Und zwischen beiden Gräbern,
Da sitzt es oft allein,
Und flicht sich lächelnd Kränze
Beim blassen Abendschein.

So spinnt durch stumme Rosen
In Kindeshänden dort
Der Eltern Einverständnis
Noch übers Grab sich fort.

Blumeneid.

Wo eine Blume wächst, dort ist ihr Boden,
Wär's nicht ihr Boden, wüchse sie nicht dort;
Sei's eine unerforschte Felsenritze,
Sei's eine unerstiegne Alpenspitze,
Es ist und bleibt ihr lieber Heimatort,
Und wann sie blühn soll, blüht sie dort vom Herzen,
Und soll sie welken, welkt sie ohne Schmerzen.

Da setzt der Mensch sie oft in fremden Boden,
Und lehrt sie blühn und welken, wann's ihn freut,
Lehrt sie zu bunten Zwittern sich verflachen,
Lehrt sie im Winter Frühlingsmienen machen,
Lehrt sie verleugnen ihre Schüchternheit,
Und fühlt sich um so lüsterner vergnüget,
Je künstlicher sie sich und ihn belüget.

Seh ich im Frei'n auf liebem Mutterboden
Vorm Treibhaus so die Wiesenblumen stehn,
So scheinen sie mir stets, halb mit Bedauern,
Halb mit Verachtung, inner diesen Mauern

Die Schar abtrünn'ger Schwestern anzusehn,
Und ihnen zuzuwehn voll bittren Leides:
„Ihr habt vergessen eures Blumeneides!“ —

„„Treu bleiben wollen wir dem Heimatboden,
Wir wollen blühn auf ihm, — wo nicht, vergehn!
Ein Sturm kann uns verstreun, ein Hagel knicken,
Ein Fuß zertreten, eine Hand uns pflücken,
Schmerzvolle Lieb' uns auf die Gräber sä'n,
Ein Bräutchen uns in seine Locken flechten, —
Wir wollen sterben — und mit niemand rechten!

Was Blum' ist, kann getrennt vom Heimatboden
Wohl welken, aber sich verleugnen nicht;
Wir wollen frei vergnügen und verschönen,
Doch nicht um Augendienst in Kerkern frönen,
Bei Ofensonnen und bei Scheibenlicht!““
„Abtrünnige, heraus aus euren Grüften!
Wie stirbt sich's süß in Gottes freien Lüften!“

VIII.

Der alte Schiffer.

Ein alter Schiffer lebt' am Ostseestrand,
Den schon der Morgen stets am Meere fand;
In stiller Sehnsucht blickt' er da hinaus,
Als wär sein Herz nur auf der See zu Haus.

Sein Herz war dort, wo ach! sein Schatz, — ein Sohn,
Der längst ihm schlief im grünen Meere schon;
Vor seinen Augen hob ins nasse Grab
Ihn eine Wog' einst aus dem Kahn hinab.

Schon flochten drunten sein gebleicht Gebein
Meerlilien mit zähen Fasern ein;
Doch in des Vaters gramzerrissner Brust,
Umwob noch keine Hülle den Verlust.

Mit einer Trommel eilt er hin zur See,
Und löst den Kahn und steuert auf die Höh',
Und schlägt, daß weithin tönt die Morgenluft,
In stillem Wahnsinn auf das Fell und ruft:

„Mein Sohn, mein Sohn! Und hörst du mich denn nicht?
O komm herauf, bevor das Herz mir bricht!
Ich setz' in meinen Kahn dich neben mich,
O komm herauf, nach Hause führ' ich dich!

Und bist du tot, so grab' ich dir ein Grab
Auf unserm Friedhof, lege dich hinab,
Und pflanze Blumen und Gebüsch umher,
Liegst doch wohl besser, als im kalten Meer!"

Er ruft und ruft, bis längst die Sonn' erblich,
Dann kehrt er um und murmelt still für sich:
„Er hat's noch nicht gehört in seinem Haus, —
Nun, morgen fahr' ich weiter noch hinaus!"

Und eines Morgens fuhr er auf die See, —
Weit — weit hinaus — viel weiter, als noch je:
Gewiß hat endlich ihn sein Sohn gehört,
Weil er am Abend nimmer heimgekehrt.

Glück und Unglück.

Wer, ein Betrachtender, so wandelt
Die Straßen einer Stadt entlang,
Dem mag es selten nur begegnen,
Daß ihm verleidet wird sein Gang.

Die Häuser stehn in blanken Zeilen,
Als wohnte nur die Lust darin,
Und unverdrossne Menschen treiben
Sich zwischen ihnen munter hin.

Man sieht hinein durch klare Fenster,
Und sieht im Innern keine Not;
Man tritt hinein zu offnen Toren
Und sieht im Hofe keinen Tod.

Man hört nicht Seufzer, hört nicht Hader,
Nicht Hilferuf, nicht Wehgeschrei,
Es ist, als ginge man behaglich
An Wohnungen des Glücks vorbei.

Und dennoch schleicht die böse Seuche,
Das Unglück, durch die Straßen fort,
Vergiftet, quält, entpresset Tränen,
Und übt Verrat und Meuchelmord.

Verliere drum die Fassung keiner:
Denn einem Acker gleicht die Welt,
Wo mitten in das Korn der Freuden
Gar manches Leideskörnlein fällt.

Heil uns, wenn noch die Saat des Glückes
So reich hienieden wächst heran,
Daß hinter ihren grünen Halmen
Das Unglück sich verstecken kann!

IX.

Das Erbstück.

Einst hatt' ein Ritter von leichtem Blut
Ein herziges Liebchen, gar treu und gut,
Er aber hatte für Treue nicht Sinn,
Und stürmte durchs Leben im Taumel dahin.

Was galten ihm Tränen? Er hielt sie für nichts,
Als Perlen zur Zierde des schönen Gesichts.
Was fragt er um Seufzer? Ihm waren sie Lust;
Sie schwellten ja lieblich die wogende Brust.

Und Schwüre zu leisten, was rührt es ihn viel?
Und Schwüre zu brechen, es war ihm ein Spiel.
Wie hold von Gestalt, so vom Herzen verkehrt:
Sein herziges Liebchen, er war es nicht wert. —

Das aber gibt den Verlornen nicht auf,
Sein Teuerstes schlägt es für ihn in den Kauf,
Für ihn nur hat es im Herzen Raum:
Und weibliche Treue, sie ist kein Traum.

Es findet nicht Ruh', es findet nicht Trost,
Es welkt wie ein Blümchen im Mainachtfrost,
Und denkt noch erbleichend und todesmatt
Des Bösen, der es verschuldet hat.

Ein silberner Becher gar zierlich und fein,
Der sollt ihm ein heiliges Erbstück sein,
Den schickt sie vom Totenlager ihm zu, —
Dann legt sie das Herz, das gebrochne, zur Ruh'.

Was kümmert der Becher den wüsten Mann?
Er nimmt ihn lächelnd, er sieht ihn nicht an,
Er stellt ihn abseit und fragt nicht danach,
Was etwa die Geberin sterbend sprach. —

Und Jahre vergehn, und kein Ritter gedenkt
Des Bechers und deren, die ihn geschenkt,
Nur manchmal noch tritt durch der Träume Flor
Ihr blasses Bild gespenstisch hervor.

Von Liebe zu Liebe mit stürmischem Sinn
Wankt taumelnd der Unersättliche hin,
Nichts kann ihn binden, nichts haftet, nichts bleibt,
Wie die Wolke, die neckend der Ostwind treibt.

Doch endlich trifft er auf seiner Bahn
Ein Weib, das hat es ihm angetan;
Ein Weib so flüchtig, so wild, wie er, —
Das schmiedet ihm Ketten, das fesselt ihn schwer.

Was all die andern gelitten um ihn,
Nun leidet er's selbst um die Siegerin;
Er wirbt und weint, er schmachtet und buhlt,
Und brüstet sich kindisch mit tändelnder Huld.

Und schmücken darf er endlich sein Haus
Und die Braut heimführen mit Saus und Braus,
Von wüsten Gesellen erfüllt sich der Saal,
Die Becher kreisen beim festlichen Mahl.

Da steht, von den Dienern geholt aus dem Schrank,
Auch der silberne Becher voll köstlichem Trank,
Der silberne Becher, das traurige Pfand, —
Schon führt ihn die Braut an der Lippen Rand.

Doch sieh! was wird sie auf einmal so blaß,
Was starrt sie hinein in das funkelnde Naß?
Was stößt sie zürnend mit wütigem Sinn
Den Becher, verschüttend, dem Bräutigam hin?

Er faßt ihn erschrocken, er starrt durchs Naß
Auf den Grund des Bechers, bald rot, bald blaß;
Denn ein Bild ist gemalt auf den silbernen Grund,
Ein bekannter Blick, ein bekannter Mund;

Bekannte Wangen so schön und bleich,
Ein Gesicht voll Vorwurf und Milde zugleich,
Darüber die Tropfen wie Tränen stehn,
Als wollten sie jetzt noch um Treue flehn.

Der Ritter sieht es wie festgebannt,
Das Erbstück birgt er verstört ins Gewand,
Und ob ihn auch krampfhaft die Braut umfaßt,
Fort stürzt er vom Mahl in verzweifelter Hast.

Das war wohl ein trauriger Hochzeitschmaus,
Die Braut flieht wütend das schmähliche Haus;
Die Gäste wandeln suchend umher,
Den Bräutigam aber fand keiner mehr.

Liebesroman.

So sehn wir uns nach Jahren wieder,
Was ging indes an uns vorbei!
Als wir das erstemal uns fanden,
Da war noch auf und über Mai.

Da gab's ein Hangen und ein Bangen,
Da ward mit Tränen nicht gespart;
Die Zukunft schwamm, ein goldner Nachen,
Im klaren See der Gegenwart.

Da praßten wir mit Hochgefühlen,
Von Glück war unsre Brust geschwellt,
Und dennoch hatten wir noch immer
Des Glücks genug für eine Welt.

An keine Lösung denkend knüpften
Wir tausend Fäden tändelnd an,
Und wähnten jeden Tag verloren,
Der ohne Kuß und Schwur verrann.

Wir setzten über Kluft und Klippe
Mit Lächeln in verwegnem Sprung;
Wir standen schwindelnd auf dem Gipfel,
Und zagten fast vor Steigerung.

Und nun — o laß uns nicht erröten! —
Was uns beseligt und beseelt,
Gleicht einem lieblichen Romane,
Dem ach! — die letzte Seite fehlt.

X.

Der blinde Greis an seine Tochter.

„Leg mir die Händ' auf meine Augen, Kind!
So — Wie das kühlt! — Sie sind so lieb, so lind,
Und jeden Pulsschlag spür' ich! Heißt das gehn!
Dagegen meiner — matt zum Stillestehn.

Einmal, es ist schon völlig nicht mehr wahr, —
Ich hatte da noch Augen hell und klar, —
Da saß ich draußen unter einem Baum,
Und blickte sinnend in den grünen Raum.

Horch! plötzlich rauscht' es hinter mir, — im Nu
Hielt mir's die Augen mit den Händen zu;
Ich kannte wohl die Hand, so lieb und lind,
Und blieb recht gern so lang' als möglich blind.

Das Mädchen war's, das deine Mutter ward,
Damals wie du so jung, wie du so zart;
Den ersten Kuß trug mein Erraten mir,
Und bald darauf war ich vereint mit ihr. —

Wenn du nun manchmal deine Hände so
Mir auflegst, macht es mich wehmütig froh;
Mir ist's, als fielen mir die Schuppen ab,
Als säh' ich sie, die längst schon ruht im Grab.

Ja, malen könnt' ich Zug für Zug sie dann,
Und eine süße Sehnsucht faßt mich an;
Zu sitzen glaub' ich unter jenem Baum,
Hinauszustarren in den grünen Raum;

Und fühl' ich deine Hände, liebes Kind,
So denk' ich mir, ich stelle mich nur blind.
Und sie verhalte nur die Augen mir,
Und bald danach würd' ich vereint mit — ihr!"

Täuschung.

Seht ihr dort die beiden Berge,
Wie sie dastehn eng vereint,
Daß beim ersten Blick das Auge
Einen nur zu schaun vermeint?

Und doch sind sie streng geschieden
Von dem Fuße bis zum Joch,
Manche Kluft mit manchen Schlünden
Gähnet zwischen beiden noch.

Seht, wie diesen Bergen geht es
Meinem Glück und meinem Ich;
Wer mich flüchtig sieht, vom weiten,
Wähnt das Glück gebannt an mich;

Wer mir aber in die Tiefen
Meiner Seele blickt, erkennt,
Welche tiefe Kluft der Schmerzen
Mein Gemüt vom Glücke trennt!

XI.

Der Skorpion.

Am Meeresstrande zwischen Lorbeerbäumen,
Vom blauen Himmel freundlich überstrahlt,
Da saß ein Liebespaar in Wonneträumen
So selig, wie man sel'ge Geister malt.

Und Nachtigallen mußten Zeugen werden,
Und Meereswellen mußten Bürgen sein,
Daß es nicht heißre Liebe gäb' auf Erden,
Nicht festre Treue unterm Sonnenschein.

Und arm an Worten, arm an all den Zeichen,
Womit der Mensch sich Irdisches vertraut,
Abwechselnd mit Erröten und Erbleichen,
Sank an des Jünglings Brust die holde Braut.

Und wie sie sich gesenkten Haupts entwindet,
Fällt eine Trän' aus ihrem Aug' aufs Grün;
Dem Blick der Lieb' entging sie nicht, er findet
Bald ihre Spur und sieht sie flimmernd glühn.

„Du Perle," ruft der Jüngling, „Demanttropfen,
Freiwill'ge Bürgschaft, sei du mir ein Pfand,
Daß so wie jetzt die Herzen treu uns klopfen,
Sie treu sich bleiben bis ins beßre Land!" —

Was kann so großes je die Lieb' ersinnen,
Daß Lieb' es nicht gewährt' als Kleinigkeit? —
Drum schifft der Jüngling einst getrost von hinnen,
Und findet Glück selbst in der Trennung Leid.

Strahlt doch die Träne, die ihr dort entsunken,
Ihm überall voran als leitend Licht! —
So flieht ein Jahr, — heimkehrt er, wonnetrunken,
Mit Hohn belächelnd, was die Kunde spricht.

„Sie ward dir untreu!“ flüstern ihm die Wogen,
Und „untreu“ blinken ihm die Sterne zu,
Die Lorbeern säuseln ihm: „Sie hat gelogen!“
Die Weste wehn es, — doch er bleibt in Ruh'.

Er sieht sie selbst an fremdem Arme wallen,
Sieht sie erröten, ihrer Schuld bewußt; —
Er glaubt es doch nicht: Sterne können fallen,
Doch nimmer wankt das Herz in treuer Brust.

Zum Strand hin eilt er, zu den Lorbeerbäumen,
Auf die der Himmel düster niederschaut,
Zur Rasenbank, wo einst in Wonneträumen
Ihm treue Lieb' ihr süßes Pfand getaut.

Der Lorbeerhain erbraust, die Wogen schallen,
Die Möven kreisen wild mit heisrem Ton,
Und wo des Mädchens Träne hingefallen,
Liegt jetzt im Gras — ein ekler Skorpion.

Die letzte Schwalbe.

Oft meint' ich, die letzte Schwalbe sei's,
Die da verspätet geblieben;
Bald würde sie durch Schnee und Eis
Empfindlicher weggetrieben.

Und dennoch war es die letzte nicht,
Am andern Morgen da klang es,
Und grüßte das laue Sonnenlicht,
Vielstimmigen muntern Gesanges.

Und manche Schwalbe flog noch zu,
Und mancher Tag war noch heiter,
Und spät erst scheuchte die Winterruh'
Das mailiche Völkchen weiter. —

Oft meint' ich, es sei das letzte Lied,
Was meinen Lippen entquollen,
Und dachte, daß weil der Frühling schied,
Die Lieder verstummen sollen.

Doch kaum daß eines erklungen war,
Da kamen gar manche wieder. —
Es ist noch gute Zeit im Jahr:
So klingt denn, so klingt denn, ihr Lieder!

XII.

Eine Konzertszene.

Wie heißt der Raum, wo, Mann an Mann gepreßt,
Die Masse sich zum Knäuel ballen läßt;
Wo jede Kraft des einzelnen verschwindet,
Wo sich der Stoß, der traf das erste Glied,
Elektrisch durch die ganze Kette zieht,
Daß auch das letzte dumpf ihn mitempfindet;
Wo sich empor zur Stirn, die Tropfen sprüht,
Die festgeklemmte Hand umsonst bemüht;
Wo matter stets der Fuß sich streckt und hebt,
Bis er des Halts beraubt in Lüften schwebt.
Wie heißt der Raum? — Ein Sklavenschiff vielleicht?
Wo eingepfercht in fauler Brettertruhe,
Voll blödhinbrütender Verzweiflungsruhe,
Ein Negerstamm dem Tod entgegenkeucht? — —
Wie, Sklaven? — Könnte sein — doch schwarze nicht,
Auch keuchen sie entgegen nicht dem Tode;
Nur Sklaven sind's und Sklavinnen der Mode,
Und lebenslustig glänzt ihr Angesicht.
Und tausend Kerzen streuen ihren Schimmer,
Zurückgespiegelt von Demantenflimmer,
Verschwenderisch längs Wand und Wölbung aus, —
Unheil'ge fort! — Dies ist der Musen Haus.

Schon tritt aus ihrer Priesterinnen Chor
Die lieblichste voll ernster Weihe vor,
Und läßt gewaltig durch die stillen Hallen
Des Dichters Wort von stolzer Lippe schallen.
Es freut sie, Trägerin des Werks zu sein,
Das, anspruchslos erdacht beim Lampenschein,
Durch sie nun darf den Weg ins Leben finden,
Um in der Brust von Tausenden zu zünden. —
Es zündet aber nicht! Wohl sind die Hände
Nicht allzukarg, wohl schallt als Lobesspende
Dem deutschen Lied ein welsches „bravo" nach,
Doch ihr nur, die, — nicht jenem, was sie sprach.
Almosen ist es, nicht Begeisterung,
Nur Mitleid mit dem Schoßkind, das den Schwung
Der Flügel sich durch plumpen Ballast lähmte,
Und schnöden Kies mit lautrem Gold verbrämte.
Ob hie und da ein schönes Auge leuchte,

Und mit verstohlner Träne sich befeuchte,
Ob hie und da ein Herz bewegter schlage,
Ob hie und da ein einzelner sich frage,
Warum, was ihm die Seele süß bezwingt,
An tausend Ohren wirkungslos verklingt. —
Ein Mißgriff ist's, — hier gilt nicht solcher Brauch,
So wie der Götze, so das Opfer auch.

Da öffnet sich das Tor zum zweitenmal, —
Der Tonkunst Liebling schreitet in den Saal,
Und blickt umher, und wirft sich in die Brust,
Und lächelt süß und harrt, bis sich die Lust,
Ihn nur zu sehn, in laute Wonn' ergießt,
Und vor der Saat ihm schon die Ernte sprießt.
Doch horch! — wohl schallt ihm warmer Gruß entgegen,
Ein Willkomm, — doch kein Jubel, kein Orkan!
Er steht und staunt, ungläubig und verlegen;
Ihm — nur ein Gruß? — Wer hat ihm das getan?
Doch sei's, — er kann's erobern, kann's erzwingen,
Und wenn er will, so muß es ihm gelingen.
Er singt, so sang er nie, so mild, so stark,
Nachzittern seine Tön' im tiefsten Mark;
Im leisen Ach, in schmachtend sel'gen Blicken
Verrät sich ihm der Lauschenden Entzücken.
Was Laun' ihm vorenthielt, er hat's erkämpft,
Und triumphierend harrt er des Tributes.
Und wieder schallt's, doch wieder, wie gedämpft,
Ja schüchtern fast, wie bar des frohen Mutes,
Der seine Lorbeern frei und ganz verschenkt,
Und nichts für andre zu ersparen denkt.
Für andre sparen? — Sänger ahnst du's nun?
Zieh dich zurück, laß deinen Ehrgeiz ruhn;
Ein Nam' erst ist es, welcher dich entthront,
Ein Stern, verkündet erst am Horizont!
Zieh dich zurück, bevor er aufgegangen,
Bevor die längst Erwartete sich zeigt,
Die Kunstheroin, der sich voll Verlangen
Ein Weltteil schwärmerisch entgegenneigt.
Zieh dich zurück, und räum' ihr deinen Thron:
Die Mod' hat reichen, doch nicht ew'gen Lohn.

Da öffnet sich das Tor zum drittenmal, —
Die Geig' in zarten Händen naht ein Knabe,
Der fremden Armes sich bedient zum Stabe,

Denn ach! ihm fehlt der Augen lichter Strahl;
Dafür hat ihm Natur für seine Nacht
Ein Fünkchen Kunst im Herzen angefacht,
Ein leichtgefährdet Flämmchen, kurz von Dauer,
Doch ihm sein einzig Licht in Not und Trauer.
Hier will er's leuchten lassen vor der Welt,
Ein Belisar der Kunst, dem als beredter
Fürsprecher sich das Mitleid beigesellt.
Schon hat die heimliche Magie der Bretter,
Der weltbedeutenden, sein Herz erfaßt,
Durch seine Finger zuckt's in wilder Hast,
Die Brust arbeitet, seine Lippen beben,
Den toten Augenstern durchströmt's wie Leben.
Er spricht durch Tön', er weint, er lacht, er malt,
Er sieht, sieht mehr, als all' die andern sehen,
Sieht eine Zauberwelt vor sich entstehen,
Aus der ihm Himmelslicht entgegenstrahlt,
Und Märchen sind's aus dieser Zauberwelt,
Was er dem Volk auf seiner Geig' erzählt. —

Da plötzlich läuft ein Flüstern durch die Hallen,
Der Nachbar stößt den Nachbar, deutend, an,
Nach einem Punkte kehrt das Haupt sich allen,
Erst leises Summen, einzeln Rufen dann,
Jetzt, da die Mass' erkannt den Gegenstand,
Ein lauter Wechselkampf von Stimm' und Hand,
Der mit der Schlußkadenz des Blinden oben
Zusammenstimmt in unermeßlich Toben.
Das ist des armen Geigers schönster Tag,
Sein Herz zerspringt ihm fast vor heft'gem Schlag.
Beinah erliegend solchem Überglücke
Entwankt er, Tränen im erloschnen Blicke. —
Und unaufhörlich tobt der Jubel fort; —
Noch einmal tritt der Geiger auf die Szene,
Und sucht für seine Wonn' ein warmes Wort,
Und findet nichts als eine kalte Träne.
„O könnt' ich sie, die mich beglücken, sehn!"
So seufzt er still, und wendet sich zum gehn. —
Beglückter Blinder, glücklich heut', wie nie,
Daß Gott nicht jetzt das Augenlicht dir lieh!
Voll süßen Trostes gehst du nun von dannen,
Und niemand mag den frommen Wahn dir bannen,
Der neu dein blindes Aug' geblendet hat;
Weh dir, wär' plötzlich dieser Flor zerrissen,

Und solltest du beschämt dir sagen müssen:
„Ich schlürfte mich an fremdem Nektar satt!“

Dort oben thront sie, lässig hingelehnt,
Die Königin des Tags, so heiß ersehnt,
So lang' erwartet und erkauft so teuer,
Die selbst das Eis der Pole setzt' in Feuer,
An deren Ruhm sich Fama heiser blies.
Wo blieb' ein Kranz für andre noch zu winden,
Wo noch ein Herz für andre zu entzünden,
Seit ihr Erscheinen sich nur ahnen ließ.
So war's, da einst auf sieggewohnter Fährte
Der Held des Westens durch die Länder zog;
Wie sank der Fürsten Hoheit da im Werte,
Vor denen sonst sich jeder Nacken bog;
Vergessen standen sie, als kleine Zeugen,
Zu sehn, wie alle sich der Größe beugen.

Und unsre Größe, seht sie nun so nah! —
Eh' wir es ahnten, hofften, war sie da;
Und wie bescheiden, ach! wie ohne Prunken
Sie kam, die hohe Priesterin der Kunst,
Als wär' sie vom Olymp herabgesunken,
Und hergezaubert uns durch Göttergunst.
Wir blickten hin — und leer noch war der Ort,
Wir blicken wieder hin — und sie ist dort!
Drum lief ein plötzlich Flüstern durch die Hallen,
Drum stieß des Nachbars Arm den Nachbar an,
Drum kehrt' auf einen Punkt das Haupt sich allen,
Drum leises Summen, einzeln Rufen dann,
Bis, da die Mass' erkannt den Gegenstand,
Losbrach ein Wechselkampf von Stimm' und Hand,
Der mit der Schlußkadenz des Blinden oben
Zusammenstimmt' in unermessnem Toben.

Der arme Geiger dauerte mich sehr,
Die reiche Künstlerin doch fast noch mehr.
Er war getäuscht, allein er sah es nicht,
Und was er hörte bleibt sein Trost für immer;
Doch sie, wenn einst zerstiebt der Täuschung Schimmer,
Wenn einst der Thron, auf dem sie sitzt, zerbricht,
Sie wird es sehn — und es zu sehn sich sträuben,
Und was sie hört, es wird ihr Stachel bleiben!
O Königin des Tags, mißtrau dem Thron:
Die Mod' hat reichen, doch nicht ew'gen Lohn.

An die moderne Muse.

Wer bist du, Weib? Mich dünkt, ich soll dich kennen!
Es liegt ein Zug in deinem Angesicht,
Der mich gemahnt, dich wohlbekannt zu nennen, —
Ja, ja — du bist's! Doch nein, du bist es nicht!

Du trittst so kühn auf klirrenden Sandalen
Mit Amazonen-Ungestüm einher,
Als sollte jeder Fürst Tribut dir zahlen,
Als gäb' es ohne dich kein Zepter mehr.

Gesetze willst du eigenmächtig sprechen,
Willst einer neuen Ordnung Patin sein,
Willst übers Knie der Vorzeit Bau zerbrechen,
Und jedes Kreuz durch Blut zum Schwerte weihn.

Der süße Fried' ist deinem Aug' ein Greuel,
Und nur der Kämpfende ist dir ein Mann,
Zusammenballen willst du einen Knäuel,
Damit dein Scharfsinn ihn entwirren kann. —

Bald wieder blickst du schmachtend, eine Phryne*),
Leichtfertig schwärmend, höhnisch, wollustsatt,
Halb Faun, halb Seraph, mit verzogner Miene,
Die für das Heiligste ein Lächeln hat. —

Bald sprudelt dir der Mund von Bildern über,
Die, ob dir fremd, du als erlebt verkaufst;
Du wirfst der Suada falt'gen Mantel drüber,
Und alles ist und heißt, wie du es taufst.

Der Beduine muß sein Roß dir borgen,
Der Perser muß dir seine Rosen streun,
Der Hindu dich mit Gangesflut versorgen,
Nur deiner Heimat magst du dich nicht freun. —

Bald steckst du so viel Sträußchen dir ans Mieder,
Daß man den Stoff vor Schmuck nicht mehr erkennt; —
Bald lässest du zur Schenkenmagd dich nieder,
Die jedes unter seinem Wert benennt. —

Und forsch' ich nach der Frauen schönster Gabe,
Nach Frömmigkeit, o ja, du hast sie auch;
Nur schämst du dich zu gehn an unsrem Stabe,
Dich zu erbaun nach unserem Gebrauch.

*) Die berühmte griechische Hetäre (4. Jahrh. vor Chr.), deren Reiz selbst ihre Richter bezauberte.

Den alten Gott im Himmel willst du läutern,
Er ist dir zu prosaisch, wie er ist,
Du willst auch ihm den Horizont erweitern,
Um wert zu sein, daß sein Geschöpf du bist.

Du taumelst fort in Wunderphantasien,
Bald knapp am Boden hin, bald himmelwärts;
Du hüllst den hohlsten Sinn in Melodien,
Nur eins vermiss' ich, wenn du singst, — das Herz! —

Nein, nein, — du bist das Weib nicht, das ich suche,
Bist nicht die Muse, der ich Treue schwor,
Und die, wiewohl verfolgt vom Spott und Fluche,
Doch ihre Geltung noch nicht ganz verlor.

Die traute, keusche, wahre, fromme Muse,
Die einst durch Deutschlands Auen friedlich schritt,
Aufflammend nur zur zürnenden Meduse,
Wenn Fremdlingshohn ihr gutes Recht bestritt.

Die traute Muse, die so herzlich bieder
Der Heimat Recht' und Sitten ernst vertrat,
Und stolz, doch mild, von ihrer Höhe nieder
Beschwicht'gend auswarf ihre Friedenssaat.

Die keusche Muse, die Paläst' und Hütten
Heimsucht', als Botin einer schönren Flur,
Nie unbescheiden, immer wohlgelitten,
Ein einfach Kind der heiligen Natur.

Die wahre Muse, die da jedem Dinge
Den echten, ungeschminkten Namen lieh,
Wohl wissend, daß zum Herzen der nur dringe,
Der treu die Herzenssprache spricht, — wie sie.

Die fromme Muse mit dem Kinderglauben,
Die Gott verehrt' in seiner Schöpfung Bild,
Und stets bedacht, zu geben, nicht zu rauben,
Ihr schlichtes Lied für ein Gebet noch hielt.

Ja du, du bist die Muse, die ich wähle,
Du bist die Göttin, die mich treu geführt,
Auf die ich noch in Freud' und Leiden zähle,
Die noch vielleicht mein brechend Aug' berührt.

Du mit den unvergeßlich holden Mienen,
Zu deinem Tempel will ich einsam ziehn,
Und kann ich dir nicht mehr als Priester dienen,
Doch wenigstens vor deinem Altar knien!

Sechste Lese.

Wenn's nicht augenblicklich zündet,
Nennt es drum nicht zürnend schlecht;
In der rechten Stimmung findet
Manches Lied erst mancher recht.

I.

Die Stiefmutter.

„Habt, liebe Frau, Geduld nur noch heut',
Bald seid Ihr von mir auf immer befreit!
Dann werd' ich Euch und Eurem Töchterlein
Auf dieser Welt nicht mehr im Wege sein!“ —

So ächzt die blasse Kranke voll Schmerz,
Und kreuzt ihre dürren Händ' aufs Herz;
Der Stiefmutter und ihrem Töchterlein
Könnt' aber kein Wort wohl lieber sein.

Die Stiefmutter und ihr Töchterlein
Die treten zum Meister Schreiner hinein:
„Herr Meister wir brauchen eine Totentruh',
Wir brauchen sie heut' noch, drum seh Er dazu.

Und mach Er sie nur recht gut und fest,
Und mach Er sie nur, daß kein Nagel läßt,
Und mach Er sie nur, daß der Deckel hält
Von dieser bis in die andre Welt.“ —

Das sprechen die beiden so lächelnd hin;
Dem alten Meister will's kaum zu Sinn.
Er hobelt und hämmert und singt dazu,
Vorm Abend ist fertig die Totentruh'.

Er trägt sie der Stiefmutter hin ins Haus;
Die aber tritt weinend und schreiend heraus. —
„„Als Ihr sie bestelltet, da schienet Ihr froh,
Und nun ich sie bringe, da weint Ihr so?

Ich hab' sie gemacht recht gut und fest,
Ich hab' sie gemacht, daß kein Nagel läßt,
Ich hab' sie gemacht, daß der Deckel hält
Von dieser bis in die andere Welt.““ —

Der Meister spricht es und hilft in den Schrein
Ihr betten — das eigene Töchterlein;
Die blasse Kranke die starb noch nicht,
Die liegt im Winkel mit frommem Gesicht.

Die blasse Kranke die wird gesund,
Die geht nach Jahren noch über den Grund,
Wo tief in des Schreiners festem Schrein
Die Stiefmutter liegt bei dem Töchterlein.

Zweite Liebe.

Oft wenn ich so ein junges Herz
Das warm für Liebe schlug,
Und doch dafür nur Hohn und Schmerz
Als Lohn von dannen trug,
Zu neuer Liebe schreiten sehe,
So tut mir's unaussprechlich wehe.

„Wie kannst du,“ rief ich gern ihm zu,
„Den bittren Kampf erneun?
Das letzte Blättchen deiner Ruh'
Auch in die Winde streun?
Noch einmal alte Qual empfinden,
Noch einmal dir die Flügel binden?

Die Augen schlöss' ich lieber fest,
Und eilte, was ich kann,
Und klömme mit des Herzens Rest
Den höchsten Berg hinan,
Und suchte, fern der falschen Liebe,
Ein Haus mir überm Weltgetriebe!

Dort an dem Busen der Natur
Vergäß' ich Qual und Joch,
Und träf' ich wo der Liebe Spur,
So stieg' ich höher noch;
So würde sie denn doch auf Erden
Mich zu verfolgen müde werden!“

Jüngst riet ich einem Freunde so;
Er aber seufzte tief,
Dann führt er mich, halb ernst, halb froh,
Ans Bette, wo er schlief:
Und streift', — als neckt' er mich nur wieder,
Wie manchesmal, — die Decke nieder.

„Dein Pfühl," begann er, „Freund, nicht wahr,
Du suchst ihn nächtlich auf?
Du legst vertrauend immerdar
Die müden Schläfe drauf,
Und magst dich gern auf seinen Kissen
Den Träumen hingegeben wissen?! —

Doch hat dich nie ein böser Traum
Durchfiebert und erschreckt,
Und dir der Stirne kalten Saum
Mit Tropfen heiß bedeckt?
Und fühltest du, dem Traum entronnen,
Nicht oft das Leben neu gewonnen? —

Wenn du den bösen Polster schaust,
Den deine Trän' oft netzt,
Wie kommt's, daß dir davor nicht graust,
Daß du nicht fliehst, entsetzt?
Daß du wie gestern so auch heute,
Dein Haupt ihm übergibst zur Beute?

Und träumst du manchmal noch so bang,
Du träumst auch wieder schön,
Und wechselnd tilgt den Schmerzensklang
Ein schmelzend Lustgetön:
Wie mit den bösen Träumen eben,
Ist's mit der Lieb' in unsrem Leben.

Was eine Liebe dir versagt,
Bringt oft die andre dir;
Nur wer verschmerzt und strebt und wagt,
Gewinnt es einst mit ihr:
Wie ohne Traum kein Schlaf uns bliebe,
Blieb' uns kein Leben ohne Liebe!" —

———

II.

Der Schatz von Toledo.*)

Innerhalb Toledos Mauern
Stand, umweht von ernsten Schauern,
Ein Palast, seit alten Tagen
Vielberühmt in Lied und Sagen.

Die gebräunten, festen Türme
Strebten auf ins Reich der Stürme;
Die gewalt'gen Marmorglieder
Reichten in die Erde nieder.

Schauerliche Pforten hingen
In den dicken Angelringen,
Rost'ge, riesenhafte Riegel
Lagen vor, wie ehrne Siegel.

Doch die Riegel zu erbrechen
Mochte niemand sich erfrechen,
Denn geheimnisvolles Grauen
Weckt' es, nur sie anzuschauen.

Auch verpflanzt von Mund zu Munde
Lief gar eine düstre Kunde:
Daß des Landes Heil und Segen
Sei an diesem Bau gelegen.

„Keiner," — also war die Kunde, —
„Wage, was, zu böser Stunde,
Zauber dort versperrt mit Riegeln,
Gottesräubrisch zu entsiegeln.

Was es sei, woran es hange,
Daß davor dem Volke bange,
Weil's die Zeit verschleiert eben,
Soll den Schleier niemand heben!" —

Doch ein König kommt zu Throne,
Der da, stolz auf seine Krone,
Was Jahrhunderte geachtet,
Lüstern zu ergründen trachtet.

*) Dieser Stoff ist in zahlreichen alten spanischen Romanzen behandelt, und aus einer solchen dürfte ihn auch Seidl geschöpft haben. Eichendorff hat eine derselben unter dem Titel „Herkules' Haus" (Gedichte, 2. Aufl, 1843) übersetzt. Die Volksmuse suchte das Nationalunglück Spaniens, den Einbruch der Mauren (Schlacht bei Xeres de la Frontera, 711 nach Chr.) zu erklären und zu begründen, indem sie dem letzten Gotenkönig Rodrigo eine Reihe derartiger Freveltaten zuschrieb.

König Rodrich sieht die Türme
Ragen ins Gebiet der Stürme;
Lächelnd ob der Sage Worten,
Sprengt er die gewalt'gen Pforten.

Kalte Moderlüfte zogen
Durch die feuchten Mauerbogen,
Daß die Mannen drob erblassen,
Nicht voran sich hetzen lassen.

Selber, weil er's will ergründen,
Muß den schauerlichen Schlünden
Mit der Fackel, mit dem Degen
König Rodrich gehn entgegen.

Von den Wänden tropft's, wie Tränen,
Flattert Moos, wie graue Mähnen,
Auf dem Boden durcheinander
Huschen Schlang' und Salamander.

Treppen auf und Treppen nieder
Tappt er hastig hin und wieder,
Bis, gesprengt von Axt und Hammer,
Auf sich tut die letzte Kammer.

Gold und Steine zum Erblinden
Hofft er endlich hier zu finden,
Denn gar sonderbare Bilder
Zieren Wänd' und Marmorschilder.

Auf der Hämmer Fragen tönet
Hohle Antwort; splitternd dröhnet
Jetzt die Wand im Hintergrunde,
Rodrich jubelt ob dem Funde.

Doch auf schwarzer Tafel stehen
Goldne Lettern, klar zu sehen,
Leicht zu lesen, wohl zu fassen,
Daß die Mannen drob erblassen:

„Ein Geschlecht, wie ihr, das, raubend,
An das Heiligste nicht glaubend,
Ruhm durch Hochmut will erwerben,
Wird Hispanien verderben!“ —

Rodrich lacht auch dieser Worte,
Wütend eilt er von dem Orte,
Denn er denkt mit seinem Eisen,
Daß es Lug sei, zu beweisen.

Doch am heißen Tag bei Xeres,
Unterm Schwert des Maurenheeres,
Lernten blutend er und alle,
Daß der Hochmut kommt vorm Falle.

Das neue Haus.

Meinen Fenstern gegenüber
Stand einmal ein neues Haus,
Niemand sah noch zu den Scheiben,
Niemand ging zum Tor heraus.

Einsam ragten noch die Wände;
Weder Wiege, weder Sarg
Stand noch in dem öden Innern,
Das ein hohles Echo barg.

Doch wenn ich zur Dämmerstunde
Jählings oft hinübersah,
War es mir, als stünd' am Fenster
Eine blasse Jungfrau da.

Und wenn ich in stillen Nächten
Hinblickt' auf das öde Haus,
Leuchtet' es wie rote Kerzen,
Aus den Zimmern oft heraus. —

Endlich ward's im Haus lebendig,
Leute zogen aus und ein;
Waren mir nicht sehr willkommen;
Sahn ins Zimmer mir herein.

Und ich zog vor meine Fenster
Linnendecken grün und dicht,
Und sie sahen nicht, was hüben,
Und ich sah, was drüben, nicht.

Doch in einer Dämmerstunde
Fühlt' ich einst ein süßes Graun,
Und ein Drängen und Verlangen,
Auf das neue Haus zu schaun.

Durch den Vorhang späht' ich leise,
Späht' und sah ein schönes Bild
An den Scheiben sinnend lehnen,
Geisterblaß und engelmild.

Mondenschimmer überstrahlte
Sanft der Leidenden Gesicht,
Und ich sandt' ihr viele Grüße,
Ob sie's merkte, wußt' ich nicht. —

Und so fühlt' ich einst ein Drängen
Spät in schwarzer Mitternacht,
Nach dem Fenster hinzuschauen,
Ob die Blasse wohl noch wacht.

Flackernd strahlten düstre Kerzen
Durch des Vorhangs dünnen Flor,
Zehen Sternen gleich, die rötlich
Glühn aus Nebeldunst hervor.

Schaudernd wacht' ich bis zum Morgen,
Blickte bang aufs neue Haus: —
Einen Sarg, geschmückt mit Blumen,
Trugen Jungfraun still heraus.

III.

Die Statue.

Vor der Burg des Königs schreitet auf und nieder ein Trabant,
Schwenkt die blanke Partisane drohend in der starken Hand,
Und, ein immerwacher Argus, schickt er seine Augen aus,
Daß sich nichts Verdächt'ges nahe dem geweihten Königshaus.

Und geführt von einem Kinde kommt ein Bettler alt und krank,
Läßt sich vor der hohen Pforte nieder auf die Marmorbank,
Tut sich gütlich an den Strahlen, die so mild durchglüht den Stein,
Denkt nicht an das Haus des Königs, denkt nur an den Sonnenschein;

An die lauen Lenzeslüfte, die so lind und labend wehn,
An die saftig grünen Bäume, die so angerquickend stehn; —
Wie der Argus den erschauet, streckt er seine Lanze vor,
Gleich als wollt' ein Ungeheuer lagern sich vorm Königstor.

„Schmutz'ger Bettler," schreit er grimmig, „willst du gehn? Ich rat' es dir!
Glaubst du, diese Marmorbänke stehn für deinesgleichen hier? —

Ritte plötzlich jetzt der König so vorbei im stolzen Trab,
Eine schöne Statue wahrlich gäbst du an der Pfort' ihm ab!" —

„„Laß die Statue hier nur bleiben,"" spricht gar mild ein hoher Mann,
Der, vom Argus übersehen, zu den beiden ritt heran. —
„Ha, mein König!" — „„Ja, dein König, — König dieses Mannes auch,
Mit ihm teilend Bank und Bäume, Sonnenschein und Frühlingshauch.

Bleibt nur sitzen, guter Alter, solche Statuen da, wie Ihr,
Sind dem Hausherrn eine Lehre, wenn dem Haus gleich keine Zier;
Gäb' es Gott, daß einst ich jedem, der hier dürftig zugekehrt,
Mehr und baß gewähren könnte, als ihm Sonn' und Luft gewährt!"" —

Der fremde Hund.

An jedem Morgen scharrt' und winselt'
Ein fremder Hund vor meiner Tür;
Mich sucht' er, seinen Herrn verlassend,
Nicht wußt' ich, was ihn lockt zu mir;
Er schmiegte traut sich mir zu Füßen,
Und blickte klug mich an dabei,
Und leckte dankbar mir die Hände, —
Treuloser Hund, wie bist du treu!

Oft jagt' ich ihn von meinem Tische,
Der wenig trägt für solchen Gast;
Oft schreckt' ich ihn mit barschem Rufe,
Wenn er mir naht' in froher Hast;
Oft ließ ich es ihn fühlbar merken,
Daß ich sein wahrer Herr nicht sei,
Er tat, als wollt' er mir's nicht glauben, —
Treuloser Hund, wie bist du treu!

Oft schlug ich ihm in kalten Nächten
Das Haustor vor der Nase zu;
Er knurrte traurig auf der Schwelle,
Dann legt' er sich im Schnee zur Ruh'.
Hat doch beim Bette seines Herren
Zu Haus am Ofen weiche Streu,
Und blieb im Schnee vor meinem Tore, —
Treuloser Hund, wie bist du treu!

„Abscheulich Tier!" so dacht' ich manchmal,
Und hatt' es in der Tat doch gern,
Und hatt' es täglich um so lieber,

Je ungetreuer es dem Herrn;
Und wagte — schalt es jemand drüber, —
Es zu verteid'gen ohne Scheu,
Und rief, wenn's wedelnd mich umhüpfte:
„Treuloser Hund, wie bist du treu!" —

Doch einmal kam der Hund nicht wieder,
Blieb heute, blieb mir morgen fern,
Und übermorgen sah ich folgsam
Ihn wandeln hinter seinem Herrn.
Er lief, als ob er's nicht mehr kennte,
An meinem Hause rasch vorbei,
Auf seinen Herrn den Blick gerichtet,
Ihm erst so treulos, jetzt so treu.

So sah ich Tag für Tag ihn immer.
Einst lockt' ich ihn mit leisem Ton;
Er schien mich nie gekannt zu haben,
Wies mir die Zähn' und lief davon.
„Du braver Hund!" so mußt' ich sagen,
Und dennoch tat mir's weh dabei:
Ich pries ihn treu, solang' er treulos,
Und schalt ihn treulos, seit er treu.

IV.

Die Feuerglocke zu Köln.

Der Glock' am Kölner Münster benahm die Zeit den Ton;
Wer soll die neue gießen? Der Ruhm ist reicher Lohn.
Und Wolf, der Glockengießer, ein wilder, finstrer Mann,
Tritt hin zum Rat und bietet mit kühner Hast sich an.

Ihn lockt es, einst zu hören, wie stolz sein Werk geweiht
Hineinspricht in das Leben, als offner Mund der Zeit,
Als ein mit späten Enkeln geteiltes Eigentum,
Sein Denkmal jede Schwingung und jeder Klang sein Ruhm.

Drum auf Schul-Erhards Wiese beginnt er schnell den Guß.
Schon gärt im lohen Ofen des Erzes grauser Fluß,
Schon öffnet Wolf mit Bangen des Models irdnen Schrein,
Und läßt in Gottes Namen die glühe Speis' hinein.

Und alles harrt erwartend, bis ausgekühlt das Werk,
Damit er ab es schäle vom Hut bis zum Gemerk;

Nun faßt er schon den Hammer, erhebt ihn schon zum Schwung,
Schon birst die Form, o Himmel! die Glock' hat — einen Sprung.

Und Wolf, in Gottes Namen, erneut voll Hast den Guß.
Schon zwängt er in den Model den zweiten Feuerfluß,
Läßt schon das Werk verkühlen, hebt schon den Arm im Schwung,
Zerschlägt die Form, o Himmel! zum zweitenmal — ein Sprung.

„Nun weil's denn nicht," so ruft er, „in Gottes Namen glückt,
Sei's in des Teufels Namen!" — Das gläub'ge Volk erschrickt;
Er aber hört kein Warnen, und schmelzt und rührt und gießt,
Bis hell ins Kleid von Erde die rote Speise fließt.

Schon ist's verkühlt, schon schwingt er den Hammer, sprengt das Kleid, —
Da steht es hell und glänzend in seiner Herrlichkeit;
Kein Sprung, ja nicht ein Makel, des Feuers schönstes Kind!
Er sieht's und staunt, die Menge trägt's nach der Stadt geschwind.

Schon ziehn es hundert Hände mit Macht empor am Strang.
„Wolf," heißt es, „prüf' am ersten des eignen Werkes Klang;"
Er wartet schon am Turme, bis sich die Glock' erhebt,
Jetzt haftet sie, jetzt zieht er das Seil, sie tönt, — er bebt.

Sie tönt so hohl, so grausig, sie gellt so wild und graß,
Und rührt er gleich sie nimmer, sie brummt ohn' Unterlaß;
Das Volk zerstiebt, sich kreuzend, ihn aber faßt's wie Sturm,
Und schüttelt ihn wie Wahnsinn und schleudert ihn vom Turm.

Die Glocke ließ man aber, noch hängt sie mahnend dort,
Und predigt: „Gunst des Bösen ist gar ein schwacher Hort!" —
Doch als ein Kind des Fluches, als Werk der Höllenkunst,
Rührt man sie nur beim Wetter, bei Sturm und Feuersbrunst.

In der Kirche.

Ein frommes Lied durchschüttert
Den hochgewölbten Dom,
Durch alle Räume zittert
Des Chors gewaltiger Strom.

So war's vor langen Jahren,
Da stand ich, ein Knabe, hier;
Was hab' ich seither erfahren,
Was ging vorüber an mir!

Dort kannt' ich viele Mienen
In Stühlen und Bänken umher:

Jetzt such' ich umsonst nach ihnen,
Ich finde sie nicht mehr.

Nicht ein Gesicht, nicht eines
Von allen weit und breit,
Und niemand erkennet meines,
Als wär's eine neue Zeit.

Das Meßlied aber schallet
So wie es damals klang,
Und was durch die Hallen hallet,
Es ist noch derselbe Gesang.

Der Mensch vergeht und verlebet,
Das Dasein wechselt und kreist;
Hoch über den Wellen schwebet
Beständig der ewige Geist.

V.

Der Pfarrer von Stockholm.

Verewigung, du bist wohl aller Worte Wort!
Uns alle ruft ein Tag zur Todespforte fort;
Schmerzloser aber mag das Auge jedem brechen,
Der weiß, man werde noch manch Wörtlein von ihm sprechen.
Doch Spott, du bist die Schlang' am grünen Nachruhmbaume,
Du nagst im Wachen, nagst geheim daran im Traume,
Vergällst die schönste Frucht mit eklem Geiferschaume.

So ging's dem Pfarrer an dem Dom zu Stockholm auch.
Wie jeder für den Ruhm will etwas tun nach Brauch,
So wollt' auch er es tun, und warum er denn nicht?
Die Welt will sprechen, ihr gilt's gleich, von wem sie spricht.
Und an dem Strande ging er sinnend auf und nieder,
Aufs Lager warf er sich bei Nacht, auf sprang er wieder,
Las neue Kriegsbericht' und alte Heldenlieder,
Jedwedes wog er, was ihn ausgeprägt zum Mann,
Und sah sein liebes Ich von allen Seiten an,
Um endlich eine doch davon herauszuspüren,
Die ihn, so Gott es will, zum Nachruhm könnte führen.

Und als er lange sich versucht und lang' gequält,
Und viel verworfen rasch und vieles bang gewählt,
Da sollt' in einer Nacht, in einer sternenklaren,
Es ihm mit aller Macht sich endlich offenbaren.

Vom Schlaf gemieden lehnt' er mitternachts am Fenster,
Vom Dom unheimlich klang die Stunde der Gespenster,
Die Wolken ließen sich forttummeln von dem Sturm,
Und wie ein grauer Nordlandsrecke stand der Turm;
Und auf dem spitzen Helm des grauen Nordlandsrecken
Schien, wie ein goldner Knopf, ein blanker Stern zu stecken.

Nun war's gefunden, nun durchblitzt' es seinen Kopf.
„Wie lange sucht' ich," rief er, „ich verschlagner Tropf?
Was fehlt dem Dome zur Vollendung noch? — Der Knopf!
Ein goldner Knopf so hell, wie dieser Stern da sitzt,
Und fernhin blitzend, so wie dieser fern da blitzt!
Wozu hätt' ich das Gold in meinem Schrank vergraben?
Heraus! Ich will mich dran der Welt zum Dank erlaben!
Einschmelzen soll's der Schmied, und schmieden, glätten, ründen,
Als Knopf soll's meinen Ruhm vom Turm der Nachwelt künden!"

Und leichtern Herzens trägt sein Gold er aus der Kammer,
Und liefert's freudig dar dem Feuer und dem Hammer;
Und was noch übrig ist, das gibt er halb dem Schmied,
Halb Wirten für ein Fest und Sängern für ein Lied.
In wenig Wochen wogt der Domplatz von Gedränge,
Trompeten schallen laut in lautere Gesänge;
Ein spinnenfüßiges Gerüst umklettert keck
Den Turm, mit Menschen drauf zum Schwindel und zum Schreck.
Jetzt flimmert's wie ein Stück, der Morgensonn' entrückt,
Vom Gipfel weit hinaus, und alles jauchzt entzückt;
Der Knopf ist aufgesetzt, der Pfarrer ist beglückt.

Wer hat dem Dom dies goldne Siegel aufgedrückt?
Wer hat die goldne Blum' auf diesen Stiel gepfropft?
Auf diesen Leuchter wer dies goldne Licht getropft?
Dem Nordlandsrecken wer den goldnen Helm geweiht? —
„Der Pfarrer!" tönt das Lob, — „der Pfarrer!" raunt der Neid.
„Der Pfarrer!" überall, wohin er horcht und lauscht,
Er schwelgt von seines Ruhms Verewigung berauscht:
Die Wolken werden ziehn, die Sterne werden flimmern,
Und Wolk' und Stern wird fliehn, der Knopf wird oben schimmern!
Und wenn der Tod einst kommt und ihm befiehlt zu gehn,
Gleichwie zu seinem Stern wird er zum Knopfe sehn,
Und denken: „Ich geh' fort, — du bleibst, — und ich mit dir,
Und reden wird die Zeit von dir und auch von mir;
Und wenn der Turm zerfiel, wird man den Knopf bewahren,
Daß er des Pfarrers Ruhm der Welt mög' offenbaren!"

So dünkt', ob auch verarmt, der Pfarrer nun sich reich,
Und wand durchs Leben sich, dem ärmsten Knechte gleich;
Er wußte ja, daß ihm der Nachruhm nahestand,
Und dachte nicht des Neids, der stets den Ruhm noch fand. —

Und todkrank lag er so zuletzt auf seinem Lager,
Da trat der Neid herein, ein Männlein, blaß und hager,
Und sprach: „Herr Pfarrer, ach! ich möcht' Euch's gern ersparen,
Doch sollt Ihr nicht getäuscht aus diesem Leben fahren!
Die Welt ist bös, Ihr habt gelebt, Ihr sterbt mit Freuden,
Weil Ihr am Vorgeschmack des Ruhms Euch wähnt zu weiden:
Der Knopf am Dome dünkt Euch Eures Ruhmes Pfand;
Ei seht, den Knopf am Dom mißbraucht' Euch Neiderhand.
Ein Spottgedicht auf Euch ist in dem Knopf versteckt,
Und Spott ist Euer Lohn, wenn's einst die Welt entdeckt;
Entdecken aber wird's die Welt, denn sie ist klug,
Zumal wofern es gilt Verkleinerung und Trug!"

Das Männlein spricht's und geht. — Der Pfarrer fährt empor,
Vor seinen Augen sprüht der Knopf als Meteor;
In seinem Ohre klingt wie Donnerspruch die Kunde,
Der Argwohn träufelt Gift in seines Herzens Wunde.
Er hält's nicht aus, er rafft sich auf, gesträubt das Haar,
Er kreischt: „Verloren ist mein Nachruhm, bleibt das wahr!"
Mit seiner letzten Kraft entwankt er schattenblaß
Dem Haus, — dort blitzt der Knopf so höhnisch, hu! so graß.
„Herab mit ihm!" so schreit er, „nehmt mein letztes Gut,
Mein Bett, mein Kleid vom Leib, aus meinem Leib das Blut,
Und schmelzt es um in Geld, und zimmert ein Gerüste,
Herunter muß der Knopf, wenn ich verdammt sein müßte!" —

Die Menge lacht und staunt und rennt und zimmert Balken,
Das dürre Männlein fliegt empor gleich einem Falken;
Schon rüttelt's an dem Knopf, schon läßt die Klammer nach,
Des Pfarrers mattes Herz durchzuckt ein Jammer-Ach.
Jetzt, wie ein goldner Stern vom Himmel, fällt der Ball,
Und birst vorm Pfarrer knapp entzwei mit lautem Knall.

Mehr tot als lebend kriecht er hin, durchsucht den Knopf,
Der goldne Knopf ist leer, — und ächzend stirbt der Tropf.

Fried' und Lied.

— nec cithara carentem!
Horat.

Fried' und Lied! ich will nichts weiter,
Fried' und Lied! das ist mein Reim:
Laßt mich leben still und heiter,
Oft auch weinend insgeheim.

Wandl' ich auf besondren Wegen,
Legt es mir nicht übel aus:
Jeder baut sich seinen Segen,
Und ich bau' ihn mir zu Haus.

Hab' auch einst versucht zu fliegen,
Doch die Kraft versagte mir; —
Will mich jetzt behaglich wiegen
Zwischen dort und zwischen hier;

Bald die Blicke sehnend werfen
Ins verlorne Paradies,
Bald für das mein Auge schärfen,
Was mir Gott auf Erden ließ.

Tu' ich keinem was zuleide,
Rühr' ich keinem an sein Licht,
Nun so laßt auch mir die Freude,
Stört auch mir den Frieden nicht.

Doch nicht klanglos sei der Friede,
Den sich meine Seel' erkor,
Manchmal schwinge sie im Liede
Sehnsuchtsvoll sich noch empor.

Längst hinabgesunkne Sonnen,
Jugendlust und Liebesglück,
Wonneschmerz und Schmerzenswonnen
Zaubre mir das Lied zurück.

Nimmt es auch nicht hohe Flüge,
Wenn es nur zum Herzen dringt,
Und den Bessern zur Genüge,
Und mir selbst zum Troste klingt!

Fried' und Lied ist, was hienieden
Noch allein mich lockt und zieht,
Bis mich einst zum ew'gen Frieden
Eingewiegt mein letztes Lied.

VI.

Zwei Kaiserinnen und — eine Mutter.

(20. März 1811.)*)

Noch liegt im Morgenschlummer die Seine-Stadt und träumt,
Indes die Berg' im Osten schon blasses Rot umsäumt;
Da plötzlich weckt die Schläfer ein lang' vergessner Schall,
Es ist Kanonendonner, es läuft von Wall zu Wall.

Was soll im tiefen Frieden des Krieges Sturmsignal?
Sie taumeln empor, sie zählen: „Zehn-, zwanzig-, hundertmal, —
Ha! — Hundert und eins! — Frohlocket, die Hand des Herrn entschied,
Ein Thronerb' ist geboren, das ist sein Wiegenlied!"

Ein Thronerb' ist geboren, Heil ihm, Heil dir, o Land!
Nun hegst du in deinem Schoße der Zukunft sichres Pfand,
Das Pfand, das dir dein Kaiser erkauft mit bittrem Schmerz,
Das Pfand, wofür er gebrochen das edelste Frauenherz.

Blickt selig der Mütter ärmste auf ihren Säugling hin,
Wie seliger wohl die Mutter, die eine Kaiserin!
Das Kind, das sie geboren, nicht lebt es für sie allein,
Es lebt für Millionen, es wird ein Kaiser sein.

So fühlen die Frauen es alle im weiten Kaiserreich,
Nur eine will's nicht fühlen, die sitzt so still und bleich;
Ihr stößt es hundert und einmal ein Messer durch die Brust,
Zu ihrem Gemache brauset wie Hohn des Volkes Lust.

Es ist die Frau, die der Kaiser, dem Volke zulieb, verstieß,
Die Kaiserin ist's, die blutend er sich vom Herzen riß:
Den Myrtenkranz zerdrückte der Krone schwere Wucht,
Dem Herzen genügt die Blüte, der Thron verlangt die Frucht. —

Da wird nach Brauch in den Straßen verkündet ein Edikt:
„Wofern, da der Thronerb' heute das Licht der Welt erblickt,
Geboren ward ein Knabe zu gleicher Stund' und Zeit,
Sei Patin ihm zu heißen die Kaiserin bereit." —

Bald war der Knabe gefunden, ein Kind der blassen Not,
Denn die es geboren, die Mutter, sie lag daneben — tot,
Die Kaiserin aber denket: „Da tu ich ein gutes Werk,
„Nun richt' ich auf diese Waise mein gnädig Augenmerk.

---

*) Napoleon I. ließ durch Senatsbeschluß vom 15. Dezember 1809 seine kinderlose Ehe mit Josephine Beauharnais scheiden und vermählte sich am 1. April 1810 mit Erzherzogin Maria Louise, der Tochter Kaiser Franz' I., die ihm am 20. März 1811 den ersehnten Thronerben, den König von Rom (später Herzog von Reichsstadt genannt) gebar.

Empfinden will ich's lassen, woran es mich stündlich mahnt,
Will's hegen als des Himmels geheiligtes Unterpfand,
Will drauf den Dank übertragen für meines Besitzes Glück:
Und was ich dem Bettler tue, Gott zahl's einem König zurück!" —

Allein auch die arme, blasse, verstoßene Kaiserin
Eilt heimlich oft, wenn es dämmert, zu jenem Knäblein hin,
Und hebt es aus der Wiege und herzt es mit feuchtem Blick:
„Du warst deiner Mutter Unglück, mir wärst du gewesen ein Glück

Und hätt' ich dich müssen erkaufen mit meinem Tode wie sie,
So trügest doch du dereinstens die Krone, die Gott mir lieh,
So läg' ich mit meinem Purpur doch unentweiht im Grab,
So weinte doch treue Liebe mir zärtliche Tränen hinab.

Drum will ich's dich fühlen lassen, woran dein Geschick mich mahnt,
Will hegen dich als des Schmerzes geheiligtes Unterpfand,
Auf dich will ich übertragen all' meiner Entbehrung Gram,
Will dir, einem Bettler, schenken, was Gott einem Prinzen nahm!"

So überhäufen zur Wette, wiewohl verschieden gesinnt,
Die Kaiserinnen beide mit Gnade das arme Kind;
Gibt Silber die Hand der einen, beut Gold der anderen Hand,
Und spendet jene die Perle, schenkt diese den Diamant.

Der Thronerb' in seiner Wiege prangt nicht mit solchem Schmuck,
Was Zierd' erst war dem Knäblein, bald wird es ihm zum Druck.
Freigebig ist das Entzücken, verschwenderisch ist der Schmerz,
Was Zank der Gnade gewesen, wird bittrer Hochmutscherz.

Wie mag der Wettstreit enden, des Preis ein arglos Kind?
Wer tritt dazwischen als Richter, wo Kronen die Waffen sind?
Wohl ist noch einer stärker, wohl einer reicher noch,
Was Kaiserinnen auch bieten, er überbietet sie doch.

Sie geben Gold und Silber und Perlen und Diamant,
Er streckt aus dem Abendpurpur hernieder seine Hand,
Und trägt das Kind aus der Wiege zu sich über Wolken fort,
Und schenkt ihm — einen Himmel und — eine Mutter dort!

Die Mutter mit dem Kinde.

O seht das holde Pärchen,
So lieblich und so mild,
Verschönernd eins das andre,
Der reinsten Liebe Bild;
Die Rose voll und blühend,
Die Knospe zart und lind,
Den Maitag mit dem Morgen,
Die Mutter mit dem Kind!

So war die schöne Mutter
Einst in der Jugend Mai,
Die Schönheit ist geblieben,
Die Jugend ist vorbei;
Doch einen treuen Spiegel,
Der stets an Glanz gewinnt,
Hält wonnig hier im Arme
Die Mutter mit dem Kind.

So wird nach tausend Wochen
Die schöne Tochter sein,
Der Mutter Herz verklärend
Mit Frühlingswiderschein!
Den Reiz, der von der Quelle
Kristallen weiter rinnt,
Ihr erblich Leben, spiegelt
Die Mutter mit dem Kind.

„Blüh auf, mein Kind, in Freuden,
Der Schmerz vergesse dich;
Doch denk' an dich die Liebe
So gnädig wie an mich!
Bleib immer Kind im Herzen,
Weil Kinder glücklich sind,
Dann fühlt sich überselig
Die Mutter mit dem Kind!" —

Und wär' das Herz des Kindes
Empfänglich schon für Flehn,
Es würd' ins Aug' der Mutter,
Dann gegen Himmel sehn,
Und an den Arm sich schmiegend,
Der liebend es umspinnt,
Als leuchtend Vorbild grüßen
Die Mutter mit dem Kind.

Wo weilst du, Gatte, Vater,
Der sein dies Pärchen nennt?
Genieße froh des Himmels,
Den diese Welt schon kennt.
Umschlinge deine Schätze,
Dein Doppelangebind',
Dein Königreich, dein alles:
Die Mutter mit dem Kind!

VII.

Le bon mariage.

„San Jago de Compostella
Sei unser Ziel, o Braut,
Zum Heiligen laß uns pilgern
Dem wir in der Not vertraut.

Wir wollen im Glücke lösen,
Was wir gelobt in der Pein,
Und dann zur Ruh' uns begeben,
Und selig durch Liebe sein!"

Sie machten sich auf die Reise;
Die Braut und der Bräutigam,
Sie wallten vom frühen Morgen,
Bis spät der Abend kam.

Sie gönnten sich keine Ruhe
In ihrem Pilgerlauf,
Sie lösten all ihre Liebe
In feiernde Andacht auf.

Und von Poitou bis Limoges
Ging's fort im raschen Zug;
Sie aßen nicht zur Genüge,
Sie tranken nicht genug.

Da starb die junge Gattin,
Da war des Jammers viel;
Der Bräutigam zog weiter,
San Jago blieb sein Ziel.

Er wollte dem Heiligen lösen,
Was er ihm einst gelobt;
Er wollte dem Heiligen zeigen,
Wie Männerwort sich erprobt.

Er sank zu Compostella
Wohl auf die Knie und sprach:
„Ich habe gelöst mein Gelübde,
Du, Heiliger, steh mir nicht nach.

Ich hab' dir gelobt zu kommen,
Daß du mir hälfest treu,
Und daß ich Ruhe fände,
Und selig in Liebe sei!“

Da schien das Bild zu lächeln,
Da stand der Pilger auf,
Und maß zurück nach Limoges
Den traurigen Pilgerlauf.

Dort trat er ans Grab der Gattin,
Ließ heben den Marmorstein,
Da lag sie so mild und freundlich,
Als lüde sie ihn ein.

„O Gattin im schmalen Sarge,
Wie,“ ruft er, „find' ich dich?
Liegst selber so eng da unten,
Hast nicht einmal Platz für mich!“

Da scheint die Tote zu lächeln,
Und regt sich wie im Traum,
Und rückt ganz sacht beiseite,
Als machte für ihn sie Raum.

Er hat den Wink verstanden,
Er drückt die Augen zu;
An ihre Herzensseite
Sinkt er hinab zur Ruh'.

Er hat nicht umsonst dem Heil'gen
Verlobt sich in seiner Pein,
Jetzt kann er ja ruhen ewig,
Und selig in Liebe sein.

Stelldichein.

Ja, einmal muß ich dich noch sehen,
Noch einmal dir recht nahe sein,
Noch einmal alles dir gestehen
Bei einem trauten Stelldichein.

Doch wo, ach wo? — Vielleicht im Hause,
Wo mir manch Stündlein schwand bei dir?
Ach nein, es ward zur öden Klause,
Seit dein Geschick dich rief von mir.

Vielleicht am Berg, wo deine Wange
Gar oft geglüht im Abendrot?
Ach nein, am Berge wird mir bange,
Dich find' ich nicht, — die Welt ist tot.

Vielleicht am Quell, in dessen Welle
Du manch Vergißmeinnicht gestreut?
Ach nein, — nun flieh' ich diese Stelle,
Die schmerzlich mahnt an schönre Zeit!

Vielleicht in einem jener Sterne,
Die uns so freundlich angeblickt?
Ach nein, — sie haben, seit du ferne,
Für mich die Augen zugedrückt.

Vielleicht in irgend einem Buche?
In irgend einer Melodie?
Ach nein, — die Stelle, die ich suche,
Die rechte Tonart find' ich nie.

Wohin ich horchen mag und spähen,
Es taugt mir nichts zum Stelldichein,
Und doch muß ich dich nochmal sehen,
Muß nochmal dir recht nahe sein!

So sei's auf jenseits denn verschoben,
Doch dort gewiß, nach unserm Sinn!
Drum blick getrost mit mir nach oben:
Es ist so weit wohl nicht mehr hin!

VIII.

Der Lachschädel.

„Hab' euch in meinem Leben gar manchen Zoll gebracht,
Will nichts mehr von euch wissen, ihr Tränen, gute Nacht!
Habt nie mein Aug' gekühlet, gelindert nie mein Weh,
Erblinden will ich eher, als wieder weinen je.

Und lachen will ich, lachen, — wenn alles um mich weint,
Und lachen will ich, lachen, — wenn mir der Tod erscheint,
Und danken will ich's jedem, der noch ins Grab mir lacht;
Gut' Nacht, ihr falschen Tränen, — ich brauch' euch nicht, gut' Nacht!"

So sagt von allen Tränen einst Clepsanus sich los,
Und wirft, gebeugt von Schmerzen, sich in der Freude Schoß;
Als Minstrel mit der Zither durchzieht er Irlands Höhn,
Wo tolle Zecher lärmen, da ist er gern gesehn.

Er weiß so schnurrige Liedlein, daß schnell der Ernst entflieht,
Er schneidet so tolle Gesichter, daß jeder lacht, der's sieht;
Auf jedes Gauklers Brettern ist er ein willkommner Gast,
Ein Schalksblick auf die Leute, so platzt die Bude fast.

Und Liebende, die weinten, sie lachten, wenn er erschien,
Und Grollende, die zankten, vergaßen des Grolls durch ihn,
Und trat er mitten durch Fackeln ins schwarze Leichenhaus,
Als wahrer Tränenbanner trieb er die Klag' hinaus.

Und doch schien seine Kurzweil nur tollgewordner Schmerz,
Wenn seine Lippen lachten, so war's, als weinte sein Herz. —
So grüßt' er einst mit Lachen den Tod in stiller Nacht,
Nachhallt' es in öder Kammer, als hätt' auch der Tod gelacht.

Schon lag er längst begraben, man sprach von ihm nicht mehr.
Die über ihn einst lachten, — still lagen sie um ihn her;
Da grub der Totengräber das Grab, worin er schlief,
Zurecht für einen andern, dem auch sein Stündlein rief.

Und einen Schädel zieht er aus halbvermorschtem Schrein,
Und lehnt ihn, emsig schaufelnd, beiseit' an einen Stein;
Jetzt rastet er vom Werke, blickt auf den Schädel hin,
Wie packt's ihn so gewaltig! Sitzt denn der Satan drin?

Das Grabscheit läßt er fallen, die Augen sperrt er auf,
Als lehnt' am Stein ein Wunder, so starrt er glotzend drauf;
Und lacht, die Lenden sich haltend, daß er sich biegen muß,
Und lacht schier zum Ersticken: „Das ist der Clepsanus!"

Da naht bei Posaunenschalle der düstre Leichenzug;
Sie ziehn vorbei am Steine, sie weinten lang' genug;
Kaum sehn sie nur den Schädel, so ist's um sie geschehn,
Ab leeren sie die Bahre und bleiben lachend stehn.

Da hilft kein Zerren und Sperren, wer nie gelacht, der muß,
Das Echo trägt's auf die Berge: „Das ist der Clepsanus!" —
Ein tröstlich Ding sind Tränen um einen verstorbnen Mann;
Als Clepsanus drauf verzichtet, tat er nicht wohl daran.

Liebesfrühling.

L'amour nait de rien et meurt de tout!

„Sieh! wie sie schmollen und sich härmen,
Sieh! wie sie glücklich sind durch nichts,
Wie sie sich necken, wie sie schwärmen,
Den Mücken gleich im Strahl des Lichts!

Sieh! wie sie luft'ge Schlösser bauen,
Schon halb Ruinen im Entstehn;
Wie sie der falschen Ferne trauen,
Und was vor ihnen liegt nicht sehn!

Ach! wie allmächtig, wie gebrechlich,
Bald reich, bald arm, bald Mann, bald Kind!
Wie sie sich grollen unaussprechlich,
Wie schnell versöhnt sie wieder sind!

Sie sind allein einander wichtig,
Sie denken, fühlen, sehn nur sich;
Und all ihr Treiben doch so nichtig,
Und all ihr Tun so lächerlich!" — —

O laß sie tändeln, laß sie dahlen!
Du warst ja, — oder wirst noch so.
Lenzlüfte sind das, Frühlingsstrahlen!
Wie's jeden freut, laß jeden froh.

Ist's doch nur eine kurze Wonne,
Vielleicht zerstört durch eine Nacht;
O laß sie spielen in der Sonne,
Dieweil doch Liebesfrühling lacht!

Wenn er einst kommt, der Ernst des Lebens
Mit seiner kalten ehrnen Hand,
Dann ist es ohnehin vergebens,
Und fruchtlos jeder Widerstand.

Nicht brauchst sie vorschnell du zu schrecken
Aus diesem lichten Wunderraum:
Das Leben selbst wird sie erwecken,
Und ach! dann folgt kein zweiter Traum.

IX.

Vater und Kind.

Der König kommt aus der Schlacht nach Haus,
Den rasselnden Panzer zieht er aus,
Schnallt ab das Schwert, gesättigt von Tod,
Stellt hin die Lanze, von Blut noch rot.

„Hab'," spricht er, „ein gut Stück Arbeit vollbracht,
Gebrochen liegt meines Feindes Macht,
Und mancher der Väter sucht sein Kind,
Und manche der Mütter weinet sich blind." —

Sein Auge, das erst gedroht so wild,
Vergißt des Grolles und leuchtet mild:
Sein Wort, erst Donner, nun Flötenton,
Besorglich fragt es: „Wo ist mein Sohn?

Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück?
Wie lang' entbehrt' ihn des Vaters Blick!" —
Der Höfling erwidert ihm nicht zu Dank:
„Dein Sohn, Herr König, ist krank, todkrank!"

„„Todkrank?““ Da stürzt er mit bangem Sinn
Ins dumpfige Zimmer zum Lager hin;
Matt strahlet die Lamp' auf des Knaben Gesicht,
Noch matter strahlet sein Lebenslicht:

„Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück,
Mit welchem Land kauf' ich dich zurück?
Nein, Tod, das forderst du nicht, nein, nein!
So ungerecht kann der Tod nicht sein!“

Da liegt der König vor seinem Kind,
Er selbst ein Kind, das in Tränen zerrinnt,
Und klagt, was er tausend Eltern getan,
Da ihm es droht, als ein Unrecht an.

Der Händedruck.

Einst hatt' ich manche Hand zu drücken,
In der ein Puls der Freundschaft schlug,
Die fremdes Leiden und Entzücken
In meine magisch übertrug.

Da war's noch jener Druck voll Leben,
Der, wie man glaubt, zur Seele dringt,
Und uns, zur Stunde recht gegeben,
Um ein Jahrzehent näher bringt;

Noch jener Druck, der Blick und Worte,
Der Brief und Eidschwur uns erspart,
Und bis zur stillen Grabespforte
Das Herz dem Herzen treu bewahrt.

Nun drück' ich auch wohl manche Hände,
Doch ist es jener Druck nicht mehr;
Als ob ich keine Hand mehr fände,
Die so recht treu zu drücken wär'.

Will ich die eine herzlich fassen,
So spür' ich einen Ring daran,
Der fast mich warnt, die Hand zu lassen,
Die ganz nicht mein mehr heißen kann.

Und lang' ich nach der andern lieber,
Fühlt sie so kalt und rauh sich an,
Wie eine Marmorhand, worüber
Die Zeit ihr Staubgewebe spann.

Und an der dritten fühl' ich Schwielen,
Die vierte riecht nach Sterblichkeit,
Und diese scheint im Druck zu spielen,
Und jene nimmt sich nicht die Zeit.

Ach, daß ich eine wiederfände
Mit jenes Druckes warmer Spur!
Doch was verklag' ich andre Hände?
Am Ende liegt's an meiner nur.

X.

Türmer und Totengräber.

Der Türmer in seinem Stübchen
Der saß in finsterer Nacht,
Sah aus nach allen Seiten
Und hielt getreue Wacht.

Er bog sich hinaus zum Fenster
Und sah auf den Friedhof hinab;
Da grub der Totengräber
Beim flackernden Span ein Grab.

„Traun!" — meinte der Türmer droben,
„Der hat wohl ein schaurig Amt:
Zu wohnen unter Toten,
Im Leben zum Tode verdammt;

Von Leichen umduftet zu schlafen,
Auf morschen Gräbern zu stehn,
Und unter Kreuzen zu wandeln,
Und über Knochen zu gehn;

Bei knisternden Brettern der Särge
Zu kochen das karge Mahl;
Bei jedem Schritt erinnert:
Hier ruhst auch du einmal!

Hab' eben nichts zu verlieren,
Bin kein geschreckter Mann;
Doch müßt' ich da unten wohnen,
Wohl käm' ein Grausen mich an." —

Der Totengräber unten
Setzt eben den Spaten ein,
Da fällt ihm das Licht ins Auge
Von Türmers Fensterlein.

„Traun!“ — meint der Totengräber,
„Der hat wohl ein schaurig Amt;
Zu wohnen allein in den Lüften,
Zur Einsamkeit verdammt;

Von Stürmen umbraust zu werden,
Von Raben umkrächzt zu sein,
Aus öder Stube zu starren
Ins öde Dunkel hinein;

Und immer die Glocke zu rühren,
Wenn einer starb im Tal,
Bei jedem Schlag erinnert:
So läutet's auch dir einmal!

Hab' eben nichts zu verlieren,
Bin kein geschreckter Mann,
Doch müßt' ich da droben wohnen,
Wohl käm' ein Grausen mich an.“

Zeigerlied.

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn die Stunden sind von Blei;
Freude fliegt wie Flaum vorüber,
Nur der Schmerz will nicht vorbei.
Doch wenn einmal, mich zu heilen,
Lust mir wieder lächeln will,
Dann, verzichtend auf dein Eilen,
Lieber Zeiger, stehe still!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn nicht länger trag' ich's mehr;
Zahl- und geistreich ist der Zirkel,
Doch mich dünkt er flach und leer.
Aber wenn in Freundesrunde
Wort und Wein mich laben will,
Dann, vergessend Zeit und Stunde,
Lieber Zeiger, stehe still!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn der Unmut nistet hier,
Sitzt wie eine Toteneule
In der Einsamkeit bei mir.

Doch wenn oft mein einsam Denken
Sanfte Wehmut teilen will,
Dann, recht lang' sie mir zu schenken,
Lieber Zeiger, stehe still! —

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn der Weg ist gar so lang';
Dort erst unter Liebchens Fenster
Ist das Ziel für meinen Gang.
Doch wenn dort durch helle Scheiben
Gruß und Blick mir winken will,
Dann, verlernend dieses Treiben,
Lieber Zeiger, stehe still!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Lauf, so lang' dir's noch beliebt;
Stunden kommen, Stunden gehen,
Eine nimmt, die andre gibt.
Doch wenn einst dem müden Gaste
Keine Lust mehr munden will,
Dann, mein lieber Zeiger, raste,
Ach — und steh auf immer still!

XI.

Das Christusbild.

Ein hagrer Mann, ein blasses Weib,
Ein Kind mit siechem Schattenleib,
Und eine Stube, dumpf und feucht,
Wo sich bei Tag die Nacht verkreucht;

Und kahl die Wand, kein Schrank, kein Stuhl,
Und statt des Pfühls ein ekler Pfuhl, —
Verlangt's euch, solch ein Bild zu sehn,
Ihr habt zurzeit nicht weit zu gehn.

Ein armer Weber ist der Mann,
Der doch manch ärmern nennen kann:
Er hofft, er glaubt, er liebt ja noch,
Und trägt in Demut Gottes Joch.

Die Glocke tönt, wie fliegt die Zeit.
„Mut," ruft er, „Weib, und sei bereit!
Der Wuchrer kommt, — und wenn er kommt,
Wohlan, so nehm' er, was ihm frommt!

So pfänd' er Boden, Luft und Licht, —
Die Seel' uns pfänden kann er nicht:
Du bleibst noch mein, ich bleibe dein,
Und unser Kind mag Gottes sein!

Und schleppt' er in den Turm uns fort, —
Weib, ist der Herr mit uns nicht dort?
Und schlüg' er, wenn er's dürft', uns tot, —
Wär's nicht Erlösung von der Not?

Vor keines Wuchrers Grimm erbebt,
Wer weiß, daß noch sein Heiland lebt! —
Die Glocke schlägt, es fliegt die Zeit,
Horch, horch, sie kommen, — sei bereit!" —

Da tritt ins düstre Kämmerlein
Der Wuchrer mit dem Büttel ein. —
„Räumt auf!" — Der Büttel schickt sich an,
Wie man den Hunger pfänden kann.

„„Nichts!"" — „Nichts?" — Des Wuchrers Katzenblick
Glotzt nochmal in die Nacht zurück. —
„Ha, Maulwurf," — ruft er plötzlich wild, —
Dort an der Wand das alte Bild?!" —

„Herr," fällt der Weber angstvoll ein,
„Ein Christusbild ist's, schlicht und klein,
Seht, wertlos ganz, für Euch ein Tand,
Doch uns vom Ahn ein teures Pfand.

Großvaters Blick hing sterbend dran,
Mein Vater rief's in Nöten an,
Aus meiner Wiege blickt' ich drauf,
Ob meinem Eh'bett hängt' ich's auf

Und wenn uns oft recht hart geschah,
So warfen wir uns nieder da,
Und beteten zu ihm voll Schmerz,
Und leichter ward uns um das Herz.

Ja, Herr, wir dachten gar nicht dran,
Daß man's von da wegheben kann:
Wie eingewachsen in den Stein,
Schien's unbeweglich uns zu sein!" —

„Ihr Toren,“ — höhnt der Wuchrer laut, —
„Ich weiß es flott zu machen! Schaut!“
Und seine Hände krallenhaft
Haut er ins Bild mit wilder Kraft.

Da klammern an den harten Mann
Die frommen drei sich bittend an;
Er stößt sie weg, er zerrt mit Macht,
Der Nagel wankt, der Rahmen kracht.

Ein Schlag dem Bild noch ins Gesicht, —
Zerbrochen ist's, — verschwunden nicht:
Denn siehe! klarer, als es war,
Stellt's wieder auf dem Stein sich dar,

Doch ist's kein Bild von Malerhand,
Was schmerzvoll lächelt aus der Wand,
Es lebt, es spricht mit stummem Mund,
Es neigt das Haupt, von Dornen wund;

Es läßt sein Aug', so ernst und hehr,
Hinfallen auf den Wuchrer schwer,
Und kehrt es mild mit langem Blick
Dann auf die frommen drei zurück.

Es scheint zu rufen: „Zaget nicht,
Wenn Spott mein Bild auch frech zerbricht:
Wer gläubig mich darinnen sah,
Dem ist sein Heiland selber nah!“ — —

Der Wuchrer wankt entsetzt davon,
Und sühnt durch Wohltat seinen Hohn;
Den Frommen aber ward es klar:
„Daß Christi Bild ihr — Heiland war!“

Mein Heiland sieht herab auf mich!

Es hängt zu meines Bettes Häupten
Ein schlicht und einfach Christusbild;
Des Mittlers Antlitz ist so heilig,
Sein Blick so schmerzvoll und so mild.
Oft wenn ich nachts, wo alle schliefen,
Der letzte, leis ins Zimmer schlich,
Dacht' ich, dem milden Blick begegnend:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!“

Und wenn ich bei der Lampe Schimmer
Mit Sorg' und Kummer schlaflos rang,
Wenn alles Weh in mir erwachte,
Das ich bei Tag mit Müh' bezwang,
Da hob die tränenfeuchten Augen
Ich unwillkürlich über mich,
Und rief, erleichtert und erleuchtet:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Und oft in bangen Zweifelstunden,
Wo sich die Seele selbst verliert,
Wo sich Verdienst und Schuld vermischen,
Wo Wahnwitz sich mit Lorbeern ziert,
Da, wenn ich hinsank, abgemattet,
Erbittert auf die Welt und mich,
Ein Blick nach oben, — und ich fühlte:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Wenn in der Krankheit Fiebergluten
Auf meinem Bett ich stöhnend lag,
Und ungeduldig Stund' um Stunde
Nachzählte jeden Hammerschlag,
Da blickt' ich auf zu jenem Dulder,
Der so viel mehr noch litt als ich,
Und spürte Trost in dem Gedanken;
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Und lag mir krank der Meinen eines,
Und wußt' ich in Gefahr mein Kind,
Und bangte mir um ferne Freunde,
Sah ich zum Bild empor geschwind.
Ich faßt' es nicht in schöne Worte,
Nach keiner Formel betet' ich,
Und doch schien mir das Bild zu sagen:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Drum soll zu Häupten meines Bettes
Das Bild mir bleiben für und für,
Zum Trost für mich und euch, ihr Lieben,
Pocht einst der Tod an meine Tür.
Und wenn ich stumm und starr dann liege,
So sprecht zum Segen über mich:
„Du liegst im Tod auch nicht verlassen,
Dein Heiland sieht herab auf dich!"

XII.

Die beiden Ahasvere.*)

Tolle Zecher stürmen lärmend in die düstre Schenk' hinein,
Werfen sich auf Tisch' und Bänke, schrein nach Würfeln und nach Wein,
Einen hagren alten Juden in absonderlicher Tracht
Haben sie zum Zechgelage sich als Tischnarrn mitgebracht.

„Setz dich, Gauner," schallt es spöttelnd, „da ist Imbiß, da ist Trank,
Aber daß du uns die Zeche zahlst mit einem guten Schwank!
Seht ihn nur mal an, den Schächer, — wahrlich hol' uns der und der,
Ist er, wie er ist, am Ende nicht der echte Ahasver?"

Und ein brüllend Hohngelächter folgt dem plumpen Witze nach,
Und ein schwerer Seufzer ächzet wie ein Windstoß durchs Gemach. —
„Weh geschrien," so ruft der Jude, „weh geschrien, ich bin erkannt!
Habt Erbarmen mit mir Armen, ja — ich bin's, den ihr genannt!"

Unwillkürlich schauernd springen alle Zecher rasch empor,
Scheu den Spuk mit Augen messend, den ihr Spöttermund beschwor;
Und der Jud', unheimlich grinsend, duckt sich demutsvoll und spricht:
„Fürchtet euch, gewalt'ge Herren, vor dem schwachen Juden nicht!

Bin ich selber doch geschlagen! Zwei Jahrtausende schon fast
Wall' und wandr' ich auf und nieder, und noch hab' ich keine Rast;
Ja, der Ahasver, der alte, könnt' erzählen viel, ihr Herrn,
Große Dinge, grause Dinge; — Jugend aber hört's nicht gern!" —

„Sprich, erzähl', erzähle!" lärmt es, — und der Jude lächelt kalt:
„Neues soll ich euch erzählen, und für mich ist alles alt.
Schlimme Zeiten allerorten, schlimmre Zeiten vor der Tür,
Allerorten Not und Jammer, Übergriff und Ungebühr.

Ist die Welt doch grau geworden und ist immer noch ein Kind,
Taub noch wie vor tausend Jahren, wie vor tausend Jahren blind;
Hat das Messer in den Händen, aber scheut sich vor dem Schnitt,
Hat den Schlüssel zu den Ketten, aber schleppt sie knechtisch mit.

---

*) Ahasverus ist der Legende zufolge der Name eines Schusters zu Jerusalem, vor dessen Hause Christus auf dem Wege nach Golgatha rasten wollte, was dieser jedoch nicht zuließ. Zur Strafe dafür wurde er von dem Herrn dazu verdammt, ruhelos durch die Welt zu wandern, ohne je sterben zu können. Die Sage läßt ihn zu verschiedenen Zeiten in Italien, Spanien, auch in Deutschland und anderen Ländern auftreten. Seine Gestalt kehrt auch in der neueren Poesie oft wieder.

Wollt ihr warten, bis sich's bessert? Seht an mir, was warten frommt!
Ahasvere seid ihr alle; wartet bis der Heiland kommt!
Löst ihr euren Fluch nicht selber, niemand löset euren Fluch,
Und in lächerlicher Demut webt ihr euer Leichentuch.

Menschenalter sah ich kommen, Menschenalter sah ich gehn,
Alle hofften auf die Zukunft, keiner hat sie je gesehn;
Wer wie ich gelebt mit allen, aber nicht mit ihnen starb,
Weiß, was jede Zeit verloren, weil sie selbst sich's nicht erwarb.

Warten, warten?! — Ich muß warten, vor mir liegt die Ewigkeit,
Doch vor euch, ihr unglücksel'gen Glücklichen, liegt nur die Zeit,
Und die Zeit ist täglich euer, wenn ihr sie zur euren macht;
Wer sich scheut den Tag zu wecken, darf nicht klagen, daß es Nacht.

Tausenden auf meiner Wandrung hab' ich es gepredigt laut,
Doch sie haben immer wieder auf den alten Wahn gebaut;
So ward euer Fluch — der meine, eure Qual — Qual für mein Herz,
Und der Menschheit Leid — mein Leiden, und der Schmerz der Welt
— mein Schmerz!

Ewig so herumzuwandeln durch das ew'ge Einerlei,
Ewig so ihn anzuhören eurer Ohnmacht eitlen Schrei,
Ewig dort zu sehn euch betteln, wo kein Ohr, kein Aug' für euch,
Lächerlich fast möcht' ich's nennen, wär's so trostlos nicht zugleich!" —

Und der Jude knickt zusammen, ächzend wie ein morscher Baum,
Und die ernstgewordnen Zecher sitzen stumm und atmen kaum;
Sieh, da regt sich's tief im Winkel, sieh' da hebt sich's lang empor,
Und ein grauer Schatten schreitet schweigsam feierlich hervor.

Um die hagren Lenden fließet ihm ein faltiger Talar,
Erdenfahl sind seine Wangen, silberweiß sind Bart und Haar,
Hoch die Stirn und tief die Augen, überwölbt von dichten Brau'n,
Und sein Leib, obwohl verwittert, dennoch kräftig, fast zum Grau'n.

Stieg er plötzlich aus dem Boden, war er ungesehen nah?
Niemand weiß es, alle schaudern, furchtbar drohend steht er da,
Und in seinen Augenhöhlen, erst noch sternlos, flammt's wie Brand,
Und dem Juden auf die Schulter legt er seine Knochenhand.

„Geh, du Lügner," spricht er zürnend, „geh, armsel'ger Gaukler, geh;
Prahle nicht mit einem Fluche, dessen Wucht nur ich versteh'!
Weltschmerzheuchler, Leidensmäkler, Arzt, der heilen will mit Gift,
Willst der Welt ihr Leid du deuten, lies auf meiner Stirn die Schrift.

Daß sie wegstößt ihren Heiland, wie einst ich ihn stieß von mir,
Daß sein Wort sie überhöret, wenn er warnend spricht zu ihr,
Daß sie von sich selbst erwartet, was nur er ihr geben kann,
Daß sein Glaub' ihr ward zum Wahne, das nur ist ihr Fluch und Bann.

Geh, betrogener Betrüger, geh, du Krüppel deiner Zeit,
Daß der Herr dich nicht im Zorne mahn' an seine Ewigkeit!
Darin eben liegt das Unheil und der Welt unsel'ger Bruch,
Daß sie so, wie du, verblendet prahlt mit ihrem ärgsten Fluch!" —

Also spricht er, schlägt den Mantel um die Schulter, wendet sich,
Durch die düstre Stube schallen seine Tritte schauerlich;
Und die tollen Zecher trinken ihre Krüge nimmer leer,
Höhnend aus der Schenke stoßen sie den falschen Ahasver.

Ansichten.

„Freund, da hilft kein Widerstreben,"
Also schallt es rings mir zu,
„Willst du mit der Zeit nicht leben,
Glaub, umsonst nur lebtest du.

Sieh die jüngern, rasch gewonnen
Haben sie's im kühnen Schwung,
Und die ältern, klug besonnen,
Tun, so gut sie's können, jung.

Soll man dich nicht fallen lassen,
Stimme deine Saiten um;
Wie man's liebt, so mußt du's fassen,
Besser vorlaut sein, als stumm.

Reiß dich los von all dem Plunder,
Der so alt ist wie die Welt;
Jeder Tag bringt neue Wunder,
Und das neue nur gefällt.

Keck ins Leben mußt du tauchen,
Greifen in das Rad der Zeit,
Fleisch und Blut ist's, was wir brauchen,
Poesie der Wirklichkeit!" —

Habet Dank für eure Lehre,
Was ihr wollt, weiß ich genau;
Rudert auf bewegtem Meere,
Klammert euch an jedes Tau.

Haschet jeden flücht'gen Funken
Gierig auf und facht ihn an,
Und genießt entzückungstrunken,
Was die Zeit euch bieten kann;

Aber wehrt mir nicht zu denken:
Jede Zeit hat ihre Zeit,
Was sie hat nur kann sie schenken,
Glänzende Vergänglichkeit.

Mehr als auf manch neues Wunder,
Das nur, weil es neu, gefällt,
Bau' ich drum auf jenen Plunder,
Weil er alt ist, wie die Welt.

Und so laßt denn meinem Streben,
Wird's auch mehr als Streben nie,
Als Devis' in Kunst und Leben:
„Wirklichkeit der Poesie!"

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Johann Gabriel Seidls
ausgewählte Werke

in vier Bänden.

Mit einer biographisch-kritischen Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Mit einem Bildnisse des Dichters und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe.

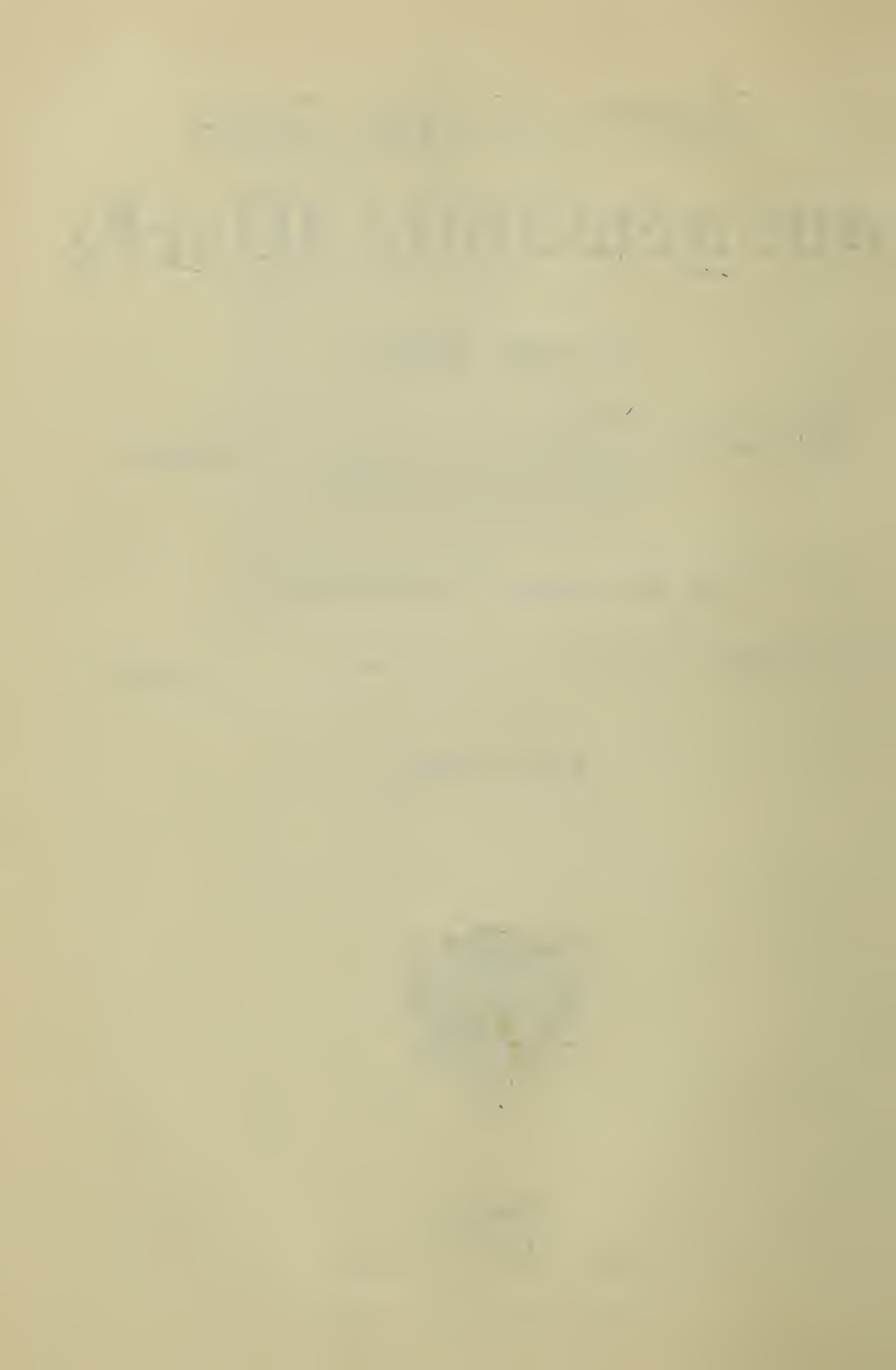
Zweiter Band.

Inhalt: Lyrische Nachlese.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.



Inhalt.

Lyrische Nachlese.

Seite

I. Aus „Schillers Manen!“.

An Schiller! (1, 2) 5

II. Aus den „Liedern der Nacht“ 6

Am Fenster 7
Mondhelle 8
Des Himmels Augen. 8
Der Wanderer an den Mond . . 8
Nachtstille 9
Der Dome Zweck 9
Nachthelle 10
Die große Beterin. 10
Zu früh! 11
In meines Vaters Sterbestunde . 11
Herz und Kopf 12
Zwiefaches Neujahr 13
Verheimlichung 14
Meinem treuen Weibe 15
Tag und Nacht. 16
Beleuchtung 17
Der Schlaf 17
Liebchens Nähe 18
Nachtgesang im Walde 19
Allein! 20
Zeugenschaft. 21
Traum und Liebe 22
In der Kinderstube 22
Nachtphantasie ein. Numismatikers 24
Silvesternacht 25
Traumeslaune 27
Sternenmahnung 28
Die Nachtfahrt des Verbannten . 29
Menschen und Sterne 30
Der Messias 30

III. Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder.

Hans Euler 31
Die Spinnerin vom Gamsgebirge 32
Die Schneebraut 33
Die Bardeninsel 35
Mac-Gregors Nachtritt 35
Die korinthische Säule 37
Der Rosenstrauch zu Hildesheim . 38
An Wien. 39
Fragen 40
An die Scheidende 41
Das Ländchen der Liebe. . . . 41
Liebchens Ferne 42
Mein Frühlingslied 43
Apologie 44
Einer jungen Dichterin 46

IV. Aus der „Liedertafel“.

Morgengruß 48
Im Walde 49
Das Kirchlein am Wege 50
Bei der Rückkehr 50
Heimweh (1—4) 52
Am Morgen. 55
Die liebe Hand. 56
Forderung 57
Liebesneid 57

Seite
Nord oder Süd 58
Wald und Herz 59
Herr, du bist groß! 59
Segne das Vaterland! 60
Optische Täuschung 61
Ohne Liebe — keine Lust . . . 62
Schmiedlied 62
Sizilianen (1—10) 63
Sonette 66

V. Aus „Natur und Herz“.

Vorsatz 68
Der Riesenferner 69
Waldsalon 71
Die Blume 72
Wetterrose 73
Die Jerichorose. 73
Sinnentäuschung 74
Trost 75
Sonnenabschied 76
Erinnerung 77
Herbstblätter (1—2) 78
Winterlied 79
Schwärmerei 80
Blüt' und Moos 82
Die Taubenpost 83
Vöglein — mein Bote 84
Ständchen 84
Gegenüber 85
Scheinleben 86
Nach dem Balle 87
Anwartschaft 87
Das Blumenmädchen 88

Seite
Ebenbürtigkeit 89
Reiseplan 90
Die Stadt 91
Almosen 92

VI. Vermischte Gedichte.

Österreichische Volkshymne . . . 93
An die Sonne 94
Festgesang zur Feier der Enthüllung des Erzherzog Karl-Monumentes 95
Meinem Freunde Franz Schubert 96
Dichterleiden 99
Aus der Ausgabe von Calderons Schauspielen.
Der standhafte Prinz . . . 100
Das Leben ein Traum . . . 100
Elegien von Alfons von Lamartine.
Anruf 101
Der Dichter auf dem Sterbebette 102
Französische Volkslieder.
1. Der Liebesbote 106
2. Ausmarsch 106
3. Santa Clara 107
4. Am klaren Quell . . . 109
5. Totenklage 109
Epigrammatisches (1—15) . . . 110
Register:
I. Alphabetisch. Verzeichnis der Überschriften 113
II. Alphabetisch. Verzeichnis der Anfangsworte 115

Lyrische Nachlese.

I.

Aus „Schillers Manen!"

Bilder aus dem Dichterleben.

(1825.)

An Schiller! (1.)

Nimmer ruhe die Hand und das Herz soll nimmer erkalten,
  Rüstig ans Werk, denn es krönt solch ein Beginnen das Glück!
Einfach steig' es empor, auf deutschem Boden, das Denkmal,
  Kündend mit steinernem Mund, wem es der Deutsche gebaut!
Ewig wird es bestehn. — Dein Name geprägt an die Stirne
  Sichert, wie jeglichem Werk, ewige Dauer auch ihm!
Drum nicht lange gesäumt! Wer Freund dir war, er bezeug es!
  Sieh, und bezeugt es nicht laut alles teutonische Land?
Ihren schönsten Demant aus der Krone nehmen die Fürsten;
  Von dem Erworbenen langt willig der Bürger hervor;
Reichlich gibt der Soldat, wie der karg beschränkte Geschäftsmann;
  Bricht doch die Hausfrau selbst gerne der Eitelkeit ab;
Schonet des Sparguts nicht, ihr Ärmeren, schmälert's mit Freuden:
  Wer euch das Höchste geschenkt, ist er des Letzten nicht wert?
Widmet ihm, was die Kunst euch erfinderisch lehret, ihr Künstler,
  Sei es in Tönen gesagt, oder in Worten getönt!
Das ist eben der Ruhm und das göttliche Zeichen der Künste,
  Daß sie sich schwesterlich gern reichen den helfenden Arm.
Und so empfange denn auch, was schüchterner Seele der Jüngling
  Froh aus dem kleinlichen Schatz seiner Empfindungen beut!
Nicht aus deinem Leben, Erhabener, malt' ich Bilder,
  Nein, aus der eigenen Brust nahm ich mir Farben und Stoff.
Wie ich selbst mir ihn denke den wahren Dichter, so malt' ich:
  Wenn ich den Dichter nur traf, traf ich ja, Hoher, auch dich!
Drum empfange dies Lied, — ein Stein sei's mehr zu dem Denkmal:
  Hätt' ich auf Kronen ein Recht — wär' es wohl auch ein Demant!

An Schiller! (2.)

Dir nicht ward es gegönnt, zu stehn mit silbernen Locken;
  Eh' sie noch aufgeblüht, traf dir die Blume der Sturm.
Hören nicht kannst du den Dank, nicht sehen kannst du die Träne,
  Nicht den Wallfahrtzug jubelnder Enkel mehr schaun!
Aber wofern ein Gefühl dir droben noch lebt in der Seele,
  Dort, wo im weißen Talar wandeln die Priester Apolls,
Wo sie, die schimmernden Schläfe geziert mit schneeigen Binden,
  Ihr vollendetes Lied singen zum Harfengeräusch, —
Greis, wofern ein Gefühl dir droben noch lebt in der Seele,
  O so entgeht dir gewiß unsere Huldigung nicht!
Ob du ihn hier nicht sahest den Lohn, dort wirst du ihn fühlen:
  Einem würdigen Haupt bleiben die Kränze nicht aus.

II.

Aus den „Liedern der Nacht".

(1820—1848.)

Und ist der Tag ein kräft'ger Mann,
Der wehrt und wirkt und wärmt,
So ist die Nacht ein zartes Weib,
Das tändelt, liebt und schwärmt.

Du warst's, o Nacht, aus deren Duftpokale
Mein junges Herz die erste Weihe sog;
Du warst's, o Nacht, zu der, im Vollmondstrahle,
Ein scheuer Falter, meine Ahnung flog!

Noch wußt' ich's nicht aus dir herauszulesen,
Verschwommen rang noch Wahrheit und Symbol;
Doch war bei Tag mir noch so weh gewesen,
Sobald du kamst, da ward mir wieder wohl.

Wenn ich am Fenster lehnt' und in dein Schweigen,
Mein pochend Herz nur hörend, mich verlor,
Wie überkam es immer mich so eigen,
Wie zog es mich so wunderbar empor!

Wie hätt' ich mögen meine Brust entfalten,
Um aufzunehmen all dein reiches Licht!
Ich wußt' es nicht zu meistern, zu gestalten,
Es gohr, es trieb, und wurde — zum Gedicht.

Und was dann oft nach mancher Nacht am Morgen,
Als heimlich Lichtbild, selbst mich überrascht,
Wie schüchtern ich der Welt es auch verborgen,
Manch' Freundesauge hat es doch erhascht.

Bald wich die Scheu, bald ward ich selbst mir Richter,
Da hat ein Wind die Blätter mir geraubt,
Erschrocken harrt' ich, hört' ein flüsternd: „Dichter!“ —
Und endlich hab' ich selbst daran geglaubt.

So schuld' ich dir's, o Nacht, daß ich's verschuldet,
Geglaubt zu haben, was vielleicht nur Wahn: —
Doch weil ein Menschenalter mich geduldet,
Poch' ich nun leise bei dem zweiten an;

Ich fühl' es wohl, die Welt hat sich verändert,
Die Muse schlug ihr Buch verschüchtert zu,
Ihr graut vor Blättern, die mit Blut gerändert,
Unheimlich ward ihr unsrer Nächte Ruh'.

Die Sterne flackern fiebrisch wie vor Schrecken,
Den Himmel rötet fahler Nordlichtschein,
Des Mondes Stirne trüben Nebelflecken,
Die Luft ist schwül, und lautlos schweigt der Hain.

Wohlan! — und müßt' es wirklich sein verklungen
Das Lied, zu still für unsrer Zeit Gebraus,
So tön' es langsam in Erinnerungen,
Ein schmerzlich Echo, sanft im Nachhall aus!

Vielleicht, daß doch ein Herz noch hin und wieder
In seiner Nacht des Lieds sich freuen mag; —
Dem naht euch leis' und helfet mit, ihr Lieder,
Es wach zu halten bis zum jungen Tag!

Am Fenster.

Ihr lieben Mauern, still und traut,
Die ihr mich kühl umschließt,
Und silberglänzend niederschaut,
Wann droben Vollmond ist,
Ihr saht mich einst so traurig da,
Mein Haupt auf schlaffer Hand,
Als ich in mir allein mich sah,
Und niemand mich verstand!

Jetzt brach ein andres Licht heran,
Die Trauerzeit ist um,
Und manche ziehn mit mir die Bahn
Durchs Lebensheiligtum;
Sie raubt der Zufall ewig nie
Aus meinem treuen Sinn:
In tiefster Seele trag ich sie,
Da reicht kein Zufall hin.

Du Mauer, wähnst mich trüb wie einst,
Das ist die stille Freud';
Wenn du vom Mondlicht widerscheinst,
Wird mir die Brust so weit.
An jedem Fenster wähn' ich dann
Ein Freundeshaupt, gesenkt,
Das auch so schaut zum Himmel an
Und auch so meiner denkt!

Mondhelle.

Du Sehnsuchtbeleber, du freundlicher Mond,
Möcht' wissen, wie droben bei dir es sich wohnt,
Möcht' wissen, wie golden die Saaten da stehn,
Wo die silbernen Lämmer zur Weide gehn!

Du hast ja der magischen Fäden so viel,
Und webst sie um Wälder und Felder zum Spiel!
Du wirfst ja dein Netz durch den nächtlichen Raum,
Gesponnen aus hellem und zitterndem Flaum!

O web mir zu Bändern die Fäden so fein,
O flicht mir zu Schwingen die Bänder so rein,
Und heb auf den Schwingen zu dir mich, o Mond:
Möcht' wissen, wie droben bei dir es sich wohnt!

Des Himmels Augen.

Aus des Menschen Auge schaut
Klar sein innres Leben:
Diesen Sternen ist vertraut
Sein geheimstes Streben.

Darum, Himmel, mag es sein,
Daß man dir vertrauet,
Weil aus tausend Augen rein
Deine Güte schauet!

Der Wanderer an den Mond.

Auf Erden — ich, am Himmel — du,
Wir wandern beide rüstig zu,
Ich ernst und trüb, du hell und rein,
Was mag der Unterschied wohl sein?

Ich wandre fremd von Land zu Land
So heimatlos, so unbekannt,
Bergauf, bergab, waldein, waldaus,
Doch bin ich nirgend — ach! — zu Haus!

Du aber wanderst auf und ab
Aus Ostens Wieg' in Westens Grab,
Wallst ländereín und länderaus,
Und bist doch, wo du bist, zu Haus!

Der Himmel, endlos ausgespannt,
Ist dein geliebtes Heimatland; —
O glücklich, wer, wohin er geht,
Doch auf der Heimat Boden steht! —

Nachtstille.

Tausend Augen blitzen nieder,
Tausend Augen schließen sich;
Schweigen herrscht, und dennoch wieder
Klingt es leis' und wunderlich.

Ruhe nennet sich das Siegel
An dem Schlummerbrief der Nacht —
Und es raubet ihre Flügel,
Wer sie laut und lärmend macht.

Nur die Liebe schleicht im Düstern,
Nur die Sehnsucht atmet schwer,
Und der Herzen stillem Flüstern
Gibt der Himmel gern Gehör.

Der Dome Zweck.

Wall' ich so am Dom vorüber
In erhellter Winternacht,
Gehn mir oft die Augen über,
Wenn des Nordes Hauch erwacht;
Und die Blicke schlag' ich nieder,
Frage kaum ums Sternenlicht,
Aber aufwärts zieht sie's wieder,
Wenn der Mund der Glocke spricht.

Und vergessen sind die Schmerzen
Und der Stürme wilder Chor,
Mit entfesselt weitem Herzen
Blick' ich rasch zum Dom empor;
Und, als wollt' ich bannend fassen
Jeden ernsten Hammerstreich,
Blick' ich auf, und kann nicht lassen
Von dem Dom und Sternenreich.

Und vor meiner Seele schwebet
Wieder klar der Dome Zweck,
Und warum der Mensch sie hebet
Zu den Sternen frei und keck:
„Daß, wer wallt im dumpfen Grauen,
Wessen Blick am Boden kriecht,
Wieder aufwärts möge schauen
Zu des Himmels freiem Licht!“

Nachthelle.

Die Nacht ist heiter und ist rein,
Im allerhellsten Glanz:
Die Häuser schaun verwundert drein,
Stehn übersilbert ganz.

In mir ist's hell so wunderbar,
So voll und übervoll,
Und innen waltet's frei und klar,
Ganz ohne Leid und Groll.

Ich fass' in meinem Herzenshaus
Nicht all' das reiche Licht:
Es will hinaus, es muß hinaus, —
Die letzte Schranke bricht!

Die große Beterin.

Wer betet denn in deinem Haus,
Daß du so still, o Nacht,
Und dich vor jedem Lärm und Braus
So sorglich hast bewacht?
Man hört ja kaum des Schlafes Fuß
Von Haus zu Hause gehn
Und ihn durchs Fenster seinen Gruß
In Saal und Stube wehn.

Die Ruhe wandelt feierlich
Die Straßen kreuz und quer,
Und wiegt auf stummen Lüftchen sich
Geräuschlos hin und her.
Ja, ja, — man sage, was man will, —
Es betet wer im Frein,
Sonst hieltst du ja nicht gar so still,
O Nacht, den Atem ein!

Und seh' ich recht, so seh' ich auch
Die große Beterin,
Die ihres Herzens reinsten Hauch
Schickt zu den Sternen hin;
Ein unermeßlich Faltenkleid
Umwogt sie silbergrau,
Und küßt in milder Herrlichkeit
Der Glieder Riesenbau.

Die Mutterarme streckt sie aus
In himmelweitem Kreis,
Und füllt der Nacht geheiligt Haus
Mit ihrem stummen Preis.

Ei, Beterin, verbirg dich nur,
Mich machst du nicht zum Spott;
Du bist — ich kenne dich — Natur,
Und dein Gebet ist — Gott!

Zu früh!

Was willst du, frühlingshaftes Regen,
In dieser kalten Winternacht?
Noch ist der Frühling weit gelegen:
Noch hast du erst die halbe Macht.

Dem Vogel gleichst du, dem verirrten,
Der sich zu früh heraufgewagt
Aus wärmrer Ferne, wo durch Myrten
Belebend schon der Frühling tagt.

Anbaun will sich der arme Sänger,
Wo nirgend Halt noch Blume winkt,
Und fliegt und flattert bang und bänger,
Bis er erkaltet niedersinkt.

Drum heim, Gefühl, hier ist kein Bleiben!
Erst mit dem Lenze komm zurück:
Hier übt der Nord sein freches Treiben
Selbst auf des Herzens Blumenstück.

Wie warm du bist, in diesem kalten
Gewirre wärst du bald verglüht;
Das erst ist rechtes Frühlingswalten,
Wenn's außen so wie innen blüht!

In meines Vaters Sterbestunde.

(1824.)

Nacht war's, und diese Stunde just,
Als seine Zeit verstrich,
Als seiner warmen Vaterbrust
Der letzte Hauch entwich.
Nacht war's und diese Stunde war's,
Als unsre Träne floß,
Als stumm vor Leid, gelösten Haars,
Die Mutter mich umschloß.

Vierhundert Tage rauschten kaum,
Wie Schleier drüber hin,
Und sanfter rührt bereits, als Traum,
Die Wirklichkeit den Sinn.
In andren Mauern sitz' ich nun,
In einem andren Licht,
In andren Kreisen, andrem Tun,
Betrübt, — doch trostlos nicht.

Allein des Zimmers Wölbung rückt
Urplötzlich weit hinaus,
Ein ganzer Wunderhimmel blickt
Hernieder mir ins Haus,
Und aus den Wolken tritt, ja tritt,
O Gott! mein Vater vor,
Nimmt alle meine Sinne mit,
Zieht sie zu sich empor.

Ich küss' ihm Hand und Stirn und Mund,
Und er vergilt den Kuß,
Und alles tu' ich drauf ihm kund,
Wie ich es will und muß;
Was ich getan, gelassen hab',
Wie ich die Mutter hielt,
Seit ihn sein frühes, kühles Grab
Mit düstrem Moos umspielt.

Und sieh, zufrieden scheint er hier; —
Sein sonst so strenger Blick,
Er lächelt mir, er lächelt mir,
Solch' Lächeln, es bringt Glück! —
Da scheidet er, — o flieh nicht fort: —
Dein Himmel fordert dich!
Doch komm recht oft, recht oft von dort,
Und prüf' und segne mich!

Herz und Kopf.

Leichtbeschuht, im schwarzen Kleide,
Ging's mit schwebend raschem Fuß
Zu des Tanzes Wonnegenuß
Durch die Straß' in rechter Freude.

Sie ja sollte dort ich finden,
Die mir Gott zum Engel lieh;
Alle Sterne jubelten: „Sie!“
„Sie dort!“ klang's in allen Winden.

Und ich kam und sah die eine;
Hold errötend stand sie da,
Herrlich prangend wie Cypria
In der Grazien Vereine.

Gott! da war es keine Sünde,
Süß anblickend ihr zu nahn,
Sie mit heißer Hast zu umfahn,
Daß das Herz am Herzen stünde.

Gott! da kam's, das lang' Entbehrte,
Was im Herzen ängstlich schlug,
Was mein Blick verstohlen nur trug,
Was mein Haupt zu Boden schwerte:

Aug' in Aug' und Herz am Herzen,
Hand in Hand und Mund an Mund,
Einmal, in verschwiegenem Bund,
Ach, ein Stündchen hinzuscherzen!

Jetzt vergönnt war dies Umschlingen,
Jetzt umfing ich sie mit Macht, —
Und zur Erd' sah ich, bedacht,
Wie die Füß' im Takte gingen.

Zwiefaches Neujahr.

Erhabene Feier waltet:
Es ist Silvesternacht;
Schon schläft der Schlaf bei allen,
Nur eine Seele wacht.

Die Seel' ist ein Verliebter,
Der Frost und Nacht bezwingt,
Und unter Liebchens Fenster
Ein herzlich Ständchen bringt.

Das tat er wohl allnächtlich,
Allein, beim Fensterklang,
Vergebens war sein Harren,
Vergebens sein Gesang.

Und horch, schon summt die Glocke
Das alte Jahr zur Ruh',
Und seltsam tönt und dröhnet
Des Türmers Lied dazu.

Da klingt es auch am Fenster,
Dem Klange folgt ein Blick,
Dem Blick ein Wort der Liebe,
Dem Liebesworte — Glück!

Glück auf, du treuer Sänger,
Du hast die Zeit ersehn!
Zwiefaches Neujahr künden
Die Zeichen, so geschehn:

Ein Neujahr allen Landen
Verspricht des Türmers Sang;
Ein Neujahr deiner Liebe
Verspricht des Fensters Klang.

Verheimlichung.

Da lag sie, die ich so geliebt,
Im Sarge tot vor mir,
In Schmerz, wie's keinen herbern gibt,
Saß ich zu Nacht bei ihr.
Ihr Aug' war zu, die Hände kalt,
Ihr warmes Herz ein Stein,
Verstummt der Lippen Allgewalt,
Verglüht der Wangen Schein.

Und durch des Zimmers Dunkelklar
Zog's feierlich daher,
Als ob es eine weiße Schar
Von stillen Geistern wär';
Die Engel waren's, die ihr Herz
Sich einst zum Haus ersahn,
Nun flogen still sie himmelwärts
Und sagten sie dort an.

Und um den Mund der Toten lag
Ein Lächeln wie Gebet,
Ein Lächeln, wie's ein sonn'ger Tag
Auf eine Rose weht.
Da sprang ich auf, flog hin zu ihr,
Hätt' mögen darauf baun,
Sie wolle noch was Frohes mir
Zu guter Letzt vertraun;

Etwas vertraun von jener Welt,
Von jenem Kanaan,
In das sie aus des Sarges Zelt
Schon einen Blick getan.
„O sage," rief ich, „sage mir,
Sprich aus, — wie ist es dort?
Denn ging' es drüben übel dir,
Ich ließe dich nicht fort!" —

Sie aber sprach nicht nein, nicht ja,
Sie, die mir nichts verschwieg;

Still wie ein Engel lag sie da
Nach einem großen Sieg. —
Es ist wohl drüben schön und rein,
Zum überraschen schön,
Drum wollte sie nicht vorlaut sein,
Bis ich es würde sehn!

Meinem treuen Weibe.

Der Seemann, der die sturmgewiegten Planken
Schon längst mit festem Ufergrund vertauscht,
Fühlt unterm Fuß den Boden oft noch wanken,
Und wähnt sein Ohr von Flutgebrüll umrauscht.

Der Krieger, der zu seinen sichren Laren
Aus heißem Kampfe längst schon heimgekehrt,
Schrickt oft, geweckt von Trommeln und Fanfaren,
Aus tiefem Schlaf empor und greift zum Schwert. —

Und wer im muntren Reigen freudetrunken
Vom Baum der Lust vollauf sich Blüten brach,
Dem klingen, wenn er längst in Schlaf versunken,
Des Tanzes Melodien noch neckend nach. —

So war's, da längst mein Herz sich heimgefunden
Aus seiner Sturmfahrt, seinem Kampf und Reihn,
Und sich die Flügel willig selbst gebunden,
Um einem Wesen alle Glut zu weihn.

Nur manchmal, wenn du schmeichlerisch mich wecktest,
Nacht, süße Fee, — ward ich mir leis' entrückt,
Und litt es, daß du mich mit Bildern necktest,
Für die ich längst die Augen zugedrückt.

Wozu dem Spiele wehren? Gab's doch Lieder:
Betrachtung, Nachklang, Weiterschweifen, Scherz,
Zuletzt, wenn auch nicht reuig, — Umkehr wieder; —
Die Brust ward freier, leichter war das Herz.

Hier sind sie nun, die Sünden solcher Nächte,
Gewiß verzeihlich, weil so gern bekannt! —
Nicht fragt' ich lange, wem ich sie wohl brächte:
Ich lege sie, mein Weib, in deine Hand!

Du kennst mein Herz mit allen seinen Schwächen,
Du hättest mir das meiste zu verzeihn; —
Willst diesen Liedern du den Stab nicht brechen,
So wird die Welt wohl auch nicht strenger sein!

Tag und Nacht.

Ich weiß nicht, ist der Tag der Vater,
Und ist die Nacht sein Töchterlein? —
Wie mag das Kind des blonden Vaters
Nur gar so rabenlockig sein?

Er ist so laut, so lebenslustig,
Sie ist so still, so lebensmüd;
Die Wehmut blickt aus ihren Augen,
Indes der Mut aus seinen glüht.

Er ist in dieser Welt zu Hause,
Er liebt das Trachten, liebt das Tun
Sie ist zu Haus in jenen Welten,
Sie liebt das Schmachten, liebt das Ruhn.

Er schenkt uns Wein in goldnem Becher,
Sie reicht uns Mohnsaft in Kristall;
Er sagt uns: Überall ist Leben!
Sie sagt uns: Tod ist überall!

Gut, daß sie, ohne sich zu treffen,
Vorüber aneinander ziehn,
Sonst müßt' er sich der Tochter schämen,
Sie — weinend vor dem Vater fliehn. —

Doch ist vielleicht die Nacht — die Mutter,
Und ist der Tag — ihr Sohn wohl gar?
Wie kam's dann, daß die düstre Mutter
Solch einen muntren Sohn gebar?

Wie sog aus ihrem keuschen Busen
Er diesen Lebenstaumel ein?
Wie kann, was Schmerz in ihren Augen,
In seinen wilder Jubel sein?

Wie kann, wenn sie den Witwenschleier
Schwermütig übers Haupt sich zieht,
Im blauen Festkleid er, als Freier,
Hintanzen lieb- und lustentglüht?

Wie kann er's, wenn sie matt entschlummert,
Mit rosig heitrem Lächeln sehn,
Und sich das Haupt mit Blumen kränzen,
Worauf noch ihre Tränen stehn?

Gut, daß sie, ohne sich zu treffen,
Vorüber an einander ziehn,
Sonst müßte sie des Sohns sich schämen,
Und er die Mutter spottend fliehn!

Beleuchtung.

Vom Fenster flog es hernieder,
Ich hielt es in meiner Hand,
Das Brieflein, worin geschrieben
Das Wort der Entscheidung stand.

Doch ob es ein Jawort wäre,
Ob aber ein schrecklich Nein,
Ich konnt' es mir nicht entziffern,
Es glänzte kein Mondenschein.

Es lieh mir kein Stern, kein Lämpchen,
Sein hilfreich freundliches Licht,
Der Himmel war rings umnachtet
Von Wolken, finster und dicht.

Ich starrte mit flammenden Augen
Aufs Blättchen fort und fort,
Sie konnten es doch nicht beleuchten
Das kleine entscheidende Wort.

Da hatten die schwarzen Wolken
Mitleid mit meiner Qual,
Und ließen lang an dem Himmel
Hinzucken den leuchtenden Strahl.

Habt Dank, ihr Gewitterwolken!
Klar stand es nun vor mir da:
Ich las bei himmlischem Lichte
Der Liebe himmlisches „Ja!“

Der Schlaf.

Schlafen! — Vielleicht auch träumen! —
Shakespeare, Hamlet III.

Schlafen, schlafen, ach! ja schlafen,
Ruhig, wie ein schuldlos Kind,
Mit dem sanftgehobnen Atem,
Mit den Wangen rot und lind;

Mit den süßen Wunderträumen
Von den Engeln, lieb und hold,
Von den bunten Weihnachtsbäumen
Mit dem schönen Flittergold!

Schlafen, noch sich freuen können
Der so lieben, stillen Nacht,
Schmeichelnd noch das Polster streicheln,
Das uns gar so glücklich macht!

Und mit immer matterm Auge
Nicken, blinzen, bis sich's schließt,
Und die reine Seel', entfesselt,
Ihres Elements genießt! —

Schlafen, schlafen — Himmelswonne!
Schlafen, schlafen, — Höllenpein!
Wenn die Augen, weit geöffnet,
Starren in die Nacht hinein;

Wenn sich's auf dem schwarzen Grunde
Wie in roten Ringen dreht,
Wenn die Uhr eintönig hämmert,
Oder plötzlich stille steht:

Wenn der Holzwurm pickt im Pfosten,
Wenn der Wind im Schornstein heult,
Wenn's wie Diebesschritt die Gassen
Schlurrend auf und nieder eilt;

Wenn der Mond, aus Wolken tretend,
Durch den weißen Vorhang strahlt,
Daß des Fensterrahmens Schatten
Drauf als schwarzes Kreuz sich malt;

Wenn sich dann Erinnerungen,
Bilder, Ahnungen, Ideen,
Neckend jagen, sinnlos kreuzen,
Und wie bunter Schaum zergehn;

Wenn sich jeder Schmerz des Tages
Zum gigantischen erhebt,
Bis zuletzt ein dumpfer Taumel
Seel' und Leib in Schlaf begräbt. —

Und es dämmert — und zerfoltert
Wacht man auf beim Morgenschein; —
Schlafen, schlafen — Himmelswonne!
Schlafen, schlafen — Höllenpein!

Liebchens Nähe.

Es ringt in mir so wunderbar,
Und ringt sich doch nicht los;
Der Himmel dünkt mich gar so klar,
Die Erde gar so groß;
Ein Lied — schon werd' ich mir's bewußt —
Schlug Wurzeln mir in tiefster Brust

Und ein Gefühl — ich ahn' es ja —
Ist's, was dies Lied durchglimmt,
Dem Mond verwandt, den Sternen nah',
Obwohl noch unbestimmt;
Die Lösung nur, der Zauber fehlt,
Der aus dem Chaos schafft die Welt.

Doch horch! da säuselt was heran,
Jungfräulich, durch die Nacht,
Ein Auge, lachend sternenan,
Von Sternen angelacht;
Und, sanft umspielt von Vollmondlicht,
Ein Mund, der auch durch Schweigen spricht.

Sieh nur, ich hab' sie nicht verkannt,
Die Liebste naht sich mir,
Und mein Gefühl, dem Mond verwandt,
Den Sternen nah', galt — ihr!
Ihr Mund, ihr Aug' nur hat gefehlt,
Und aus dem Chaos steigt die Welt!

O eine Welt, wie wonnereich,
Ein Leben, wie so laut,
Ein Lieben, wie so sternengleich,
Ein Singen, wie so traut!
Ja — was mir selbst ein Rätsel war,
Des Liebchens Nähe macht mir's klar!

Nachtgesang im Walde.

Sei uns stets gegrüßt, o Nacht!
Aber doppelt hier im Wald,
Wo dein Aug' verstohlner lacht,
Wo dein Fußtritt leiser hallt!

Auf der Zweige Laubpokale
Gießest du dein Silber aus,
Hängst den Mond mit seinem Strahle
Uns als Lamp' ins Blätterhaus.

Säuselnde Lüftchen sind deine Reden,
Spinnende Strahlen sind deine Fäden;
Was nur dein Mund beschwichtigend traf,
Senket das Aug' und sinket in Schlaf.

Und doch — es ist zum Schlafen zu schön:
Drum auf! und weckt mit Hörnergetön,
Mit hellerer Klänge Wellenschlag,
Was frühbetäubt in Schlummer lag!

Auf! Auf! —
Es regt in den Lauben
Des Waldes sich schon,
Die Vöglein, sie glauben,
Die Nacht sei entflohn;
Die wandernden Rehe
Verlieren sich zag,
Sie wähnen, es gehe
Schon bald an den Tag.

Die Wipfel des Waldes
Erbrausen mit Macht;
Vom Quell her erschallt es,
Als wär' er erwacht!

Und rufen wir im Sange:
„Die Nacht ist im Walde daheim,"
So ruft auch Echo lange;
„Im Walde daheim — daheim!"

Drum sei uns doppelt hier im Wald
Gegrüßt, o holde Nacht!
Wo alles, was dich schön uns malt,
Uns noch weit schöner lacht!

Allein!

Wenn alles ruht in tiefer Nacht,
Kein Laut umher sich rührt,
Und nur der Mond, als stille Wacht,
Den Chor der Sterne führt;

Wenn alles rings so grabesstumm
Im Sarg des Schlafes ruht,
Da blick' ich wie erlöst herum,
Und denke: Nun ist's gut!

Nun bin ich mein, bin mein, bin mein,
Die Welt gehöret mir,
Ich bin ja einmal doch allein,
Mit mir, und, Gott, mit dir!

Die ihr mich quält so unbewußt,
Ihr schlaft und laßt mir Ruh';
Herr bin ich meiner wunden Brust:
O blute, blute zu!

Kein unberufner Arzt will dann
Zur Qual mein Retter sein,
Da kann ich weinen — beten — kann
Nachhangen süßer Pein!

Die ihr des Schlafs bedürft, o tauscht,
Nehmt allen hin, der mein!
Mein Glück ist: — wachen, unbelauscht,
Allein, — allein, — allein!

Zeugenschaft.

Nox erat et coelo fulgebat luna sereno
Inter minora sidera,
Quum tu magnorum numen laesura Deorum
In verba iurabas mea.
Horat. V. 15.

Nacht war's, geöffnet sahn die Augen
Des Himmels all' auf uns herab,
Als ew'ge Zeugen jenes Wortes,
Das feierlich ihr Mund mir gab.

Bei Tage wandelten wir wieder
Gleichgültig aneinander hin;
Bei Tage fiel kein Wort der Liebe —
Nicht für die Welt war unser Sinn.

Das Wort, das sie bei Nacht gesprochen,
Der Tag hat nichts davon gehört;
Doch Nacht und Mond und Sterne wissen's
Und wissen, daß sie mich betört.

Drum will ich auch dem Tag nichts klagen,
Den sie mit keinem Schwur entweiht;
Der Nacht nur kann ich's nicht verhehlen, —
Sie ist zur Zeugenschaft bereit.

Nicht quälend zwar soll sie mich rächen,
Nicht foltern sie mit Pein dafür,
Sie soll sie nur bisweilen mahnen,
Sie fragen: Was sie tat an mir?

Nur schaudernd durch die Seel' ihr zucken,
Wenn oft der Schlummer spröde säumt,
Und kalt die Wangen ihr behauchen,
Wenn sie von Liebesschwüren träumt!

Traum und Liebe.

Wer so bei Nacht des Schlummers harrend liegt,
Wo Bilder und Gedanken bunt sich treiben,
Nimmt oft sich vor, sich klar bewußt zu bleiben,
Bis der Moment des Schlafes ihn besiegt.

Festhalten möcht' er gern den Augenblick,
Wo Traum und Wachen magisch sich berühren,
Und einmal klar den Übergang verspüren,
Der einwiegt in der Träume stilles Glück.

Noch schaut er wach ins Ampellicht hinein;
Doch eh' er's denkt, eh' er das Kissen richtet,
Ist er den dunklen Mächten schon verpflichtet,
Anheimgefallen einem andern Sein. —

Dem Schläfer, der so harret, gleicht, wer liebt,
Und wer in Liebe wähnt sein Selbst zu retten;
Er spottet lächelnd noch der Zauberketten,
Der dunklen Macht, die lauernd ihn umgibt.

Beachten will er klar den Augenblick,
Der seine Seele magisch könnt' umstricken. —
„So weit, nicht weiter soll's der Liebe glücken,
Eh' sie mich meistert, zieh' ich mich zurück!" —

O eitler Vorsatz! Er versieht sich's kaum,
Er wähnt noch, wach sie standhaft zu bekriegen,
Und schläft schon ein, und läßt sich schon besiegen,
Und träumt besiegt schon ihren schwersten Traum.

In der Kinderstube.

(1834.)

Wenn ich so nachts in meine Kammer gehe —
Schatzkammer hab' ich sie benannt aus Scherz —
Und meine Kinder vor mir schlummern sehe,
Da greift mir's oft gar wundersam ans Herz.

Wenn jetzt — so denk' ich — eine Stimme riefe:
„Hier schläft dein Söhnlein, hier dein Töchterlein;
Sei stark, und prüfe deines Herzens Tiefe,
Denn eins davon muß heut' des Todes sein!

Nicht schonen darf ich, doch die Wahl dir lassen;
Entscheide, welches gibst du lieber hin?“ —
Da würd' ich wohl zu tiefst ins Herz erblassen
Und angstvoll dastehn mit zerrissnem Sinn. —

Dich — Karl? Von dir ist nicht die Rede! — Liege,
Schlaf unbesorgt in deines Engels Schoß!
Du bist mein erstes Kind, und in der Wiege
Kauft' ich schon einmal dich vom Tode los.

Du kannst schon mehr, als „Vater! Mutter!“ lallen
Du hüpfest, wenn wir kommen, schon uns zu,
Hast schon an Gottes schöner Welt Gefallen, —
Dich lass' ich nicht! Mein erstes Kind bist du! —

So muß ich also dich, mein Minchen, geben,
Mein jüngstes Kind, dich, deiner Mutter Lust?
Die Brust, woraus du schlummernd saugst dein Leben,
Zum Sarge werden soll dir diese Brust?

Aufwachen soll die Mutter, lauschen, schreien;
„Mein Kind ist — tot! Mann, töte mich dazu —?“
Dich gäb' ich preis, und könnte dich befreien?
Nein, Minchen, nein! Mein jüngstes Kind bist du!

Doch wenn dann drohender die Stimme riefe:
„Ein Kind ist mein! bald flog die Frist dahin!
Sei stark, und prüfe deines Herzens Tiefe —
Beschließe, — welches gibst du lieber hin —?“

Da, denk' ich, kehrte mir die Fassung wieder,
Zum Himmel blickt' ich tränenlos hinauf,
Säh' auf ein Kind und dann aufs andre wieder,
Und legte segnend meine Hände drauf.

„Eins, rief ich, willst du! Forderst gnädig eines,
Und hast für zwei, für uns auch deine Gruft!
Vergib! — Dir geben — geben — kann ich keines,
Doch nimm, nimm jenes, das mein Gott beruft!

Ruft er's, und trotz' ich, — und er ließ' es leben
Weil ich's gewollt, nicht weil er's so bestimmt,
So würd' es mir vielleicht zur Geißel leben:
Er schickt es mir — er weiß, warum er's nimmt!" —

Nachtphantasie eines Numismatikers.

Wenn ich so nachts zum klaren Himmel sehe,
Fühl' ich mich numismatisch angeregt:
Die Sterne gleichen Münzen und Medaillen,
Auf blauem Tuch symmetrisch ausgelegt.

Die einen sind à fleur de coin*), die andern
Sind rötlich oder grünlich patiniert,
Von Gold, von Silber, meistens von Elektron**),
Und trotz des Alters herrlich konserviert.

Der Vollmond hangt als Medaillon inmitten,
Um ihn die kleinern Münzen Stück für Stück,
Von allen Raritäten, allen Größen.
Und alle echt und sicherlich — antik.

Ob man mehr Münzen, mehr Medaillen zähle? —
Ich möchte wissen, wer den Streit gewinnt:
Nach meiner Meinung sind es lauter Münzen,
Weil sie noch immerfort im Umlauf sind,

Wohin man die Kometen rechnen könne?
Bisweilen sind sie jetzt noch im Gebrauch;
Der kant'gen Form nach scheinen sie mir — Klippen,
Und für die Astronomen sind sie's auch.

So liegen sie, die Münzen, wohlgeordnet,
Unschätzbar selbst für einen Mionnet***),
Und nähme man auch eines Herschels†) Lupe,
Kein Aug' entziffert ihre Umschrift je.

Doch kann man die Legende gleich nicht lesen,
Die ohne Zweifel ihrer jede trägt,
So steht auf allen klar doch eine Silbe:
Des Münzherrn Name, der sie ausgeprägt.

---

*) unabgegriffen.

**) Eine Legierung (Gold 80, Silber 20), aus der Alexander Severus Münzen schlagen ließ.

***) Théodore Edmé Mionnet (geb. 1770, † 1842), berühmter Numismatiker, dessen Werk über die antiken Münzen (16 Bde , 1806—37) noch heute seine Geltung behauptet.

†) Friedrich Wilhelm Herschel, der berühmte Astronom, geb. 1738, † 1822.

Silvesternacht.

(1845.)

Als einst aus meiner Heimat Auen,
Wo manches Freundesherz mir schlug,
Mein Schicksal mich zu fremden Menschen
In einem fremden Lande trug;
Als ich mir dort, was hier mir grünte,
Ein Freundeskleeblatt, das mich liebt,
Vom Keim erst wieder sollt' erziehen,
Da war mein Herz oft tiefbetrübt.

Des ersten Jahres Scheideabend
Sah ich mit banger Ahnung nahn
Den Abend, den wir sonst zu fünfen,
Dann — ach! zu vieren dämmern sahn;
Und nun am häuslich stillen Herde
Allein, zum erstenmal allein, —
Schwermütig blickt' ich durch die Scheiben
Empor zum klaren Sternenschein.

Da glänzt' ein Sternbild mir entgegen,
Der Wagen war's, ich kannt' ihn wohl,
Der Wagen, den wir uns erkoren
Als Einungszeichen und Symbol,
Der Wagen war's, — und meine Seele
Schwang sehnend sich zu ihm empor; —
Da war's, als flüstert' eine Stimme
Mir milde Trosteswort' ins Ohr.

Ich wandte mich, und süß erschrocken
Sah ich ein himmlisch Weib vor mir.
„Hast du denn meiner ganz vergessen?
Ich,“ sprach sie, „finde dich auch hier!
Komm, wein dich aus an meinem Busen,
Erheitre dich an meinem Blick:
Was dir die Wirklichkeit entrissen,
Die Dichtung gibt es dir zurück!“ —

Und leise bei der Hand mich fassend,
Führt sie zum kleinen Tisch mich jetzt,
Da steht ein Glas, da dampft die Bowle,
Doch sind drei Stühle nicht besetzt;

Jetzt aber fährt mit leisem Finger
Sie schmeichelnd übers Auge mir,
Und sieh, — die teuren, schwer vermißten,
Sie sind erschienen, sie sind hier!

Entstiegen sie des Bildes Rahmen,
Hat sie der Wagen mir gebracht —?
Ich weiß es nicht, — sie sind's, sie halten,
Wie sonst, mit mir Silvesternacht;
Ich stoße freudig an mit ihnen,
Ich finde sie noch treu und wahr,
Und übertrag', in süßer Täuschung,
Die alte Lieb' ins neue Jahr. —

Und also kam die Muse jährlich
Zur selben Stund' in jener Nacht,
Und so hat sie mir freundlich immer
Die Trennung fast zum Wahn gemacht. —
Da rief in meine Heimat wieder
Nach Jahren mich zurück mein Stern;
Voll Hoffnung war ich heimgezogen,
Doch — scheint's — die Muse blieb mir fern.

Erschrickt sie, als ein Kind des Lebens,
Vorm alten Kram, der mich umschließt?
Erschrickt sie vor schon grauen Haaren —?
Ich fühl's nur, daß sie kälter ist.
Fast kränken könnte mich die Kälte,
Wär' andrer Trost mir nicht bereit:
Weil mich die Poesie will meiden,
Naht wieder mir — die Wirklichkeit!

Jetzt faßt mich diese bei den Händen,
Zum Tische führt mich diese jetzt;
Da steht das Glas, die Bowle dampfet,
Und alle Stühle sind — besetzt;
Ja, weiter ist der Kreis geworden,
Und wer sonst sprach für sich allein,
Der stimmt nun ein vervielfacht Leben,
Für sich und seine Lieben ein.

Drum grüß' ich freudig diese Stunde,
Sie läßt mich heiter vorwärts schaun,
Sie gibt, nach manchem Kampf des Zweifels,
Mir wieder mutiges Vertraun.

Mit Unrecht nannte der vom Himmel
Verkürzt sich oder ungeliebt,
Dem Dichtung noch Ersatz — für Wahrheit,
Wahrheit Ersatz — für Dichtung gibt.

Traumeslaune.

. . . . los sueños mismos son sueños.*)
Calderon

Sag nicht: „Ich hab' geträumet,“
Sag nur: „Mir hat geträumt.“ —
Der Traum ist eine Blume,
Die eigenmächtig keimt.
Es ist der Traum ein Vogel,
Der, wenn du lockst, entschlüpft,
Und lockst du nicht, von selber
Dir auf den Finger hüpft.

Es ist der Traum ein Kobold,
Der dir das Kissen raubt,
Das du, um sanft zu ruhen,
Gelegt dir unters Haupt;
Und wieder, wenn der Kummer
Nur harte Streu dir gibt,
Ein schwellend Daunenpolster
Besorgt dir unterschiebt.

Du schlummerst ein, im Haare
Den frischen Kranz der Lust,
Die Seele voll von Liebe,
Des höchsten Glücks bewußt;
Kaum schlossest du die Augen,
So fällt der Kranz dir ab,
Und Glück und Liebe finden
Im Fiebertraum ihr Grab.

Du drückst, von Gram zerrissen,
Gehetzt von feilem Spott,
Dein Haupt voll Angst ins Kissen,
Als wär' es aufs Schafott, —
Und plötzlich tönt es leise
Wie Harmonien um dich,
Und Engel schweben nieder,
Und Eden öffnen sich.

---

*) „Die Träume selbst sind Träume“ (aus Calderons berühmtem Schauspiel „Das Leben ein Traum“ [La vida es sueño]).

Du kannst ihn nicht beschwören,
Kannst bannen nicht den Traum,
Rasch wie der Schaum entstanden,
Zerrinnt er wie der Schaum.
Drum sage nicht: „Ich träume,“
Wenn du dein Ich verlierst,
Und unbekannten Zaubers
Ohnmächt'ger Spielball wirst.

Des Lebens Traum ist sichrer,
Als je dein Traum im Schlaf:
Herr bist du deines Lebens,
Doch deines Traumes Sklav';
Du bist dir selbst entäußert,
Du stehst nicht ein dafür:
Wohl träumest du im Leben,
Im Schlafe träumet dir!

Sternenmahnung.

Von den Sternen laßt uns lernen
Stille Ruh' und reinen Sinn:
Friedsam in den blauen Fernen
Ziehn sie über uns dahin.

Was geschehen, anzusehen
Ist jahrtausendlang ihr Los,
Und sie wandeln und sie stehen
Ewig klar und ewig groß.

Unerschüttert, wenn's gewittert,
Schimmern sie nach Sturm und Not,
Und ihr sanfter Schimmer zittert
Heller noch ins Morgenrot.

Mag in Kämpfen und in Krämpfen
Zuckend ringen Land und Meer,
Unberührt von Dunst und Dämpfen
Schaun sie nieder hold und hehr.

Und so werden sie auf Erden
Noch herabsehn im Moment,
Wenn schon auf der Menschheit Herden
Einst die letzte Flamme brennt.

Wahrer Wächter der Geschlechter
Stehn sie dort in stiller Nacht,
Mahnend jeden Gottverächter,
Daß ein richtend Auge wacht.

Gott zum Preise ziehn sie leise
Nächtlich auf am Himmelssaal,
Daß der Fromme, daß der Weise
Trost sich schöpf' aus ihrem Strahl. —

Ruh' und Frieden, wie beschieden
Er den Sternen droben ist,
Und Beständigkeit hienieden
Tut uns not zu dieser Frist.

Darum lernen von den Sternen
Laßt uns hohen, reinen Sinn,
Und wir blicken in die Fernen
Trostreich dann und mutvoll hin!

Die Nachtfahrt des Verbannten.

Durch ferne Meere steuert
Ein einsam Schiff daher,
Ein Mann sitzt auf dem Verdecke,
Und schaut hinaus aufs Meer.

Der Mann ist ein Verbannter,
Doch sitzt er ruhig und sinnt,
Und schaut, wie die Wolken ziehen,
Und schaut, wie der Schaum zerinnt.

Hier grüßt er weiße Klippen,
Ein grünes Eiland dort;
Jetzt kreist eine Möw' um den Wimpel,
Jetzt lauert ein Hai um den Bord.

Dort taucht es aus fernem Süden
Wie schneeige Gipfel empor,
Dort rudert ein Fischerkanot
Aus felsichter Bucht hervor. —

Das alles sieht der Verbannte,
Das alles spricht ihn so an,
Daß er darüber die Heimat
Bei Tag wohl vergessen kann.

Doch wenn die Nacht gesunken,
Und wenn er allein so sitzt,
Und sternenbesäet der Himmel
Auf ihn herunterblitzt;

Und wenn er sie sucht am Himmel,
Die Sterne, so wohlbekannt,
Die einst ihm als Kind geleuchtet
Im lieben Vaterland;

Und wenn ihm so fremd ist alles,
Was droben flimmert und zieht,
Und wenn er in anderem Rahmen
Ganz andere Bilder sieht; —

Da faßt ihm die zitternde Seele
Ein Sehnen riesengroß,
Da fühlt er so ganz sich einsam,
So ganz sich heimatlos.

Da starrt er so tränenschauernd
Aufs schlummernde Meer hinaus,
Und seufzt; „Ach wär' ich da unten,
So wär' ich doch wieder zu Haus!"

Menschen und Sterne.

Es hat, so sagt ein frommer Glaube,
Der Menschen jeder seinen Stern;
Drum schaut er sehnend oft zum Himmel
Und möcht' ihn dort erkennen gern.

Am Tage blendet uns des Lebens
Buntfärb'ger Irisglanz den Blick;
In stillen Nächten aber wenden
Das Aug' nach oben wir zurück.

Und siehe, Millionen glänzen,
Es findet jeder seinen Hort:
So viele Menschen unten schlummern,
So viele Sterne wachen dort!

Der Messias.

(Am Vorabende des 13. März 1848.)

Ein Stern stand über der Hütte,
In der der Heiland lag,
Um allen zu verkünden:
„Hier kann den Messias finden,
Wer fromm ihn grüßen mag!"

Wir liegen über und über
Versenkt in Nacht und Not;
Wir lechzen nach dem Retter,
Der fortbeschwöre das Wetter,
Das uns zu Häupten droht.

Der Herr verläßt nicht die Seinen,
Der Retter bleibt nicht aus;
Er ist wohl schon geboren,
Er schläft nur noch unbeschworen;
Wer sagt, in welchem Haus?

O stünd' auch über dem Hause
Ein leuchtender Komet!
Um allen zu verkünden:
„Hier könnt ihr den Retter finden,
Den ihr so heiß erfleht!"

III.

Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder.

(Aus den „Dichtungen“ 1826.)

Ich weiß nicht, soll ich junger Baum
Mich ganz der Luft verschließen;
So kann ich im verschlossnen Raum
Doch auch nicht fröhlich sprießen;
Und soll ich in den Tag hinein,
Muß ich ein Spiel der Winde sein!

Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh, laß den Mann herein,
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein!“ —
„Grüß' Gott, du schmucker Krieger, nimm Platz an unsrem Tisch,
Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch!“

„„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es not mir tut,
Doch, so Ihr seid Hans Euler, so will ich Euer Blut!
Wißt Ihr, vor Monden hab' ich Euch noch als Feind bedroht:
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt Ihr tot.

Und als er rang am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wolle rächen, früh oder spät, an Euch!““
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt Ihr, ihn zu rächen, — wohlan, ich bin bereit!

Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Tür und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand! —
Den Säbel — Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug:
Und sollt' ich nimmer kommen: — Tirol ist groß genug!“ —

Sie gehen miteinander den nahen Fels hinan; —
Sein gülden Tor hat eben der Morgen aufgetan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Täler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das sehn die beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand,
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn tot."

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!"" —

Die Spinnerin vom Gamsgebirge.

Beim Rocken sitzt die Maid und spinnt,
Und läßt nicht ab vom Spinnen;
Und Tag und Woch' und Mond verrinnt,
Und was sie tut, und was sie sinnt,
Geht stets nur aufs Gewinnen.

Kein Samstagabend wird geehrt,
Kein Psalmbuch gilt dem Mädchen:
Für sie hat nur der Rocken Wert,
Ihr Altar ist der Bleichen Herd,
Ihr Rosenkranz das Fädchen.

Und wie die Schwestern flehn und flehn,
Und wie die Freund' im Orte;
Sie heißt ihr Rad nur schneller drehn,
Und will vor Ärger fast vergehn,
Und schwört die sünd'gen Worte:

„Ich spinn', und tät' ich's auch allein,
Und mag die Vesper klingen:
Ich will nicht stets die Ärmste sein,
Ein Gut, wie keine bring' ich ein,
Und will den Herrgott zwingen.

Dem Psalm und Betbuch bleib' ich gram,
Und keine Mette hör' ich:
Bis von Sankt Zell der letzte kam
Von all' den Pilgern, lobesam, —
Vernehm es, Gott, das schwör' ich!"

Sie spricht's in ihrem Frevelmut,
Und zerrt an Rad und Rocken:
Ihr Will' ist bös, ihr Fleiß ist gut;
Es weiß ihr habbegierig Blut
Von Andacht nichts und Glocken.

Da strafte Gott die Frevlerin
  Durchs eigene Gelüste:
Noch immer ziehen Pilger hin
Nach Zell, zu läutern ihren Sinn; —
  Wer doch den letzten wüßte?!

Und immer spann die Trotz'ge fort
  In andachtlosem Treiben,
Bis sie, verkümmert und verdorrt
Ein steinern Standbild an dem Ort,
  Zur Warnung mußte bleiben.

Da saß nun hoch am Felsenhaupt
  Die Spinnerin beim Rade:
Kein Sturmwind hat ihr's weggeraubt,
Und wer sie sah, der hat's geglaubt:
  „Daß sündig Treiben schade!"

Zwar hat die Zeit das Bild gefaßt
  Mit ihren mächt'gen Streichen;
Doch steht noch ganz des Rades Last;
Der Sturmwind läßt ihm keine Rast,
Und saust durch seine Speichen.

Die Schneebraut.

Die Gletschernymphe liebt so heiß
  Den schönen Jägersmann,
Und blickt aus ihrem Haus von Eis
  Ihn oft begehrend an.
Allein des Gemsenjägers Sinn
  Ist rauh wie seine Welt;
Sie schmeichelt ihm, sie warnet ihn, —
  Er bleibt der Felsenheld.

Als Alpenröslein neigt sie oft
  Ihr Blütenhaupt ihm zu:
Als Zephir wiegt sie, unverhofft,
  Ihn still in weiche Ruh';
Oft droht sie wild als Nebelbild
  Vom Schreckhorngipfel ihm:
Durchbrauset oft das Schneegefild
  Mit bösem Ungestüm.

Er aber stehet unverzagt,
Trotz Schmeicheln und Gefahr,
Ob es ihm gleich sein Ahnen sagt,
Daß es die Nymphe war.
Sein Spiel ist kühne Gemsenhetz,
Sein Reichtum keckes Blut;
Er achtet nicht der Nymphe Netz,
In seinem Übermut.

Drob glühet sie in grauser Glut,
Er hat ihr's angetan;
Und sei's in seinem roten Blut,
Sie muß ihn doch umfahn;
Sie muß an seine Brust die Brust
Anschmiegen weich und warm;
Muß einmal büßen ihre Lust
In Gemsenjägers Arm!

Drum schmückt sich, wild von Wut erfaßt,
Mit vollem Schmuck die Maid:
Wirft um den Leib in toller Hast
Ihr Berglawinenkleid;
Reiht um ihr Haupt das Zackenband
Mit eisdemantnem Haft:
Bewehrt mit Donnerwucht die Hand,
Den Fuß mit Schwindelkraft.

Da steht der schöne Jägersmann
Am hohen Alpensteg:
Die Nymphe schaut's und eilt heran
Auf schrägem Felsenweg.
Er sieht sie nahn; sie sieht ihn fliehn;
Flieht nach von Schacht zu Schacht;
Da bückt er sich, da faßt sie ihn
Mit wilder Liebesmacht.

Da stürzt sie sich mit ihm hinab
Aufs himmeltiefe Pfühl,
Und treibt im kühlen Felsengrab
Mit ihm ihr Liebesspiel. —
Manch einer, der dem Jäger gut,
Weiß nicht, wohin er kam:
Doch in der Schneebraut Armen ruht
Der Jägerbräutigam!

Die Bardeninsel.

Auf Bardsey*) da ist es so tot und wüst:
Erst spät, wann der Abend die Insel begrüßt,
Und herangereift bis zur Mitternacht,
Scheint rings das Leben auferwacht.

Da steigt aus der Erden ein bläuliches Licht,
Und hinter dem Lichte wohl manches Gesicht,
Hier, — dort, — dort, hier von Nebeln umwallt,
Und gewinnet allmählich bestimmte Gestalt.

Gesichter zu Tausenden schauen hervor;
Das bläuliche Licht wogt höher empor,
Und hebt sich und webt sich zum luftigen Zelt,
Das der Mondschein als Knauf zusammenhält.

Schon sind die Gesichter zu Körpern gereift
In wallenden Kleidern, mit Silber gestreift;
Und über den Wolken des Bartes thront
Ein Auge so frisch und so mild wie der Mond.

Und in aller Hände sind Harfen gelegt,
Und in aller Harfen sind Töne bewegt:
Daß es rauschet, wie Stürme, doch lieblich und mild,
Daß es lispelt wie Weste, doch kräftig und wild.

Und in Mitte der riesigen Bardenschar,
Mit funkelnden Augen und flatterndem Haar,
Schwebt hoch in den Wolken der Geist des Merlin
Und rauschet im Sturm durch die Saiten dahin:

„Wir steigen allnächtig aus finsterer Gruft,
Und füllen mit Schauern der Vorwelt die Luft,
Und kehren ins Grab bei des Morgens Blick,
Und lassen die Schauer der Vorwelt zurück!"

So singt er, — und zweimal zehntausend mit ihm
Durchbrausen die Harfen mit Ungestüm; —
Da schimmert's im Osten, da fallen im Nu
Wohl zweimal zehntausend Gräber zu!

Mac-Gregors Nachtritt.

Mac-Gregor reitet durch Sturm und Nacht, —
Da bäumt sich des Reiters Rappe mit Macht:

*) Auf der Insel Bardsey befinden sich 20 000 Bardengräber, darunter auch Merlins Grab.

„Hei, Rappe, willst weiter! Was steigst du empor?
Was sperrst du die Nüstern und spitzest das Ohr?" —

Das Roß steht auf einem Grabe wohl, —
Draus dröhnt es so zürnend und dröhnt es so hohl:
„„Halt, Reiter! — Kaum lag hier verscharrt mein Leib,
So hast du gewaltsam gefreit mein Weib!

Halt, Reiter! — Ich habe zu rechten mit dir,
Was schlägst du mein Weib, mein getreues, mir?
Was raufst du es wund, wenn es Tränen mir schenkt,
Und mein vorm Entschlummern allnächtig gedenkt?

Halt, Reiter! — Und hast du dein Herz nicht erweicht,
Und weint sie noch einmal das Polster sich feucht,
So such' ich zusammen mein schlotternd Gebein,
Und hol' dich zur nächtlichen Zwiesprach' ein!""

Der Tote schweigt; der Rappe reißt aus,
Und rennet durch Nacht und Sturm nach Haus:
Der Reiter aber steckt tief im Hut
Und nähret im Herzen die grollende Wut.

„Ei, Weibchen! — die Toten empörst du zum Streit;
Lass', Weibchen, — die Toten sind friedliche Leut':
Bad' immer in Tränen das Polster dein,
Heut sollen es blutige Tränen sein!

Dich freit' ich, so wähnest du, törichte Maid?
Dein frisches Gesichtchen, das hab' ich gefreit:
Und Weinen entstellt ein frisches Gesicht,
Und willst du nur weinen, so brauch' ich dich nicht!"

Vom Rappen springt er, — und pocht und pocht, —
Doch still ist's im Haus; — er schäumet und kocht; —
Und sprengt die Tür, und stürmt auf sein Weib,
Und furcht ihr mit Striemen den schlummernden Leib.

Sie ruhet aber und reget sich nicht,
Kein Weinen entstellt ihr das schöne Gesicht;
Und ihr langes goldiges Lockenhaar
Dient ihr zur goldig glänzenden Bahr.

Mac-Gregor sieht es und spottet und lacht
Und reitet hinaus in die finstere Nacht:
Da sammelt der Tote sein schlotternd Gebein,
Und holt den Mac-Gregor zur Zwiesprach' ein. —

Die korinthische Säule.

Kallimachos, der Bildner*), steht vorm Grabe,
So der Geliebten teuren Rest umschließt:
Verew'gen möcht' er's, doch die ganze Gabe
Wird eine Träne, die drauf niederfließt.
Kein Meißel kann's in Steingebilde prägen,
Kein Sänger kann's in seine Lieder legen,
Was ihm die Brust beenget und durchwallt: —
Für solche Glut ist diese Welt zu kalt.

Er schaut und glaubt begeistert zu verspüren,
Ein Grab, das solchen Liebreiz inne hält,
Müss' an sich selbst ein leuchtend Merkmal führen,
Verewigend für aller Enkel Welt.
Drum hängt sein Aug' am teuren Grabessteine;
Bedeutungsvoll erscheint ihm nun das Kleine;
Und was an Schmuck der Zufall hergeliehn,
Ein heil'ger Wink zur Feier deucht es ihn.

Es ruht das Grab auf einem Blumenhügel,
Umarmt von üppig blühendem Akanth;
Darauf ein Korb, des Waltens treuer Spiegel,
Wobei die Ruhnde sich einst heimisch fand;
Was ihr ein wertes Kleinod hieß im Leben,
Hat ihr die Liebe drinnen mitgegeben:
Und auf des Korbes kleiner Mündung ruht,
Beschwichtigend, ein Ziegelstein zur Hut.

Doch der Akanthos kann vom Blühn nicht lassen;
Neugierig streckt er sich zum Korb empor,
Und krümmt zum Kranz die zack'gen Blättermassen,
Daraus die Blüte ringelnd blickt hervor;
So sinnig hat Natur dies Werk erfunden,
Das, — wie zum Sinnbild deutungsreich verbunden, —
Des Bildners Seele nimmt begeisternd ein,
Zu seiner Liebe Denkmal es zu weihn.

Und um das Grab erhöht er kühne Säulen,
Noch nie geschaut nach eigner Schöpfungskraft;
Gefühl und Pracht umgibt, zu gleichen Teilen,
Den schönen Fuß und faltenreichen Schaft;

*) Der Athener Kallimachos (blühte 424—409 vor Chr.) soll die Kunst erfunden haben, den Marmor zu bohren.

Doch wie die Jungfrau herrlich steht im Leben,
Mit schlankem Wuchs, ihr Haupt vom Kranz umgeben,
So hebt die schlanke Tempelsäul' ihr Haupt,
Mit üppig blühendem Akanth umlaubt.

Und wie ums Körbchen dort die Blüt' am Grabe,
So rankt sie hier, dreischichtig um den Knauf;
Und wie am Grabstein auf der teuren Gabe,
So ruhet hier ein Ziegel obenauf. —
Aus solchem Born ist solch ein Werk entsprungen;
Daß — durch Jahrtausende noch nicht verklungen —
Fort lebet der Korinthersäule Ruf,
Wie sie der Lieb' allmächt'ger Geist erschuf!

Der Rosenstrauch zu Hildesheim.

Ein Schneegewand umhüllet den kalten Winterhain:
Der fromme Ludwig reitet zur Jagd waldaus, waldein.*)

Da hält er still und wendet zu seinen Treun sich um:
„Um Gott! ich hab verloren mein liebstes Eigentum!

Ein einfach Silberkreuzlein, das mir so heilig ist,
Und viel geweihter Restchen in hohlem Raum verschließt!

Sprengt aus nach allen Seiten, ob ihr es mögt erschaun
Da, wo ihr's findet, will ich dem Herrn ein Kirchlein baun!“ —

Sie reiten aus zu suchen, vertraun dem Herrgott fest,
Und traben durchs Gestöber, zerstreut nach Ost und West.

Da sehn im Schnee sie's glänzen, — solch Glänzen sahn sie nie,
Die Flocken überfunkelnd, doch nicht so weiß, wie sie.

Hellglühnde Rosen sind es von unsichtbarer Hand,
Mit heil'gem Duft verwoben zur festen Blumenwand.

Und jede Rose sendet zum Kelche Strahlen aus,
Und aus den Strahlen wölbt sich ein leuchtend Wunderhaus.

Und wie am Hochaltare, auf kühlen Flammen ruht,
Ein Feuerkreuz zu schauen — des Fürsten liebstes Gut.

Die Jäger sehn's und staunen — und knien andächtig her;
Jagdhörnerklang verkündet dem Fürsten rasch die Mär.

---

*) Kaiser Ludwig I., der Fromme, ein Sohn Karls des Großen, reg. 781—840. — Die hier erzählte Legende bezieht sich auf den tausendjährigen Rosenstock am Dome zu Hildesheim.

Und alsbald kam Herr Ludwig, was er gelobt, zu baun;
Und alsbald war ein Kirchlein mit luft'gem Kreuz zu schaun!

Und mächtig, wie der Glaube, und wie die Liebe warm,
Schlang bald ums Kirchlein sprossend ein Rosenbusch den Arm;

Und trieb, das Kreuz zu küssen, zur Kuppel seinen Keim,
Und hüllt' in heil'ge Schauer das Städtchen Hildesheim!

An Wien.

Ein Meer von Häusern kenn' ich euch
Und einen Dom darin,
Der einem Riesenfinger gleich
Weist gegen Himmel hin.
Die nahen Sterne grüßen ihn,
An ihm erlahmt der Sturm:
Und dieses Häusermeer ist Wien
Mit seinem Stephansturm.

Und trieb mich Sehnsucht oft zurück
Aus ferner fremder Flur,
Und sieht, ja ahnt ihn dann mein Blick
In fernster Ferne nur:
Da möcht' ich stets mit Kindeslust
Den Dom — o, ging' es an! —
Umarmen, pressen an die Brust,
Und herzlich weinen dann.

Wer sagt mir, wie das kommen mag,
Daß ich dann weinen muß,
Woher des Blutes schnellrer Schlag
Beim Abschied und beim Gruß!
Ist's, weil der Turm so groß und frei
Sein greises Haupt erhebt?
Ist's, weil die Stadt so schön und treu,
Den Wächterdom umwebt?

Nein, nein, und schrumpft auch dieser Dom
Zu einem Quader ein,
Und schmölze dieser Häuserstrom
Zu Hüttchen, still und klein,
Und ränn' auch ab zum Rieselbach
Der Donau Riesenband:
Doch blieb in meiner Seele wach
Derselbe Liebesbrand!

Es ist ein andres Hochgefühl,
Ist eine reinre Kraft,
Die dich, mein Wien, zu meinem Ziel,
Zu meiner Freude schafft:
Du bist ja *meine* Vaterstadt,
Der Name spricht es aus:
Hegst aller meiner Hoffnung Saat,
Umfängst mein Elternhaus!

Bist meiner Freunde Freundin, weißt
Um meine stillste Lust,
Und trägst getreuen Sinn und Geist
Als Orden auf der Brust.
Drum üb' ich auch des Sohnes Pflicht,
Weil du mir Mutter bist,
Und wer dich schmäht, der ist ein Wicht,
Wenn er ein *Wiener* ist!

Fragen.

Wird's drüben nach dem Leben
Ein *Wiederfinden* geben?
Wer hat wohl beim Hinübergehn
Die Freunde schon genug gesehn?
Wie mancher möchte noch was sagen,
Und muß es mit hinübertragen,
Nur Ahnung tröstet ihn dabei,
Daß dort ein *Wiederfinden* sei!

Wird's drüben nach dem Leben
Ein *Wiederfühlen* geben?
Wie lang' ein Herz auch fühlen mag,
Gefühl hat keinen Sterbetag.
Das Herz, bei seinem letzten Pochen,
Hegt vieles noch unausgesprochen,
Und dieser innern Sprache Wort
Bürgt für ein *Wiederfühlen* dort.

Wird's drüben nach dem Leben
Auch eine *Freundschaft* geben?
Wenn Freunde dort sich wieder *sehn*,
Und wieder *fühlen* und verstehn,
So müssen ja mit Glutverlangen
Sie dort auch wieder sich umfangen,
Sich wieder sehnen, wieder freun,
Und eine *Freundschaft* muß dort sein!

An die Scheidende.

Hab' oft mit dir gesprochen,
Dir manchen Gruß geschickt,
Und eben ohne Pochen
Ins Auge dir geblickt.
Hab' oft mit deinem Schmucke
Gedankenlos gespielt,
Hab' oft bei deinem Drucke
Nichts, als den Druck gefühlt.

Nun seit du fortgegangen,
Hat sich das Blatt gewandt.
Mich zieht ein süß Verlangen
Nach deiner lieben Hand.
Zehn Lieder wollt' ich wagen
Für einen Laut von dir:
Ein Ring, von dir getragen,
Ein Kleinod schien' er mir.

Nun ist dein Blick mir teuer,
Nun dünkt er erst mich Glut:
Er war ein schleichend Feuer
Das zündet spät, doch gut.
Der Gruß bei deinem Scheiden
Durchfuhr mich wie ein Strahl
Mit niegekannten Freuden,
Mit niegekannter Qual.

Wo bist du hingeflogen?
Du hast mir's nicht bekannt.
Wo bist du hingezogen?
O nenne mir das Land!
Das Land so wahr ich lebe,
Das Land ist mir bewußt,
Und wenn's kein andres gäbe —
So wär' es meine Brust!

Das Ländchen der Liebe.

Wo ist das schöne Blütenland
Der Liebe nur gelegen?
Wo öffnet sich die Felsenwand
Zu seinen Zauberwegen?
Ich weiß davon, und was ich weiß,
Das will ich nicht verhehlen;
Das Land umfaßt euch einen Kreis
Von Auen, kaum zu zählen.

Einst stand ich hoch am Felsenhang
Und sah ins Tal hinunter,
Da sah ich gehn das Tal entlang
Mein Liebchen, schön und munter;
Da schien mir rings die Bergeswand
Zu glühn von Blütentriebe, —
Der schöne Fels, auf dem ich stand,
War mir das Land der Liebe.

Einst schlendert' ich im Tale da
Und sah zum Felsgesteine, —
Und sah und stand und stand und sah,
Mein Lieb' im Sonnenscheine.

Mein Auge hing am Felsenring,
Als ob es haften bliebe, —
Das schöne Tal, durch das ich ging,
War mir das Land der Liebe.

Einst zog ich an des Liebchens Arm
Auf langer öder Heide:
Ihr Auge Glut, mein Busen warm
Von lauter Abendfreude,
Die Luft war still, die Brust so weit,
Als ob sie's aufwärts hübe:
Die stille Heid', so wüst und breit,
Schien uns das Land der Liebe.

Im Mantel barg ich's Liebchen mein
Und hielt es warm zur Seite,
Bei Donnersturm und Blitzesschein,
Und gab ihm das Geleite.
Der Wald war öd, der Sturm war kalt,
Als ob er Flocken triebe;
Und dennoch galt der wilde Wald
Uns für das Land der Liebe.

Und solches weiß vom Blütenland
Der Lieb' ich euch zu sagen:
Wer nicht verstand, wer nicht empfand,
Der möge weiter fragen.
Ihr trefft auf keinen, glaubt mir fest,
Der's treuer euch beschriebe:
Wo sich das Liebchen sehen läßt,
Dort ist das Land der Liebe.

Liebchens Ferne.

Wohl weilst du in der Ferne,
Doch nimmer fern für mich,
Kein Heil'ger denkt so gerne
An Gott, als ich an dich.

Vom Monde sag' ich nimmer:
Er walte sanft und mild;
Ich sage nur: sein Schimmer
Sei deiner Seele Bild.

Nie sag' ich mehr: die Frühe
Gleich' einem Feuerfluß;
Ich sage nur: sie glühe,
Wie du beim Scheidekuß.

Für alles, was ich kenne,
Leih'st du die Seele mir;
Für alles, was ich nenne,
Nehm' ich das Wort von dir.

So nenn' ich denn, — ich Schwärmer!
Nur Liebchen-rein den Quell,
Und fühl' die Sonne wärmer,
Nenn' ich sie Liebchen-hell.

Das alles tut die Trennung
Und das Geschiedensein;
Da stellt sich die Bekennung
Erst ohne Rückhalt ein.

Sonst dacht' ich dein nur immer,
Wenn ich dich eben sah:
Dich sehn kann ich nun nimmer,
Und bin dir ewig nah.

Mein Frühlingslied.

Im Mai 1823.

Mein Herz ist froh, mein Aug' ist licht,
Und wen'ge sind mir gleich;
Drum ruf ich's laut, und rief ich's nicht:
Mein Aug' verriet es euch;
Und daß ich sing von meiner Lust,
Das hat der Lenz getan:
Da wird sich seiner recht bewußt,
Was blühn und singen kann.

Noch hab' ich frisch mein Elternpaar
In stillem Haus daheim:
Das mir behütet vor Gefahr
So manchen Blütenkeim;
Noch seh ich heiter hin und her
All' meine Lieben gehn,
Weiß keinen Stuhl im Kreise leer:
Brauch' keinem nachzusehn!

Ich hab', was mancher nicht erstritt
Manch' Herz, das meiner denkt:
Nicht Freunde nach dem Modeschnitt,
Nein, wie sie Gott nur schenkt.
Ich weiß, man heißt die Freundschaft jetzt
Ein Märchen, schön doch leer:
Ich habe viel auf sie gesetzt,
Und halte sie für mehr.

Die Liebe, — was man Liebe nennt,
Blieb noch aus meinem Spiel;
Doch glaub ich, wer die Freundschaft kennt
Wiss' auch von Liebe viel.

Und seht, das bringt mir neuen Scherz,
Und neue Lust ins Haus;
Hat man fürs Lieben nur ein Herz,
Das Mädchen bleibt nicht aus!

Und solch ein Herz — dem Herrgott Dank!
Das, mein' ich, wäre mein:
Wo es gesund sein soll, nicht krank,
Und nicht von Stein und Bein;
Das gern schlägt, wo es Freude gilt,
Sie gern empfängt und gibt:
Und trotz der Mängel, die's erhielt,
Beständig lebt und liebt!

Und drum ist mir das Aug' erhellt,
Drum sind mir wen'ge gleich,
Drum fühl' ich mich so wohlbestellt,
Zumal im Frühlingsreich.
Wer nie, was er geliebt, verlor,
Und noch was drüber kennt,
Der scheint ein Schalk mir oder Tor,
Wenn er nicht reich sich nennt!

Apologie.

Meinem Vater.

Am 16. Oktober 1823.

Mein Vater, Vater wie du thronst
In meinem Herzen hier, —
Denn, welchen Stern du dort bewohnst,
Wer weiß, wer sagt es mir? —
Kaum hast du heimgelegt dein Herz,
Dein Auge zugetan,
So prüft man auch schon meinen Schmerz,
Und legt das Maß daran.
Sie tadeln mir das Kleid am Leib,
In meinem Aug' den Stern,
Und was ich lasse, was ich treib',
Es findet seinen Herrn.

Daß ich den herben Feierzug
Der Leiche mir erspart,
Und keinen Schmerz zu Markte trug
Bei deiner Grabesfahrt,

Das bringt die Guten außer sich
Und reizt sie auf zum Hohn;
Mag sein; du Vater siehst in mich
Und kennest deinen Sohn.
Mein Grabscheit war — verschwiegne Qual,
Mein Busen war —das Grab,
Da scharrt ich dich, beim Fackelstrahl
Getäuschten Glücks hinab.

Das ich mich eben lasse sehn,
Wo sie, nach Modeschnitt,
Sich lispelnd oder wiehernd drehn
In frechem Faunenschritt,
Das macht sie bös, die frommen Herrn,
Und ärgert sie gar sehr; —
O kennten sie mich nur von fern,
Sie täten's noch weit mehr!
Wo fühlt' ich, welch ein Mann verschied,
Wo fühlt' ich's tiefer wohl,
Als wo mein Aug' ihr Leben sieht,
So ärmlich, flach und hohl?

Und daß ich gar ins Schauspielhaus
Mit meiner Trauer geh',
Drob ziehn sie gar die Stirne kraus
Und jammern Ach und Weh!
Gewiß, mein Vater, gönntest du
Mir diese karge Lust,
So gut sie manch ein Stündchen Ruh'
Mir zu verleihn gewußt!
Spielt' ich doch nun ein Trauerspiel,
Der Held darin war — ich,
Ich half, ich rang, ich stritt, ich fiel, —
Noch schmerzt die Wunde mich.

Und wenn ich steh' auf freiem Feld,
Mit Freunden mich erbau',
Und meine Lust hab' an der Welt
Und auf und nieder schau,
Das nehmen sie mir wieder krumm,
Und schelten meinen Sinn,
Daß ich nicht lieber, trüb und stumm,
In meiner Kammer bin.

Mein Vater, was kann ich dafür,
  Daß die Natur so licht?
Daß sie sich tränenlos mit mir,
  Als Trösterin, bespricht?! —

Mein Vater, ja! du schiltst mich nicht!
  Dein milder Wink verzeiht:
Ich sehe dich — das Schloß zerbricht
  Am Tor der Ewigkeit!
Es ist dein Blick, der winkt; dein Haupt,
  Dein teures Haupt, das nickt:
Ein Kranz von Strahlen hat's umlaubt,
  Der ziert, nicht niederdrückt;
Es ist die Hand, die Vaterhand,
  Die mir so wert, so viel —!
Welt, Welt, verdamme mit Verstand:
  Ich halt' an dem Gefühl!

Einer jungen Dichterin.

Wirf die Feder aus den Händen
Und das halbbeschriebne Blatt:
Werde dieser Weihrauchspenden
Fader Schmeichler einmal satt!
Sprich, warum in Fesseln drängen,
Was wie 's Licht entfesselt, strömt,
Sprich, warum in Reime zwängen,
Was sich jeden Reimes schämt? —

Stehst du doch so herrlichblühend,
So jungfräulich vor mir da,
Bannst dir doch, von Freude glühend,
Jedes freud'ge Wesen nah.
Ein elektrisch Feuer knistert
Durch die Hand, die deine traf:
Und dein Zauberodem flüstert
Alle Schlangen in den Schlaf.

Leben, wie der Gott der Götter
Nur in höchster Huld verschenkt;
Leben, wie auf junge Blätter
Sich im Lenze niedersenkt:

Solches Leben füllt dich, lauert
Schelmisch dir in jedem Zug,
Brennt im Aug' dir, und durchschauert
Deine Brust im Ahnungsflug!

Willst du etwa kalt am Tische
Schreiben, wie der Denker schreibt?
Willst verkümmern deine Frische,
Die so schöne Blüten treibt?
Sollen Lieder sein die Wesen,
Die uns deine Kraft gebar?
Sollen wir in Büchern lesen,
Wie dein Lenz so herrlich war?

Nein! — Die Feder aus den Händen,
Aus der Hand das kalte Blatt,
Werde dieser Lobesspenden
Fader Gecken einmal satt!
Lebe — Leben sei dein Dichten:
Lieben — üben, — sei dein Reim,
Und du wirst es besser richten,
Als mit Liederhonigseim!

Lieben; — lieb' aus tiefster Seele
Frohbeseligend ein Herz,
Und den Seligen erwähle
Dir zum Freund in Scherz und Schmerz,
Blüh aus teurer Kinder Reigen
Bald als Mutterblüt' ihm zu!
Sein Gebet, sein Wunsch, sein Schweigen,
Seines Herzens Herz sei — du!

Üben; — übe müd die Kräfte
Zauberischer Weiblichkeit:
In dem häuslichen Geschäfte
Teile sinnig Lust und Zeit.
Walte wie das Licht, das waltet,
Wenn die Nächte mondhell sind!
Schalte, wie der Frühling schaltet,
Wenn die Erde Glut gewinnt!

Sei die Heiligkeit im Bilde,
Und ein Bild der Harmonie,
Sei der Welt ein Stern der Milde,
Wärm, erhell, entzücke sie.

Darum laß das Reimeschmieden,
Denn der Jungfrau ziemt es nicht:
Ist sie, was sie soll, hiernieden,
Ist sie selbst schon ein Gedicht!

IV.

Aus der „Liedertafel".

(1840.)

Herbei! die Tafel ist gedeckt,
Beschickt mit bunten Liedern! —
Wer mag, wenn ihm das Bessre schmeckt,
Das Mindere zergliedern?

Morgengruß.

Es war noch in frühester Frühe,
Noch still lag alles umher,
Die Sonne stieg mit Mühe
Durchs wogende Nebelmeer.

Noch sah man keinen Wipfel,
Noch keinen fernen Pfad,
Vom Berge noch keinen Gipfel,
Im Tale noch keine Saat.

Die Dämpfe schweiften und streiften
Bald auf-, bald niederwärts,
Aus ihren Fittichen träuften
Den Blumen Demanten ins Herz.

Da zuckt' es mit einem Male
Durch mich und durch alles um mich,
Und regsam wurd' es im Tale,
Die Höhen ermunterten sich.

Da kam ich zu einer Fichte,
So schlank, wie ich keine noch sah;
Drum stand sie im werdenden Lichte
Zuerst auch vergoldet da.

„Frisch auf, du luftige Leiter,
Wozu denn sähst du hervor?"
So rief ich und kletterte heiter
Zum goldigen Wipfel empor.

Da saß ich auf kühliger Warte,
Ein König des kommenden Tags,
Und sah ihm entgegen und harrte
Des reichen Rubinenertrags;

Und harrte der schimmernden Perlen,
Womit er das Laub erquickt,
Der Rosen, womit er der Erlen
Erhobene Häupter schmückt.

Da harrt' ich — und endlich kam er,
Und neigte sich meiner Macht,
Und hob sich in wundersamer,
Äonen durchblitzender Pracht.

Und meiner Rolle vergaß ich,
Daß ich sein Beherrscher sei,
Und laut ihn preisend saß ich,
Und grüßt' ihn mit heiliger Scheu.

Und wie ich so sang, ihn zu grüßen,
Da flattert's um mich her mit eins:
Viel trauliche Vöglein ließen
Ihr Liedchen ertönen in meins!

Im Walde.

Du Wald mit deinem Schweigen,
Du lauschiges Blätterzelt,
Was könnte wohl dir noch fehlen
Zum lieblichsten Plätzchen der Welt?

Die klarste der Felsenquellen
Beperlet dein üppiges Moos,
Die Weste ringen wie Seufzer
Aus deinem Busen sich los.

Die lustigen Vöglein wohnen
In deinem gastlichen Haus;
Ja selbst deine Schatten streust du
Auf dankbare Blümchen aus.

Was fehlte zum schönsten Plätzchen
Dir, welches so lieblich ist?
Vielleicht, daß du so verborgen,
Daß du so einsam bist?

Vielleicht, daß außer dem meinen
Kein Fuß noch je dich betrat?
Daß nie ein fühlendes Wesen
Sich deiner Stille genaht? —

Nein — nein — das fehlt dir nimmer,
Dort stehn ja, — man merkt es kaum, —
Zwei eng verschlungene Namen
Geschnitten in einen Baum.

Und seine Blätter flüstern,
Und seine Krone rauscht:
„Ich habe zwei glückliche Menschen
In ihrem Glücke belauscht!"

Das Kirchlein am Wege.

Am Berge steht ein Kirchlein,
Vergessen steht es da,
Der Menschenwelt so ferne,
Dem Himmelszelt so nah.

Auf seiner Pforte Stufen,
Die grünes Moos bedeckt,
Ruht selten nur ein Jäger,
Vom Wetter hingeschreckt.

Die alten Glocken hangen
Seit langem stumm im Turm;
Der sie noch manchmal läutet,
Der Glöckner, ist der Sturm.

Die Blitze nur verschonen
Das stille Gotteshaus,
Und wählen sich die Wipfel,
Die es umrauschen, aus.

Wohl mocht' es Zeiten geben,
Wo mancher laute Zug
Mit Sang und Klang sein Opfer
Herauf vom Tale trug.

Jetzt wallen keine Beter
Den Waldpfad mehr empor;
Verscheuchte Vögel singen
Ihr Liedchen auf dem Chor.

Die Zeiten sind verklungen,
Verhallt ist Sang und Wort,
Der Geist der Andacht aber
Der webt im Kirchlein fort.

Und sollt' es mit den Jahren
Auch ganz in Trümmern gehn,
Noch um die Trümmer würde
Der Geist der Andacht wehn.

Und überwüchs' auch Rasen,
Schon wuchernd Schutt und Sand,
So sagte jedes Gräschen,
Daß hier ein Kirchlein stand!

Bei der Rückkehr.

Nur wenig Jahre sind entschwunden,
Seit ich die Stadt nicht wieder sah;
Nun ich mich freudig heimgefunden,
Wie ganz verändert steht sie da!

Wie aufgewachsen aus der Erde,
Hob Haus an Haus sich fremd hinan,
Zu manchem, einst mir lieben Herde,
Trat ich, ein unbekannter Mann.

Und mancher, den ich kennen sollte,
Ging stumm und kalt an mir vorbei;
Von manchem, den ich grüßen wollte,
Vernahm ich, daß er nicht mehr sei.

Und liebe Plätze, traute Stellen,
Mir heilig durch Erinnerung,
Wie weggespület von den Wellen,
Vermodert, was ich kannt' als jung.

Mit frohem Herzen, leichtem Fuße
War ich genaht dem lieben Ort,
Und schritt mit meinem besten Gruße,
Jetzt, ohn' ihn anzubringen, fort.

Ging fort, hinaus, wie ein Verbannter,
Hinaus zum nahgelegnen Wald;
Vielleicht, daß dort noch ein Bekannter,
So dacht' ich, Gruß mit Gruß bezahlt!

Und da war alles noch geblieben,
Da nichts verändert, nichts gestört,
Noch alles so, wie's einer lieben
Erinnrung ewig angehört:

Die abenteuerlichen Föhren,
Der Fels mit seinem Hut von Moos,
Die Quelle mit den Finkenchören,
Die Grotte mit dem Westgekos'.

Dieselben Pfade längs den Hecken,
Dieselben Bäume darüber her,
Dasselbe Flüstern, Rauschen, Necken, —
Ich hört', ich sah nichts Fremdes mehr.

Und meinen Gruß rief ich entgegen
Der teuren Sippschaft dieses Hains,
Und fühlte tief den ganzen Segen
Des seligsten Zuhauseseins.

Heimweh.

1.

Wenn ich ein Sturmwind wär',
Flög' ich voll Hast einher,
Stürmte mit heitrem Sinn
Gegen die Heimat hin.
Hielte mich nirgend auf,
Braust' in beschwingtem Lauf
Über die Alpen dort,
Über die Täler fort,
In tobender Eile,
Schneller, als Pfeile;
Über alle Schranken,
Rascher als die Gedanken,
Was in den Weg mir tritt,
Niederstürmend mit sausendem Schritt.

Aber an der Heimat Grenze
Hielt' ich plötzlich wieder an;
Wie der zahmste Hauch der Lenze
Weht' und flüstert' ich sodann.

Und des Heimwehs mildes Bangen,
Und den süßen Drang nach Haus
Haucht' ich dann in einen langen,
Tiefen Liebesseufzer aus!

2.

Am Platz in Wien da steht ein ernster Mann,
Die neue Mode focht ihn wenig an;
In buntem Flitter treibt sich's um ihn her,
In grauem Faltenmantel pranget — er.

Das Haupt, mit spitzem Helme kühn bewehrt,
Hält er den Sternen kräftig zugekehrt,
Ein alter Krieger, darauf eingeübt,
Dem Feind zu trotzen, der an ihm zerstiebt.

Dem Ahasver*) in vielem gleich, ein Fels,
Woran zerschäumt die Flut des Zeitenquells,
Sah er, fortlebend, Tausende vergehn
In Ebb' und Flut von Tod und Auferstehn.

*) S. die Note zu Bd. I, p. 215.

Und wie vom Ahasver des Schützen Blei
Ohnmächtig abgeprallt gleich dürrer Spreu,
So prallten auch von seines Nackens Saum
Die Kugeln ab, — der Alte nickte kaum.

Doch war ein Mann der Unruh' Ahasver,
Der Frevel büßt', — ein Mann der Ruh' ist — er;
Er steht jahrhundertlang in ernster Ruh',
Und schaut der Welt und ihrem Treiben zu.

Auch keines Frevels ist er sich bewußt,
Ein Haus des Herrn ist seine weite Brust,
In der, was Wien oft jubelt oder weint,
Er fromm zum Nationen-Psalm vereint.

Und was er fühlt, nicht höfelnd gibt er's kund
In Schnörkelsang, mit süßlich zartem Mund;
Ganz eine eigne Sprache spricht der Mann,
Die meilenweit ein Volk verstehen kann. —

O Stephansdom, du Jubelgreis, du bist
Auch Kindern gut, wie's Brauch der Alten ist;
Sie spielen dir zu Füßen kindlichfroh,
Zufrieden, stolz, — als blieb es immer so.

Sie prägen deine Züge sich ins Herz,
Und mit den Zügen auch den Heimwehschmerz,
Der sie dann faßt, wenn's nimmer so mehr ist,
Und in der Ferne dich ihr Aug' vermißt.

3.

O Donau, liebe Donau!
Bist gar ein schneller Fluß,
Du bringst von deiner Quelle
Gar bald dem Meer einen Gruß.

O Donau, liebe Donau!
Wirfst Wellen mächtig und schwer,
Sie schaukeln Schiffe trotz Wiegen
Hinab ins ferne Meer.

O Donau, liebe Donau!
Den Schwimmer möcht' ich sehn,
Der dir entgegenschwämme,
Bald müßt' er untergehn!

O Donau, liebe Donau!
Mir war's im Traume jüngst,
Als ständ' ich am Eisernen Tore,
Wo du zum Scheiden dich zwingst*);

Zum Scheiden von deinem Österreich,
Weshalb du dort so grollst;
Es geht auch dir zu Herzen,
Daß du's verlassen sollst!

Da warf ich mein Herz voll Heimweh
In deine Wirbel hinein,
Mein Herz das war ein Schwimmer,
So mag kein zweiter sein!

Da schwamm mein Herz voll Heimweh
Stromaufwärts fort und fort
Schwamm gegen Wien am Morgen,
Und abends war es dort.

4.

Am Kahlenberg da stand ich gern,
Und sah hinab aufs Land,
Sah wie sich zwischen Bergen fern
Verliert der Donau Band.

Sah wie das Marchfeld drüber hin
Liegt einem Schachbrett gleich,
Wo oft um blutigen Gewinn
Gespielt mein Österreich.

Und sah die Berg' im Süden stehn,
Wie Wellen, die gestockt,
Und sah die Hügel stolz sich blähn,
Von Rebengrün umlockt.

Und labte mich an all' der Pracht,
Hinweggekehrt von Wien,
Das, wo solch' ländlich Bild mir lacht,
Mir drauf als Fleck erschien.

Nun steig' ich manchen Berg hinan,
Wohl manchen kahlen auch,
Und schau' hinaus, so weit ich kann: —
Rings Gottes Segenshauch!

*) Das Eiserne Tor ist eine Felsenenge der Donau unterhalb Orsowa, an der Südostgrenze Ungarns.

Wie Fächer Tal an Tal gereiht,
Und Alpen ungezählt,
Ein lachend Bild der Ländlichkeit, —
Der liebe Fleck nur fehlt.

Der liebe Fleck, was gäb' ich drum,
Hätt' ich ihn hier erspäht!
Drum seht euch in der Fremd' erst um,
Eh' ihr daheim was schmäht!

Am Morgen.

Flohst du wieder, stille Feier,
Die so mild mein Aug' umschwebt,
Und mit Träumen ihren Schleier,
Wie mit Sternen, sich durchwebt?
Hast du wieder, goldner Morgen,
Deine Fackel ausgesteckt?
Hast du sie zu Lust und Sorgen
Alle wieder aufgeweckt?

Liebend grüß' ich dich im Kommen,
Fasse gläubig deine Hand,
Hoffe daß du mich zum Frommen
Führen wirst am Gängelband.
Deine Rosen zeigen Sehnen,
Deine Lüftchen — Seufzer an,
Und dein Tau — geliebte Tränen,
Und dein Nebel — süßen Wahn.

Doch der Flor sei nicht zerrissen,
Der dich noch verbirgt vor mir!
Eins laß erst voraus mich wissen,
Alles andre schenk' ich dir.
Werd' ich heut' auch ihr begegnen,
Werd' ich sie auch heute sehn?
Wird ihr Blick mich wieder segnen,
Ohne selbst es zu verstehn?

Wird er's? — O so spann' die Flügel
Schneller als der Blitz mir aus,
Laß geschwind durch Tal und Hügel
Aufblühn deinen Flammenstrauß!

Unerträglich träger, eile,
Tag vertreib' das Morgenrot!
Jede Stunde wird zum Pfeile,
Jeder Augenblick ein Tod.

Soll ich aber sie nicht sehen, —
O so zögre, böser Tag!
Nacht, kehr um mit deinem Wehen,
Wo ich von ihr träumen mag.
Denn entrisse mir die Sonne,
Was im Schlummer dauernd mein,
Dann ist Träumen -- Himmelswonne,
Dann ist Wachen — Höllenpein!

Die liebe Hand.

Du legst dein Händchen oft so hin,
Reichst mir es nicht, — ich muß es fassen,
Weißt aber, daß ich dankbar bin,
Und hast mir's immer noch gelassen.

Und wenn ich nun die liebe Hand
So zwischen meinen Fingern halte,
Bald hingleit' über ihren Rand,
Und bald sie streichle, bald sie falte;

Bald sie erwärme, wenn sie kalt,
Bald, wenn sie glühend ist, sie kühle;
Woher die magische Gewalt,
Die ich in allen Adern fühle? —

Ist sie denn gar so weiß, so klein,
So zart, so schön geformt, so blühend?
Schmückt etwa mancher Edelstein
Den schmalen Finger funkensprühend?

Das alles — alles ist es nicht!
Es ist der Pulse Doppelleben,
Der Wärme wechselnd Gleichgewicht,
Der Fibern Ineinanderbeben.

Es ist am Ende nur die Lust
Zu wissen, daß ich jetzt, der eine
Von Millionen, stolz bewußt,
So fest sie schließen darf in meine.

Die Länderkarte in der Hand,
Rühmt sich ein Fürst mit Wohlgefallen:
„Das alles hier ist nun mein Land,
Besieger bin ich von dem allen!"

Du Sieger, bist du wohl mir gleich?
Die Karte hältst du, Weltbezwinger:
Ich aber halte hier mein Reich,
Mein Himmelreich mit einem Finger!

Forderung.

Du fragst mich um den Lohn der Liebe,
Mit welcher Münze sie bezahlt? —
Mit einem Aug', aus dessen Himmel
Der Stern der Gegenliebe strahlt.

Mit einer Hand, bei deren Drucke
Der Seele feinster Nerv erbebt;
Mit einem Seufzer, der den Busen,
Wie West den Schwanenflügel, hebt.

Mit einem Worte, das wie Tropfen
Auf eine durst'ge Zunge fällt;
Mit einem Kusse, der die Adern,
Wie Sonnenglut die Traube, schwellt.

Doch, liebes Kind, mein treues Schildern
Wär', hoff' ich, doch wohl Lohnes wert: —
Da ich, wie Liebe zahlt, dich lehrte,
So zahle mich, wie ich's gelehrt!

Liebesneid.

Die Luft beneid' ich, die mit lauen Wellen
Um deiner Locken braune Blüte spielt;
Dem Boden neid' ich die betretnen Stellen,
Die Lippe selbst den Seufzer, der sie kühlt.

Gedenk' ich erst des Bades, erst des Kleides,
Und dessen, was sie wagen ungestraft;
Dann fass' ich kaum die herbe Qual des Neides,
Die heiße Selbstsucht meiner Leidenschaft.

Und doch, kein Eifern ist es, was ich leide: —
Nur huld'gen möcht' ich dir, und weiß nicht wie;
Ich eifre nicht mit Luft und Bad und Kleide,
Ich fühle mich nur weniger als sie.

Was Aug', Hand, Fuß und Lippe dir verlangen,
Was du bedarfst für Herz, Verstand und Sinn,
Von mir nur, wünsch' ich, sollst du es empfangen,
In allem will ich dich zur Schuldnerin!

Nord oder Süd.

Wo ist's besser wohnen,
Wo der Nordwind geht,
Oder in den Zonen,
Die der Süd durchweht?

Hier im moosumgrauten,
Kalten Felsgestein?
Oder dort im trauten
Nachtigallenhain?

Hier, wo unser Grüßen
Rauh wie Schelten dröhnt,
Oder wo's im süßen,
Weichen Lispeln tönt?

Wo ist mehr Behagen,
Mehr Genuß, mehr Licht? —
Mädchen, kannst du's sagen?
Sieh, — ich kann es nicht! —

Wüßt' ich nur ein Fleckchen
Noch so schmal und klein,
Wo im tiefsten Eckchen
Läg' ein Kämmerlein;

Und darinnen eben
Wäre Platz für dich,
Und recht knapp daneben
Auch ein Platz für mich;

Wo wir könnten plaudern,
Was uns eben frommt,
Bis nach süßem Zaudern
Still der Abend kommt;

Wo wir könnten malen
Bilder, die nicht sind,
Wie sie nur aus Strahlen
Sich die Hoffnung spinnt;

Wo wir könnten lächeln
Ruhig, unbelauscht
Von des Westes Fächeln
Lüstern nur umrauscht;

Wo wir könnten weinen
So für uns allein,
Und im heilig reinen
Schmerze selig sein;

Wo wir alles dürften,
Was die Liebe liebt,
Wo wir harmlos schlürften,
Was ihr Becher gibt.

Ach, dann fragt' ich nimmer,
Wie ich jetzt gefragt,
Ausgefragt für immer
Hätt' ich, ausgeklagt!

Mich mit dir erheben
Würd' ich alsobald;
Dich am Arme, schweben
Durch Geklüft und Wald:

Suchen jenes Fleckchen
Noch so schmal und klein,
Suchen jenes Eckchen
Mit dem Kämmerlein.

Läg' es nun dem Süden,
Oder Norden zu:
Bärg' es doch den Frieden,
Bärg' es doch die Ruh'.

Wald und Herz.

In der Jugend, in der Jugend,
In der sel'gen Wonnezeit,
Hat das Herz nur eine Farbe,
Nur das Rot der Fröhlichkeit.

Gleitet auch ein Wölkchen drüber,
Flücht'ge Schatten wirft es nur:
Was emportaucht, bunt und wechselnd,
Kommt und schwindet ohne Spur.

Ja — im Lenz, im jungen Lenze,
Hat, bei allem seinen Blühn,
Auch der Wald nur eine Farbe, —
Nur das frische saft'ge Grün.

In dem frischen Grün verlieren
Sich die bunten Blümchen all',
Heidekraut und Moos und Beere,
Felsenkies und Wasserfall.

Aber, wenn der Herbst sich meldet,
Schwindet bald das gleiche Grün,
Rot und gelb und hell und dunkel
Scheint sein welkend Laub zu blühn.

Und so ist es mit dem Herzen,
Mit dem Rot der Fröhlichkeit;
Mit den wechselnden Gefühlen
Wechselt auch die Wonnezeit.

Sonst nur Lust, — nun Lust und Trauer,
Wehmut, Sehnen, Ernst und Scherz,
Und je bunter die Gefühle,
Um so herbstlicher das Herz!

Herr, du bist groß!

„Herr, du bist groß!“ — so ruf' ich, wenn im Osten
Der Tag, wie eine Feuerros', erblüht;
Wenn, um den Reiz ds Lebens neu zu kosten,
Natur und Mensch in junger Kraft erglüht.
Wo lässest du, o Herr, dich güt'ger sehen,
Als in des Morgens großem Auferstehen?

„Herr, du bist groß!“ so ruf' ich, wenn's von Wettern
Am Mittagshorizonte zuckend droht,
Und du mit deines Blitzes Flammenlettern
Auf Wolkentafeln schreibst dein Machtgebot.
Wo wärst, o Herr, furchtbarer du zu schauen,
Als im empörten Mittagswettergrauen?

„Herr, du bist groß!“ so ruf' ich, wenn im Westen
Der Tag sein Auge sanft bewältigt schließt;
Wenn's in den Wäldern schallt von Liederfesten,
Und süße Wehmut sich aufs All ergießt.
Wodurch, o Herr, stimmst du das Herz uns milder,
Als durch den Zauber deiner Abendbilder?

„Herr, du bist groß!“ so ruf' ich, wenn das Schweigen
Der Mitternacht auf allen Landen liegt,
Die Sterne funkelnd auf und nieder steigen,
Und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.
Wann winkst du, Herr, erhabner, uns nach oben,
Als wenn dich stumm die heil'gen Nächte loben?

Herr, du bist groß in jeglichem Erscheinen,
In keinem größer, stets der größte nur;
Du führst im Staunen, Lächeln, Graun, und Weinen,
In jeder Regung uns auf deine Spur.
Herr, du bist groß! O laß mich's laut verkünden,
Und selbst mich groß in deiner Größ' empfinden!

Segne das Vaterland!

Segne das Vaterland!
Segn' es, o Herr, und laß ihm den Frieden,
Den dein Gesalbter ihm gnädig beschieden,
Stähl' ihm der Eintracht mächtiges Band!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Wes auch der Nord und der Süd sich erfreue,
Unser ist und bleibt doch die Treue,
Der grade Sinn und die kräftige Hand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Laß seinen Hügeln die goldenen Reben,
Seinen Tälern die Saat, seinen Städten das Leben,
Die segelnden Schiffe seinem Strand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Laß es der Kunst als Heimat gefallen,
Laß es von herzlichen Liedern erschallen,
Schütz ihm des Wissens köstliches Pfand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Gib, daß noch lang' auf des Fürsten Haupte
Grüne der Kranz, der üppig belaubte,
Den ihm die Liebe des Volkes wand!
Segne mein Vaterland!

Optische Täuschung.

Wer von der Erde fester Scholle
Den Blick gen Himmel schweifen läßt,
Der meint, die Sonnenscheibe rolle;
Allein die Sonne stehet fest.

Und wer von seines Schiffes Borden
Die Ufer mißt mit starrem Blick,
Der wähnt, sie seien flott geworden,
Und fliegen hinter ihm zurück.

Was aber rollt, das ist die Erde,
Und was hinabfliegt, ist das Schiff.
Wir trügen uns, am schwanken Herde,
Nur selbst mit täuschendem Begriff.

So sieht der Mensch im Lebenskahne
Das scheinbar Wandelnde sich an,
Zu stolz und blöd, als daß er ahne,
Was wandelt, sei nur er im Kahn.

Wie viele Tiber-Helden fielen?
Die gelbe Tiber fließt ja noch;
Wo ist der Mann der Thermopylen?
Die Thermopylen stehen doch!

Kaum wird ein einzig Sternchen trüber,
Indes ein ganzes Volk zerfällt:
Die Welt nicht geht an uns vorüber,
Wir gehn vorüber an der Welt!

Ohne Liebe — keine Lust.

Tausend Blumen sprossen wieder,
Und der Lenz ist aufgewacht,
Seine Freuden tauen nieder,
Alles blüht und alles lacht.
Aber ach! die alten Schmerzen
Füllen mir die bange Brust:
Winter ist's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend milde Strahlen wärmen
Blatt und Knospe, Saat und Keim,
Quellen rieseln, Bienen schwärmen,
Und die Schwalben kehren heim.
Aber ach! kein süßes Scherzen
Schmilzt das Eis der bangen Brust:
Keine Glut im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend helle Sterne flimmern
Hoch am blauen Himmelszelt,
Leuchten hold mit sanftem Schimmern
Süßen Trost der müden Welt.
Aber ach! wie Totenkerzen
Flackern sie der bangen Brust:
Dunkel bleibt's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Tausend frohe Kehlen singen
Laut der Freud' ein Jubellied,
Goldne Wonnebecher klingen,
Jede Sorg' und Klag entflieht.
Aber ach! wie Ruf der Schmerzen
Klingt ihr Schall der bangen Brust:
Stille bleibt's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Lust!

Schmiedlied.

Wenn wir am frühen Morgen
Schon hämmern drauf und dran,
So schläft noch ohne Sorgen
Das Liebchen nebenan.

Da bringt man ihm im Liede
Den Morgengruß nach Brauch:
Und pocht es in der Schmiede,
So pocht's im Herzen auch!

Ein Handwerk ohne Liebe
Das wär' ein traurig Sein,
Wenn so kein Bild uns bliebe,
Das winkt mit goldnem Schein.
Es lindert die Beschwerde
Mit sanftem Friedenshauch:
Und brennt es auf dem Herde,
So brennt's im Herzen auch!

Nicht immer bleibt es heiter,
Oft wird der Himmel trüb,
Wir hämmern fröhlich weiter,
Weil uns die Hoffnung blieb.
Denn dünkt uns gleich die Kammer
Recht traurig manchen Tag,
So übertäubt der Hammer
Des Herzens bangen Schlag!

Drum soll die Liebe leben
Seid frisch und froh zur Hand;
Nur Fleiß und Frohsinn weben
Des Glückes dauernd Band.
Weil noch die Wange blühet,
Führt schnell die Meistrin ein:
Solang' das Eisen glühet,
Will's auch geschmiedet sein!

Sizilianen.

1.

Was ich je lächeln sah, je glühn und prunken,
In ihren Augen fand ich's alles wieder.
Wann ich gewallt oft in mich selbst versunken,
Das düstre Haupt gesenkt zur Erde nieder,
Da nahte sie, — aufblickt' ich wonnetrunken,
Ein junges Leben floß durch meine Glieder!
Und manche Blicke weckten manche Funken,
Und kurze Blicke gaben kurze Lieder!

2.

Da schlummert sie, — in leichtem Nebelfalle
Ruht ihr Gelock, die stumme Lippe spricht,
Ihr Aug' verrät's, ein Morgenträumchen walle
Hin über ihre Seele mild und licht. --
Komm, Sonne, schnell, — erwecke sie! — Nun schalle
Das ernste Wort, das ihren Starrsinn bricht!
Doch nein, komm nicht! du weckteft mit ihr — alle,
Und Zeugen brauch' ich keine, — weck sie nicht!

3.

Süß, wie der Honig von Hymettus Bienen,
Strömt von den Lippen ihr der Rede Flut;
Da beug' ich mich zu ihr, mit trunknen Mienen,
Wie's ein gefühlvoll ernster Lauscher tut.
Und ihre weichen Schwanenschultern dienen
Zum Kissen meiner Wangen irrer Glut!
Ja, arm hat mir der Himmel da geschienen,
Der nicht so weich auf Atlas' Schultern ruht!

4.

Du kannst kein Gold von meinen Wänden schaben;
Ein armer Dichter bin ich und nichts mehr.
Doch hab' ich als Ersatz wohl andre Gaben,
Vielleicht genug für edleres Begehr!
Auf einem Grund, worunter Gold vergraben,
Gedeihen Korn und Blum' und Pflanze schwer;
Empfänglich schlichten Boden mußt du haben,
Dann bleibt so leicht kein Platz dir blumenleer!

5.

Des Denkers Tiefsinn um die Stirn gezogen,
Durchprüfst du kalt der Liebe Flammenschrift.
Nur Blumenränder gürten rings die Wogen;
Du fragst besorgt, wohin der Kiel dich schifft?
Hast aus der Liebe Kelch so oft gesogen,
Und prüfst nun erst, ob's Nektar oder Gift?
Sieh doch den Gott mit seinem goldnen Bogen,
Er prüft nicht, sieht, erkennet, zielt und trifft!

6.

O seltne Schönheit! denn mich dünket selten
Und karg verteilt so großer Schönheit Gut,
Wie alles hier, was teuer pflegt zu gelten. —
Die Perle liegt in wüster Meeresflut!
Das Gold ruht tief in öden Berggezelten,
Der Demant schläft in dürrer Sandesglut:
Rubine glühn in menschenleeren Welten,
Und Aloen in steiler Felsen Hut.

7.

Jüngst stand ich draußen in der Nacht! Wie Säulen
Schien mir der Berge Riesenkranz erhöht;
Wie Schwebelampen in gemessnen Zeilen
Bedünkten mich die Sternlein ausgesät;
Der Wolken Weihrauch schien emporzueilen,
Des Himmels Schleier halb entzwei geweht,
Und Priester „Mond" kam Segen auszuteilen,
Und der Gedank' an dich war mein Gebet!

8.

Sonst fühlt' ich in der Brust gar oft ein Regen,
Wie's ein sich stellt, wenn Zeit zum Dichten ist;
Ich mühte mich, in Formen es zu prägen,
In einen Stoff, der würdig es umschließt.
Doch trotz des Herzens schöpfungslust'gen Schlägen
Hab' ich die Wieg' oft für mein Kind vermißt!
Jetzt bin ich nicht mehr um den Stoff verlegen,
Seit du mein ewig unerschöpfter bist!

9.

Wofern du ein Geheimnis hast, so sag' es,
Mein Herz ist dir dafür ein sichrer Ort!
Man sagt von Blumen, welche unter Tages
Verschlossen sind, als wären sie verdorrt;
Der Mondschein erst, kraft seines Zauberschlages,
Entsiegelt ihrer Brust geheimen Hort!
So ist mein Herz, — nicht sich eröffnen mag es,
Sein einz'ger Schlüssel ist dein mildes Wort.

10.

Ich stieg zum Felse, den die Wolke säumet,
Die Liebe stieg mir nach durch Wolk' und Wind;
Ich stieg hinab, — wo Einsamkeit verträumet
Den düstren Traum; — sie stieg mir nach geschwind.
Ich lief zur Flur, wo Blum' an Blume keimet;
Sie lief mir nach, das liebe Blumenkind!
Ich kam zur Tafel, wo der Becher schäumet; —
Sie kam mir nach: — wer schilt die Liebe blind?

Sonette.

Gleichgewicht.

Du süßes Kind, an dessen Bild ich hange,
Der Biene gleich, an ihrer Blütendolde;
Von dem ich, wie die Welt vom Sonnengolde,
Des Lebens Licht, des Lebens Glut empfange,

Was quälst du mich nur oft zu solchem Drange,
Als hättest alle Schrecken du im Solde,
Als freutest du dich meines Leids, du Holde, —
Als schmerzte dich das Lächeln meiner Wange?

Ich seh' es wohl, es ist der Sterne Grollen!
Wie du mich oft erfreut, ohn' es zu wissen,
So hat dein Blick auch oft, ohn' es zu wollen,
Die Seele mir in wunder Brust zerrissen!

Wenn du nicht wärst, wo wären meine Leiden?
Wenn du nicht wärst, wo wären meine Freuden?

Zweifel.

Bist du mir gut? Das eine möcht' ich wissen,
Und konnte doch dies eine nie erfahren.
Es mir zu zeigen, warst du zwar mit klaren,
Gutmüt'gen Augen oft, so schien's, beflissen;

Doch glaubt' ich stets ein Etwas zu vermissen,
Das immerdar mich zweifeln ließ am Wahren.
Oft schien mein Schmerz es mir zu offenbaren,
Wenn du ein Stern mir warst in Finsternissen.

So hab' ich viel gehofft, geahnt, gegrübelt,
Mich oft gebeugt gefühlt und oft erkräftigt,
Mit deinem Bilde stündlich mich beschäftigt,
Dich oft entschuldigt und dir viel verübelt;

Umsonst! — was ich gesucht, was ich gefunden,
Ob du mir gut seist, konnt' ich nicht erkunden!

Entfernung.

Nicht Berge sind es, die dich von mir scheiden,
Nicht Ströme, die gleich blanken Schwerterklingen,
Daß Liebe nicht zu Liebe könne dringen,
Das Band der Straßen zwischen uns zerschneiden.

Wir sind uns nah', und müssen doch uns meiden,
Kaum will es uns, nicht uns zu sehn, gelingen!
Phantome sind's, die uns gespenstisch zwingen
Und uns das Glück der Näherung verleiden!

Mit meiner Hand könnt' ich das Haus erfassen,
Mit meinem Aug' ins Herz ihm forschend blicken,
Und sehn, wie du vielleicht gleich mir verlassen
Umsonst dich in die Trennung suchst zu schicken.

Schwer ist's getrennt, weil man sich fern ist, weilen;
Doch schwerer, nah', das Los der Trennung teilen!

Vorzug.

Nennt mir kein Leben, was die Mehrzahl lebt!
Schlaftrunknes Taumeln ist's, bewußtlos Wanken,
Ein wirrer Kampf von Wünschen und Gedanken,
Ein Dämmergrau, von mattem Licht durchbebt.

Beglückt, wer freier seinen Blick erhebt,
Wer sich an Ernstrem weiß emporzuranken,
Und durch der Fluten ungewisses Schwanken
Auf sichrem Boot nach treuen Sternen strebt!

Dies Glück, — mir ist, als hätt' ich es gefunden,
Des Lebens Blütenkern, — die Poesie;
Oft flüchtet' ich zu ihr, vergebens nie!
O laß, wenn gleiches Glück dein Herz empfunden,

An ihre Brust in Freud' und Leid uns fliehn:
Hinauf nur kann sie, nie hinab uns ziehn!

V.

Aus „Natur und Herz“.

(1852.)

Einzeln aufgelesne Halme,
Keine Garbe, wollt' ich bringen,
Daß die Hand sie fassen könne,
Mußt' ich wohl ein Band drum schlingen.

Wenn ich sie als Ganzes böte,
Würdet ihr mit Recht sie rügen:
Löst sie freundlich auseinander,
Einzeln dürften sie genügen.

I.

Natur, du unerschöpflich neue,
Ersatz für längst Verlornes mir,
Wenn ich mich jetzt noch herzlich freue,
So ist's in dir, im Traum von dir!

Darum, o Seel', ins Freie wand're,
Waldgrün und Bergluft tun so wohl:
Und was Erscheinung bloß für andre,
Dem Dichterauge wird's — Symbol!

Vorsatz.

So oft der Lenz zurückgekommen
Mit Blütenduft und Sonnenschein,
Hab' ich mir immer vorgenommen,
Recht munter und recht froh zu sein.

„Du wußtest nie den Lenz zu schätzen“ —
So warf ich jedesmal mir vor, —
„Doch diesmal will ich's ihm ersetzen,
Einbringen, was ich je verlor.

Und alle Berge, die da stehen
Im grünen, saft'gen Frühlingsgrün,
Sie sollen mich als Pilger sehen
Nach ihren goldnen Gipfeln ziehn.

Und alle Wiesen, die, bedecket
Von junger Halme Schmelz sich blähn,
Sie sollen mich dahingestrecket
Auf ihren samtnen Teppich sehn.

Und alle Quellen, die da rauschen,
Wie Lob des Mais aus Bergesbrust,
Sie sollen flüsternd mich belauschen
In meiner stillen Lebenslust.

Und alle Vögel, unverdrossen,
Die ihren Wettgesang erneun,
Sie sollen sich des Liedsgenossen,
Der's ihnen nachtun will, erfreun!“

Das hab' ich stets mir vorgenommen,
Ergriffen tief und wundersam,
Eh' noch der Lenz zurückgekommen,
Es kaum erwartend, bis er kam.

Und wenn er kam, die Berge glühten,
Die Vögel sangen um und um,
Die Quelle rann, die Wiesen blühten,
So saß ich in der Kammer stumm.

Und Stunden wechselten mit Stunden,
Die Wiesen wurden blumenarm,
Der liebe Lenz war längst entschwunden, —
Ich sah ihm nach mit stillem Harm.

Der Riesenferner.

(In der Silvesternacht.)

Es ist die Zeit ein Riesenferner,
Für jedes Menschenmaß zu groß,
Der an dem Nebelrand der Welten
Emporragt aus der Urnacht Schoß.

Wie mit des Alpenlandes Fernern,
So ist es auch mit dem — der Zeit;
In seinem Innern kocht und gäret
Geheimnisvolle Tätigkeit:

Ein ew'ger Kampf von Elementen,
Ein ewig Wachsen und Vergehn,
Ein Dehnen und Zusammenschrumpfen,
Wovon wir nur die Wirkung sehn.

Bald quillt aus seinen tiefsten Adern
Ein reiner Labequell hervor,
Bald wälzt er Ströme der Zerstörung
Aus berstendem Kristallentor.

Bald haucht er in des Tales Schwüle
Den frischen Alpenwind hinab,
Bald schmettert er mit Sturzlawinen
Ein blühend Hirtental zu Grab.

Und so entströmt bald Fluch, bald Segen
Aus unbekanntem Labyrinth,
Und was wir Monden, Jahre nennen,
Sind Quell und Strom und Sturz und Wind. —

So stehn wir wieder stumm erwartend,
Was uns der Ferner bringen will;
O wär', was er geheim bereitet,
Ein klares Bächlein, sanft und still.

Ein Bächlein, wie's die Hirten lieben,
Das Fluren tränkt und Blumen netzt,
Und Friedensauen freundlich spiegelt
Und Herden labt und Wandrer letzt.

Ein Bächlein, das, gereift zum Flusse,
Beglückter Städte Wäll' umfließt,
Und Bilder heitren Menschenfleißes
In seinen Silberrahmen schließt.

Ein Wasser, das mit seinem Rauschen
Gar sanft zum Chor der Musen stimmt,
Ein Wasser, das nicht Tränen mehret,
Nein, — Tränen mit von hinnen nimmt;

Ein Wasser, drein wie in die Lethe
Die Trauer ihre Last begräbt,
Indes aus seinem Wellenbade
Die Freude sich verjüngt erhebt;

Ein Wasser, das einst an der Grenze,
Wo's mündet in den Ozean,
Befrachtet mit der Völker Segen,
Ausströmen und zerfließen kann!

Um das, o Zeit, du Riesenferner,
Fleht heut' die Menschheit tiefbewegt:
Zeig ihr, daß in der Brust von Eise
Dir doch ein Herz voll Liebe schlägt!

Waldsalon.

Hinaus in deine Räume, frischer Wald,
Tret' ich, das Herz erfüllt von Überdruß.
Ha wie es mir entgegendampft und wallt,
Das nenn' ich wahren Freundesgruß und Kuß!

Das ist ein Kreis, wie er mir wohlgefällt,
Wo die Natur ihr Wort zu sprechen hat,
Wo keine Ziererei die Lust vergällt,
Kein Schein sich eindrängt an der Wahrheit Statt.

Wie stehn die alten Eichen würdevoll,
Nicht übertüncht den grauen Greisenbart,
Nein — ernst und kräftig, wie's das Alter soll,
Daß Jugend sich erbau' an dessen Art.

In ihren Zweigen rauscht's wie Bardenlied,
Des Waldes Ossiane*) stehn sie da,
Und lispelnd durch die Blätterharfen zieht
Der Geist der Zeit, die unsre Ahnen sah.

Und schlanke junge Tannen reihn sich dran,
Kraftjünglingen vergleichbar, edelstolz,
Und streben, markig, frisch, zum Himmel an,
Nicht so, wie unsre Jugend, faules Holz.

Doch friedsam und bescheiden senken sie
Die Arme nieder wie zum Schutz bereit
Für alles, was in bunter Harmonie
Sich um sie drängt voll Lieb' und Herzlichkeit.

Das ist der Blumen zartes Volk, das mild
Wie Fraun und Jungfräulein im Grünen lauscht,
Und Anmut hauchend auf das ernste Bild
Sich kosend neigt und flüsternd Reden tauscht.

Das wirft den Blick nicht lüstern frech umher,
Das rast nicht wild im Walzerrausch dahin,
Das summt nicht mit Geschwätz den Kopf uns schwer,
Aus frommen Augen atmet's hohen Sinn.

Und auch an Dichtern fehlt's im Kreise nicht;—
Zwar ist's kein selbstgefäll'ger Singetee,
Wo eitle Halbheit in Orakeln spricht,
Wo Bleichsucht auskramt ihr erheuchelt Weh;

*) Ossian, angeblich ein keltischer Barde des 3. Jahrhunderts; die ihm zugeschriebenen Gedichte sollen jedoch von ihrem Herausgeber Macpherson (1760) herrühren.

Wo man aus unterdrücktem Gähnen weint,
Genüsse leidet und aus leerer Brust,
Wenn endlich die Erlösungsstund' erscheint,
Sich seufzend zuruft: „Heut' gab's eine Lust!"

Ja auch an Dichtern fehlt's dem Kreise nicht:
Das sind gar muntere Gesellen, frei
Wie Gottes Luft und klar wie Gottes Licht,
Bei aller Kunst doch der Natur so treu.

Brav, Meister Fink, — das nenn' ich mir ein Lied!
Aus welcher Schule? süddeutsch oder nord?
Schön, Nachtigall, wie's dir die Seele zieht! —
Nun faß' ich's, das sind — Lieder ohne Wort.

Und was dort aus der Quelle rieselnd klingt,
Ist's flüssige Musik? ein Elfenchor? —
Kein Meister, der die Tasten herrschend zwingt,
Ruft solchen Ton durch seine Kunst hervor.

Und alles — alles paßt mir da so gut,
Und alles — alles dünkt mich da so traut,
Mein Aug' wird heiter, ruhig wird mein Blut,
Und Fried' ist's, was auf mich herniedertaut.

Darum, du lieber Kreis, o nimm mich auf,
Schließ fest, recht fest mich in dein Dunkel ein,
Verbirg mich vor der Welt und ihrem Lauf:
Ich will ja nicht von ihr gefunden sein!

Die Blume.

Auf schlankem Stengel wiegte schaukelnd
Einst eine Blume sich vor mir,
Sie war so zart, so blau, — und gaukelnd
Kost' anspruchlos der West mit ihr.

Ob einfach, war sie doch so selten,
So einzig, daß ich stille stand.
Und innig frommen, unvergällten
Genuß in ihren Anschaun fand.

Und aus dem Anschaun ward Entzücken,
Und meine Sehnsucht wuchs so sehr,
Ich muß sie, muß sie, meint' ich pflücken,
Denn keine zweite fänd' ich mehr.

Schon hatt' ich mich hinabgebogen
Zum Stengel, dran sie nickend hing; —

Wo war sie? wo? — ach! weggeflogen, —
Es war — ein blauer Schmetterling. —

Aus lieben blauen Augen blühte
Mir einst die Liebe freundlich zu,
Daß mir die Seele heiß entglühte;
Mein, dacht' ich, Blume, — mein bist du!

Ich nahte mich in süßem Triebe,
Und weg und hin war ihre Spur!
Sprich, Mädchen, sprich, war deine Liebe
Nicht auch solch eine Blume nur!

Wetterrose.

(Carlina acaulis.)

Mein Herz, das ruhelose,
Mit seinem Wohl und Weh,
Es gleicht der Wetterrose
Auf steiler Bergeshöh'.

Lacht hell im Sonnenglanze
Der Himmel fern und nah,
Mit offnem Blätterkranze
Steht dann die Rose da.

Doch trübt ein nahes Wetter
Des Himmels sanfte Ruh',
Dann schließt sie ihre Blätter
In stiller Trauer zu.

So ist's mit meinem Herzen,
Dem ich vertrauen kann,
Es kündet Lust und Schmerzen
Mir immer treulich an.

Wenn's krampfig sich verschließet,
Sich in sich selber kehrt,
Dann fließet, Tränen, fließet:
Das Zeichen ist bewährt.

Doch beut sich's manchmal offen,
Der Welt zum Spiegel gern,
Dann ist, — o süßes Hoffen —
Ein Freudenblick nicht fern!

Die Jerichorose.

(Anastatica.)

Die Ruh' ist wohl ein seltnes Blümchen,
Ein Blümchen unsres Suchens wert;
Verkannt von manchem, der's gefunden,
Ersehnt von jedem, der's entbehrt.

Vielleicht ist sie dem Veilchen ähnlich,
Das still am Bachesrande blüht,
Und kindlich mit den blauen Augen
Im klaren Spiegel sich besieht?

Ich ging hinaus, ich fand am Bache
Den jungen Blumengärtner „Mai“,
Und Veilchen blühten, wo er winkte,
Doch Veilchen „Ruh'“ war nicht dabei.

Vielleicht ist Ruhe, wie die Tulpe,
Die bunt auf stolzem Beet sich bläht,
Und wie um Sonnentropfen buhlend
Den Kelch empor zum Himmel dreht?

Ich ging hinaus, ich fand die Tulpen,
Gefüllt von Tropfen rein und licht;
Sie blitzten flimmernd mir entgegen,
Die rechten aber waren's nicht.

Vielleicht ist Ruh' ein Alpenblümchen,
Das einsam blüht, wie Edelweiß,
Hoch über dieses Tales Nebeln,
Vergessen zwischen Stein und Eis?

Ich klomm empor, — ich pflückte schwindelnd
Das Edelweiß aus schwarzer Kluft:
Doch schien die Ruh' auch dran zu blühen,
Bald ward sie welk in unsrer Luft.

Und wie die Blumen alle heißen,
Und wo die Blumen alle blühn,
Ein wahres Bild der Ruh' ist keine,
Und keine lohnte mein Bemühn.

Ein seltnes Blümchen ist die Ruhe,
Der Rose gleich von Jericho;
Sie wächst nur im gelobten Lande, —
Gelobtes Land, wo bist du? — wo? —

Sinnentäuschung.

Hört ihr den Quell im Walde rauschen,
Hört ihr des Sprossers Lied im Hain?
Ich seh' gespannten Ohrs euch lauschen,
Und lächelnd sagt ihr endlich: Nein!

Seht ihr dort unter jenen Buchen
Die Rose glühn im Purpurschein?
Ich seh' mit klugem Aug' euch suchen,
Und wieder sagt ihr lächelnd: Nein!

Und seht ihr auch das Schloß nicht winken
Mit blankem Turm am Waldesrain?
Ihr schaut zur Rechten und zur Linken,
Und sagt schon fast unwillig: Nein!

O glaubt, was ich genannt, das alles,
So oft ich komme, steht's vor mir;
Den Laut des Quells, des Liederschalles,
Und Ros' und Waldschloß find' ich hier.

„Erinnrung“ heißt der Quell, der leise
Durchs Waldgrün rauscht und murmelnd klagt,
Und auf geheimnisvolle Weise
Mir längst Verschollnes wiedersagt.

Und „Jugend“ heißt das Lied im Haine,
Des trauten Sprossers Elegie,
Bald mild, als ob ein Engel weine,
Bald wild wie Wetterharmonie.

Und „Liebe“ heißt die Purpurrose,
Die unter Buchen mir geglüht;
Entblättert ruht sie längst im Moose, —
Dem Herzen ist sie nicht verblüht.

Und „Leben“ heißt das Schloß voll Schimmer,
Das kühn sich hob zum Wolkenlauf; —
Ein Luftschloß war's, es sank in Trümmer,
Und taucht nur mehr in Träumen auf.

Ich weiß, — was ich im Walde finde,
Bring' ich nur mit in meinem Sinn;
Blickt nochmal um in seine Gründe,
Nun findet ihr's wohl auch darin!

Trost.

Die Luft ist trüb, das Licht ist matt,
Und graue Wolken hangen nieder,
Die Vöglein, wie des Fluges satt,
Ziehn scheu und flatternd hin und wieder.

Die Nebel sitzen auf den Höhn,
Und alles Leben scheint zu stocken,
Und frostig rauhe Winde wehn,
Und Blätter zittern wie erschrocken.

Du meinst wohl, Abenddämmerung
Sei schauernd angebrochen eben:
Nein, Morgendämmrung ist's, und jung
Wird bald im Ost der Tag sich heben. —

Der Berg ist kahl, der Baum entlaubt,
Das fette Grün der Trift verdorben,
Mit lockrem Schnee die Flur bestaubt,
Und Klang und Sang im Hain erstorben.

Der Stoßwind heult die Heid' entlang,
Die Bäche schleichen träg wie Schlangen,
Und wie von Trauerflören bang
Ist rings der Himmel schwarz umhangen.

Du meinst wohl, Winternähe sei's,
Was traurig angebrochen eben;
Nein, Winterscheiden ist's, — aus Eis
Wird bald der Lenz sich jung erheben. —

Du bist gar oft so trüb, mein Herz,
Und weinst durch Augen, die dich spiegeln,
Als wollte Nacht und Winterschmerz
Dir bald den Quell der Lust versiegeln.

O quäle, wenn's dich so beschleicht,
Dich nicht mit mißverstandnem Wehe:
Statt Nacht und Winter ist's vielleicht
Nur Morgendämmrung, Frühlingsnähe.

Sonnenabschied.

Solang' die Sonn' am Himmel sprühet
In vollster Glut, in hellster Pracht,
Stehn wir geblendet und durchglühet
Und huld'gen staunend ihrer Macht.

Wir fühlen, daß kein Glück, kein Leben
Hienieden blüht ohn' ihren Strahl,
Und dulden willig und ergeben
Des schweren Dienstes süße Qual.

Doch abends, wenn sie von uns scheidet,
Beseufzt vom West, beweint vom Tau,
Dann sind die Höhn von Flor umkleidet,
Und Wehmut kommt auf Tal und Au.

Und sanfter, wie durch Tränen blinkend,
Nicht blendend strahlt sie, zögert lang',
Blickt oft zurück, und zeigt, versinkend,
Am schönsten sich im Untergang! —

O Liebe, gegenwärt'ge Liebe,
Der Sonn' am Mittag bist du gleich:
Wir schmachten hin in heißem Triebe,
Durch dich gequält und doch so reich.

Doch, Liebe, wenn es geht ans Scheiden,
Der Abendsonne gleichst du dann:
Da fangen erst die süßen Leiden
Der namenlosen Wehmut an;

Und diese langen, seelenvollen,
Unendlich milden Blick' ins Herz,
Die haften, doch nicht blenden wollen,
Und diese Glorie voll Schmerz;

Dies bange Zögern im Entschwinden,
Dies ewige Zurückesehn,
Und im Verlieren dieses Finden,
Und in der Trennung dies Verstehn!

Erinnerung.

Einst wünscht' ich droben hoch zu stehen
In eines Gletschers Eisrevier,
Und königstolz herabzusehen
Auf all' die Hügel unter mir.

Da, meint' ich, würd' ein Lied sich schwingen
Aus freier, unbeklommner Brust,
Wie's nie im Tale kann gelingen,
Voll ungebundner, heil'ger Lust. —

Einst wünscht' ich abgesperrt zu träumen
Von aller Welt auf ferner Au;
Da, meint' ich, würd' ein Lied mir keimen
So sanft und mild wie Duft und Tau.

Einst wünscht' ich staunend zu belauschen
Den Ozean in seiner Wut;
Da, meint' ich, müßt' ein Lied mir rauschen
So ungestüm wie Sturm und Flut. —

Und als ich auf der Alpe droben
In freien Lüften blickt' herum,
Da fühlt' ich mich zu sehr erhoben,
Ich sah und staunt' und lehnte — stumm.

Und als umblüht vom stillsten Frieden
Ich wallt' auf ferner Au herum,
Da schien ich mir zu abgeschieden,
War wehmutselig, aber — stumm.

Und als ich stand auf steilen Riffen,
Wo zürnend sprang das Meer hinan,
Da starrt' ich zitternd und ergriffen,
Mein Lied ertrank im Ozean. —

Doch heimgekehrt von meiner Reise,
Im trauten, stillen Kämmerlein,
Da stellte wieder leise, leise,
Das scheugewordne Lied sich ein;

Und klomm in der Erinnrung wieder
Mit mir zur Gletscherwelt hinan,
Und stieg mit mir zur Au hernieder,
Und trat mit mir zum Ozean;

Und rief, zum Anschaun fast gesteigert,
Vors Aug' mir alles frisch und jung,
Und was mir der Besitz verweigert,
Vergalt mir die Erinnerung.

Herbstblätter.

1.

So soll's mit allem Sonnenschein
Denn wirklich schon vorüber sein?
Oft hab' ich, es zu glauben, Müh',
Und mein', es sei denn doch zu früh.

Und mein', es komm', ehvor es schneit,
Gewiß noch einmal schöne Zeit
Mit blauem Himmel, lauem Licht,
Ja selbst ohn' alle Blumen nicht.

Das ist die Zeit, wo man nach Lust
Noch einmal voll sich schöpft die Brust,
Um auszudauern, dann wenn's friert,
Bis endlich wieder Frühling wird.

Und diese Zeit erwart' ich noch, —
Mir kam sie noch nicht, — oder doch?
Liegt sie vielleicht schon hinter mir,
Indes mein Herz sich sehnt nach ihr?!

2.

Fallende Blätter, sinkendes Leben,
Mahnender Ernst in gaukelndem Spiel;
Was es auf Erden Schönes gegeben, —
Fallende Blätter: — es welkt', es fiel.

Fallende Blätter, fallende Freuden,
Dünn ist dein Stengel, blühender Scherz;
Fallende Blätter, schwindende Leiden,
Seinen Herbst erkennt auch der Schmerz.

Fallende Blätter, dorrende Liebe,
Alternde Freundschaft, welkende Lust!
Wenn nur am End' ein Blättchen uns bliebe,
Daß man es einleg' ins Stammbuch der Brust.

Seh' ich die herbstlichen Blätter so schwanken,
Gaukeln im Norde dahin und daher,
Macht es mir immer ernste Gedanken,
Macht es mir immmer die Seele so schwer.

Ach so entblättert das Leben uns alle,
Bis wir gleich Stämmen, gleich dorrenden, stehn,
Und in des Daseins düsterer Halle
Schönerm Frühling entgegensehn.

Wieder werden die Bäume grünen,
Wieder wird Frühling einmal erglühn;
Werden wir dürren Stämme mit ihnen
Auch uns belauben und nochmal blühn?!

Winterlied.

Das Leben hat nach innen sich geflüchtet,
Von Melodien erklingt's in Stub' und Saal,
Die Wände glühn, von Kerzenschein umlichtet,
Und seine Fahne schwingt der Karneval.

Ein andrer Lenz, ein Traumlenz junger Herzen
Mit Wangenblüt' und Augensonnenschein,
Mit Seufzerlispeln und mit Liebesscherzen
Zog in die wohlverschlossnen Häuser ein.

Und außen auf der Straß' im Schneegeflocke,
Da wandelt auf und ab ein hagrer Greis,
Der Nordwind saust ihm um die Silberlocke,
Den Leib umhüllt ein Mantel starr von Eis.

Es ist der Winter, der im Mondenstrahle
Als frost'ger Wächter durch die Straße zieht,
Er hört es schallen dumpf aus Stub' und Saale,
Er bleibt ergriffen stehn und horcht dem Lied.

Er wächst empor und streckt den Hals begierig
Zu den erhellten Fenstern rings hinan,
Und guckt hinein; das Leben rasch und rührig
Bringt Leben fast in den erstarrten Mann.

Vor seine Seele kehren Bilder wieder
Von längst verblichner, längst erfrorner Lust,
Vom Auge tropft es ihm wie Tränen nieder,
Und wie ein Seufzer weht's aus seiner Brust.

„Auch ich gehört' einst, „denkt er", zu den Jungen!"
Und zeichnet still, mit wehmutvollem Sinn,
Vergangner Träume Nacherinnerungen
Als Arabesken auf die Scheiben hin.

Schon ging der Greis, die Blumen aber blieben;
Die Leute sehn sie wohl, doch keiner ahnt,
Daß seinen Schmerz damit ein Greis geschrieben,
Den er beim Anblick junger Lust empfand!

II.

Ein Herz, das seine Stufenleiter
Vom Frühling bis zum Herbst durchgeht,
Trifft, mein' ich, wohl auf jeder Sprosse
Ein andres, das auf gleicher steht.

Drum nehmt, was Lieb' und Lust und Trauer
Und Welt und Zeit in meins geprägt,
Und zürnt nicht, daß es rasch geschlagen,
Noch daß es jetzt mir ruhig schlägt.

Schwärmerei.

Ich denke mir ein Land voll Ruh' und Schweigen,
Wo nichts des Friedens heilig Siegel bricht;
Wo kühlend sich aus duft'gen Palmenzweigen
Ein Kranz der Lieb' um alle Wesen flicht;

Dort ist ein ewig Blau des Himmels Farbe,
Und fremde Dinge sind dort Wund' und Narbe.

Wie mit den Menschen Menschen hier verkehren,
Verkehren mit den Engeln Engel dort;
Dort ist kein Zank, kein Dulden, kein Entbehren,
Dort hat die Sprache für den Haß kein Wort.
Dort ist ein ewig Schauen und Genießen,
Ein namenloses Ineinanderfließen!

Ich denke mir als Fürsten dieses Reiches
Den ew'gen Schöpfer selbst in seiner Huld,
Nicht wie er jetzt sein Angesicht, sein bleiches,
Abwendet von der Welt und ihrer Schuld, —
Nein, lächelnd, wie er einst mit Vatermienen
Die Menschen schuf und Mensch war unter ihnen.

Auch denk' ich dort den leisesten Gedanken
An das, was hier uns kaum ein Fehltritt deucht,
So fern mir außer des Begriffes Schranken
Wie uns das Ärgste, was die Sünd' erreicht;
Für Lauheit denk' ich, gilt dort unsre Tugend,
Für kaltes Alter unsre wärmste Jugend.

Was uns ein Lamm bedünkt, ist dort ein Würger,
Wer fromm uns scheint, ist dort ein Atheist,
Ein Cherub heißt dort der gemeinste Bürger
Und kaum ein Heil'ger schiene dort ein Christ;
Ja, was uns für die Seele gilt auf Erden,
Es ist zu grob, um dort ein Leib zu werden.

Doch nicht gefühllos denk' ich mir die Wesen,
Mit denen ich bevölkre jenes Land;
In ihrem Aug' ist eine Glut zu lesen,
Wie kaum das Herz des Liebendsten sie ahnt;
Des Nahseins Ahnung ist ein Blick dort, Blicke —
Sind Küsse dort, ein Kuß — vergehn im Glücke;

Vergehn im Glück — ist Wiederauferstehen,
Und ewig wiederholt sich dies Gefühl; —
Ein solches Land denk' ich vor mir zu sehen,
Doch weiter treibt noch Schwärmerei ihr Spiel:
Ich denke dich, und du stiegst, denk' ich wieder,
So wie du bist, in dieses Land hernieder.

Und unterbrochen seh' ich schnell das Schweigen,
Das seit Äonen lautlos drüber lag;
Die Palmen rauschen huld'gend mit den Zweigen,
Der alte Tag wird Nacht vorm neuen Tag;
Die Engel lernen Wund' und Narbe kennen,
Da deine Blick' in ihre Herzen brennen.

Sie drängen sich dir nach in weißen Scharen,
Die Blicke lauschen deinem Aug' sie ab,
Mit denen einst sie, nach verrauschten Jahren,
Die Toten wecken wollen aus dem Grab;
Sie üben erst an deiner Lippen Regen
Den Zug sich ein zur Fürbitt' und zum Segen.

Die Liebe tritt vor dich hin, neigt in Demut
Ihr Angesicht und sagt, sie weiche dir;
Dir naht die Lust, sieht dich, und wird zur Wehmut,
Und niegeweinte Zähren strömen ihr;
Der alte Maßstab des Gefühls verschwindet,
Denn seine Tiefen hast erst du ergründet. — —

Und wieder denk' ich dann mir, daß du schiedest,
Wie eine liebliche Erscheinung flieht;
Die Engel trauerten, seit du sie miedest,
Die duft'gen Palmen schienen abgeblüht;
Das wunderbare Licht wär' ausgeglommen
Und das Gefühl an Wert herabgekommen.

Und wie wir Menschen von den goldnen Tagen
Bewahrt uns haben manches Lied und Wort,
So lebe dort auch in Gesang und Sagen
Die goldne Zeit, wo du dort weiltest, fort!
Das denk' ich oft und kann nicht denken, Süße,
Daß, wer dich sieht, nicht Gleiches denken müsse!

Blüt' und Moos.

Crescit occulto velut .... aevo.
Horat. I. 12.

Was der flücht'gen Lust entsprossen,
Ist ein Kind des Augenblicks:
Schnell geboren, schnell genossen
Sind die Blumen unsres Glücks.

Nur der Schmerz hat längre Dauer,
Schmerz allein ist treu der Brust,
Nur die süße Liebestrauer
Überlebt den Schaum der Lust.

Blüten welken; — keimen neue,
Bald sind sie auch nimmer neu;
Besser spiegelt Moos die Treue,
Denn es bleibt dem Steine treu.

Unter Stürmen, unterm Eise
Wuchert's fort, umklammert ihn
Und verwächst sich still und leise
In sein Herz mit ew'gem Grün. —

Blüt' und Freud' entbehrt der Dauer,
Moos und Schmerz wird nicht verwehn!
Unsere Lieb' erwuchs in Trauer,
Unsere Liebe wird bestehn!

Die Taubenpost.

Ich hab' eine Brieftaub' in meinem Sold,
Die ist gar ergeben und treu,
Sie nimmt mir nie das Ziel zu kurz,
Und fliegt auch nie vorbei.

Ich sende sie vieltausendmal
Auf Kundschaft täglich hinaus,
Vorbei an manchem lieben Ort,
Bis zu der Liebsten Haus.

Dort schaut sie zum Fenster heimlich hinein,
Belauscht ihren Blick und Schritt,
Gibt meine Grüße scherzend ab
Und nimmt die ihren mit.

Kein Briefchen brauch' ich zu schreiben mehr,
Die Träne selbst geb' ich ihr;
O sie verträgt sie sicher nicht,
Gar eifrig dient sie mir.

Bei Tag, bei Nacht, im Wachen und Traum,
Ihr gilt das alles gleich:
Wenn sie nur wandern, wandern kann,
Dann ist sie überreich!

Sie wird nicht müd', sie wird nicht matt,
Der Weg ist stets ihr neu;
Sie braucht nicht Lockung, braucht nicht Lohn,
D i e Taub' ist so mir treu.

Drum heg' ich sie auch so treu an der Brust,
Versichert des schönsten Gewinns;
Sie heißt — die Sehnsucht! Kennt ihr sie? —
Die Botin treuen Sinns.

Vöglein — mein Bote.

Vöglein, flieg fort,
Vöglein, komm wieder!
Flieg zu der Liebsten hin
Und setz dich nieder,
Sieh, was sie tut,
Ob sie dem Fernen gut,
Ob sie an mich gedacht,
Vöglein, gib acht!

Vöglein, flieg fort,
Vöglein, komm wieder!
Trag zu der Liebsten Ohr
All' meine Lieder;
Sag: „Er ist dein,
Kann ohne dich nicht sein,
Lebt nur allein für dich!“
Vöglein, so sprich!

Vöglein, flieg fort,
Vöglein, komm wieder!
Nimm ihren Liebesgruß
Auf dein Gefieder!
Wenn sie dich fragt,
Und dir viel Schönes sagt,
Bring mir's im raschen Flug,
Vöglein, sei klug!

Vöglein flieg fort,
Vöglein, komm wieder!
Bring mir ein Röschen nur
Von ihrem Mieder!
Ist es auch klein,
Soll's doch willkommen sein!
Was mir die Teure zollt,
Vöglein, ist Gold!

Vöglein, flieg fort,
Vöglein, komm wieder!
Raste vom Flug sodann,
Und setz dich nieder.
Raste bei mir,
Lab dich am Futter hier,
Lab dich am kühlen Trank,
Vöglein — schön' Dank!

Ständchen.

Zu des Mondes sanftem Schimmer
Schickt sich wohl ein sanftes Lied,
Das mit seinem Lichtgeflimmer
Still in offne Herzen zieht.

Wenn die Strahlen freundlich fallen
Auf das liebe Fensterlein,
Schleicht wohl auch des Liedes Schallen
Unbemerkt sich mit hinein.

Licht und Klang soll sich vereinen
Zu der Liebe treuem Flehn,
Jenes hold ihr Haupt umscheinen,
Dieser mild ihr Ohr umwehn!

Wenn sie wacht, so zaubre leise
Licht und Klang das Aug' ihr zu,
Und verweb' auf Wunderweise
Still mein Bild in ihre Ruh'.

Wenn sie schläft, so rufe leise
Licht und Klang sie wieder wach,
Lock' auf wunderbare Weise
Ihr Gefühl sich schmeichelnd nach.

Locke sie zum Fenster wieder,
Unter dem ihr Sänger steht,
Bis von treuem Munde nieder
Ihm ein Laut der Liebe weht.

Lasse sie ergriffen lauschen,
Lasse sie den Vorhang ziehn,
Zweifelnd, ob die Strahlen rauschen,
Ob die Töne rauschend glühn.

Noch ein Griff dann in die Saiten,
Noch ein Gruß mit voller Macht,
Noch ein stiller Wink vom weiten,
Und dann — gute, gute Nacht!

Gegenüber.

Mein Fensterlein, mein Fensterlein,
Wie teuer bist du mir;
Kann keine Aussicht schöner sein,
Als die ich hab' aus dir.

Du zeigst zwar nicht auf Berg und Flur,
Auf Straß' und Strand hinaus,
Du zeigst mir gegenüber nur
Ein kleines, schlichtes Haus;

Doch dieses Haus ist meine Welt,
Mein Süd, mein West, mein Ost,
Mein Land, mein Meer, mein Sternenzelt,
Mein Kummer und mein Trost.

Das macht, daß mir dies Fensterlein
So herzlich wohlgefällt;
Vor seinen Scheiben hell und rein
Steht meine ganze Welt!

Scheinleben.

Von dunklen Locken ist dein Haupt umkränzt,
Dein Mund ist rosig frisch, dein Auge licht,
Der Jugend unerschöpfte Fülle glänzt
Aus deinem makellosen Angesicht.

Und dennoch klagst du, seufzest immerdar,
Und nennst dich arm und nennst die Toten reich?
Und zürnst der Röte deiner Wangen gar,
Und wünschest dir: Ach wären sie schon bleich?

Der kranke Baum, das sieche Kind der Flur,
Sie senken Ast und Blatt der Erde zu;
Auf keiner Lüg' ertappt man die Natur, —
Gesteh, wer lügt, dein Antlitz oder du? —

„O tu nicht unrecht dem, der arm genug,
Ein Doppelhohn ist's, wenn du reich mich nennst;
Kann ich dafür, wenn du den Gauklertrug
Des grausam gnädigen Geschicks verkennst?

Sahst du das Grün auf einem Teiche nie,
Das seine Fläche wuchernd frisch umhüllt?
Weil seine Welle sumpft, drum grünet sie,
Kein Grün umspinnt den Quell, der lustig quillt!

Sahst du der Trümmer Schmuck, den Efeu, nie?
Wie rankt er sich voll Leben drüber hin,
Zu halten scheint er, und entkräftet sie,
Je frischer er, je schneller ihr Ruin!

Hast du auch nie ein Kirchhofgrab gesehn,
Worauf ein Blumenheer sich gaukelnd wiegt? —
Weißt du, warum sie drauf so üppig stehn?
Grad weil der Tod in seinem Schoße liegt!

Scheinleben ist's, was dunkel färbt mein Haar,
Klar macht mein Aug', die Lippen rosengleich,
Und zürnen muß ich meinen Wangen gar,
Mir heimlich wünschend: Wären sie schon bleich!“ —

Nach dem Balle.

Von des Balls bewegten Freuden
Wankt der Tänzer matt nach Haus,
Ruht mit halbgeschlossnen Augen
In der stillen Kammer aus.

Manchmal taucht's in wirren Bildern
Zuckend noch vor ihm empor,
Und der Bässe dumpfes Murren
Tönt noch immer durch sein Ohr.

Und mit Bildern und mit Tönen
Ringt er, noch im Traum gestört,
Bis er endlich, losgerungen,
Selbst sich wieder angehört. —

Jugend, Freudenball des Lebens,
Längst schon ruh' ich aus von dir,
Manchmal zuckt es nur im stillen
Wirr und bunt vorm Auge mir.

Und von deiner Melodien
Überschwenglich lautem Chor
Tönt nur mehr der Bässe Summen
Ernst und mahnend mir im Ohr.

Regt es gleich in meiner Seele
Sich wie Wehmut dann und wann,
Wo gehör' ich, losgerungen,
Bald mir selbst doch wieder an.

Anwartschaft.

Mein Leben — ach! ich kann mir's nicht erklären —
Mich dünkt es immer nur erborgt, geliehn,
Nicht wie ein Ding, das lang' noch könnte währen,
Nein, wie ein Traum, halb reif schon zum entfliehn.

Nein, wie das Stehn auf eines Hauses Stufen,
Woraus verbannt man zögert wehmutsvoll;
Gleich einem Amt, aus dem man abberufen
Nur des noch harrt, der uns ersetzen soll.

Ja — schon geleert, dünkt mich die kleine Stelle,
Die ich einstweilen auf der Welt vertrat;
Ernannt schon ist der rüstige Geselle,
Der treten soll auf meinen leeren Pfad.

Ernannt schon ist er, nur noch nicht gekommen, —
Bald wird er kommen, — und dann ist es aus!
Drum fühl' ich mich so seltsam oft beklommen,
Bin nimmer hier, bin noch nicht dort zu Haus.

Gewöhne dich hinüber, Herz, hinüber,
Schau nicht so bang um dich, schau nicht zurück.
Was du auch bist und hast, es geht vorüber,
Dort ist dein Leben, dort vielleicht — dein Glück!

Das Blumenmädchen.

„Maiblumen!“ ruft ein schönes Kind,
Selbst Blume noch im Mai,
„Maiblumen kauft, — noch sind sie frisch,
Bald ist's damit vorbei;
Wie schön sie sind, und über Nacht
Ist all ihr Glanz verblüht,
Und niemand sieht es ihnen an,
Wie schön sie erst geblüht!“ —

Ihr hört ihr wohlberechnet Wort
Und blickt ihr ins Gesicht,
Und denkt, ob der Verkäuferin,
Fast an die Ware nicht.
Und unwillkürlich sprecht ihr's nach:
„Ja, Blumenreiz verglüht,
Und niemand sieht es ihnen an,
Wie schön sie erst geblüht!“ —

„Schön Dank!“ darauf, dann hüpft sie fort,
Das liebe, holde Kind,
Noch ist ihr Auge rein und hell
Und ihre Wange lind;
Doch Schönheit ist der Blume gleich,
Ein Hauch, — und sie versprüht,
Und niemand, — niemand sieht ihr's an,
Wie schön sie erst geblüht.

Wie schade, daß solch schönem Bild
Kein schönrer Rahmen ward,

Daß solchen edlen Flor nicht pflegt
Ein Gärtner beſſrer Art!
Ein Froſt vielleicht zerſtört die Form,
Ein Mehltau dies Gemüt,
Und niemand, — niemand ſieht ihr's an,
Wie ſchön ſie erſt geblüht. —

Und Jahre kommen, Jahre gehn,
Ach! Jahre gehn ſo ſchnell,
Und wo ihr raſch einſt hingetanzt,
Da ſchleicht ihr matt zur Stell';
Und euer Haar iſt ſchon bereiſt
Und euer Aug' verglüht,
Und niemand, — niemand ſieht euch an,
Wie friſch ihr einſt geblüht.

Da wankt mit einem Blumenkorb
Ein Mütterchen und ruft:
„Maiblumen kauft, noch ſind ſie friſch,
Doch bald verraucht ihr Duft;
Wie ſchön ſie ſind, und über Nacht
Iſt all ihr Glanz verglüht,
Und niemand ſieht es ihnen an,
Wie ſchön ſie einſt geblüht!" —

Ihr horcht, ihr kennt das Sprüchlein noch,
Das einſt ein Mädchen ſprach;
Ihr kauft und überhört den Dank
Und blickt ihr ſinnend nach.
Welch Maß für euch: ſie — einſt ſo friſch —
Und jetzt ſo altersmüd',
Und niemand — niemand ſieht ihr's an,
Wie ſchön ſie einſt geblüht! —

Ebenbürtigkeit.

Is there upon earth a gem so
precious, as the human soul?
O. Goldsmith.

„Schön iſt das Mädchen," ſagſt du, „jung und gut,
Doch arm, entſproſſen aus gemeinem Blut;
Ich lieb' es, fand kein beſſres noch auf Erden,
Doch, wie ich bin, kann es mein Weib nicht werden.

Entstammt bin ich aus altem Blut, bin reich,
Drum ist sie vor den Menschen mir nicht gleich;
Im Reich der Liebe muß ich sie verehren,
Im Reich der Welt ihr, ach! den Rücken kehren!"

So klagst du, Freund; pfui! nimm das Wort zurück!
Daß du sie liebst, gesteht dein trunkner Blick;
In deinem Auge liegt dein Herz, das frage,
Und schände nicht den Mund durch schnöde Klage.

Sie hangt an dir so inniglich, so warm,
Vergessend, daß du reich, sie will dich arm,
Sie sieht durch deines Standes starre Hülle
In deines Herzens bessre Lebensfülle.

Wirf ihn von dir, den stolzen Wahn der Welt,
Erkenn' es, welch Gefühl die Brust dir schwellt,
Es liegt so viel im Tiefsten ihrer Seele,
Was sich vereint zum köstlichsten Juwele.

Und diesen wunderbaren Edelstein
Löst alles, was du hast und bist nicht ein!
Kann's einen schönren Diamant im Leben
Als eine schöne Menschenseele geben?

Geschmückt mit dieses Kleinods heil'ger Zier,
Steht sie, o Freund, erhaben über dir;
Worauf du stolz bist, leg es ab als Bürde,
Dann wirb um sie, erst würdig ihrer Würde!

Reiseplan.

Das wäre so meine Freude:
Zu wandern von Land zu Land,
Und überall zu weilen,
Bis ich was Liebes fand.

Und was ich fände, genöss' ich
Mit unbekümmertem Sinn,
Und gäb' in süßem Vergessen
Mich meinem Entzücken hin.

Dann schnell, — o schnell von hinnen,
Noch eh' was Trübes kam,
Und meiner glänzenden Freude
Den lieblichen Schimmer nahm.

Nach Art der klugen Schwalben,
Die munter wandern und ziehn,
Und wenn sie den Herbst wo ahnen,
Noch eh' er kommt, entfliehn. —

Doch ach! wer läßt mich ahnen,
Wo mir was Liebes keimt? —
Drum hab ich auf meiner Reise
Viel Liebes schon versäumt.

Und ach! wer läßt mich ahnen,
Wann mir was Trübes erscheint? —
Drum hab ich auf meiner Reise
Schon manche Träne geweint!

Die Stadt.

Als ich auf meinen Wanderwegen
Dies Städtchen sah zum erstenmal;
Wie traurig starrt' es mir entgegen,
Ein Zwerg von Schutt voll Wust und Qual.

Ein moos'ger Mauernkranz umschnürte
Die Häuser fast bis an den Hals,
Daß man beinahe Lust verspürte,
Sie zu entled'gen dieses Walls.

Wie abgegriffne Hüte klebten
Die Dächer ihnen auf dem Ohr,
Und nur zwei graue Türme strebten
Mit banger Scheu zur Luft empor.

Kein Fenster sah man aus der Ferne,
Die Häuser schienen blind zu sein,
Und doch blickt man auch Städten gerne,
Wie Menschen, in das Herz hinein.

Und träg' umschlich mit dumpfem Gären
Ein trüber Fluß den trüben Ort,
Als führt' er die geheimen Zähren
Unglücklicher Bewohner fort. —

Und wenig Jahre sind vergangen,
Das Städtchen, wieder liegt's vor mir;
Die Mauern, die es einst umfangen,
Sie schwanden bis zur Hälfte schier.

Kein Wall umschnürt mehr bang und peinlich
Der steinernen Gefangnen Chor,
Schon sehen Häuser, blank und reinlich,
Frei bis an Brust und Arm, hervor.

Schon lassen sie, so mag's mir taugen,
Sich offen in die Herzen schaun,
Und sehen frisch mit klaren Augen
Hinaus auf Berg und Strom und Aun.

Schon tragen sie, wie Kirmeshüte,
Die roten Dächer, leicht und kühn,
Indes, wie eine goldne Blüte,
Die Turmknäuf' in der Sonne glühn.

Und auch der Strom, der träg' geschlichen,
Beschleunigt munter seinen Lauf;
Der alte Zauber scheint gewichen,
Ein neues Leben dämmert auf. —

Was gilt's, wenn ich nach Jahren wieder
Vorüberzieh' an dieser Stadt,
So fiel der letzte Wall schon nieder,
Der sie so lang' umkerkert hat.

Frei von dem Scheitel bis zum Fuße,
Steht sie enthüllt, wie eine Braut,
Und lacht entgegen froh dem Gruße,
Vor dem, aus Zwang, ihr einst gegraut.

Frei, mitten unter grünen Hügeln,
Im Sonntagsschmucke, wird sie stehn,
Und sich mit ihren jungen Flügeln
Im klaren Strom entzückt besehn. —

So, Städtchen, so enthülst im Leben
Allmählich alles sich wie du;
Hinaus, empor geht alles Streben,
Dem Lichte zu, der Freiheit zu!

Almosen.

Nicht wie ein Fürst begraben möcht' ich sein
In einem Sarkophag von kaltem Stein,
Umschränkt von mächtig schweren Eisengittern,
Bewacht von traurig stummen Marmorrittern.

Nur selten fällt ein matter Sonnenstrahl
Auf solch ein unbehaglich Marmormal;
Die Luft ist dumpf gleichwie in Kerkermauern,
Des Lenzes Hauch erkaltet dort zu Schauern.

Kein Vogel baut sein Nest in solcher Gruft,
Und keine Blume füllet sie mit Duft,
Und wollt' ein Aug' mit Tränen sie benetzen,
Es würde nur am Gitter sich verletzen.

Weit lieber läg' ich, wie der Arme liegt,
Auf dessen Grabe sich der Falter wiegt,
Worauf die Sonne leuchtet lau und labend,
Das Tau erquickt am Morgen und am Abend.

Worüber hoch die Lerch' in Lüften singt,
Worauf bei Nacht des Sprossers*) Klage klingt,
Um das viel tausend grüne Halme sprießen,
Worauf selbst Blumen ihren Balsam gießen.

Und Platz für fromme Knie hat's wohl auch,
Und Raum für Tränen und für Seufzerhauch,
Und frei von allem ist es — frei! o Wonne,
So frei zu schlafen unter Gottes Sonne!

VI.

Vermischte Gedichte.

Österreichische Volkshymne.

Nach der Melodie von Haydn.

Durch Allerhöchstes Handbillett Sr. k. k. Apostol. Majestät vom 27. März 1854 als authentisch erklärter Text.

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' er uns mit weiser Hand!
Laßt uns seiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind:
Innig bleibt mit Habsburg Throne
Österreichs Geschick vereint.

---

*) Die Bastard-, oder Aunachtigall, auch polnische Nachtigall genannt (Erithacus philomela).

Fromm und bieder, wahr und offen
Laßt für Recht und Pflicht uns stehn,
Laßt, wenn's gilt, mit frohem Hoffen
Mutvoll in den Kampf uns gehn!
Eingedenk der Lorbeerreiser,
Die das Heer so oft sich wand, —
Gut und Blut für unsern Kaiser,
Gut und Blut fürs Vaterland!

Was des Bürgers Fleiß geschaffen
Schütze treu des Kriegers Kraft;
Mit des Geistes heitren Waffen
Siege Kunst und Wissenschaft!
Segen sei dem Land beschieden,
Und sein Ruhm dem Segen gleich:
Gottes Sonne strahl' in Frieden
Auf ein glücklich Österreich!

Laßt uns fest zusammenhalten:
In der Eintracht liegt die Macht;
Mit vereinter Kräfte Walten
Wird das Schwerste leicht vollbracht.
Laßt uns Eins durch Brüderbande
Gleichem Ziel entgegengehn;
Heil dem Kaiser, Heil dem Lande:
Österreich wird ewig stehn!

An des Kaisers Seite waltet*),
Ihm verwandt durch Stamm und Sinn,
Reich an Reiz, der nie veraltet,
Unsre holde Kaiserin.
Was als Glück zu höchst gepriesen,
Ström' auf sie der Himmel aus:
Heil Franz Joseph, Heil Elisen,
Segen Habsburgs ganzem Haus!

An die Sonne.

„Sei mir gegrüßt, leuchtendes Strahlenbild!
Du goldlockiges Haupt, das wie ein Feuermeer
Schwebt am Saume der Himmel,
Staunen erweckend in jeder Brust.

*) Zusatzstrophe zum authentischen Texte der Volkshymne mit Beziehung auf die Vermählung des Kaisers Franz Joseph I.

Schön im schimmernden Schmuck bläulichen Wogenschaums
Hülle meidend, erhebt flammend dein Antlitz sich,
Und die Pfeile des Auges
Glühn wie Gold dir, Entzückende!

Doch was bebt in der Brust Tiefen, der Seele mir?
Warum bebet der Blick, schauet er, Sonne, dich?
Ist's dein mächtiger Zauber,
Der in heilige Furcht uns winkt?

Ja, du bist es, du trägst, hohe, der Gottheit Spur; —
Hell auf strahlende Bahn wies er den Sternenchor,
Gab dir, Sonne, den Schimmer
Als dein Funke dem Staub entglomm!

Hoch auf ragendem Thron stand der Erschaffende:
Nacht war's, düstere Nacht, als er die Welten schuf,
Das hellschimmernde Licht schuf,
Und dem eigenen Werk erstaunt.

Segnend blickst du herab, Sonne, zu uns herab;
Dir ergrünt das Gefild, woget das Ährengold;
Was fruchtbringend emporkeimt,
Reift dem lieblichen Strahlenkuß.

Doch, o Sonne, warum eilet dein Hochgespann,
Kaum als aus dem Gewoge glühend dein Wagen glitt,
Zitternd wieder in Osten?
Bist auch du nur für eine Zeit?

Nein! Wenn einstens mein Geist droben im Sternenland
Freier schwebet, dann auch grüße ich dich, Himmlische;
Sonne, grüß' ich die Sonne,
Die zum Thron des Erschaffers eilt!

Festgesang zur Feier der Enthüllung des Erzherzog Karl-Monumentes

am 22. Mai 1860, als am Jahrestage der Schlacht von Aspern.

Sei gegrüßt am Jahrstag deiner Ehre
Held von Aspern, Karl von Österreich,
Groß in Taten, groß in Rat und Lehre,
Groß und wahrhaft, streng und mild zugleich!
Der du kühn für Deutschlands Recht gestritten,
Der du Österreichs Heere treu geführt,
Ehern steh nun in der Deinen Mitten
Hier, wie dort, vom Sturmdrang unberührt!

Der den Unbesiegbaren du besieget,
Bleib fortan uns Vorbild, Trost und Hort!
Wo der Doppelaar zum Kampfe flieget,
Flieg ihm stets dein Geist voran wie dort!
Wie die Väter einst dich selbst gesehen,
Soll mit Stolz dein Bild der Enkel sehn;
Mögen die Jahrhunderte verwehen,
Karl, dein Ruhm wird unversehrt bestehn.

Drohten je uns neu des Krieges Blitze,
Trübt' uns Feindestrotz den Friedenssinn,
Zeig uns wieder deiner Fahne Spitze
Auf den Pfad des Siegs wie damals hin!
Was hier schallt, es wird sein Echo haben
Alle Gaue deutschen Lands entlang:
Karl und Aspern ist ins Herz geschrieben,
Karl und Aspern donnert's im Gesang.

Meinem Freunde Franz Schubert

am Vortage seines Begräbnisses (den 20. November 1828).

Verklungen war der milde Klang,
Der Flügel ruhte wieder;
Nur in der Seele wehte lang'
Noch sehnsuchtsbang
Der Nachhall süßer Lieder.
Vom Traum erwacht, nun jauchzt die Brust,
Des neuen Reichtums froh bewußt.
„Der uns erquickt im Liede,
Mit dem sei Gottes Friede!“

Und weil ich ihnen schien ein Mann,
Der, oft erträglich eben,
Was ihn und andere gewann,
Aussprechen kann,
Und offen wiedergeben,
So schütteten sie Lust und Schmerz
Zusammen gleichsam in mein Herz,
Damit ich ihr Empfinden
Alljedem möchte künden.

„Dir,“ sprachen sie, „gehorcht das Wort,
Du kannst es besser nennen!
Geh, sprich für uns, daß sie hinfort,
So hier als dort,

Nach Würd' und Wert ihn kennen!
Nicht unser Schubert soll er sein.
Ein Lied, wie seins, ist allgemein!
Soll jetzt ihr was behagen,
Muß man's der Welt erst sagen.

Sonst fand sie wohl ein Veilchen auch
Am duft'gen Heckenzaune!
Jetzt lockt sie nur im bunten Strauch
Ein Bisamhauch
Und ihr Gesetz — ist Laune!
Sie hat wohl Augen noch wie sonst,
Doch, wenn du sie zu öffnen schonst,
So wird sie vor Erblinden
Das Wahre doch nicht finden.

Drum singe kühn! Hier ist's am Platz!
Erheb ihn preisbeflissen!
Entfalte seinen Künstlerschatz!
Sag stolz: „Er hat's,
Was tausend Jünger missen,
Des Jünglings Glut, des Mannes Kraft,
Die Sehnsucht und die Leidenschaft,
Das Lispeln und den Schauer,
Den Jubel und die Trauer!

Den Dichter dichtet er zurück;
Als heil'ge Doppelgänger
Stehn Wort und Sang, ein Leib, ein Stück
Von unserm Blick
Und Dichter wird der Sänger!
Da ist kein Gang im Flug erhascht,
Kein Honig lüstern weggenascht,
Die Noten seines Spieles
Sind Tropfen des Gefühles.

Wenn in dem Dome, gottgeweiht,
Die Orgeln brausend dröhnen,
Dann weiß er im Choral mit Zeit
Und Ewigkeit
Die Herzen auszusöhnen!
Der Flügel ist ihm nicht ein Feld,
Wo nur die Hand sich müde quält.
Er läßt durch seine Saiten
Die eigne Seele gleiten.

Kaum nur sechs Lustren reichten hin,
Um, blühend, das zu geben!
Dem Tücht'gen ist der Tag Gewinn:
Was wird der Sinn
Des Reifen erst erstreben?
Und wär's auch nicht, — das deutsche Lied
Bleibt unbestritten sein Gebiet,
Und wer genügt in einem,
Der weicht der Besten keinem."

So weckten sie in mir die Glut,
Der Brust bescheidne Funken!
Mir in die Wangen stieg das Blut;
Von frohem Mut
Fühlt' ich die Seele trunken.
Heim stürzt' ich, ging voll Ungestüm
Ans Werk; gestehen wollt' ich's ihm,
Mein schönstes Lied ihm singen,
Mein bestes Opfer bringen.

Da seh' ich auf dem Pult vor mir
Ein Blatt von Freundeshänden.
Ich nehm' es, — les' —, erblinde schier;
So muß denn hier
Das Best' am frühsten enden?
Doch nein, — es ist nicht, — kann nicht sein!
Mein Schubert lebt! — Er starb nicht! — nein!
Er lebt! — Dies Blatt ist Lüge, —
Lebt noch für schönre Siege!

Er lebt! — Und doch! — Er ist nicht mehr! —
Ich les' es nun und wieder.
Ein Sturm fuhr über ihn daher,
Er ist nicht mehr! —
Entblättert sank er nieder.
Fort eil' ich, nochmals ihn zu sehn. —
Er liegt im Sarg — und Freunde stehn
Mit schauerndem Gemüte
Um die geknickte Blüte!

Und, selbst es sehend, glaub' ich's kaum;
Klopf an die Brust, die junge;
Der Ruf: „Was ist das Leben? Traum?
Und hohler Schaum!"

Entzittert meiner Zunge.
Und was ich erst, so fromm und heiß
Erdacht dem Lebenden zum Preis,
Leg' ich in heil'ger Ruhe
Dem Toten in die Truhe.

Dichterleiden.

(An Nikolaus Lenau.)

Im Irrenhaus, am Fenster
Lehnt oft ein blasser Mann
Und starrt durchs Eisengitter
Zum Himmel still hinan.

Erloschen ist sein Auge,
Das einst voll Seele war,
Ein leeres Blatt die Stirne
Und welkes Laub sein Haar.

Das Herz, dem einst entlodert
Manch Lied, der Welt zur Lust,
Als ausgebrannte Kohle
Liegt's nun in kalter Brust.

Wo bist du, lohe Flamme,
Die hell zum Äther schlug?
Wo bist du, Stolz der Seele,
Verachtend Lug und Trug?

Wo bist du, Macht des Sanges,
Sein heilig Eigentum,
Womit er sich erobert
Das höchste: Lieb' und Ruhm?

Wo bist du, frisches Leben,
Das Blüt' um Blüte trieb?
Der Falter ist entflohen,
Die dürre Puppe blieb.

Noch leben seine Lieder
Und freuen sich des Lichts:
Doch er ist tot, umnachtet,
Er weiß von ihnen nichts.

Sie rücken ihm vors Auge
Die Sträuße, die er band,
Er läßt sie achtlos gleiten
Aus seiner schlaffen Hand.

Die Lettern, die's verkünden,
Was er gefühlt, gedacht,
Er zählt sie mit den Fingern,
Ein töricht Kind, — und lacht.

Sie scheinen ihm zu rufen:
‚O sieh, wir sind's, ja, wir!
Du bist's, der uns geschaffen,
Wir sind ein Stück von dir‘.

Er schaut — es schaut so reglos
Kein Baum im tiefsten Tann —
Die abgehaunen Äste
Zu seinen Füßen an.

„Das tat die Hand des Wahnsinns!"
So klagt es um ihn her;
„Was er so schön gesungen,
Er *weiß*, er *kennt's* nicht mehr".

Das tat die Hand des *Wahnsinns*?!
Das tut auch die der Zeit.
Wer sagt, ob nicht den Dichter
Zu größrer Qual sie weiht?!

Wenn abgeblüht die Jugend,
Die Liebesglut versprüht,
Wenn kalte Spätherbstschauer
Durchfrösteln sein Gemüt;

Wenn er im weiten Walde,
Den einst sein Lied durchweht,
Von all den ältern Bäumen
Schon bald als letzter steht;

Wie sehn, wenngleich kein Wahnsinn
Die Seel' ihm noch umspann,
Die Lieder seiner Jugend
Den Altgewordnen an?

Was jetzt noch frisch und innig
Zu aller Herzen spricht,
Er weiß, das er's gesungen,
Doch er begreift es nicht.

Aus der Ausgabe von Calderons Schauspielen.

(1826.)

Der standhafte Prinz.

Erst Sieger noch, besiegt nun und gefangen,
Könnt' er zerbrechen seines Kerkers Riegel;
Doch damit bräch' er auch des Glaubens Siegel,
Und also trägt er gern, was ihm verhangen.

Nicht drücken ihn der Knechtschaft ehrne Spangen,
Nicht trübt ihm Hohn des Glaubens Demantspiegel,
Nicht lähmt ihm Siechtum seiner Seele Flügel,
Im Tod ist ihm sein Leben aufgegangen!

O heil'ger Glaube, Panzer in Bedrängnis,
Schwert in der Schlacht, Kreuz in der Todesstunde,
Umschleuß uns fest mit deinen Efeureben.

Du hältst uns aufrecht unter dem Verhängnis,
Und trifft der Feind uns mit der Todeswunde,
So bringt sie ihm den Tod, — doch uns das Leben!

Das Leben ein Traum.

I.

Kein blindes Schicksal herrscht mit dunklen Mächten
Und setzt auf unser Haupt die ehrnen Sohlen,
Dem eignen Willen ist der Mensch empfohlen
Und um sein Tun hat er mit sich zu rechten!

Nur finstrer Wahn und Aberglaube flechten
Ein knechtisch Band und fesseln uns verstohlen
Und sammeln in der Brust uns glühe Kohlen
Und reißen hin zum Unvernünft'gen, Schlechten.

Drum wehe, wer in einer schwarzen Stunde
Sich diesen Geistern blindlings überlassen:
Verfallen ist er ihrem Strafgerichte!

Er bebt und zagt, erleidet Wund' auf Wunde,
Schrickt gleich zurück vor Lieben und vor Hassen
Und kommt erst spät durch all die Nacht zum Lichte!

II.

Das Leben aber ist ein Traum zu nennen:
Ein Traum ist's, was wir oft so heiß begehren,
Der Schönheit Reiz, der Erdenhoheit Ehren,
Des Zornes Blitz, der Ruhmbegier Entbrennen.

Wonach sie jagen und wonach sie rennen,
Um was sie sich in bittrem Gram verzehren,
Um was sie weinen, dulden und entbehren,
Es ist ein Traum, von dem sie bald sich trennen.

Nur was sich uns, von außen nicht geboren,
Im Herzen festsetzt und in seinem Raume
Lebt, schafft und ringt mit ewig neuem Triebe,

Das bleibt zurück und geht uns nicht verloren;
So bleibt uns denn aus dieses Lebens Traume, —
Flieht alles beim Erwachen auf, — die Liebe.

Elegien von Alfons von Lamartine.

(Aus den „Dichtungen" 1826.)

Was er von Sehnsucht, Lieb' und Trost,
Nach meinem Sinne sang,
Nehmt hier, wie ich's, nach seinem Sinn
Ihm nachzusingen rang.

Anruf.

O du, die mir in meiner Nacht erschienen,
Du Erdengast, du Himmelsbürgerin!
Die mit den sanft verklärten Friedensmienen
Beruhigung geblickt in meinen Sinn!

O laß mich einmal dir im Auge lesen, —
O nenne Namen, Heimat mir und Ziel,
Ob deine Wiege diese Welt gewesen,
Ob du ein Himmelshauch? ein Gaukelspiel? —

Mußt du die Heimat morgen wiedersehen?
Bist du an diesen dornenvollen Strand,
An seine Schrecken, seine Qual und Wehen,
Wie unsersgleichen, seufzend festgebannt?

Woher auch immer stammt dein heilig Leben,
Wes Vaterlands und Loses auch du seist,
Mein ganzes Dasein ist dir hingegeben,
Dich fühlt mein Herz, und dich nur denkt mein Geist.

Mußt du, wie wir, hiernieden duldend weilen,
So sei mein Schutz, mein Anker und mein Hort,
Laß deinen Staub mich küssen, laß mich teilen
Die Luft mit dir, mich lauschen deinem Wort.

Doch mußt du heim in deinen ew'gen Frieden,
Und unter Engeln wieder Engel sein,
So liebe mich nur einen Tag hiernieden
Und denke dann in deinem Himmel mein!

Der Dichter auf dem Sterbebette.

So muß in ihren Lenzestagen
  Des Lebens Blume mir verblühn?
Ich weiß nicht, ob ich unter Klagen,
  Ob singend soll von hinnen ziehn!
Ja, singend: — da die Hand noch meistert
  Das wohlbekannte Saitenspiel;
Ja, singend: — wie der Schwan begeistert
  Mit Liedern grüßt das nahe Ziel.

Noch einmal flammt, eh' sie verflimmert
  Die Lampe frisch und hell empor;
Die Leier rauscht, eh' sie zertrümmert;
  Gold ist der Sonne Grabestor.
Der Mensch allein in seinem Scheiden,
  Blickt um auf sein vertauschtes Sein,
Und schläft, gedenkend sonst'ger Leiden,
  Mit halbgeweinten Tränen ein.

Was ist das Leben, drum wir weinen?
  Ein Stündchen ist's, und wieder eins;
Und jedes nächste gleicht dem einen,
  Und meines ist so spann,*) wie deins.
Dies raubt, was jenes uns beschieden:
  Scherz oder Schmerz, Staub oder Macht;
Auch Träume dann und wann, und Frieden: —
  So ist der Tag, — dann kommt die Nacht.

Ja, weinen darf, wer an die Trümmer
  Vergangner Zeit gefesselt steht,
Und erst in ferner Zukunft immer
  Nach seinem fernen Glücke späht.
Ich — der ich Wurzeln nie geschlagen
  Im kalten Boden dieser Welt, —
Ich scheide, wie vom West getragen
  Ein Halm sich wiegt, zum Himmelszelt.

Zugvögeln gleicht der Dichter, weilend
  An keinem Strand, auf keinem Baum;
Im Fluge nur vorübereilend,
  Gesangreich, an der Ufer Saum.
Den blauen weiten Himmel nennen
  Sie Wiege, Schul' und Wohngebiet:
Sie singen, — doch die Menschen kennen
  Nicht mehr von ihnen, als ihr Lied.

Kein Mensch hat meine jungen Hände
  Der Leier Wohllaut je gelehrt;
Denn nicht von Menschen kommt die Spende,
  Die nur ein Himmel ganz gewährt.
So lernt das Rieseln nicht die Quelle;
  So lernt ein Pfeil, der wie das Licht
Die Wolken spaltet, nicht die Schnelle; —
  Die Biene lernt das Sammeln nicht.

Der Glocke gleich' ich, hoch am Turme,
  Die aus demselben Mund von Erz —
Im Frieden klingend und im Sturme, —
  Bald Jubel kündet und bald Schmerz.

---

*) klein, kurz (eigentlich eine Spanne lang).

Ob mir die Freude mild gelächelt,
Ob Trauer sank auf dieses Haupt:
Kein Lüftchen hat mich je gefächelt,
Das nicht ein Klingen mir geraubt!

Oft netzten meine Saiten Tränen, —
Doch uns sind Tränen milder Tau:
Man würde sich nach Wolken sehnen,
Wär' unser Himmel ewig blau.
Soll er des Weihrauchs Düfte geben,
So will der Baum verwundet sein,
Und kränkt dein Fuß der Blume Leben,
So haucht ihr Odem doppelt rein.

So sang ich denn, und jede Zeile
Galt einen Tropfen meines Bluts;
So sang ich, — nicht um eine Säule,
Der Zeit emporgetürmt zum Trutz!
Was mag's den Schwan im Aufschwung kümmern,
Ob seiner Flügel Schattenbild,
Bevor in Wolken sie verschimmern,
Sich nochmal spiegelt ihr Gefild? —

Doch warum sangst du? — Philomelen
Befrag, warum sie nachts, im Nest,
Ein Lied, um Steine zu beseelen,
Aus halb gesprungnem Herzen preßt.
Wir singen, wie ihr atmet, — singen,
Wie Philomele singen muß*),
Wie Blätter säuseln, Weste klingen,
Und wie die Welle rauscht im Fluß.

Singen und Lieben war mein Leben: —
Von allem was der Mensch begehrt,
Daß ihm die guten Götter geben,
Dünkt nichts mich eines Wunsches wert,
Als ein beschwingter Klang der Leier,
Aufsteigend aus der Seele Glut,
Und ein Moment der stummen Feier;
Wenn Brust an Brust die Liebe ruht.

*) Die Nachtigall. s. die Note Bd. I p. 168.

O Glück, der Schönheit Brust zu rühren,
  Daß Purpur ihre Wangen säumt,
Daß ihre Worte sich verlieren,
  Ihr Herz in Wonnen überschäumt;
Ihr Aug' den Sternen zuzukehren,
  Als sehnt' es sich den Klängen nach,
Bis sie mit stummen Wonnezähren
  Das Zauberwort der Liebe sprach.

So hab' ich oft geseufzt, gesungen,
  Und nicht verstoben ist's im Wind:
Bald hab' ich selbst mich hingeschwungen,
  Wo meine Säng' und Seufzer sind.
Wie Freund' in freudiger Erkennung
  Wird ihre Schar mich dort umwehn:
Der Glaub' erleichtert mir die Trennung,
  Denn nicht zu Fremden muß ich gehn.

Drum baut auf meinem niedern Grabe
  Kein lastend Werk der Bildnerei;
Ob ich die Hand voll Erde habe,
  Gilt meinem Herzen einerlei.
Nur gönnet einst statt dieses allen
  Mir einen einzigen Ersatz,
Und frommen Pilgern zu Gefallen
  Laßt für zwei Knie grünen Platz.

Denn wärmer steigt des Dulders Flehen,
  Wenn er auf Gräbern kniet hinan,
Er deucht sich selbst schon in den Höhen,
  Und trifft beim Tod die Hoffnung an.
Der blaue Himmel scheint ihm freier,
  Die Seele streift den Staub zurück,
Das Auge reißt den schwarzen Schleier,
  Und die Gewährung lacht dem Blick.

Und nun, ihr Freunde, gebt den Flammen,
  Den Fluten meine Leier preis:
Ich fühl's, mein Leben bricht zusammen,
  Und meine Pulse führen Eis.
Nehmt eure Leiern nun, ihr Brüder,
  Spielt auf, spielt auf mit rascher Hand,
Bis eingewiegt durch eure Lieder,
  Mein Geist entschlief ins bessre Land!

Französische Volkslieder.

(Aus dem Nachlasse.)

1.

Der Liebesbote.

(Flamändisch.)

Ein Vöglein klein, wie Schnee so weiß,
Wiegt sich auf einem Hagedornreis.

„Vögelein, willst du mein Bote sein?“ —
„„Bin ja für einen Boten zu klein.““ —

„Weil du klein bist, so bist du behend;
Kennst du den Weg?“ — „„O, wie eins ihn kennt!““ —

Vöglein das Blatt mit dem Schnabel faßt,
Flattert von hinnen in eilender Hast.

Flattert zum Liebchen als emsiger Bot':
„Schläfst oder wachst du, oder bist tot!“ —

„„Ich schlafe nicht ganz und wache nicht gar, —
Vermählt bin ich seit einem halben Jahr.““ —

„Seit einem Halbjahr bist du es erst?
Mir schien, als ob tausend Jahre du's wärst!“

2.

Ausmarsch.

(Bretonisch.)

„Ade, ade, du Liebste mein,
Ade, es muß geschieden sein!
Nach Nantes heißt es ausmarschiert,
Weil's so der König kommandiert!“ — —

„„Ah — wird Stadt Nantes dein Quartier,
So bring von dort ein Leibchen mir,
Ein Ärmelleibchen, so mir paßt,
Mit weißen Rosen eingefaßt!““ —

In Nantes lag er Tag und Nacht,
Ans Leibchen hat er nicht gedacht,
Hat nur gedacht den andern gleich,
An Wein und Spiel und tollen Streich. —

„Was denkt die Liebste wohl von mir?“ —
„Du lügst sie an und sagst zu ihr,
Das Leibchen, wie ihr eins beliebt,
Es in ganz Nantes keines gibt.“

„Nein, — lieber ohne Fisch' das Meer,
Und ohne Tal die Berg' umher,
Und Maigrün ohne Veilchentrieb,
Als — die betrügen, die mir lieb!“ —

3.

Santa=Clara.

(Baskisch.)

Auf Schloß Ataraz die Glocken
Schlagen dumpf von selbst zusammen:
Denn die junge Santa=Clara
Soll des Morgens ziehn von dannen.
Groß und klein ist tief in Trauer:
Santa=Clara zieht von dannen.
Ihr Felleisen wird versilbert,
Und vergoldet wird ihr Sattel.

„Weh! wie eine Kuh dem Spanier,
Hast du, Vater, mich verhandelt!
Wäre meine gute Mutter
Noch, wie du, am Leben, Vater,
Nimmer, nimmer so wie jetzo
Müßt' ich fort nach Spanien wandern;
Auf Schloß Ataraz hier leben
Würd' ich in der Ehe Banden!“

Auf Schloß Ataraz in Blüte
Zwei Orangenbäume standen.
Viele waren, die da trugen
Nach den blühenden Verlangen.
Aber allen, die da trugen
Nach den blühenden Verlangen,
Ward zur Antwort, noch zum Pflücken
Seien reif nicht die Orangen.

„Nun, so sei es denn geschieden,
Vater, laßt mit Gott uns wandern!
Doch mit Tränen in den Augen,
Und im Herzen traurig Bangen,

Werdet ihr zurückekehren,
Werdet oft den Blick, voll Grames,
Rück ihr wenden nach der Stelle,
Wo die Tochter ruht im Grabe!"

„Über langgestreckte Berge
Trug mein Saumtier mich im Trabe,
An dem Fuße Orissou
War ich nüchtern angelangt.
Als ich jenseits angekommen,
Fand ich einen schönen Apfel,
Und ich aß ihn, und nun hat er
Ganz das Herz mir umgewandelt!"

„Geh im dritten Stockwerk oben
Meine Schwester in die Kammer,
Geh zu spähn, ob Equa*) wehe,
Oder ob Ipara**) blase.
Bläst Ipara, dann für Sala
Gib ihm Grüße, viele, warme;
Wehet Equa, heiß ihn kommen,
Meinen Leichnam zu empfangen!"

„Jetzo, Schwester, liebe Schwester,
Geh und hol aus meiner Kammer
Mir mein Kleid hervor, das weiße;
Geh und hol aus deiner Kammer
Dir dein Kleid hervor, das schwarze!"
Und die Schwester geht voll Bangen,
Holt das weiße für die Schwester,
Holet für sich selbst das schwarze.

Santa-Clara steigt aufs Fenster,
Um zu spähn, ob Sala nahe.
Und sie sieht von fern ihn kommen,
Stürzt vom Fenster sich zu Tale.
Unten liegt sie, eine Leiche; —
Niemand konnt' hinweg sie tragen.
Sala kam, — nur er vermocht' es,
Ihre Leich' hinwegzutragen!

---

*) Equa = Südwind.
**) Ipara = Südwestwind.

4.

Am klaren Quell.

(Aus der Franche-Comté.)

Ich ging von einer Hochzeit
Ganz müd' und matt nach Haus,
Zunächst am klaren Quelle
Ruht' ich ein wenig aus.

Alldort wusch ich die Hände
Mir in dem klaren Quell,
Mit Blättern einer Eiche
Rieb ich sie trocken schnell.

Im höchsten Ast der Eiche
Sang eine Nachtigall;
Sing, Nachtigall, o singe
Mit hellem, heitrem Schall!

Du kannst so heiter singen:
Du hast ein fröhlich Herz;
Das meine — das ist traurig,
Das meine ist voll Schmerz.

Mein Liebster wendet schmollend
Die Augen von mir ab,
Weil ich ihm eine Rose,
Um die er bat, nicht gab.

Ich wollte, daß die Rose
Am Rosenstock noch wär',
Ich wollte, daß mein Liebster
Mich liebte, wie vorher.

5.

Totenklage.

(Korsisch.)

Seht, da liegt sie, meine Tochter,
Sechzehn Sommer alt,
Nach so vielen schweren Leiden,
Auf dem Brette, kalt.

Liegt in ihren schönsten Kleidern,
Reisefertig, still,
Weil der Herr uns hier nicht länger
Mehr sie lassen will.

Ach, wie wird um so viel schöner
Nun der Himmel sein!
Aber ach, wie groß auf Erden
Meine Herzenspein!

Sein wird mir ein Tag, was Tausend Jahre sind,
Wenn ich täglich alle andern frage:
„Sagt, wo ist mein Kind?" —

Tod, warum die Tochter reißen
Von dem Schoße mir?
Tod, warum allein mich lassen,
Um zu weinen hier?

Sag, was soll ich tun hiernieden?
Was beginnen? Sag,
Wenn ich, ach, sie nimmer habe,
Die mich trösten mag?!

Unter Vettern, unter Nachbarn
Ohne Herz und Dank,
Sag, wer trocknet mir die Stirne,
Wenn ich schwach und krank?

Sag, wer ist, der auf die Zunge
Labend Naß mir preßt?
Wer, der, wenn der Tod sich meldet,
Mich nicht sterben läßt?

Epigrammatisches.

1.

Oft glaubt' unter hundert närrischen Leuten
Ich — der Gescheite ganz allein,
Oder unter hundert Gescheiten
Ich — der alleinige Narr zu sein.
(1848.)

2.

Was ich fühlt' im jungen Busen,
Hüllt' ich lebhaft einst in Verse;
Treulos zeigen, ach, die Musen
Mir, dem Alten, jetzt die Ferse!

Vergangenheit — verschollen,
Die Gegenwart — verquollen!
Die Zukunft? — ach, wer sagt's?!
Wers Rechte will, der wagt's.
(1860.)

3.

Das Herz wird kalt, der Kopf wird schwach,
Bald tut die Hand es beiden nach;
Und was sie sonst Selbeignes hatten,
Wird nach und nach zum schwachen Schatten.
(21. Februar 1870.)

4.

Ich passe nicht mehr für die Zeit,
Drum, dacht' ich mir, sei es gescheit,
Zu gehen ohne Beschwerden,
Statt barsch — gegangen zu werden.
(1870.)

5.

Drei Viertel grau, ein Viertel weiß,
So steht's mit meinen Haaren —
Drei Viertel flau, ein Viertel heiß,
So möcht' ich's lang' noch wahren.
(1870.)

6.

Ich bin ein abgetakeltes Schiff,
Eine in Skat gelegte Karte,
Ein Stein mit matt gewordenem Schliff,
Weiß nicht, worauf weiter ich warte!

Hab' manches Gute gewollt, getan,
Manch Böses vermieden, verhütet,
Bald steh' ich nunmehr am Ende der Bahn:
Was hat mir den Schaden vergütet.

(1870?)

7.

Du treibst dahin im Strome der Zeit;
Nimm dich in acht vorm Ertrinken;
Ich wat' im Schlamm der Vergangenheit,
Mir ist, als müßt' ich versinken.

(1870?)

8.

Wer kein Original erschwingt,
Befriedigt sich mit Kopien,
Wer nicht zum Ideal es bringt,
Begnügt sich mit — Utopien.

(1870?)

9.

Was mich freut, das ist mein Schnurrbart:
Er ist noch das einz'ge Feld,
Das mein Fleiß mit Lust beurbart
Und im guten Stand erhält;
Er bewahrt mich vor Ekstase,
Vor der Eitelkeit der Welt,
Weil er stets mir vor die Nase
Seine graue Weisheit hält.

(19. August 1872.)

10.

Urkatholik möcht ich mich nennen,
Nicht Neu, nicht Alt erkenn' ich an,
Als eins nur kann ich mich bekennen:
Als Gottes treuesten Untertan.

(1872.)

11.

Auf meiner langen Fahrt durchs Leben,
Hatt' ich so manches aufzugeben —
Doch einen Verlust verschmerz ich nie,
Abhanden kam mir die — Poesie!
(20. Jänner 1873.)

12.

Jetzt, wo dem Greis die Zeit so rasch entgleitet,
Das Jahr im Flug an mir vorüberschreitet,
Jetzt dank' ich's jedem ganz vergnügt,
Der um ein Stündchen mich betrügt.
(15. Februar 1873.)

13.

Die wahre Herzenspoesie,
Sie ist erdrückt, verdorben;
Wer nur gelebt in ihr, durch sie,
Der ist mit ihr gestorben.
(5. März 1873.)

14.

Das Dichten wär' mir ganz angenehm,
Doch das Versmachen ist mir unbequem;
Könnt' ich so fertig hinaus es schütten,
Wie's steht in des Kopfs und des Herzens Mitten,
Das wär' mir, wie sonst, eine wahre Lust,
Erleichterung für die beengte Brust;
Will's aber nicht frisch aus der Quelle fließen,
Ist's besser, die Schleuse ganz zu verschließen.
(19. Juli 1874.)

15.

Da ruhn sie, Pack an Pack gereiht,
Ergießungen der Seele,
Wie prüft' ich sorgsam Zeit für Zeit,
Ob ja kein Blättchen fehle,
Nun wächst die Last mir übern Kopf,
Sie drückt mich fast zusammen,
Und stöhnend werf' ich armer Tropf
Mein Liebstes — in die Flammen.
(23. August 1874.)

Register zu Seidls Gedichten.

(In den beiden nachfolgenden Registern trägt der erste Band keine besondere Bezifferung, der zweite ist mit 2 bezeichnet.)

I. Alphabetisches Verzeichnis der Überschriften.

A.

Abstand 59.
Älpler, Der 20.
Älpler, Der, und der Fischer 24.
Ännchen von Tharau 12.
Ahasvere, Die beiden 215.
Ahorn, Der, am Teich 132.
Allein! 2,20.
Almosen 2,92.
Anruf 2,101.
Ansichten 217.
Anwartschaft 2,87.
Apologie. Meinem Vater 2,44.
Ausmarsch 2,106.

B.

Balle, Auf dem 32.
Balle, Nach dem 2,87.
Bardeninsel, Die 2,35.
Baum der Lieder, Der 52.
Beleuchtung 2,17.
Bessières, Charles 93.
Bestellung, Die 60.
Besuch und Gegenbesuch 50.
Beterin, Die große 2,10.
Bettelknabe, Der 33.
Bild, Das erste und letzte 134.
Bitte 72.
Blüt' und Moos 2,82.
Blume, Die 2,72.
Blumeneid 172.
Blumenmädchen, Das 2,88.
Bon mariage, Le 203.

C.

Calderons Schauspielen, Aus der Ausgabe von 2,100.
Christusbild, Das 211.

D.

Dichter, Der, auf dem Sterbebette 2,102.
Dichter-Alter 65.
Dichterfreuden 39.
Dichterin, Einer jungen 2,46.
Dichterleiden (an N. Lenau) 2,99.
Dichterlos 14.
Dome Zweck, Der 2,9.
Dorf und Kirchhof 19.

E.

Ebenbürtigkeit 2,89.
Elegien von A. von Lamartine 2,101.
Empfinden und Dichten 149.
Entfernung 2,67.
Entschuldigung 153.
Epigrammatisches (1—15.) 2,110.
Erbstück, Das 175.
Erinnerung 2,77.
Ersatz, Der 8.
Erzherzog-Karl-Monumentes, Festgesang zur Enthüllung des 2,95.

F.

Falschmünzer, Der 79.
Fenster, Am 2,7.
Fenster, Das liebe 139.
Feuerglocke, Die, zu Köln 195.
Fischers Abendlied 160.
Forderung 2,57.
Fragen 2,40.
Freierprobe, Die 95.
Freude, Stille 146.
Fried' und Lied 200.
Frühlingslied, Mein 2,43.

G.

Gedanke, Ein trüber 37.
Gegenüber 2,85.
Geständnis 55.
Gleichgewicht 2,66.
Glöckchenwalzer, Der 57.
Glück, Mein 4.
Glück und Unglück 174.
Glücksglöcklein, Das 2.
Gräber, Die beiden 66.
Gräberrosen 171.
Gräfin von Querfurt, Die 75.
Greis, Der blinde, an seine Tochter 177.

H.

Haar, Ein weißes 41.
Händedruck, Der 208.
Hagelschlag 161.
Hand, Die liebe 2,56.
Hans Euler 2,31.
Haus, Das neue 192.
Heiland, Mein, sieht herab auf mich 213.
Heilsberg 98.
Heimkehr, Auf der 122.
Heimweh (1—4) 2,52.
Herbstblätter (1—2) 2,78.
Herr, du bist groß 2,59.
Herz, Das wunde 15.
Herz und Kopf 2,12.
Himmels Augen, Des 2,8.
Hund, Der fremde 194.

J.

Jäger, Der gejagte 159.
Jahre, Nach einem 162.
Jerichorose, Die 2,73.
Jungfrauen, Die sieben 52

K.

Kaiserinnen, Zwei, und — eine Mutter 201.
Kartausen, Die 86.
Kind, Das gerettete 119.
Kinderstube, In der 2,22.
Kirche, In der 196.
Kirchlein, Das, am Wege 2,50.
König, Der, und der Landmann 38.
Konzertszene, Eine 181.
Korinthische Säule, Die 2,37.
Küster, Der närrische 73.
Kunst und Natur 166.

L.

Lachschädel, Der 205.
Ländchen der Liebe, Das 2,41.
Lamartine, A. von, Elegien von 2,101.
Leben, Das, ein Traum (I—II) 2,100.
Lebens Preis, Des 26.
Legende 81.
Liebchens Ferne 2,42.
Liebchens Nähe 2,18.
Liebe, Ohne, — keine Lust 2,62.
Liebe, Zweite 188.
Liebesbote, Der 2,106.
Liebesfrühling 206.
Liebesneid 2,57.
Liebesroman 177.
Lied, Ein altes 129.
Linde, Die wandelnde 134.
Löwentraum, Ein 124.
Lust und Schmerz 62.

M.

Mac-Gregors Nachtritt 2,35.
Männerwaffen 165.
Mann, Der letzte 141.
Maß für Schmerzen 74.
Meister, Der, und sein Bau 51.
Menschen Bild, Des 71.
Menschen und Sterne 2,30.
Messias, Der 2,30.
Mondhelle 2,8.
Monument, Ein lebendig 49.
Morgen, Am 2,55.
Morgengruß 2,48.
Muse, An die moderne 185.
Mutter, Die, mit dem Kinde 203.

N.

Nachtfahrt, Die, des Verbannten 2,29.
Nachtgesang im Walde 2,19.
Nachthelle 2,10.
Nachtphantasie eines Numismatikers 2,24.
Nachtstille 2,9.
Nachtwandler, Der 5.
Neujahr, Zwiefaches 2,13.
Nord oder Süd 2,58.

O.

Optische Täuschung 2,61.
Orgelluft 147.

P.

Palimpsest 131.
Perle, Die 42.
Pestjungfrau, Die 58.
Pfarrer von Stockholm, Der 197.
Pilgerhemde, Das 87.

Q.

Quell, Am klaren 2,109.

R.

Reisegesellschaft 142.
Reiseplan 2,90.
Riesenferner, Der 2,69.
Ringe, Die beiden 46.
Rosenstrauch zu Hildesheim, Der 2,38.
Rückkehr, Bei der 2,50.

S.

Santa-Clara 2,107.
Schatz von Toledo, Der 190.
Scheidende, An die 2,41.
Scheinleben 2,86.
Schiffer, Der alte 173.
Schiller, An (1.) 2,5.
Schiller, An (2.) 2,6.
Schlaf, Der 2,17.
Schlangenhalsband, Das 44.
Schmiedlied 2,62.
Schneebraut, Die 2,33.
Schubert, Meinem Freunde Franz 2,96.
Schwärmerei 2,80.
Schwalbe, Die letzte 180.
Segne das Vaterland 2,60.
Selbst ist der Mann 158.
Selbsttäuschung 7.
Silvesternacht 2,25.
Singrün 111.
Sinnentäuschung 2,74.
Sizilianen (1—10) 2,63.
Skalde, Der 164.
Skorpion, Der 179.
Soldat, Der tote 160.
Sonette 2,66.
Sonne, An die 2,94.
Sonnenabschied 2,76.
Spieler, Die beiden 108.
Spielkarten, Die 27.
Spinnerin vom Gamsgebirge, Die 2,32.
Stadt, Die 2,91.
Ständchen 2,84.
Stammbuch, Mein 92.
Standhafte Prinz, Der 2,100.
Statue, Die 193.
Stelldichein 204.
Sterben, Trostreiches 94.
Sternenmahnung 2,28.
Stiefmutter, Die 187.
Strickerin, Die 44.
Suchende, Der 143.

T.

Tänzer, Der finstere 30.
Täuschung 178.
Tag und Nacht 2,16.
Tagesleben 97.
Taschenspielerei 29.
Taubenpost, Die 2,83.
Taufen, Meine 107.
Totenfeier, Die 56.
Totenklage 2,109.
Totenlichtlein, Das 18.
Träne, Die 9.
Tränen der Liebe, Die 11.
Traum des alten Fritz, Ein 122.
Traum und Liebe 2,22.
Traumeslaune 2,27.
Trost 2,75.
Türmer und Totengräber 209.

U.

Uhr, Meine 17.
Unduldsamen, An die 69.
Unverwundbare, Die 83.

V.

Vaters Sterbestunde, In meines 2,11.
Vater und Kind 207.
Vaterland, An mein 42.
Vaterunser, Das 47.
Veilchen-Leiche, Die 9.
Venezianer-Glas, Das 125.
Verheimlichung 2,14.
Vogel und Dichter 170.
Vogelsteller und der Förster, Der 150.
Vogelweide 64.
Vöglein — mein Bote 2,84.
Volkshymne, Österreichische 2,93.
Volkslieder, Französische (1—5) 2,106.
Vorbei 118.
Vorbereitung 162.
Vorsatz 2,68.
Vorzug 2,67.

W.

Wald und Herz 2,59.
Walde, Im (1.) 48.
Walde, Im (2.) 2,49.
Waldsalon 2,71.
Wanderer, Der, an den Mond, 2,8.
Warnung, Die 155.
Wechselwirkung 129.
Wecker, Mein 78.
Weibe, Meinem treuen 2,15.
Weltsinn 80.
Wetterrose 2,73.
Wettstreit 83.
Widmungsgedicht der Bifolien zur Ausgabe letzter Hand 1.
Wiedertäufer, Der 105.
Wien, An 2,39.
Winterlied 2,79.

Z.

Zeigerlied 210.
Zeugenschaft 2,21.
Zu früh 2,11.
Zweifel 2,66.
Zweifel, Böser 27.

II. Alphabetisches Verzeichnis der Anfangsworte.

Ach! daß man die Zeit der Liebe . . . 69
Ach wär' es nur schon morgen . 122
Ade, ade, du Liebste mein . . 2,106
Als einst aus meiner Heimat Auen 2,25
Als ich auf meinen Wanderwegen 2,91
Als wär' das Morgenrot zu früh erwacht 111
Alter Bücherwurm, was starrst du 131
Am Allerseelentage, da sind . . 18
Am Berge steht ein Kirchlein . . 2,50
Am Hügel bei St. Jakob . . . 56
Am Kahlenberg, da stand ich gern 2,54
Am Meeresstrande zwischen Lorbeerbäumen 179
Am Platz in Wien 2,52
Am schönen Quellbrunn einsam geht 75
An jedem Morgen scharrt und winselt 194
Auch ich hab' mir ein Stammbuch angelegt 92
Auf Bardsey da ist es so tot und wüst 2,35
Auf Erden — ich, am Himmel — du 2,8
Auf ferner fremder Aue . . . 160
Auf, Improvisatore! welch' Gesicht 166
Auf meiner langen Fahrt durchs Leben 2,112
Auf schlankem Stengel wiegte schaukelnd 2,72
Auf Schloß Ataraz die Glocken . 2,107
Aus des Menschen Auge schaut . 2,8

Beim Rocken sitzt die Maid und spinnt 2,32
Bist du mir gut? Das eine möcht' ich wissen 2,66
Bist geworden älter 7

Da drüben am Ufer. 160
Da fand sich einst zu mir ein Mann 142
Da lag sie, die ich so geliebt . . 2,14
Da ruhn sie, Pack an Pack gereiht 2,112
Da schlummert sie — in leichtem Nebelfalle 2,64
Das älteste der Lieder war einst neu 129
Das Dichten wär' mir ganz angenehm 2,112
Das geht durch Dorn und Ranke 159
Das Herz wird kalt, der Kopf wird schwach 2,110
Das Leben aber ist ein Traum zu nennen 2,101
Das Leben hat nach innen sich geflüchtet 2,79
Das Mägdlein ging zum Brunnen 8

Das wäre so meine Freude . . 2,90
Der Dänenkönig Sigar saß . . 71
Der Glock' am Kölner Münster . 195
Der König kommt aus der Schlacht nach Haus 207
Der König lag am Tode . . . 2
Der Landmann lehnt in der Hütt' allein 38
Der Scherge tritt zum Richter . 79
Der Seemann, der die sturmgewiegten Planken 2,15
Der Türmer in seinem Stübchen 209
Des Denkers Tiefsinn um die Stirn gezogen 2,64
Des Totengräbers Klärchen . . 171
Die Geißel schwirrt, der Türke flucht 87
Die Gletschernymphe liebt so heiß 2,33
Die heimlichen Tränen der Liebe 11
Die Königstochter seufzet . . . 15
Die Lockungen der Freude bringen 37
Die Luft beneid' ich, die mit lauen Wellen 2,57
Die Luft ist trüb, das Licht ist matt 2,75
Die Mutter sitzt an der Wiege des Kinds 119
Die Nacht ist heiter und ist rein 2,10
Die Ruh' ist wohl ein seltnes Blümchen 2,73
Die wahre Herzenspoesie . . . 2,112
Die Zeit — ich hab' es selbst erfahren 29
Dir nicht ward es gegönnt . . 2,6
Drei viertel grau, ein viertel weiß 2,110
Du fragst mich um den Lohn der Liebe 2,57
Du kannst kein Gold von meinen Wänden schaben 2,64
Du legst dein Händchen oft so hin 2,56
Du liebes, wohlbekanntes Fenster 139
Durch ferne Meere steuert. . . 2,29
Du Sehnsuchtbeleber, du freundlicher Mond 2,8
Du süßes Kind, an dessen Bild . 2,66
Du treibst dahin im Strome der Zeit 2,111
Du Wald mit deinem Schweigen 2,49
Du warst's, o Nacht. 2,6

Ein alter Schiffer lebt am Ostseestrand 173
Ein eisiger Dezemberwind . . . 73
Ein finstrer Mann durchschreitet 41
Ein finstrer Pilger durchirrt den Wald 143
Ein frommes Lied durchschüttert 196
Ein hagrer Mann, ein blasses Weib 211
Ein Herz, das seine Stufenleiter 2,80
Ein Jüngling saß mit düstren Mienen 155
Ein Jüngling sitzt beim Abendschein 42
Ein Lied gar fromm und inniglich 147
Ein lodernd Gerippe steht das Haus 83
Ein Meer von Häusern kenn' ich euch 2,39
Ein Schneegewand umhüllet . . 2,38
Ein Stern stand über der Hütte 2,30
Einst ging, wie's oft geschehen ist 81
Einst hatt' ein Ritter von leichtem Blut 175
Einst hatt' ich manche Hand zu drücken 208
Einst wünscht' ich droben hoch zu stehen 2,77
Ein Vöglein klein, wie Schnee so weiß 2,106
Ein Weib, das den Herrn voll Lieb' umfing 47
Erhabene Feier waltet 2,13
Erst Sieger noch, besiegt nun . 2,100
Es dreht der Menschen Streben . 80
Es hat, so sagt ein frommer Glaube 2,30
Es hängt zu meines Bettes Häupten 213
Es ist die Zeit ein Riesenferner . 2,69
Es ist kein Segen mehr ein Dichter sein 65
Es ist um eine Flieg' ein kleines Ding 94
Es muß doch den Bäumen recht weh gescheh'n 134
Es ringt in mir so wunderbar . 2,18
Es soll der Mensch sich, wie geschrieben steht 44
Es war noch in frühester Frühe. 2,48

Fallende Blätter, sinkendes Leben 2,79
Flohst du wieder, stille Feier . . 2,55
Freund, da hilft kein Widerstreben 217
Fried' und Lied! ich will nichts weiter 200

Geh, Meister, nimm mich auf zum Schüler 134
Geliebter Freund, bei dem es mir gelungen 153
Gott erhalte, Gott beschütze . . 2,93

Hab' euch in meinem Leben gar manchen Zoll gebracht . . . 205
Hab' oft mit dir gesprochen . . 2,41
Habt, liebe Frau, Geduld nur noch heut' 187
Herr, du bist groß — so ruf' ich 2,59
Hinaus in deine Räume, frischer Wald 2,71
Hört' ich sonst ein Posthorn klingen 111
Hört ihr den Quell im Walde rauschen? 2,74

Horch, Marte, draußen pocht es . 2,31

Ja — Cynthia, so murmelt noch die Flut 55
Ja, einmal muß ich dich noch sehen 204
Ich bin ein abgetakeltes Schiff . 2,111
Ich denke mir ein Land voll Ruh' und Schweigen 2,80
Ich ging von einer Hochzeit . . 2,109
Ich hab' dich nicht vergessen . . 42
Ich hab' eine Brieftaub' in meinem Sold 2,83
Ich passe nicht mehr für die Zeit 2,110
Ich sitz' am offenen Fenster . . 129
Ich stieg zum Felse, den die Wolke säumet 2,66
Ich trage, wo ich gehe 17
Ich weiß nicht, ist der Tag der Vater 2,16
Jedem Herzen schlägt einst seine Stunde 104
Jetzt, wo dem Greis die Zeit so rasch 2,112
Ihr lieben Mauern, still und traut 2,7
Ihr scheltet meinen Unmut=Traum 74
Ihr sieben Jungfraun 52
Im Hause drinnen ist Hochzeit . 26
Im Irrenhaus, am Fenster . . 2,99
Im Süden gibt es Kartausen . 86
In deinem tiefsten Herzen . . 158
In den alten Forst, den vogelreichen 150
In der Jugend, in der Jugend . 2,59
In dunkler Kammer saß ein Mann 9
In Gesellschaft war ich neulich . 14
In Lincoln saß ein düstrer Mann 141
Innerhalb Toledos Mauern . . 190
In seinem Käfig lag ein mächt'ger Leu. 124
In stiller Kirchhofecke 50
Jüngst stand ich draußen in der Nacht! 2,65

Kallimachos, der Bildner steht vorm Grabe 2,37
Kein blindes Schicksal herrscht . 2,100

Laß ab, laß ab von deinem Treiben 108
Laufe, laufe, lieber Zeiger . . 210
Leb wohl, mein Weib 20
Leg mir die Händ' auf meine Augen, Kind 177
Leichtbeschuht, im schwarzen Kleide 2,12
Lichter flimmern, Saiten klingen 57
Lieb=Ännchen ist so matt, so blaß 132

Mac=Gregor reitet durch Sturm und Nacht 2,35
„Maiblumen!" ruft ein schönes Kind 2,88
Meinen Fenstern gegenüber . . 192
Mein Fensterlein, mein Fensterlein 2,85
Mein Herz, das ruhelose . . . 2,73
Mein Herz ist froh, mein Aug' ist licht 2,43
Mein Kind, solang' ich bei dir bin 27
Mein Leben — ach! ich kann mir's nicht erklären 2,87
Mein liebes, dreimal liebes Kind 30
Mein Vater, Vater wie du thronst 2,44
Mensch, wenn ein Mensch vor dir erscheint 62
Monument' aus Erz und Marmor 49
Muß ich's denn immer hören . 164

Nacht war's, geöffnet sahn die Augen. 2,21
Nacht war's, und diese Stunde just 2,11
Natur, du unerschöpflich neue . 2,68
Nennt mir kein Leben, was die Mehrzahl lebt 2,67
Nicht Berge sind es, die dich von mir scheiden 2,67
Nicht Räderuhr, nicht Schlagwerk und Gewicht 78
Nicht wie ein Fürst begraben möcht' ich sein 2,92
Nie ohne Waffe sei der Mann . 164
Nimmer ruhe die Hand . . . 2,5
Noch liegt im Morgenschlummer die Seine=Stadt 201
Nun wiederum ein Blättchen. . 52
Nur wenig Jahre sind entschwunden 2,50

O Donau, liebe Donau . . . 2,53
O du, die mir in meiner Nacht erschienen. 2,101
Oft glaubt' ich hundert närrischen Leuten 2,110
Oft meint' ich, die letzte Schwalbe sei's 180
Oft wenn ich so ein junges Herz 188
O seht das holde Pärchen . . . 203
O seltne Schönheit! denn mich dünket selten 2,65

Sag nicht: „Ich hab' geträumet" 2,27
Sagt, wo sind sie, jene Stunden 4
San Jago de Compostella . . . 203
Schlafen, schlafen, ach! ja schlafen 2,17
Schön ist das Mädchen, sagst du 2,89
Schon steht er losgeschälet. . . 51
Segne das Vaterland 2,60
Seht, da liegt sie, meine Tochter 2,109
Seht ihr dort die beiden Berge . 178
Seht ihr mich an manchem Tage 72
Sei gegrüßt am Jahrstag deiner Ehre 2,95
Sei mir gegrüßt, leuchtendes Strahlenbild 2,94

Sei uns gegrüßt, o Nacht! . . . 2,19
Siebzehnhundertneunundsechzig war's in schwüler Sommernacht 122
Sie saß am Arbeitstischchen . . 44
Siehst du die blauen Berge dort 39
Sieh! wie sie schmollen und sich härmen 206
So hörst du nicht, so fühlst du nicht 5
Solang' die Sonn' am Himmel sprühet 2,76
So muß in ihren Lenzestagen . 2,102
Sonst fühlt' ich in der Brust gar oft ein Regen 2,65
So oft der Lenz zurückgekommen 2,68
So seh'n wir uns nach Jahren wieder 177
So soll's mit allem Sonnenschein 2,78
Süß, wie der Honig von Hymettus' Bienen 2,64

Tagüber lebt der Mensch ein ganzes Leben 97
Tausend Augen blitzen nieder . 2,9
Tausend Blumen sprossen wieder 2,62
Tolle Zecher stürmen lärmend . 215

Über Hollands Moorgeländen . 105
Urkatholik möcht' ich mich nennen 2,111

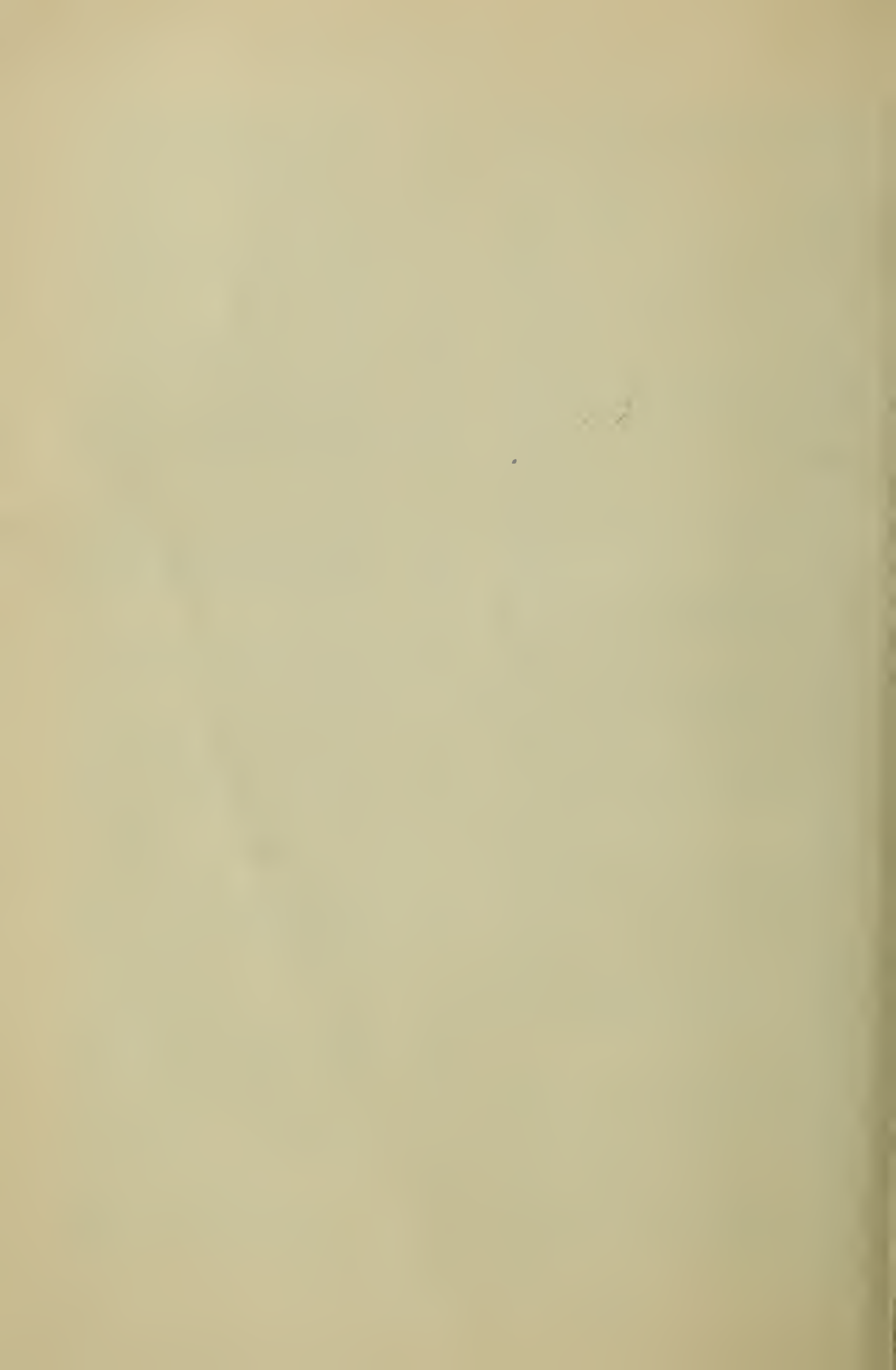
Venedig, die herrliche Dogenstadt 125
Verewigung, du bist wohl aller Worte Wort. 197
Verklungen war der milde Klang 2,96
Vöglein, flieg fort 2,84
Vogel in dem Bauer, mußt du singen 170
Vom Dome zu Augsburg dröhnt so bang 27
Vom Fenster flog es hernieder . 2,17
Von den Sternen laß uns lernen 2,28
Von des Balls bewegten Freuden 2,37
Von dunklen Locken ist dein Haupt umkränzt 2,86
Von Ordruf zog der fromme Winfried aus 98
Vor dem Felde steht der Landmann 161
Vor der Burg des Königs schreitet 193
Vor einem Klaviere sitz' ich . . 149
Vorm offnen Schranke steht die junge Frau 162
Vorm Stadttor saß in Regen und Wind 33
Vor seinem Zelte sitzet 93

Walter von der Vogelweide . . 61
Wall' ich so am Dom vorüber . 2,9
Was der flücht'gen Luft entsprossen 2,82
Was ich fühlt' im jungen Busen 2,110
Was ich je lächeln sah . . . 2,63
Was machst du da? 24
Was mich freut, das ist mein Schnurrbart. 2,111
Was seh' ich hier? 19
Was willst du, frühlingshaftes Regen 2,11
Wehe, wehe! durch die Straßen 58
Wenn alles in buntem Wirbel sich dreht 32
Wenn alles ruht in tiefer Nacht 2,20
Wenn ich ein Sturmwind wär' . 2,52
Wenn ich in dichten Waldesräumen 48
Wenn ich oft mit ernster Stirne 146
Wenn ich so nachts in meine Kammer gehe 2,22
Wenn ich so nachts zum klaren Himmel sehe 2,24
Wenn so mit allen seinen Schauern 162
Wenn von der Wolken schwarzem Bogen 59
Wenn wir am frühen Morgen . 2,62
Wer an die Höh'n gewöhnt ist . 1
Wer betet denn in deinem Haus 2,10
Wer bist du, Weib? Mich dünkt, ich soll dich kennen 185
Wer, ein Betrachtender, so wandelt 174
Wer kein Original erschwingt . 2,111
Wer so bei Nacht des Schlummers harrend liegt 2,22
Wer von der Erde fester Scholle 2,61
Wie heißt der Raum, wo, Mann an Mann gepreßt 181
Wie schnob der Sturm 118
Wird's drüben nach dem Leben . 2,40
Wirf die Feder aus den Händen 2,46
Wir saßen in der Laube 9
Wir sitzen so traulich beisammen 60
Wo eine Blume wächst, dort ist ihr Boden 172
Wofern du ein Geheimnis hast . 2,65
Wohl weilst du in der Ferne . . 2,42
Wo ist das schöne Blütenland . 2,41
Wo ist's besser wohnen 2,58

Zu des Mondes sanftem Schimmer 2,84
Zu einem Jungfräulein weis' und klug 95
Zuerst hat mich die Kirche . . . 107
Zum Liederdichter spricht der Dramendichter 83
Zur Pastorstochter Ännchen . . 12
Zwei feindliche Geschlechter wohnen 66
Zwei Ringe trag' ich an meiner Hand 46

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.





Johann Gabriel Seidls
ausgewählte Werke

in vier Bänden.

Mit einer biographisch-kritischen Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Mit einem Bildnisse des Dichters und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe.

Dritter Band.

Inhalt: Gedichte in niederösterreichischer Mundart. („Flinserln".)



Leipzig.

Max Hesses Verlag.



Inhalt.

	Seite
Vorrede des Dichters zur dritten Auflage	6

Flinserln.

I. 's ersti Hundát. (Váliebt's Zeug)	24
II. 's zwetti Hundát. (Ländlig's)	32
Auf dá Wies'n	32
Fur án'n Jágá	34
Fur án'n Schiffmann	37
Au'm Kirita(g)	38
Auf dá Küahwád	40
III. Wieder á Stuck á Hundát. (Riedig's und Räudig's)	42
Widerspruch	42
Mit und ohne Liebe	42
Vorsatz	42
Süß und süßer	42
Per se	42
Wunsch	42
Ergebung	43
Auftrag	43
Verlust	43
Bescheid	43
Brief	43
Richtschnur	43
Wette	44
Bedingung	44
Heilmittel	44
Der Nachtwächter	44
Schluß	45
Gleichnis	45
Bescheidenheit	45
Ausforschung	45
Vergleiche	45
Widerlegung	46
Gleichgültigkeit	46
Mädchensinn	46
Rückkehr	46
Vorzug	46
Tausch	46
Nachteil	47
Zug des Herzens	47
Warnung	4
Ausstellung	47
Ausflucht	47
Verwendung	47
Zusammenhang	47
Leichter Sinn	47
Anträge	48
Wahl	48
Gewinn	48
Änderung	48
Trost	48
Trennung	48
Dauer	48
Würze	48
Anbot	49
Genügsamkeit	49
Jägerlust	49
Ersparnis	49
Schwer und leicht	49
Schenkenfleiß	49
Vielfältige Bewegung	49
Ausrede	49
Der Zithernschläger	50
Spielmannslust	50
Abhilfe	50
Schneescheuche	50
Lebesinn	50
Verlust	50
Vor der Dorfkirche	50
Offenheit	51
Ermunterung	51
In der Fremde	51
Irrung	51
Unterschied	51
Empfang	51
Zum Neujahr	51
IV. — und noh á Stuck Hundát. (B'schád-Essen)	52
Mahnung	52
Abstand	52
Veränderung	52
Verlust	53
Verdruß	53
Ähnlichkeit	53
Übersiedlung	53
Maas	53
Gefahr	53
Alles eins	54
Liebesstreit	54
Schuld	54
Geständnis	54
Strafe	54
Frage und Antwort	54
Verlockung	55
Rasch	55
Kennzeichen	55
Drohung	55
Lehren	55
Verliebtheit	55
Blödigkeit	55
Lustigkeit	56
An der Wiege	56

Seite
Kuckuckruf 56
Warnung 56
Wechsel 56
Vergleich 56
Ähnlichkeit 56
Der Weinhüter 57
Der Rekrut 57
Der Reiter 57
Heilung 57
Abhilfe 57
Zweite Liebe 57
Vorwurf 57
Das Blinzeln 58
Sternschnuppen 58
Gegensatz 58
Vergleich 58
Erklärung 58
Seltene Ware 58
Schätzung 58
Kritik 59
Plan 59
Termin 59
Ausrede 59
Abschied 59
Rückblick 59
Traum 59
Resignation 59
Erwähnung 59
Trost 59
Rat 60
Besorgnis 60
Schnelligkeit 60
Wehe 60
Bedürfnis 60
Gesang 60
Erlaubnis 60
Grund 60
Aufforderung 61
Überraschung 61
Wunsch 61
Bestimmung 61
Heimweh 61
Auftrag 61
Unterschied 61
Vergänglichkeit 62
Enttäuschung 62
Ahnung 62
Schluß 62

Zuawag'.

I. Ernsthafti G'sángl'n . . . 62
1. Waldg'sáng'l 62
2. Heitrá Mut 65
3. Schiffág'sáng'l 66
4. Nach-r-án'm stark'n Reg'n . . 66
5. D' besti Mánier 68
6. 's glücklichi Bácherl 69
7. und 8. Zwá Wieg'n-G'sáng'ln 69
9. 's Kindág'wánd'l 71
10. Schlaflied fur án'n alt'n Tát'l 71
11. Dá Mann bei dá Kápell'n . . 72
12. Nachtwachtá-Lied 75
13. Au'm God'sacká 76
14. Im Gras 78
15. D' Freiheit 79
16. D' Schwoagerin und dá Jágá . 81
17. 's Pfnotwinkerl 83
18. D' Himmelschlüsserln 84
19. D' Schneeglöckerln 85
20. G'scheit is schön 86
21. Wie má's kennt 86
22. Heunt' und muring 86
23. Dá Bekehrti 87
24. Gleichmut 87
II. Wie 's dá-r Östreichá-Bauá mit sein'm Koasá moant! 88
(Á B'schreibung aus'm Zwá-r-á-dreiß'gá-Jahr) 88
III. Lustigi G'sáng'ln . . . 98
1. Dá Dicksched'l 98
2. Z'spat und z'fruah 99
3. Dá-r ödi Hámur 100
4. 's Aufsteh'n am Sunntá . . 101
5. 's Mungáz'n 102
6. Nit? 104
7. D' Meláncholie 105
8. 's Hálmelzieg'n 106
9. Dá Launlá 108
10. D' schiachi Modi 109
11. Dá Gláf'lguckа 110
12., 13. und 14. Drei Ráts'ln . . 111
15. Dö glücklingá Leut' 112
16. Dö Tausendkünstler 114
17. Mensch'n und Uhr'n 115
IV. Kloani Kumödi-G'spiel'. 117
1. 's Váhör 117
2. Dá nárrischi Bauá 119
3. 's letzti Fensterln 126
4. Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fensterln 134
V. G'schicht'ln 146
1. Dá Raubá (Á g'spáßig's G'schicht'l) 146
2. D' Maná-r ohni Köpf' (Á g'spáßig's G'schicht'l) 150
3. Dá Pfingstkini (Á g'spáßig's G'schicht'l) 155
4. 's Exámi (Á-n ernsthaft's G'schicht'l mit-r án'm g'spáßingá-r Ausgang) 161
Idiotikon . . . . 167—208

Gedichte
in niederösterreichischer Mundart.
(„Flinserln“.)

Widmungsgedicht der 3. Auflage der „Gedichte in niederösterreichischer Mundart“ an Kaiser Ferdinand I.

Wann so unsá Herr und Koasá draußt spazier'n gáng' in Schön-
brunn,
Und á Vögerl kám' und setzát' vur Sein'n Füß'n sih in d' Sunn',
Streckát' d' Flügerln, reckát' 's Köpferl, schaut' 'N so sinnli an,
Gottákeit, als ob's 'N frag'n wollt': „Därf ih singá, was ih kann?
Singá, so halt, wie=r ih's g'lernt hab', wie má 's Schnáberl
g'wachs'n is,
Freili justáment nit künstli, abá recht nátürli g'wiß —?“
Ob dá guti Herr wohl bös wurd' —? Nán, ih wett', Er möcht's nit
wer'n,
Freundli anschau'n, moan' ih, wurd' Á's, und sein G'sáng'l gnädi hör'n.
Der G'dank'n an dös Vögerl spornt áh mih zum Wagstuck an,
Vur mein'm best'n Herrn Sein'n Füß'n 's Besti z'singá, was ih kann;
's Besti, — ja, denn meini Landsleut' hab'n má zuag'red't: „Sing
nur frisch:
Deini Lied'ln sán nit künstli, abá gut östreichárisch!“
„Gut östreichárisch!“ — ja, dös is's, dös is's, was má Zuatrau'n
macht;
Dös is d' Sprach' und dös dö G'sinnung, dö má mit auf d' Welt
hab'n bracht,
Dös dö Sprach' fur Freud' und Herzload, dös dö Sprach' fur d' Lieb',
fur's Recht,
Dös dö Sprach', dö manchá tadelt, der s' gar gern dálerná möcht';
Dös dö Sprach', dö in dá Fremd' uns wie=r á G'schall vom Himmel
klingt,
Dös dö Sprach', dö aus'm Herz'n gradenwegs in d' Herz'n dringt,
Dös dö Sprach', in der má bet'n, — bet'n áh fur'n best'n Herrn, —
Und ih moan', selbst God im Himmel hört's Östreichárischi gern! —

Laß mih singá zu Dein'n Füß'n, gutá Koasá, sei nit bös:
Hab' mein Lebta viel schon g'sungán, abá 's Herzlichsti is dös! —
Dertweg'n ziemt mih, dáß dös Vögerl mih nit feindlá ang'führt hat:
Vur'm Östreichá=Vadern, moan' ih, find't d' Östreichá=Sprach' g'wiß Gnad'!

Vorrede des Dichters zur dritten Auflage der „Gedichte in niederösterreichischer Mundart".

(Wien, J. P. Sollinger, 1844.)

Diese Sammlung heimatlicher Klänge, welche ich hiermit der Lesewelt, in gänzlich veränderter Anordnung und Schreibart, vervollständigt und, wie ich hoffe, verbessert, mithin als völlig neues Werk, übergebe, verdankt ihr Entstehen einigen kleinen, anspruchslosen Improvisationen aus meinem Liebeleben (1825), zu welchen ich durch unsere lieblichen nationalen Vierzeilen, worin ich von jeher den Volkscharakter am wahrsten abgespiegelt fand, und mit deren Inhalt ich, in meiner damaligen Gemütsstimmung, ganz besonders sympathisierte, zunächst mich angeregt fühlte. In einem Wiener Taschen=Kalenderchen füllten jene Stegreifler, mit einem Pseudonym bezeichnet, ihr bescheidenes Plätzchen aus. Dessenungeachtet wurden sie von einigen meiner Freunde, welche den Vogel am Gesang erkannten, entdeckt, für gelungen, d. h. volkstümlich, erklärt und als Beweis geltend gemacht, daß ich es ungescheut wagen dürfte, auf diesem Felde in die Fußstapfen meines lieben Freundes und Vorgängers, J. F. Castelli, zu treten. Fest überzeugt, daß die kurze, mit so bequemer, oft mutwilliger Lockerheit gefügte, lyrische Strophe dem nationalen Sinn am meisten entspreche, weil selbst er sie zu seiner Form gewählt hat, und beseelt von dem Wunsche, dereinst mit einem „lebfrischen" Älpler oder mit einem „runden" Gemsjäger den stillen Ruhm teilen zu können, daß meine „G'setz'ln" an Kirch= oder Ehrentagen, vereint mit den seinigen zur Zither gesungen werden, kultivierte ich anfänglich ebenfalls nur die Vierzeile, für welche mir meine damalige, zwischen Hoffnung und Sorge, Lust und Leid, innerem Reichtum und äußerer Armut geteilte Existenz unerschöpflichen Stoff darzubieten schien. So entstand eine Strophendekade um die andere, bis das Hundert voll war, und, indem, eh'

ich mir's versah, ein Ausfüllsel von einigen längeren Gedichten und einem heiteren Geschichtchen zuwuchs, mit einem Male eine Anzahl von Bogen vor mir lag, welche eben hinreichen mochten, um ein mäßiges Druckheft zu bilden. Der Verleger war bald gefunden. Man drang in mich, das Heft als erstes zu bezeichnen, um mich zu einer Fortsetzung zu verpflichten. Allein wie sollte ich das Kindlein taufen, damit sein Name dem größeren Publikum ohr- und mundgerecht klänge? Ein Freund half mir aus der Verlegenheit. — Nennt das Zeug „Flinserln!“ warf er halb im Scherze hin. — „Flinserln?“ — Warum nicht? — Was versteht der Österreicher unter dem Ausdrucke: „Flinserln?“ — Zweierlei: fürs erste jene Gattung leichten Metallschmuckes, welche der Hochdeutsche „Flitterchen“ zu nennen pflegt und deren Verfertigung (unter verschiedenen Benennungen, als: Kraus- und Schüssel-Flinserln, Französerln, Bündeln, Birn-, Wangen- und Hüterl-Perlen, Pollionen usw.) ein eigene Klasse von Handwerkern, die sogenannten „Flinserl-Schlager“, beschäftiget: — fürs zweite — eine Grasart, auch unserer Lieb-Frauen Haar (briza media *Linn.*) genannt. So poetisch die zweite Bedeutung ist, so hielt ich mich doch in meinen Gedanken an die erstere, als die gangbarere. Wie wertlos auch derlei Zierat an sich sein mag, so läßt er doch nicht unsauber an, und tut, als simple Stickerei, seine leidliche Wirkung. Die Anwendung dieses Ausdruckes auf eine Sammlung anspruchsloser Kleinigkeiten ergibt sich von selbst. Um aber den Käufern genauer anzudeuten, was ihnen „der Flinserl-Schlager“ bringe, fügte ich die nähere Bestimmung: „Öst'reichárischi G'setz'ln (G'stánz'ln), G'sáng'ln und G'schicht'ln“ bei. — G'setz'ln, G'stánz'ln, Schnadáhüpf'ln: sämtlich Bezeichnungen für lyrische Impromptus, scherzhafte Stegreifler, neckende Stachelreime, ungekünstelte Naturlaute der Liebe, der Lebenslust, des Übermutes, der selbstbewußten Ungeschwächtheit, wie hinwieder des Unmutes, der Ironie, des Ärgers usw. welche, epigrammatische Kürze mit singbarer Weichheit verbindend, meist nur aus einem Quatrain von zweifüßigen, amphibrachischen Versen bestehen, wovon die geraden reimen oder assonieren, während die Reimlosigkeit der ungeraden das Verschmelzen und Hinüberschleifen (enjambement) befördert und dem Gedanken seine volle Freiheit läßt, so wie das amphibrachische Maß selbst etwas Hebendes, Lebendiges, Ungezwungenes hat, was solchen augenblicklichen Fulgurationen eines poetischen Gemütes trefflich zustatten kommt. Oft sind die einzelnen Strophenhälften alles logischen

Zusammenhanges bar, ein bloßes Reimspiel. Ich machte von dieser, der Stegreifdichtung nicht übel lassenden Lizenz keinen Gebrauch und beobachtete auch in der Reihenfolge der Strophen selbst, wo es paßte, einen Ideengang, welchen die Phantasie des Lesers ohne Mühe herausfinden und verfolgen dürfte. Die Bezeichnung „G'setz'l" ist vorzüglich in Österreich gäng und gäbe; G'stanz'ln kommt seltener vor. In Steiermark hört man häufig die Ausdrücke: „Básseln" und „Schnadáhüpf'ln'" eigentlich: Schnitterhüpfeln, d. i. hüpfende, lustige Liedchen, welche die Schnitter beim Erntefest improvisieren, wie der andalusische Majo*) seine Coplas de repente**) singt. — Mit „G'sáng'ln" bezeichnete ich die längeren poetischen Versuche im Hefte, weil der Österreicher das Wort: „Gedicht" nicht kennt; ebenso wählte ich für den prosaischen Aufsatz, statt des unpopulären Ausdruckes: „Erzählung", die Bezeichnung: „G'schicht'l", und nannte diese Zugaben scherzweise „Zuawag'" (Zuwage).

In solcher Gestalt trat (1828) das erste Heftlein ans Licht. Ich vermeinte eine Pflicht des Dankes zu erfüllen, indem ich dasselbe meinen beiden (seither längst in Gott ruhenden) Freunden, David Asn und Moriz Köpp von Felsenthal, deren letzterem ich den Titel „Flinserln" schuldete, während ich in der Stube des ersteren, meinem Absteigequartiere, mehr als ein Halbhundert Flinserln schlug, „als á kloan's Andenk'n" zuschrieb mit den Strophen:

Ös habt's voll Geig'n mein'n Himmel g'seg'n,
Mih Trübsal blas'n g'hört;
Habt's mit mir g'lacht und g'seufz't und pfnot't,
Und eng doh nie nit b'schwert.

Ih hab' so meini Grill'n, mein'n Schuß, —
Dös müaßt's ös selbá sag'n;
Und ietzt — ietzt hab' ih, was ih g'spür',
Gleih gar in Flinserln g'schlag'n.

Ös habt's schon lang (dös g'freut mih eb'nst)
Á Teilnahm' an mir g'habt;
Drum hab' ih engri Námá=r áh
Hinvoar an'm Tit'l pappt.

Die Aufnahme, welche mein schüchterner Versuch fand, war so

*) Landmann.
**) Liedchen aus dem Stegreife.

unverhofft günstig, daß ich in der Vorrede zum zweiten, schon fünf Monate danach dem Drucke übergebenen Hefte mit inniger Freude gestehen konnte, meine Erwartungen weit übertroffen gesehen zu haben. Nicht nur die Stimme der Kritik sprach sich über mein Produkt äußerst vorteilhaft aus, sondern auch, was mir noch mehr galt, die allgemeine Stimme aller Liebhaber volkstümlichen Ideen-Ausdruckes. Leute, die aus der Ferne kamen, begrüßten mich mit meinen G'stanz'ln, und kleine Kinder selbst empfingen mich, wenn die Eltern mich ihnen unter meinem Namen vorführten, mit einem „Flinserl". Sollte mich das nicht freuen? Oder sollte ich's der Welt nicht sagen, daß mich's freute, zumal da ich zu anspruchslos war, um es nur zu hoffen? Mußte mich das nicht zur Fortsetzung eines Werkchens aufmuntern, das mir zu so vielen, vorher mir fremden Herzen den Weg bahnte, und ihn mit der Zeit auch meinen übrigen Liedern dadurch zu bahnen versprach? Übrigens, wie alles, was allgemeiner anspricht, auch seine Absprecher findet, hörte ich hinwieder mit meinen eigenen Ohren Stimmen, die das Ding ganz anders nahmen. — „O österreichische Literatur! Harfenisten-Lieder sind deine Lyrik!" — „Es ist traurig, lieber Freund, daß Sie sich zu solchen Kleinigkeiten hergeben müssen!" — „Vergessen Sie auf das Würdige nicht!" — „Sie werden sich Ihren deutschen Stil ganz verderben!" — „Was ist es auch? Solche Dinger macht man nach der Elle!" — „Das hätte der Eipeldauer auch gekannt, wenn ihm die verzwickte Schreibart nicht zu absurd geschienen hätte!" usw. und hundert ähnliche Äußerungen hatte ich mit anzuhören und mit in Erwägung zu bringen, da sie, wenn auch nicht von kompetenten Richtern, doch mitunter von komptanten Bezahlern meines Heftes herrührten, an deren Erhaltung meinem Verleger, und also mittelbar auch mir gelegen sein mußte. Allein, unter allen diesen Anfechtungen blickte ich getrost zu meinem guten, alten, kurze Zeit vorher verklärten J. P. Hebel*) auf, unter dessen glückliche Nachahmer auch vom Auslande je gezählt zu werden ich damals mir zu schmeicheln nicht gewagt hätte. Das

*) Johann Peter Hebel, der beliebte Volksschriftsteller und Dichter in alemannischer Mundart, geb. 1760, gest. 1826. Unter seinen Prosa-Schriften erfreuten sich „Der rheinländische Hausfreund" (1808—11) und „Das Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes" (1811 und öfter) nachhaltiger Beliebtheit. Seidl spielt jedoch hier auf seine „Alemannischen Gedichte" an (1803 und öfter), die zu den bedeutendsten Erscheinungen der Dialektdichtung zählen.

zweite Heft, welches ich am Schlusse der Vorrede allen jenen Herzen, denen das erste lieb geworden war, herzlich empfahl, trug an der Stirne folgende Zeilen:

Sö! — da habt's ás! — Oder soll ih
Leicht was schwábeln lang und brád,
Wie má's les't in g'lehrti Büchá,
Recht váwurstelt und vádráht?

Nán! Bewahr' mih God! Ih moan' halt,
Wem ih was vom Herzen schenk',
Der wird, — wann ih áh nix draufschreib', —
Gleihwöhlst wiss'n, was ih denk'!

Sie galten meinen beiden, von meinem damaligen Tun und Treiben, meinen Aussichten und Befürchtungen ziemlich genau unterrichteten Freunden F. X. Told*) und Jos. Adalb. Gschladt, deren ersterer durch manches, in die Couplets seiner gern gesehenen Bühnenspiele verwebte „Flinserl“ meinen Worten einen neuen Weg zum Ohr und Herzen der Menge zu bahnen suchte.

Im Jahre 1829 übersiedelte ich als Gatte des „schwarzaugát'n Derndál's mi'm nußbrauná Har“ (I. 5.), dem ich meine ersten „Flinserln“ verdankte, mit Sack und Pack, voll wehmütiger Erinnerung und froher Hoffnung, nach dem freundlichen Cilli in Untersteier, um die rüstige Wirksamkeit in einem zusagenden Berufe mit der Erholung durch Poesie und Häuslichkeit abwechselnd zu verbinden. Allein auch dorthin, wo das freundliche Entgegenkommen der Menschen und die süße Aufdringlichkeit der ländlichsten Umgebung kein eigentliches Heimweh in mir aufkommen ließen, folgten mir die wohlbekannten heimischen Laute und Klänge, und schon im Wintermonde dieses Jahres sendete ich die Handschrift des dritten Heftes nach Wien. — „Ich bin nicht mehr, wo ich war; — gestand ich in der Vorrede dazu, — was seither in den beiden Hemisphären meiner kleinen Welt, der häuslichen und poetischen, vorging, dürfte den lieben Leser eben nicht sehr kümmern.“ — „Nach eueren Früchten wird man euch beurteilen,“ heißt es bei uns Poeten; unter was für Einflüssen diese reiften, danach fragt der Leser nicht. Daß ich aber auf dieses Heftchen mehr Fleiß, als auf

*) Franz Xaver Told v. Toldenburg, seinerzeit beliebter Erzähler und Herausgeber des Taschenbuchs „Fortuna“, geb. 1792, gest. 1844 zu Wien.

die früheren verwendet, daß ich es mit größerer Lust gefüllt habe, wird mir jeder aufs Wort glauben, der weiß, wie gerne man die Töne seiner Heimat in der Fremde anschlägt. — — „Und somit, schloß ich, liebes Büchlein, grüße mir alle jene, die dich verstehen; grüße mir den Boden, dem du entsprossen bist; grüße mir mein liebes Wien und vor allem meinen lieben Stephansturm recht herzlich, und siehe zu, daß es dir gelinge, mir alte Freunde zu erhalten!“ — In Erinnerung an einen lieben Freund, früher den teilnehmenden Vertrauten meiner Liebe, Anton Alexander Grafen von Auersperg (damals noch nicht Anastasius Grün), dessen Sommersitze zu Thurn am Hart in Krain ich nun um mehr als vierzig Meilen näher lebte, überschrieb ich das Heft mit den Versen:

Mein liebá Graf — (áh, was denn Graf?
Der g'hört iezt da nit her)
Mein liebá Auersperg, da hast —
Ih wöllt' — es wár' noh mehr.

Nur mahná soll's dih mannigsmahl,
Wie's, kám noh vur án'm Jahr,
Wie's z' Wean is g'west, wo ih, wie du,
Á freiá Bua noh war.

Nur mahná soll's dih, — wáßt? an dös, —
An dös áh, — und an das —
Áh, wer wird allás da vázähl'n —
Du wáßt schon eh', an was!*)

Acht Jahre vergingen darauf, vielleicht die acht schönsten meines Lebens, nur selten getrübt von der dunklen Mahnung, als ob mein Aufenthaltsort am Ende doch nichts als ein freundliches Exil wäre, und die Großstadt meinem Geiste zuträglichere Nahrung darböte. In solchen Momenten flüchtete ich mich in Gedanken nach der Heimat und schlug „Flinserln“, obwohl das unabweisliche Dazwischenklingen volkstümlicher Töne aus meinem zweiten Vaterland: Steiermark, mich zu erinnern schien, daß es Zeit wäre, von dem Kreise, welchem ich auf dem Felde der österreichischen Volkspoesie entgegentrat, Abschied zu nehmen. Das tat ich denn auch in einem vierten Hefte, mit welchem ich, dem Wunsche meines Verlegers zufolge, eine zweite

---

*) Über Seidls Verhältnis zu Anastasius Grün vgl. man die Einleitung, S. XXVIII.

Auflage der drei früheren Hefte begleitete. Von der Überzeugung durchdrungen, daß man mitten unter einem Volke leben müsse, wenn man ihm die Gedanken und Gefühle aus Kopf und Herzen, die Worte von der Zunge nehmen will, da die lebhafteste Erinnerung nur mit Wasserfarben male, und daß man in der Poesie nichts erzwingen solle, gab ich mein Dessert: „Fur meini lieb'n Östreichá alli mitánandá als á kloan's Andenk'n", und bot es ihnen, nicht ahnend, daß ich ihnen, nach kaum vier Jahren, selbst wieder angehören sollte, mit den Strophen:

Landsleut', Brüder — ih bin ferti,
Was ih má dáwirtschaft't hab',
Was má mein lieb's Östreich trag'n hat,
Ausgeb'n is's, — 's is d' letzti Gab'.

Mein God! was ih eng all's sag'n möcht', —
Was mih druckt, — es is so viel:
Weil ih's eng nit allás sag'n kann,
Schaut's — so bleib' ih liebá still.

Wann ih ánmahl wiedá z'ruckkumm', —
Wann ih z'ruckkumm'! — Ja — dös: Wann? —
„Wann und Aber!" — Laß'n má's gut sein! —
D' letzti Barschaft, nehmt's ás an!

Ungeachtet ich mich aber mit dem Gedanken, meine Sammlung niederösterreichischer Dialektlieder als abgeschlossen zu betrachten, abgefunden hatte, so konnte ich doch einigen Veranlassungen zu neuen Produktionen nicht widerstehen, und so entstanden denn, teils noch während meines Aufenthaltes in Cilli, teils schon seit meiner Rückkehr nach Wien, mehrere Stücke, welche der gegenwärtigen, auf allseitiges Verlangen veranstalteten, die Stelle einer dritten Auflage vertretenden Sammlung zur Vermehrung dienen. Indem ich diese meinen Landsleuten vertrauensvoll übergebe, spreche ich zum zweiten Male öffentlich den Entschluß aus, — jetzt ernstlich abzuschließen, indem ich das „Aufhören zur rechten Zeit" für eine Pflicht jedes Schriftstellers, namentlich aber des Lyrikers, halte.

Ich habe mit meinen Dialektliedern erreicht, was ich zu erreichen beabsichtiget, wenngleich nicht gehofft hatte: sie befriedigten den Gebildeten, — und gingen ins Volk über. Sie werden, begleitet von den Tönen eines H. Proch, J. B. Randhartinger, Jos. Fisch-

hof, Franz v. Suppé, V. A. Wagner*), u. a., in Salons gehört; — und von herumziehenden Alpensängern und Harfnern in Gaststuben gesungen; manche davon wurden von der Masse des Volkes im Theater beklatscht und lärmend zur Wiederholung verlangt, während andere unerkannt in Liedersammlungen, als originale, unmittelbar dem Munde des nieder- und oberösterreichischen Landmannes abgelauschte „Schnadáhüpf'ln" kursieren; einzelne fanden, gehoben durch den drastischen Vortrag eines W. Scholz**), vor der Elite eines Konzertpublikums eben so lebhaften Beifall, als sie, in häuslichen Kreisen, von anspruchslosen Dilettanten vorgetragen, zu erhalten pflegen. Selbst das spröde Ausland beachtete sie; sowohl das Brockhaussche, als das Reichenbachsche Konversationslexikon erwähnt ihrer mit Auszeichnung. Bei M. W. Götzinger, Thom. Scherr, Firmenich, A. Lewald u. m. A. repräsentieren sie teils allein, teils im Vereine mit J. F. Castellis Dialektliedern, die niederösterreichische Mundart. Und, abgesehen von diesem allen, — sie erlebten eine dritte Auflage, Beweis genug, daß sie Anklang gefunden haben.

Mir erübrigt daher nichts, als meinen innigsten Dank für so viele Teilnahme auszusprechen, nebst der Bitte, daß auch diese Sammlung durch raschen Absatz als wirkliches Bedürfnis sich erweisen möge, sowie schließlich noch einige Bemerkungen über die in derselben beobachtete Anordnung und Schreibart beizufügen.

Was die neue Anordnung betrifft, so habe ich vorerst, um dem Ganzen eine anständigere Gestalt zu geben, aus vier Büchlein ein völlig neues Buch gemacht, welches in zwei Abteilungen zerfällt. Die erste Abteilung umfaßt vier Centurien „Flinserln" in ununterbrochener Reihenfolge; die zweite besteht aus der sogenannten „Zuawag'", welche in fünf kleinere Abschnitte eingeteilt ist. Der

---

*) Heinrich Proch (geb. 1809, gest. 1878), beliebter Liederkomponist, bis 1870 Hofopernkapellmeister. — J. B. Randhartinger (geb. 1802, lebte 1892 noch) war Vizehofkapellmeister und Leiter der Hofkonzerte in Wien. — Josef Fischhof (geb. 1804, gest. 1857), Klaviervirtuose und Liederkomponist. — Franz von Suppé (geb. 1820, gest. 1895), der Komponist der „Flotten Bursche", der „Schönen Galate" und vieler anderer Opern und Operetten, war Kapellmeister am Theater an der Wien, am Carl-Theater und anderen Wiener Theatern. — Vinz. Aug. Wagner (geb. 1790, gest. 1833) war von Beruf Rechtsgelehrter und Professor Juris an der Wiener Universität, nebenbei aber ein trefflicher Musiker.

**) Wenzel Scholz (recte von Pluemecke), der beliebte Wiener Komiker, geb. 1786, gest. 1857.

erste dieser Abschnitte enthält 24 Gedichte ernsteren, gemütlichen Inhaltes, wovon die fünf letzten freie Nachbildungen bekannter Stücke aus griechischen und römischen Klassikern sind, und zwar aus Anakreon: „Wie ma's kennt!“ (53. Ode) und: Heunt' und muring“ (15. Ode); aus Horaz: „G'scheidt is schön“ (I. Buch, 11. Ode), „Dá Bekehrti“ (I. Buch, 34. Ode) und „Gleichmut“ (II. Buch, 3. Ode). Der Gedanke, das, was große Sänger der Vorwelt sangen, mit seiner ewigbleibenden Wahrheit und Trefflichkeit, dem Volksmunde der Jetztzeit geläufig zu machen, ergriff mich, obwohl mir selbst nicht ganz klar, einmal so heftig, daß ich mit diesen wenigen Oden den Versuch machte. Wenn er auch nicht zu dem führen kann, was ich damit beabsichtigte, so dürfte er wenigstens, als ein kleiner Beweis für die Allgültigkeit echt populärer Sänger, wie die genannten, zu allen Zeiten, in psychologischer und philologischer Hinsicht nicht uninteressant sein. Der zweite Abschnitt der zweiten Abteilung bringt ein patriotisches Idyll: „Wie's dá Bauá mi'm Koasá moant!“ ein Seitenstück zu J. F. Castellis bekanntem Gelegenheitsgedichte: „Da Baua, bai'n Koasa seina Grångad“, auf welches im Text auch angespielt ist. Es war ursprünglich für ein vaterländisches Denkbuch zur Feier der vierzigjährigen Regierung des höchstseligen Kaisers bestimmt. Als Abdruck einer Volksstimmung, welche sich zu Österreichs Glück ebenso forterbt, wie seine Krone, glaubte ich es auch in dieser Gesamtausgabe nicht unterdrücken zu dürfen, zumal, da es zugleich einen Beleg für die metrische Schmiegsamkeit des österreichischen Dialekts liefert. — Der dritte Abschnitt bietet Freunden der Deklamation und des heiteren Gesanges vierzehn Piecen dar, welchen ein paar Rätselchen beigefügt sind. Nr. 7 und Nr. 11 davon haben, im Munde des beliebten W. Scholz, bei mehrfachen Gelegenheiten ihre komische Kraft bewährt. Die beiden letzten Lieder dieses Abschnittes, welche nebst dem unmittelbar vorausgehenden den eigentlichen Wiener-Dialekt repräsentieren können, erregten in einem auf dem k. k. Josefstädter-Theater in Wien zur Aufführung gebrachten Kompagniestücke, ersteres vom Herrn Feichtinger, letzteres vom Herrn Weiß*) vorgetragen, enthusiastischen Applaus, woran die melodiöse Musik vom Kapellmeister Franz

*) Alois Feichtinger, Komponist von Singspielen, Melodramen und Balletten, geb. 1794. — Eduard Weiß, Komiker, geb.?, gest. zu Wien 1869.

v. Suppé gewiß nicht geringen Anteil hatte. — Im vierten Abschnitte finden die Leser drei dramatische Szenen, wovon die beiden letzten bisher ungedruckt waren. Die Szene: „Dá nárrischi Bauá" bildete ein Zehntel eines von zehn Schriftstellern gemeinschaftlich verfaßten und zum Vorteile des verarmten (seither verstorbenen) Roman- und Bühnendichters J. A. Gleich*), auf dem k. k. Josefstädter-Theater dargestellten Musikstückes, und fand, namentlich wegen des „Perlliedes", welches durch die elegische Komposition von Heinrich Proch und durch den ausdrucksvollen Vortrag des Herrn Baptist, wie ich las, rasch zündete, stürmischen Beifall. In dem dramatischen Idyll: „'s letzti Fensterln", welches sein Schicksal auf der Bühne erst zu gewärtigen hat, wagte ich den Versuch, mitten im Dialoge, wo die Situation, ja, ich möchte sagen, wo Herz und Lippe fast unwillkürlich es fordern, unmittelbar das echte, originale Volkslied mit Ton und Wort anklingen zu lassen. — Der fünfte Abschnitt reiht die vier prosaischen „G'schicht'ln" aneinander, welche die Schlußsteine der früheren Hefte bildeten und hier sorgfältig durchgesehen und abgerundet erscheinen. Das angehängte, aus den früheren vier Wörterverzeichnissen zusammengeschmolzene Idiotikon leistet mehr als diese, indem es über tausend, der österreichischen Mundart eigentümliche oder in ihr fremdartig klingende Wörter nicht nur ihrer Bedeutung nach, sondern auch etymologisch zu erklären versucht. Die Werke, welche ich zu dieser kurzen, aber, wie ich hoffe, genügenden Interpretation zu Rate zog und benützte, sind:

M. Höfer. Etymolog. Wörterbuch der in Ober-Deutschland, vorzüglich aber in Österreich üblichen Mundart. Linz 1815. 3 The.

— — Die Volkssprache in Österreich, vorzüglich ob der Enns usw. Wien 1800.

A. v. Klein. Deutsches Provinzial-Wörterbuch. Frankfurt und Leipzig 1792.

Mundart der Österreicher, oder Kern aller ächt österreichischen Phrasen und Redensarten. Wien 1800. (Nur A u. B.)

---

*) Johann Aloys Gleich, fruchtbarer Romanschriftsteller und Dichter von Spektakelstücken und Zauberpossen, wobei er sich auch der Pseudonyme Dellarosa und H. Walden bediente. Er wurde 1772 geboren, wurde österreichischer Staatsbeamter und starb 1841 in tiefster Armut.

K. Fischer. Von dem Purismus der österreichischen Mundart. (In Fr. Schlegel's deutschem Museum. 1813. Dezember.)
— — Von den poetischen Elementen der österreichischen Volkssprache. (In den Friedensblättern 1814, Nr. 71 und folg.)
Franz Žiška und J. M. Schottky. Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen. Pesth, 1819 (besonders im Anhange S. 245—282).
J. F. Castelli. Gedichte in niederösterr. Mundart. Wien 1828. (S. XVI—XXX und 239—248.)
Philipp Hafner. Gesammelte Schriften. Wien 1812. 3 Bde. (Besonders die Anmerkungen dazu.)
J. Andreas Schmeller. Baierisches Wörterbuch. Stuttgart und Tübingen. 1827. 4 Bde.
Friedr. Schmitthenner. Kurzes deutsches Wörterbuch. Darmstadt 1834, nebst mehreren Glossarien zum „Nibelungenlied" (von Aug. Zeune. Berlin 1815), zu „Hans Sachs" (von J. H. Häßlein Nürnberg 1781), und von J. Ad. Göz, ebend. 1830 u. m. a.; Voigt's Aufsatz über das Stillleben des Hochmeisters des deutschen Ordens und seinen Fürstenhof (in Raumer's histor. Taschenbuche f. 1830); dem Nachlasse der Gebrüder Pez in Melk (in Codice F. 129, item in Cod. P. 55. ꝛc. K. 21); Sig. Popowitsch's handschriftlichen Notaten (in der k. k. Hofbibliothek in Wien); v. d. Hagen's, Jos. Bergmann's u. a. sprachwissenschaftlichen. Mittheilungen in den Wiener Jahrbüchern der Literatur u. m. a

So viel über die Anordnung.

Die wichtigste und mühsamste Veränderung in dieser neuen Sammlung betraf die Schreibart. Abweichend von meinen Vorgängern, machte ich mir gleich anfänglich Einfachheit zum Gesetze. — „Wenn ich für den Bauer schriebe," äußerte ich mich schon vor sechzehn Jahren, — „so schriebe ich alles hochdeutsch, in der festen Überzeugung, daß er es dann in seinem Dialekt abläse. Nun schreib ich aber nicht eben für den Bauer, sondern für Leser, die wohl eines Fingerzeiges, aber sonst auch keiner weiteren Anweisung bedürfen, um den rechten Ton anzuschlagen. Der Ausländer möge, wenn er mir die Ehre geben will, meine „Flinserln" zu mustern, das tun, was wir mit einem Berliner Schwanke tun, wenn wir ihn gerne

verständen; wir bitten nämlich einen des Dialektes vollkommen mächtigen Vorleser, uns das Ding vorzutragen, oder uns zu lehren, wie man's liest. Überladene Bezeichnung erinnert an die Qual, die ein Deutscher hätte, wenn er nur ein Gespräch aus Meidingers deutscher Sprachlehre für Franzosen*) geläufig lesen sollte". — So dachte ich damals, und glaubte wirklich, alles so einfach als möglich bezeichnet zu haben. Allein dessenungeachtet wurde mir Überladung zum Vorwurfe gemacht, und mir geraten, entweder J. P. Hebels, ohne alle Bezeichnung geschriebene, alemannische Gedichte, oder, was noch näher läge, die allbekannten Eipeldauerbriefe zum Muster zu wählen.**) Ich konnte mich weder zu dem einen noch zu dem anderen entschließen; zu dem einen nicht, weil der österreichische Dialekt, dem bojoarischen Sprachstamm angehörig, ganz andere Laute hat, als der alemannische, Nasenlaute aber nicht so leicht ohne Bezeichnung schreibbar sind wie Kehl- und Gaumenlaute; zu dem anderen nicht, weil die Eipeldauerbriefe zunächst auf den Wiener Dialekt beschränkt und überhaupt ohne absichtlichen Hinblick auf Aussprache, Abstammung oder irgend einen anderen konsequenten Anhaltspunkt geschrieben sind. Übrigens fühlte ich das Schwankende meiner Schreibart selbst, was aus den haltlosen Entschuldigungen und Ausweichungen ersichtlich ist, die ich in den Vorreden zum dritten und selbst zum vierten Hefte vorbrachte, bei welchem doch, da es eine zweite Auflage introducierte, eine Regulierung am leichtesten erzweckbar gewesen wäre.

Im gleichen Falle befand ich mich nun wieder bei Veranstaltung dieser Gesamtausgabe. Allgemein war der Wunsch der Leser, all dies Schnörkel- und Klammerwerk, all diese übergeschriebenen und eingeklemmten Buchstaben, all diese wunderlichen, das bekannteste Wort oft zum unverständlichen Ungetüm entstellenden, Lautzuspitzungen, Dämpfungen und Quetschungen beseitigt, und die reindeutsche Schreibart nur dort aufgegeben zu sehen, wo Vers oder Reim, oder

*) Die „Praktische Grammatik der französischen Sprache", von Johann Valentin Meidinger erlebte in der Zeit von 1783 bis 1857 37 Auflagen und war wegen ihrer anekdotischen Übersetzungsübungen sehr beliebt.

**) Das erste Heft der vielgelesenen „Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran über d'Wienerstadt, aufgefangen und mit Noten herausgegeben von einem Wiener" erschien 1785, das zweite 1794, das dritte 1799; von 1799 bis 1801 erschienen 24, 1802 45 weitere Hefte, von 1806 bis 1821 erschienen sie in Jahrgängen. Verfasser war bis 1813 Josef Richter, 1813 bis 1819 Franz X. Karl Gewey, 1819 bis 1821 Adolf Bäuerle.

die allzusehr abweichende Dialektform es unabweislich fordern. Das Publikum muß wissen, was ihm am bequemsten ist; und die Pflicht des Schriftstellers ist, dem Publikum nachzugeben, wenn es nicht mehr unrecht hat, als er recht.

Der sicherste Haltpunkt, meiner Meinung nach, wäre die Abstammung. Wo ist aber der Sprachgenealog, der mit Bestimmtheit jedes Wörtchens Stammbaum verfolgen kann? — Eris mihi magnus Apollo!*) — Da ich nun kein solcher Apoll bin, so mußt' ich mich wohl um einen anderen Anker umsehen. — Also die Aussprache?! — Gewiß, nach der Etymologie, der haltbarste. Allein welch feines Ohr gehört dazu, um für jeden Laut, ja jeden Übergang, jede Nuance, jede Dehnung oder Schärfung, jedes flüchtige Vorwalten der einzelnen Sprachorgane das entsprechende, für jeden der lesen kann, unverkenn- und unverfehlbare Zeichen aufs Papier zu zaubern! Es gehörte eine Art tonischer Daguerreotypie dazu! — Ist aber diese Tonkopie nicht vollkommen, so kommt es, denk' ich, auf ein bißchen mehr oder weniger nicht an; wenigstens für den Leser nicht, dem es, trotz allen Vergnügens an der Form, doch zumeist um den Inhalt zu tun ist. Der gelehrte J. Andreas Schmeller, welcher in seinem bayerischen Wörterbuche eine wahre Riesenarbeit über die bojoarische Sprachform, der auch unser Dialekt, seinen Elementen nach, angehört, geliefert hat, adoptiert zur näheren Bestimmung der Vokale, außer den gewöhnlichen Zeichen, 17, für die Konsonanten sechs Bezeichnungen, und nimmt überdies, zur Andeutung anderer Modifikationen in der Aussprache, noch ein Zeichen (.) für einen unausgesprochenen Vokal, drei Zeichen (˜ ‘ ’) für unausgesprochene Konsonanten, und Zirkumflex für den Nasenlaut nach einem Vokal oder Diphthong an. Minder ins Detail gingen die Schriftsteller, welche den niederösterreichischen Dialekt vor mir kultivierten, wiewohl auch ihre Schreibart, nicht sowohl wegen des übergesetzten Buchstabens (o) oder Zeichens (o) zur Andeutung des tiefen **a** (å), oder wegen des, auf halber Linie stehenden, verbindenden **r** (mia^{r}), als vielmehr wegen Konsonanten-Auflösungen (z. B. **gs**, **ks**, für **x**), wegen der Zischlaute (z. B. **schd**,

*) In Virgils 3. Ekloge (V. 104) fordert Damoetas den Menalcas auf, ihm zu sagen, in welcher Gegend der Himmel nur 3 Klafter breit sei, „und“, fügt er hinzu, wenn du darauf antworten kannst, eris mihi . . d. h. dann wirst du für mich groß wie Apoll sein“. Danach pflegt man Fragen, deren Beantwortung man nicht erwartet, mit diesem Spruch zu begleiten (Büchmann).

schb, für **st**, **sp**), wegen der Substitutionen (z. B. **d**, **f**, **g**, **mpf**, **ü**, **ia**, **ai**, für **t**, **b**, **k**, **ngf**, **i**, **ü**, **ei**), wegen der ungewöhnlichen Zeichen für Verschmelzung der Vokale, für den Nasenlaut (z. B. **o͡a**, **ko͡añ**), dem Texte ein so seltsames, buntscheckiges, fremdartiges, abschreckendes, ja selbst typographisch unschönes Ansehen gibt, daß der Leser wahrlich eine gewisse Überwindung nötig hat, um ein leichtes Liedchen, welches in einer Mundart geschrieben ist, die er mit der Muttermilch einsog, aus diesem wimmelnden Runenhaufen zusammenzubuchstabieren. Und dennoch wäre es, trotz der aufmerksamsten Handhabung dieser Unterscheidungsmerkmale, nicht leicht zu vermeiden, daß nicht oft ein und dasselbe Wort auf einem und demselben Blatte verschieden geschrieben erschiene, da der Dichter, der sich eines Dialektes bedient, das Recht ansprechen darf, alle Formen desselben, welche (weil unsere Berge nicht nur Wetter-, sondern auch Wörterscheiden sind), fast in jedem Bezirke andere Nuancen haben, nach Maßgabe des Metrums, des Reimes, Kolorits, der Stellung usw. beliebig durcheinander zu werfen. Die Stetigkeit der Schreibart würde also, selbst bei der möglichsten Genauigkeit, nur hinsichtlich der einzelnen Laute in den Wörtern, nicht aber auch hinsichtlich der Wörter selbst, eingehalten werden können. Das alles sah und sehe ich ein, und dessenungeachtet trennte ich mich nur schwer von einer Schreibart, welche nicht nur achtenswerte Autoritäten, sondern eben in ihrer Fremdartigkeit und Sprödigkeit auch eine Art von Noblesse und Reiz für sich hat, deren erstere die so geschriebenen Dialektlieder gewissermaßen, schon der Form nach, von dem schoflen Wuste platten Bänkelsingsangs eximiert, während der letztere den wahren Freund der Volkspoesie eher anspornt, als abschreckt, um des Kernes willen, den er liebt, die rauhe Schale zu knacken. Schwer, wie gesagt, trennte ich mich doch von dieser Schreibart, aber ich trennte mich doch von ihr, — weil es der allgemeine Wunsch der Leser war, und weil die Eltern, welche sich mit meiner alten Schreibart plagten, wohl mit Recht fordern können, daß ihre Kinder, die nun eben, seit fünfzehn Jahren, zur Lektüre dieser Gesamtausgabe herangereift sein dürften, es leichter und bequemer haben mögen.

Ich ließ daher alle Schleifen und Häkchen, alle über- und nebengeschriebenen Buchstaben, alle Zischlaute und Buchstabenverwechselungen weg; wich nur dort von der hochdeutschen Schreibart ab, wo eine totale Differenz, eine selbst dem gebildeten Österreicher

geläufige Abweichung oder Vers, Reim, Stellung usw. es forderten, behielt nichts bei, als die Apostrophe für ausgefallene Buchstaben, und erlaubte mir dafür keinen anderen Ersatz, als die Anhängung der Schlußkonsonanten der Endungen, und die unerläßliche Bezeichnung (nicht, wie früher des tiefen), sondern des hohen **a** durch einen Akzent (á). Zum Beweise, wie bequem ich es dem Publikum, im Vergleiche mit der Schreibart anderer und meiner aufgegebenen eigenen zu machen suchte, stellte ich am Schlusse (I) ein paar Strophen, nach Schmellers (a, α), meiner Vorgänger (b, β), meiner früheren eigenen (c, γ) und meiner jetzigen (d, δ) Schreibart zusammen, damit der Leser selbst entscheiden könne. Für jene aber, welchen es bei der Einfachheit meiner jetzigen Schreibart schwer sein dürfte, sich einen annähernden Begriff von dem eigentlichen Klang unseres etwas eigensinnigen Dialektes zu machen, gebe ich statt der früheren Zeichenerklärung eine kurze Andeutung (II), wie die einzelnen Laute in der österreichischen Mundart beiläufig ausgesprochen werden. Sapienti sat!*)

Wien, im Wintermonde 1843.

J. G. Seidl.

---

*) Für den Verständigen genug! (Plautus, Persa 4, 7, 19, Terenz, Phormio 3, 3, 8.) (Büchmann.)

I.

(a)

Ietzt háb I no˜ séchs kreuzə‘,
Dé g·hör·n nét mei,˜ nét dei,˜
Drá di’ Wáwə‘l, drá di’,
Ve‘suffə˜ müəss·n s· sei!

(b)

Hiazd hån i noh föx Graiza,
Dö g'hear'n nöd maiñ, nöd daiñ,
Drah' di Wawaʳl, drah' di,
Fasoffa miass'n's seiñ!

(c)

Jatzt håb' i no sechs Kraiza
Dö g'hear'n nid meiñ, nid deiñ:
Drah' di, Wawerl, drah' di,
Vasoffa müass'n's seyn!

(d)

Jetzt hab' ih noh sechs Kreuzá,
Dö g'hör'n nit mein, nit dein:
Dráh' dih, Wáwerl, dráh' dih,
Vásoffá müss'n s' seyn!

(α)

Bist e˜ hübsch Deənl, bist e˜ fei˜s Deənl,
Ábə‘ mei˜Deənl bist nét;
Hàst ə˜hübsch Taə,˜ hást ə˜fei˜s Taə,˜
Ábə‘ mei˜Taə˜hàst nét.

(β)

Bisd a hibsch Deandl, bisd a faiñ's Deandl,
Åba maiñ Deandl bisd nöd;
Håsd a hibsch Doañ, håsd a faiñs Doañ,
Åba maiñ Doañ håsd nöd,

(γ)

Bist a hübsch' Dea^{r}ndl, bist a feiñ's Dea^{r}ndl,
Åba meiñ Dea^{r}ndl bist nid;
Håst a hübsch' Doañ, håst a feiñs Doañ,
Åba meiñ Doan håst nid.

(δ)

Bist á hübsch's Derndál, bist á fein's Derndál,
Abá mein Derndál bist nit;
Hast á hübsch's Thán, hast á fein's Thán,
Abá mein Thán hast nit.

II.

á klingt wie a in Kaffeh; helles a.

a klingt wie å in engl. all; hohles (tiefes) a (å).

ä klingt wie e (wo es nicht durch á ersetzt ist).

ar klingt wie oar (oa^{r}).

äu klingt wie ai.

e klingt wie ö (in den meisten Fällen).

ei klingt wie ai.

er klingt wie ear (ea^{r}) (gewöhnlich).

eu klingt wie ai.

g klingt wie ch (gewöhnlich am Schluß, oder in der Verlängerung).

h klingt wie ch oder g (bisweilen).

i klingt wie ü.

ie klingt wie iar (ia^{r}) (größtenteils).

n klingt wie im Französischen en durch die Nase, wenn ein Selbstlaut vorhergeht und ein Mitlaut folgt. Zwischen zwei Selbstlauten dient es als Bindelaut.

ö klingt wie e (außer vor l).

or klingt wie oar (oa^{r}) oder uar (ua^{r}).

p klingt wie b (häufig).

r klingt gewöhnlich nur halb durch. Zwischen zwei Selbstlauten dient es als Bindelaut.

sp klingt wie schp (schb).

st klingt wie scht (schd).

t klingt wie d (größtenteils).

u klingt wie ue (ua, ua͡ʳ) (oft).*)
ü klingt wie i.

Österreichersinn.

Die Österreicherlieb' — ha! — echte Lust,
Mutwillig, keck, beharrlich, selbstbewußt,
Froh pflückend, was der Tag an Rosen gibt:
Das muß ich wissen, weil ich so geliebt!
Doch ohne Trän' und Seufzer ist sie nicht,
Sie kann auch weinen, wenn sie lächelnd spricht.

Der Österreichertanz — ha! — rüst'ger Schwung,
Mit Jauchzer, Pfiff und Handgeklatsch und Sprung,
Nicht steifgeknixt, nicht süßlich hingepflanzt: —
Das muß ich wissen, weil ich so getanzt!
Und doch beseelt den losen Walzer auch
Geheimer Wehmut wundersamer Hauch.

Das Österreicherlied — ha! — Stegreifblitz,
Anzüglich, treffend, nie verlegen, spitz,
Wie's innen anschlägt, außen so der Klang: —
Das muß ich wissen, weil ich selbst so sang!
Doch wenn dem Herzen wahrhaft weh geschieht,
So spricht's auch wahr, und singt ein rührend Lied.

Der Österreichermut, — ha! — Lebensmut,
Der sucht, was heiter ist, und will, was gut,
Und gerne spaßt und Schweres leicht sich macht: —
Das weiß ich, weil ich selber so gelacht!
Doch gilt es Fürst und Vaterland und Recht,
Traun! da versteht er auf den Spaß sich schlecht.

Das ist und bleibt des Österreichers Sinn:
Ich muß es wissen, weil ich einer bin;
Und sagt nun so ein Besserwisser: „Nein!
Ihr könnt nie ernst, ihr könnt nur lustig sein" —
Und weiß und ist er alles, der so spricht,
Ein wahrer Österreicher ist er nicht!

---

*) Wann übrigens dieses: „gewöhnlich, bisweilen, häufig, oft usw." zu berücksichtigen komme, wann nicht, läßt sich nur durch Lesenhören lernen, und wie von Gedichten überhaupt, so gelten vorzugsweise von Dialektliedern die Worte Goethes:

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen!"

J. G. S.

Flinserln.

Wer östreichárisch denkt,
Und wer aufrichti liebt,
Und wer weg'n án'm Schazerl
Sih g'freut und betrübt —
Den wer'n dö par Kreuzá
Fur d' Flinserln nit g'reu'n;
Abá g'fall'n s'erm durchaus nit,
So muß ih's halt lei'n.

I. 's ersti Hundát.

(Váliebt's Zeug.)

Zu-n-erst is's hánti, nachá süß.
Am End' is's All's in Oan'm:
Um koan'n Preis möcht' ih's nohmal g'spürn,
Und hergeb'n — áh um koan'n!

1.

Ih such' ob'n, ih such' unt',
Ih such' hint', ih such' vorn;
Mein' Freiheit find' ih nimmá,
Dö is schon válor'n!

2.

So warm is koan Feuá
Koan' Glut is so háß,
Als á hámlichi Lieb' is,
Von der d' Welt nix wáß.

3.

Mein Herz war so leicht; —
Wann ih's g'habt hätt' in'n Füßen,
Á Schwalb'n, — hätt' s' má nachwoll'n,
Hätt' sih tummeln müssen!

4.

Ih kann's nimmer ändern,
Es is nimmá Zeit:
Mein Herz is váruckt wor'n,
Und wird nimmá g'scheidt!

5.

Du schwarzaugát's Derndál
Mi'm nußbrauná Har,
Wann's d' mih öftá so anschaust,
So wir' ih á Narr!

6.

Du hast má d' Gedánk'n
Ganz unrichti g'macht:
Oft woaná má d' Augná,
Wann 's Herz im Leibe lacht.

7.

Zwá noh so schöni Beigerln sán
Bei weitem nit so schön,
Als wann zwá recht váliebti Leut'
Sih just geg'nübá steh'n.

8.

Ja, d' Wölkerln hab'n's gut,
Sö sán allweil au'm Weg,
Berg'l auffi, Tal abi,
Und brauchánt koan'n Steg.

9.

Ja, wár' ih wie d' Wölkerln,
Ih suchát' dih g'hám
Tagtägli fünftausád
Und fuchzehnmal hám!

10.

Wann ih dih druck', da is 's
Ganz was Ágn's, was má schwant:
Da hab' ih ja, so z' sag'n,
Mein Glück bei dá Hand!

11.

Wann ih stád geh, wann ih still steh',
So wundát's eng nit:
Ih trag' ja mein Derndál
Im Herzkámmerl mit.

12.

An deiná Link'n laß mih sitzen,
An deiná Link'n sitz' ih gern,
Denn da kann ih, wann má stád sán,
Dein Herzerl schlag'n hör'n.

13.

In dá Weihnacht, in dá Metten
Hab' ih dih zu-n-erst g'seg'n,
Wie's d' schláfri mi'm Náserl
Au'm Betbuch bist g'leg'n.

Unsá Lieb' dö is heili,
Unsá Lieb hat án'n B'stand:
In dá Kirch'n hab' ih's Herz kriegt,
In dá Kirch'n krieg' ih d' Hand!

14.

Mit uns hat's koan' G'fahr,
Denn mir lieb'n uns in Ehr'n:
Sö kinnten uns keck
In oan Kástel z'sammsperr'n.

15.

Zu dir geh'-n-ih oft,
Und bei dir bleib' ih gern,
Und da wird má so gut,
Daß má-r übel kunnt' wer'n.

16.

Und wann ih's schönsti Wágerl hätt',
Ih gáng' doh z' Fuß zu dir:
Denn 's Besti bei'n-'r-án' iárd'n Lieb'
Is doh unstreiti — d' Müh'.

17.

Zwá Sterndáln stengán am Himmel,
Dö tán so still und g'hám:
Dös oani leucht't má zu'm Derndál,
Dös andri leucht't má hám.

18.

Mein Tag hat drei Stund' nur,
Drei Stund' und mehr nit:
Oan' guti, oan' schlechti,
Und dö dritti geht mit.

Bei dir is mein' guti,
Mein' schlechti — dáhám,
Und dö dritti, dö mitgeht,
Wann ih Nachts von dir trám'.

19.

Oft trámt má, du wárst
Mit'm Busseln gleich da; —
Wann ih muntá wir', küss' ih
Mei'n Polsterzipf a.

20.

Ih leg' mih hin, leg' mih her,
Leg' mih kreuz, leg' mih quer,
Und ih mag mih leg'n wie-r-ih will,
Dá Platz bleibt má z' viel!

21.

Á Trámbüchel káffá? —
Ih wüßt' nit, z'weg'n we!
Ih hab' nur án'n oanzing' Trám,
Den kenn' ih eh'.

22.

Koan Schütz bin ih nit,
Abá 's Handwerk kann ih treib'n:
Mein'm Derndál sein Herz
Is mein' sichrásti Scheib'n.

23.

Zwá Blätteln, zwá Bleameln,
Und á Reb'n um án'n Stamm:
Was für ánand b'schaffen is,
Find't sih áh z'samm.

24.

Ja, Derndál, um d' Lieb'
Is 's á g'spáßigá Kauf:
Sein Herzerl váschenkt má,
Und 'n Kopf gibt má drauf.

25.

Koan Vögerl is treuá
Sein'm Nesterl au'm Bám,
Als ih dir, lieb's Derndál,
Wann ih wach bin, wann ih trám'.

26.

Ih bin zwar koan Prinz,
Und ih bin zwar koan Kini,
Abá, — wann's d' má recht schön tuſt, —
Weit mehr noch bin ih!

27.

„O God!" und „Ja, ja!"
Und „Ih moan'" und „Ih muaß!"
Is oft unsá ganzá
Váliebtá Diskurs.

28.

„Haſt má nit was sag'n woll'n?"
So frag' ih oft dih. —
„Haſt má nit was sag'n woll'n?"
Fragſt du schon z' gleich mih.

29.

Seit mi d' Lieb selbá
So peiningt und neckt,
Hab' ih vor alli
Váliebt'n Respekt.

30.

Was kümmern mih d' Sterndáln,
Was d' Sunn' und dá Mond?
Mi kümmert nur 's Haus,
Wo mein Schatzerl drin wohnt.

31.

Am Sunnta da geh'-n-ih
Drent' umi zu'm Schatz,
Und da braucht halt mein Herzerl
Án'n g'waltingá Platz;

Da hämmert's und hämmert's
Und hupt má-r in d' Höh':
Drum tut's oft áh wieder
Á Wochá lang weh!

32.

Setz' dih zu mir, lieb's Kind!
Liebli kühl wáht dá Wind;
Wann á dá gar z' kühl wáht,
Kumm in mein'n Arm!

's Wedá váwandeln zwar
Kann ih nit ganz und gar,
Abá — was gilt's? — schön ſtád
Wurd' dá doh warm!

33.

's erſti Veigerl brock' ih dir z'Lieb',
Dáß 's dih g'freut, dös is g'wiß;
Ih brockát's áh sunſt nit: —
Weil's erſti grad is!

34.

Für dih tát' ih alles,
Für mih tu'-r-ih nix!
Für dih leid' ih 's Totschlag'n,
Für mih — koani Wichs'!

35.

„Du schlechtá Hállodri,
Dáß 's d' treu bleibst, dös fodr'
ih!“ —
Dáß ih dá treu bin blieb'n,
Steht má-r in'n Augnán
g'schrieb'n!

36.

D' Stirn laßt sich vázieg'n,
Und mi'm Maul laßt sich lüg'n:
Abá wer sih auf d' Aug'n vásteht,
Acht't auf koan G'red'.

37.

Dáß má-r imm'rámal streiten,
Dös macht má koan'n Gram:
Zwá ganz glatti Hölzeln
Halten áh nit fest z'samm.

38.

Sobald ih dih stád küss',
So is's dá nit g'nua;
Sobald ih dih stark küss',
So greinst: „Geh' má zua!“

39.

Ja, d'Mädelsprach' lernt sih
Bei meiná Seel' schwer;
Denn sag'n s': „Geh' má dáni!“
So häßt's: „Kumm nur her!“

40.

Frág' d' Freund' und frág' d'
Fremden,
Frág' d' ágná fünf Sinn',
Und wie kannst denn nur frág'n,
Ob ih gut auf dih bin?

Wann ih „Ja“ sag', so hast ja
Nix Neug's mehr dáfahr'n,
Und wann ih „Nán“ sag', so wáßt ja
Ih will dih nur narr'n!

41.

Geh', woan' nit, wer wáß's,
Is 's am End' áh noh wahr:
Dös unnützi Kränká
Macht zeitli grau's Haar.

42.

Frau Máhm und Herr Vedá,
Red't's zu, so lang 's möcht's;
Ös macht's aus-r-án'm schön'n
Wedá,
Gleihwol koan schlecht's.

43.

Dö Finken hab'n Kröpferln,
Da singen s' dámit:
D' Frau Máhm hat án'n Kropf
gar,
Abá singá kann's nit.

44.

Und dá wampáti Vedá,
Schau, schleimt sih halt noh:
Koan Bär is á nit,
Abá brummá kann á doh.

45.

Ih hab' auf dös G'sindel
Mein Lebta nit zählt:
Dö geb'n uns koan' Windel,
Viel wen'ger á Geld.

46.

Geh', woan' nit, weil's d' arm bist:
Ih bin ja nit reich;
Du g'freuást mih lang nit so,
Wárst d' má nit gleich.

47.

Á Geld braucht nur, wer sunst nix
kann,
Bei mir wár's übáschi:
Denn brauch' ih oan's, so tu'-r-ih
was,
Dázu brauch' ih nit dih!

48.

Kränk' dih z'weg'n dem nit a,
Rot kennt koan' Not:
Weil ih nur s' Háserl hab',
's Gráserl gibt God.

49.

Ja, d' Lieb álloani halt't
Leib und Seel' z'samm,
Ohni dö Lieb' wár' ih
Längst 'm Leb'n gram.

50.

Deini Aug'n sán dáwánt,
Und dein Náserl is rot,
Und is dá gleih all's g'storb'n:
Dö Lieb' is nit tot!

51.

Und so lang d' Lieb' noh lebt,
Und so lang ih mih rühr',
So lang därffst nit bedeln,
Ih steh' dá dáfür!

52.

„Auf was má denn heirat'n?"
Fragt dá g'streng' Herr:
„No, auf d' Lieb und auf's Glück
halt,
Was brauch'n má denn mehr?" —

53.

D' Grundeln im Haltábach
Schwimmt oan's dem andern nach,
Sán voll Vágnügenheit, —
Is dös nit g'scheit?

54.

Hollá, lieb's Derndál,
Guck' eini in'n Bach!
Und mach'n má's den Grundeln
Halt áh dáweil nach!

55.

Ih wissát' uns zwá Ámteln,
Oan's dir und oan's für mih:
Du müassást fleißi Grill'n fangen,
Und Trübsal blasát' — ih.

56.

„Laß's gut sein!" sagt s' oft
Wann s' mih trübsinni find't. —
Ja, wann má nur widá's Pfnoten
Was einnehmá kinnt'!

57.

Im Wald schreit dá Gugá;
Wart', zähl'n má mit!
Längá, wie du mein Schatz,
Leb' ih g'wiß nit.

58.

Kinnt' ih áh längá leb'n,
Hätt' ih nit dih dáneb'n? —
Was ih g'span', was ih g'spür',
Kummt ja von dir!

59.

Wár'n unseri Herzerln
Zwá Glöckerln, dö Freud'! —
Was gáb' dös nit oft
Für á wundáschön's G'läut'!

60.

Und wár dein Herz á Wieg'n, und
mein's
Á Kind, — dös wár' halt rár!
Dá wiegát' ih's tagaus, tagein,
Bis 's nimmá streiti wár'!

61.

Geh' scham' dih nit und bussel' nur,
Drauf steht ja koan Vábot:
Was schnábeln d' weißen Täuberln nit,
Und dená wird koan's rot.

62.

Wie so gut und freundli lacht d' Frau Sunn',
Wie-r-is d' Luft so klar und bláb:
Und mir kummt noh all's weit schöná vor,
Weil ih dih neb'n meiná háb'!

63.

Du, — Derndál, — ih bin's, — hörst! Steh' auf!
D' Sunn' scheint schon, — kumm zu mir:
Eh' ih auf's Feld geh', hätt ih gern
Á Busserl noh von dir!

64.

Wann heunt' mein Herz á Schlösserl wár',
Heunt' lassát' erm koan' Ruh',
Ih' sperrát's auf und lüftát's aus,
Und sperrát's wieder zu.

65.

Ih hab' koan ágn's Häuserl,
Koan Feld und koan' Kuah,
Abá mein bráv's ágn's Derndál,
Und dös is má g'nua.

66.

Koan kloanbánlát's Wurzerl,
Hübsch groß is mein Schatz,
Und doh hat er in mein'm kloan'n
Herzerl án'n Platz.

67.

Dáß ih nit eifern tu',
Dös is ganz kloar;
I gunnat' nur koan'm von dir
Koan Hárl Hoar.

68.

Dá Gánausá gift't sih,
Wann d' Gánserln wer husst:
Und ih sollt' mih nit gift'n,
Wann á-n andrá dih busst?! —

69.

Drei Wochen nach Ostern
Da heirat'n má z'samm,
Schon destweg'n, dáß d' Leuteln
Was z' red'n von uns hab'n.

70.

„Á-n-ewigá Ehr'nta!'
Dös, moanst, wár á Pracht? —
Ih dank' für án'n ewingá,
Der hätt' koan' Nacht.

71.

Moanst g'wiß, du häst má z'viel schon geb'n,
Und ziegst dih destweg'n z'ruck,
Und gunnst an heiling' Zeiten kám
Jetzt oanmal Oan'm án'n Druck?

Glaub' ja dös nit, mein Schatz, und küss'
Und druck' mih müd und matt:
Mein Oad! — in söltán Stuck'n bin
Ih frei á Nimmásatt!

72.

Du willst nit, du magst nit,
Ih kann nix dafür:
Á Dirn bleibt á Mádel,
Dös siecht má-r-an dir!

73.

Dir is mein letzt's Brieferl
Unleserli blieb'n? —
Ja, d' Lieb' kann halt lesen nur,
Was d' Lieb' hat g'schrieb'n!

74.

Dö Lieb' is koan Apfel,
Den má teilt, wie má will;
Der hat schon g'wiß z'weni,
Der moant, er hätt' z'viel.

75.

Wann's d' wieder auf Wiesen gehst,
Laß dein' Lieb' z' Haus,
Sunst fallt's dá beim Mäh'n
Aus'm Mieder heraus.

76.

Im Windthal, auf dá Küahwád',
Wo dá Wind sih so faugt,
Da, hör' ih, kann's d' Lieb' váwäh'n,
Wann má's válangt.

„Nur wann má's válangt,
Denn sunst bleibt's auf ihr'm Fleck,
Und sunst zárrn's wol vier
Pumpfásti Rösserln nit weg."

77.

Eh' dá Schnee weggeht goar
Ändát á d' Farb' bivoar,
Abá dö Treu' várrint,
Ehwenn má sih b'sinnt.

78.

Wann ih denk' an dein' bánfesti
Treu' bis in's Grab,
So greif' ih an'n Kopf, ob ih'n
Richti noh hab'!

79.

Vor'm Haus hat dá Hund g'heult:
Sterb'n muß wer, ganz g'wiß! —
Lieb's, goar so treu's Derndál,
Wann's d' Lieb' nur nit is!

80.

Wann's du erm 's Wassá woaná täst,
Vátrickern müassst' dá Bach:
Denn d' Weiberzächern dauern just
Von Elfi bis z' Mittag!

81.

Drinnád hat s' zärtli tan,
G'jammert und g'röhrt;
Kám war ih draust, hab' ih s'
Pfucház'n g'hört.

82.

Und wann gleih á G'fahr is.
Daß 's Herz dábei bricht,
Wann d' G'schicht ámal wahr is,
So lüg' nit in's G'sicht!

83.

Á hátschátá Spielmann,
Der laßt dá koan' Ruh'? —
Áft spiel' ámal ih, — und er
Tanzt má dazu.

84.

Wann ih den dáwischát',
Der kriegát' koan' Gnad',
I schlagát den krumpen
Schmározer frei grad.

85.

Á Stadtherr hat mit dir fahr'n woll'n?
Wann er's wieder möcht', ruf' mih nur hám:
Wann á goar so á Schneid' auf's Fahr'n hat,
No — ih fahr' halt mit erm um án'n Láhm.

86.

Án'n Badág'sell'n kinnt'st gern
hab'n?
Bedenk' doh dö G'fahr! —
Á so á Balbierá
Laßt koan'm koan gut's Har!

87.

Á Loch kann má flicken,
Abá ganz nimmermehr,
Und á z'rissáni Lieb'
Dö váheilt sich goar schwer!

88.

Wann oan'm a Hemád z'reißt,
Gift't má sih g'nua;
Wann oan'm was d'Lieb' várreißt,
Lacht má dazua.

89.

Z'weg'n we, Derndál, machát's má
Goor á so hoaß?
War eh' ja nit mehr, als á
Weittrieb'ná G'spoaß.

90.

Wie gut als s' má's moant,
Hab ih iezt erst dáfahr'n:
Dáß ih ja nimmer hungri wir',
Laßt s' már án'n — Schmar'n.

91.

Laß' má mein Derndál geh'n,
Kerl, und lauf': —
Wann ih á Kreid'n find', —
Heunt' schreib' ih auf.

92.

Kruzifix! ih möcht' nix,
Als án' eisáni Hand:
Heunt' hau-r-át' ih alli fünf
Finger an d' Wand!

93.

Herrgod! mit Recht
Macht á Jágá sih brád:
Wann er án'n Gift hat,
Váschießt á sein Lád.

94.

Schau, schau, zu-n-án'm Müllner
Bin ih wor'n, wie-r-ih glaub',
Denn mein' Hoffnung is — Wassá,
Mein Glück is — á Staub;

Und um was sih mein G'werb
dráht,
Dös Herz, is — á Stoan! —
Zu-n-án'm Müllner in dá Lieb'
Bin ih wor'n, wie-r-ih moan'!

95.

Du wåßt nit gut's Derndál,
Wárum ih mih zürn'? —
Mein Herz hast á so schon,
Möch'st nit áh mein Hirn?

96.

Glaub' nit, ih thu' woaná!
Mih druckt's nur im Hals,
Ih hab' nur mein Tüchel
Z' fest um, dös is all's.

97.

Glaub' ja nit, ih wagel',
Und kann nit recht steh'n;
Mih lass'n nur d' Hean'raug'n
Nit ordátli geh'n.

98.

Glaub' ja nit, 's Vánandágeh'n
Greist oan'n so an: —
Jetzt geh'-n-ih in's Wirtshäus'l
Und trink' má-r-án'n Mann!

99.

Jetzt bleib' ih im Wirtshäus'l
Und schwámmel' áft z' Haus;
Vielleicht schlaf' ih d' Lieb'
Mit'm Räuscherl z'gleich aus!

100.

So wird má von dá Lieb' betrog'n,
So wird dá Mensch vákennt,
Und mit dá Lieb' hat — dös is klar —
's váliebti Zeug á--nEnd'.

II. 's zweiti Hundát.

(Ländlig's.)

In's Freii, ös Leuteln,
Im Frei'n da is's schön,
Da wird eng schon 's Pfnoten
Und 's Brodeln vágeh'n!

Tut's Küah' treib'n mi'm Haltá,
Mi'm Jágá tut's jag'n,
Und 'n Schiffmann um 's Wásserl
Und 's Windfeiern frag'n.

D' Welt müßt's eng fein anschau'n,
Um's Derndál fein werb'n,
Und — wo zwá Váliebti sán,
Macht's nit z'viel Lärm.

Auf dá Wies'n.

1.

In d' Lüft' g'hört á Vögerl,
In 'n Bach g'hört á Fisch,
Und dá Mensch g'hört in's Freii,
Da wird er erst frisch.

2.

Wann á Prinz sagát': „Tausch'n má!"
Ih b'sinnát' mih schier:
Ih wåß, was ih bin,
Abá nit, was ih wir'!

3.

Wo's Erdreich nit hart is,
Siecht má 's höchsti Gras steh'n,
Und wann's Herzerl recht zart is,
Wachst d' Lieb' erst recht schön.

4.

Schau, d' Himmelschlüsserln sperr'n schon auf
Fur'n goldná Sunnáschein,
Dös mirk'n gleih d' kloan'n Glöckerln áh,
Und läut'n 'n Auswärts ein.

5.

Im Auswärts is's lusti,
Im Auswärts is's gut;
Da hat d' Welt á grean's Kload
Und án'n himmelblab'n Hut.

6.

Schau, d' Sunn' is so freundli,
D' Welt is so g'ring, [Kind,
Und sei du doh nit trutziger,
Als á-n-iard's Ding.

7.

Und g'lust't dih just 's Busseln
Lass'n má's halt weg; [nit,
Aber mach' doh dein Maul auf,
Und dudel' án'n Fleck.

8.

Ja, dudeln má! 's Dudeln
G'hört áh mit zu'm Leb'n:
Es kinnt' gar koan pássádás
Bild dáfur geb'n.

9.

Bald hoch und bald niedá,
Bald schleuni, bald stád,
Bald hell und bald krieglát,
Bald grad, bald vádráht.

10.

Und moant má, má wár' ietzt
An'n Tákt ámal g'wöhnt,
So geht Oan'm der Ath'n aus,
Und 's Lied hat á-n-End'.

11.

Wie schön heunt' d' Luft láchelt,
Dö blabi, reini;
Heunt' siecht má-r 'm Himmel
In d' Augerln eini.

12.

Wann d' Welt heunt' á Bürscherl
Oder á Dirn, [wár',
Heunt' halsát' ih's, bis á mih
Nimmá kinnt' rühr'n.

13.

In'n Wald schreit mein Derndál:
„Sag', mag mih mein Bui?" —
Dá Wald hat's dáraten,
Und antwurt't ihr: „Ui!"

14.

In'n Wald schreit mein Derndál:
„Sag', mag mih mein Bui?" —
Dá Wald kann französisch,
Und antwurt't ihr: „Wui!"

15.

D' Berg' hab'n koan' Lumpel nit,
D' Berg' hab'n koan' Herz:
Gleihwöhlst dáwiedán s' oan'm
D' Freud' und 'n Schmerz.

D' Leut' hab'n á Lumpel
Und d' Leut' hab'n á Herz:
Gleihwöhlst dáwiedán s'
Koan' Freud' und koan'n Schmerz.

16.

Drobmád auf der Alm da läuten s',
Drunt' im Tal is's mäuserlstill. —
Is's drunt' still, weil s' drobmád läuten?
Läuten s' drobmád, weil's drunt' still?

17.

Wann s' drobmád so läuten,
Wann's drunt' á so still is,
Da wird má so schwár,
Dáß má 's Herzerl z'viel is.

18.

Da blüht á schön's Veigerl,
Und gleih dáneb'n noh oan's:
Entwedá brock' alli zwá,
Odá gar koan's!

19.

Herent' is mein Acká,
Mein Häuserl is drent': —
Und ih möcht' was, lieb's Derndál,
Mir wássern dö Zähnt.

Und du wáßt, was ich möcht',
Und du kennst mein Gebitt,
Abá wann's d' má's nit so váspríchst, —
Sag'n tu'-r-ih's nit.

20.

Juheissá, mein Schatzerl,
Geh', dudel' und lach'!
Für d' lustingá Leut'
Gibt's án' oanzigi Sprach':

Gibt's án oanzig's kloan's Wörtel,
Und dös háßt: „Juhe!"
Und án'oanzigi Ausnahm',
Und dö háßt: „Auweh!"

21.

Is 's nit, wann durch d' Berg'
D' Luft füráblickt. [so klar
Als wár'n s' von Papier
Und an'n Himmel anbickt?

22.

Is dös á Hitz' heunt'!
Ih sag's ja, mih hat's: —
An'm Kopf brennt mih d' Sunn',
Und auf's Herzerl mein Schatz!

23.

Bua! 's zieg'n sich Wolkná z'samm:
Wer'n gleih á Wedá hab'n. —
„Dirn! laß's nur geh'n, — u mein!
Dös wird nit 's letzti sein!"

24.

Wann's regn't, so wird's naß,
Und so is 's halt ámal:
Und wann má váliebt is,
So hat má sein' Qual!

Fur án'n Jágá.

25.

Hätt' ih á schön's Büchserl,
Mit Lieb' ladát' ih's,
Und zielát' auf's Derndál,
Dös treffát' ih g'wiß.

26.

Und wann ih's nit treffát',
Schon 's Sträffen wár' gnua:
Wen d' Lieb' ámal g'stráfft hat,
Mit dem is 's áh zua.

27.

Hab' á Háserl woll'n schießá,
Hab' an's Derndál denká müassá,
War auf ánmal mein Pulvá naß,
Ih wáß nit, von was!

28.

Á Schütz, wie má'n suachá muß,
Der bin schon ih;
Ih leg' auf mein Derndál an,
Schieß' und triff' — mih!

29.

Wár' d' Gred'l
Á Reh'l,
Und 's Bürsch'l
Á Hirsch'l, —
Da wár' wol dá ganzi Wald
Voll Hirsch„áln bald.

30.

Á Büchserl an'm Rucken,
Án 'n Gámsbart an'm Hut
Und á Derndál im Herzen,
Dös macht oan'm schon Mut.

31.

Und kimát' dá Teuxel
Heunt' selbst auf mih an,
Ih pelzát 'n z'samm,
Wie-r-án'n alten Fasan.

32.

Und kimát' mein Derndál,
Ih náhm's umá 'n Hals:
Und mir fehlát' nix mehr,
Aber ih fehlát' all's.

33.

Á Schütz, der váliebt is,
No, der trifft schon was:
Der schießt auf-r-án'n Gásbock,
Und moant, 's wár' á Haas.

34.

Dáß á Jágá á Blei hab'n muß,
Dös is ganz g'wiß;
Abá nit in dá Taschen,
In'n Füßen hab' ih's.

35.

Kind dáß ih oft G'sichtá schneid',
Is, was dih quält? —
Wann á Jágá koan'n Schuß nit hätt',
Dös wár ja g'fehlt!

36.

Es is ganz was Ágn's,
Wann má d' Berg alli kennt,
Und án'n iard'n gleih lüfti
Bei'm Spitznamá nennt.

Má-r-is nachá nindáscht
Án oanschichtigá Mann: —
Und es gibt doh koan' rechti Freud'
Ohni án'n G'spann.

37.

Wann má-r aufwachst, wann má groß wird
Mit dö Bámer im Wald,
Nachá g'wöhnt má s' und kennt má s'
Und liebt má s' áh halt.

Nachá ziemt oan'm, sö hätt'n
Á Herz und á G'fühl,
Und es wissát' á-n iardá
Recht gut, was á will.

Drum beudl' ih án'n Ast oft,
Und moan', 's is á Hand, —
Und red' mit-r-an'm Bám oft,
Als hätt' á Váſtand.

38.

Wann der Bám á Zungen hätt'
Der kinnt' oan'm was sag'n;
's ganzi Ort gáng', moan' ih, her,
Daß 's 'n kinnt' befrag'n.

Ja, er brauchát' gar koan' Sprach',
Därffát', wann má 'n fragt,
Nur sich beudl'n odá bieg'n,
Und 's wár' áh was g'sagt.

39.

Wie dort dös Ast bog'n is,
Just, wann má's betracht't,
Als wár's für dö Spitzbub'n
Zu'm Aufhenká g'macht.

40.

G'horschamá Derná! henkát' má
Da alli Spitzbub'n her:
Koan Bám im ganzen Sprengel tát'
Mehr Früchteln trag'n, wie der!

41.

Wann ih nit wissát', Hund, dáß d' nur
Á Hund bist und nit mehr,
Ih schwörát' drauf, du wár'st á Mensch,
Hä'st G'fühl für Treu' und Ehr'.

Und wár' von mann'gs án'm Menschen nit
Á so á g'waltig's G'schrá,
Ih moanát', 's wár' á Hund, und noh
Á recht zaunfalscher áh.

42.

Heunt' bin ih halt fuchti,
Heunt' bin halt schiach,
Und heunt' pelz' ih allás z'samm,
Was ih nur kriag'.

43.

Du dalkáti Letfeig'n!
Därfst nit dákemá,
Tu'-r-ih gleih mein scharfg'laden's
Büchserl nehmá.

44.

Á Jágá, wie-r-ih bin,
Schießt unvádrossá,
Abá so án'n Bock hab' ih
Noh nie nit g'schossá.

45.

Á Waldhorn, was hallt,
Und á Büchserl, was knallt,
Und á Schatz, der van'n g'freut,
Sánt án'm Jágá sein' Schneid'!

46.

Ohne Waldhorn is's trauri,
Ohni Büchserl is's lár,
Und ohni Schatz wird van'm 's Herz
In der Oanschicht so schwár.

A Jágá is treuá,
Wie-r-án andárá Bua;
Sein Umgang sán d' Bám',
Und sein' G'sellschaft is — d' Ruah'.

47.

Und möcht'-r áh gern hoffen,
Da hofft sih nit viel, —
Da muß á wol gut tun,
Áh wann á nit will.

48.

Destweg'n is á Jágá
Dá treuásti Bua; —
Abá glaub' má's, mein Derndál,
Er kann nix dáfur.

Ja, er kann nix dáfur,
's is schon so sein' Nátur,
Und wann's nit á so wár',
Wurd' erm 's So sein halt schwár.

Fur án'n Schiffmann.

49.

Geht's, tut's eng auf d' Rudá
Recht auffiláhná;
S' is gar á zách's Ludá
Dö alti Dáná!

50.

Bald is s' wiedá gách,
Und bald ziegt s' wieder aus,
Als treibát s' á Widáwill'n
Z'weitest von z' Haus.

51.

Bald láft s' wie-r-á Bánd'l
Auf-r-án'm schön'n, grasgrean'n
G'wánd'l,
So rán durch's schöni greani
Östreichá-Landl!

52.

Wie d' Bám an-r-án'm Floß,
So sán d' Leut' auf dá Welt:
Wann's z'sammhalten, tut's ás,
Wann's auslassá-r-is's g'fehlt.

53.

Was ih schon für Leut' hab'
Auf Wean abibracht!
Hätt' ih so viel Talá,
Mein Glück dös wár g'macht.
Und wár'n dö Fisch' alli,
Dö auf mein'm Schiff war'n,
Da drunt' in dá Dáná,
Ih tát' nimmá fahr'n;
Da wurd' ih á Fischá,
Und nehmat' á Wei,
Und da treibát'n má d' prächtigsti
Stockfischerei!

54.

Jetzt is 's übástanden,
Jetzt lenk'n má stád ein;
Übá's Wassá sán má kemá,
Jetzt geh'n má r-übá'n Wein.

55.

Jetzt leg'n má-r-uns schlafsá,
Jetzt geht's schön stád fort,
Jetzt gibt's mehr au'm ganzen Weg
Koan g'fährlig's Ort.
Voran halt't uns 's Ruder
Und 's Wasserl vom Grund,
Und drobmad dá Himmel —
Jetzt, Manná, schlaft's g'sund!

56.

Wie d' Schiff' nach-r-ánander
Am Ufer dástengá, —
Dö Dáná g'längt übrá,
Kann s' nit dág'längá.

57.

An dö Rudá nascht 's Wásserl
Und sürfelt im Still'n,
Und d' Fischerln tán drunt'
Mit dö Fádná sih spiel'n.

58.

Tauch' an, tauch' an,
Mein liebá Schiffmann!
Nit im Schiff, nit au'm Wassá
Auf koan'm Anufá-Platz,
Auf koaner Au, auf koan'm Hausen,—
In dá Stadt is mein Schatz.
Is drinnád im Dernst,
Und schau! wann's d' mih nit
hearuzst,
So mach', dás ih abiflieg',
Und daß ih'n siech'.

59.

Denn seg'n, Schiffmann, muß ih'n,
Sunst halt' ih's nit aus;
Aft'n nihm' ih án'n Landkutscher,
Und führ' má'n z' Haus.

60.

Má moant, es gáng' 's Ufer
Und 's Schiff bleibát' steh'n:
So wird á Dirn älter,
Und dá Bua der bleibt schön.

61.

Á Zill'n und á Rudá, —
G'spreitzt's Derndál, trau' nit!
Á Schiffmann kummt weiter,
Als d' denkást, damit.

62.

Dö Well'n machen Grüberln,
Und 's Wassá tut blüah'n: —
's braucht wiedá sein Opfer,
Ih wir' mih nit irr'n!

63.

Kind, wann's du má falsch wirst,
Án'n Ausweg hab' ih:
Ih g'läng' mit dá Hand
In mein' Freiheit abi.

64.

Mein' Freiheit is 's Wasser,
Und 's Wasser is gut:
Dös kühlt schon á wengerl
Á hoaß abrennt's Blut.

65.

Aber nán, Kind, ih fürcht' nit,
Dáß ih so für dih stirb':
Dein' Treu is mein Anká,
Mein Faden — dein' Lieb'.

66.

Und d' Heirát is's Ufá,
Wo-r-ih anländten tu', —
Und was ih für d' Ladung
Dort einlöſ', — mein Ruh'!

An'm Kirita(g).

67.

Á Sträußerl am Mieder,
Á Máscherl an'm Hut!
Geh', tanz'n má, mein Derndál,
So lang 's ás noh tut.

68.

Wann d' Füß' ámal steif sán,
Und d' Händ' ámal lahm,
Nachá wer'n má zu'm Sitzen
Zeit g'nua übrisch hab'n.

69.

Wann dá Wind wáht, is 's kalt,
Und wann's kalt is, g'rinnt's Blut,
Und da is halt á Tanzerl
Zu'm einhätzen gut.

70.

Hollá, wie's zugeht!
Dös G'stánz und dös G'schrá;
Ja — hätt'n d' Bám Háxná,
Sö tanzát'n áh.

71.

Vier Därm' und zwá Breteln,
Dös z'samm macht á Geig'n,
Und doh kann oan'm ihr Ton so
In's Herz abisteig'n.

Mein' Dirn hat koan' Schönheit,
Koan' Pracht in ihr'n Züg'n,
Und doh is má-r-ihr' Red'
In mein Herz ábigstieg'n!

72.

Wánn oaná nit geigná kann,
Soll á nit scher'n;
Und wer nie nit váliebt war,
Soll mih nit belehr'n!

73.

Ei so tanz' mit-r-án'm andán,
Dáß dá Staub dani fliegt:
Ih wünsch' erm nix Ärger's,
Als dáß á dih kriegt.

74.

Denn, Mádel, wer dih kriegt,
Der is schon betrog'n:
Was d' denkst, — is dástunken,
Was d' plauschst, — is dálog'n.

75.

Was hast má nit g'schwor'n,
Und wie bist nit oft g'rennt,
Und ietzt siech' ih halt doh,
Dáß dein Herz mih nit kennt.

76.

Denn hätt' mih dein Herz kennt,
So gábst má-r-án'n Ruah',
Und tá'st má nit umádum
Allás zu'm Schur.

77.

Da tanzt s' mit'm Michel,
Da sauft s' mit'm Hans,
Und da frißt s' mi'm Váwalter
Á bratáni Gans.

Da schmeichelt s' án'm Stadtherrn,
Als wár' s' leicht sein Wei,
Und scheangelt auf mih z'ruck,
Und hearnzt mi dábei.

78.

An'm vuringá Kirita
Hab'n má-r-uns g'seg'n, —
Da hätt' kinná r-áh wol
Was G'scheidter's noh g'scheg'n.

79.

Vom vuringá Jahr her
War s' koan'n Tag álloan; —
Da hätt' ih áh kinná
Was G'scheidter's noh toan.

80.

Á Roß, was ih fuadá,
Á Kuh, dö ih tränk',
Und á Hund, dem ih mann'gsmal
Á Brát'lbán tchenk':

Dös allás sán Ding',
Dö má doh für oan'n g'winnt;
Abá d' Weibsbildá bleib'n
Á falsch's, undankbar's G'sind.

81.

„Geh', Bua, laß'n má 's Tanzen,
Und schleich'n má-r-uns z' Haus,
Und plausch'n má-r-uns untá
Vier Aug'n ámal aus."

82.

Auf dá Hausbank is's halt
Für án'n Plausch schon viel z'kalt. —
„Im Haus is's war'm gnua,
Geh', und spreitz' dih nit, Bua!"

83.

Das is 's ja stockrab'nfinstá,
Dáß má koan'n Stich nit siecht;
Ih bitt' dih, Schatz, — ih bitt' dih!
„Um was denn?" — Um á — Liecht!

„Á Liecht? — Hätt' g'moant,
was andás!
Zweg'n we denn um á Liecht?" —
No, weil ma-r-in dá Finstá
Dein' Schönheit gar nicht siecht.

„Was willst denn seg'n, du
Schlánkel?
D' Lieb siecht zu koaná Zeit:
Vier Hánderln braucht s', zwá
Göscherln,
Oan Herzerl und á Schneid'."

Á Göscherl, Derndál, hab' ih,
Zwá Hánderln áh — schau her!
D' Schneid' aber is bei'm Teuxel,
Und dös is á Málör!

84.

Jetzt tanz' ih koan'n Schritt mehr,
Kummda ni, mein Schatz;
Dort wáß ih zu'm Busseln
Án'n ung'seg'ná Platz.

85.

Und fürcht' dih nit, Derndál,
Und sorg' dih nit z' viel:
Mit-r-án'm lieb'n, gut'n, treu'n
Herzen
Treibt á brává Bua koan G'spiel.

86.

Mit-r-án'm Herzerl sih spiel'n
Is á stark g'wagtá Schritt:
Má steht wol fur'n Anfang,
Fur's End' aber nit.

87.

Und wer á bráv's Derndál
Um's Herz will betrieg'n,
Den sollt' má ja gleih
Mit-r-án'm Spagát dáwürg'n.

Er nimmt ihr ja allás,
Der schundigi Dieb:
Denn á Derndál hat so nix,
Als 's Herz und als d' Lieb'.

88.

Dá Kirta is gar, d' Hütt'n lár,
Dá Beutel is g'ring dá Kopf schwár:
Geht's, spielt's no án'n Walzá
Mit lustigi Schnalzá;
So jung kum'n má nimmámehr z'samm
Auf's Jahr, wann má Kirita hab'n.

Auf dá Küahwád.

89.

Blas' nur zua,
Haltábua!
's lost nit blos Kalm und Kuah;
Schau nur, dös Derndál durt
Will gar nit furt.

90.

Was stehst denn, Derndál? — Kumm nur
Ih bin koan faulá Bua:
Zu'm Blasen und zu'm Busseln
Hab' ih noh Ath'n g'nua!

91.

Heunt küss' ich mein Derndál,
Heunt' bin ih noh da,
Heunt' springá noh d' Lamperln'
Und morg'n sticht má s' a.

92.

Wo's Küah' gibt, sán Schwámmerln,
Wo's Gras gibt, sán Küah',
Und wo's Buam gibt, sán Derndáln,
Und wo's Derndáln gibt, — mir!

93.

Dáß d' Kuahrl'n disk'rirn toan,
Dös is gár koan' Frag': —
Dös durt sagt zu'm Beispiel,
Dáß 's ás Gras nimmá mag.
Dös drob'n sagt: Steigt's auffá,
Da labt má sih's G'müat;
Dö drunt' sag'n: Mir dank'n,
Jetzt sán má schon z' müad.
Dö oani sagt: Trink'n má,
Und stellt sie zu'm Bach;
Dö andán vástengán s',
Und treppeln ihr nach.
Dö oani sagt: Fress'n má;
Dö andán sag'n: Schön!
Und lass'n koan Stámmerl
Bei'm Erdboden steh'n.
Dá Jodl mi'm Godá,
Steht, ohni si z' rühr'n,
Und denkt si: Mir müaßt's ös
Do alli párirn!

94.

Wie mih dös Kuahrl da
Anschaut so stád
Átt'rát so, als wánn's
Auf was nachdenká tát'.

Ja, wánn dös Kuahrl denká kinnt',
Dös denkát sih schon g'wiß:
Der Bua wár' anderst lieber wo,
Als da, wo-r-á g'rad is.

95.

Was 's Viech für á Leb'n hat!
Es denkt an koan'n Morg'n,
Es därf sih um's Ess'n
Und 's Trink'n nit sorg'n.

Wann's wild is, därf's z'Haus bleib'n,
Wann's schön is, geht's aus;
Z' Mittag, da geht's wieder
Auf á Hauráſtl z'Haus.

Und für all's dös — wie billi?
Bezáhlt's halb und halb
Á paar Emá Milli
Und imm'r-á-mal á Kalb!

96.

Dö Kuah' mit-r-án'm Schnürleib,
Mit-r-án'm Strohhut au'm Kopf,
Mit-r-án'm seidánán Kittel
Und án'm Kraus umá'n Kropf,
Dö schauát' akk'rát
Wie d' Váwalterin aus,
Wann s' g'ſtátzt, wie-r-án Essigkrug,
Dáláhnt vor'm Haus.

97.

Schnalz'n má und blas'n má und dudeln má was,
Trink'n má-r-á Máss'l, — ih zahl's!
Was ih vátrink' und váschnalz' und váblas',
Wünsch ih mein'm Feind nit au'm Hals!

98.

D' Lieb' soll ih aufgeb'n?
Laßt 's má-r-án'n Fried'!
Wann dö Kuah 's Gras nit kennt,
Frißt s' ás áh nit.

99.

Es rauscht was, es kummt was
Váſtohl'n auf mih zua:
Hab' g'moant, 's is mein Derndál,
Dáweil war's á Kuah!

100.

Bim, bim und bám, bám,
Dö Kuahrln zieg'n hám;
Nit zwoa gengán z'gleich,
Tritt á-n-iard's sih sein'n Steig.

So sán d' Menschen akk'rát
Gengán áh á so z' ſtrát;
Kemán gleihwölſt ámal
Wiedá z'samm in oan'm Stall.

III. Wieder á Stuck á Hundát.

(Riedig's und Räudig's.)

Riedig's und Räudig's,
Knopfát's und G'schmeidig's:
's Derndál und 's Wei,
's Weinl dábei,
Allás, was glánzen tut,
Is ja fur d' Flinserln gut!

Widerspruch.

Dá Kren der ziegt Wassá,
Und doh schmeckt á gut:
Und ih kann d' Lieb' nit lassá,
Z'trutz all'm, was s' má tut.

Mit und ohne Liebe.

Was wár' denn am Leb'n,
Wann ih's ohni Lieb' g'nieß'?
Ohni Lieb' wár's krensauer,
Mit dá Lieb' is's methsüß.
Ohni Lieb' is's zaunspeer,
Mit dá Lieb' budámárb;
Mit dá Lieb' is's so freundli,
Ohni Lieb' hat's koan' Farb'.

Vorsatz.

's Váliebtsein is 's Besti!
Geht's schimpft's má nit drauf:
Und chwenn ih nit bret'lrutsch',
Gib' ih's nit auf.

Süß und süßer.

Dö Dirndeln sán süß,
Recht schwárzi, kloani:
Aber weit süßer sán noh
Dö Derndáln, moan' ih.

Per se.

Mein Derndál is saubá,
Hat Augerln, dáß 's blitzt,
Zwá brinnroti Wángerln,
Und á Göscherl, fein g'spitzt.

Und 's Herzerl und 's Herzerl,
Wer kann da noh frag'n? —
Sie is ja aus Östreich:
Mehr brauch' ih nit z' sag'n.

Wunsch.

Mein Derndál wohnt drob' auf der Alm,
Ih wollt', ih wár' lieber á Schwalb'n,
So kinnt ih doh stündli zu-n-ihr auffisflieg'n, —
U mein God! — wár dös á Vágnüg'n!

Ergebung.

Wann's d' z' höchst auf der Alm áh bist,
Mih schreckt koan Ort:
Ein's gehn's steig' ih auffi,
Gleih so mein bin ih dort.

Auftrag.

Kumm her, du lieb's Täuberl,
Was fliegst denn so g'schwind?
Du hast ja koan' Wirtschaft,
Koan Viech und koan G'sind.

Streck' her dein rot's Schnáberl,
Dös Busserl nimm mit,
Und bring's mein'm lieb'n Derndál,
Váloiß's abá nit!

Verlust.

Á Busserl vázetten, —
Mein' Oad! — lieber Wichs'!
Denn is 's ámal anbaut,
Vágüt't oan'm 's halt nix.

Bescheid.

Wann is denn dö Stund',
Wo oan'n 's Küssen recht g'freut?
Ih moanát', zum Busseln
Wár alláweil Zeit.

Brief.

Á Brief is á Pfeil,
Und dö Schrift dös is 's Gift,
Und ietzt fehlt nur dein Herzerl
Als d' Scheib'n, dö er trifft.

Á Brief is á g'spáßigi
Sach', meiná Treu!
Herzerln vátragt er,
Und g'spürt nix dábei.

Richtschnur.

Wann oaná nur dö Geg'nd gut wáß,
Soll's Nacht sein, so viel's mag:
Er kennt sih derntweg'n doh gut aus,
Wie bei'm helllichten Tag.

Und wann mein Schatz áh G'sichtá schneid't,
Ih mach' má doh nix draus:
Ih such' nur, wo erm 's Herzerl schlagt,
Aft kenn' ih mih schon aus.

Wette.

Ih hab' ámal g'wett't
Mit-r-án'm Buab'n, der was kennt,
Dáß mir d' Lieb schon sichá
Mein Herz nit vábrennt.

Ih sag' eng's, ih sag' eng's,
Dö Wett dö war öd:
Der Bua der hat zágt,
Dáß á 's Handwerk vásteht.

Bedingung.

Á Brot muß ih hab'n,
Und á Geld muß ih krieg'n,
Denn á hungrigi Lieb'
Is á dalkát's Vágnüg'n.

Heilmittel.

Was los'st denn, lieb's Derndál,
Was bist denn so still?
Was d' hämmerln und hámmerln hörst,
Dös is koan' Mühl'.

Was d' klippen und klappen hörst,
Drescher sán's nit,
Mein Herzerl is 's, glaub' má's,
Dös laßt má koan'n Fried'.

Bei'm Tag gibt's koan' Ruh',
Bei dá Nacht weckt's mih auf;
Und gibst má koan Pflásterl nit,
Geh'-n-ih noh drauf.

Á Pflásterl so rot,
Und á Pflásterl so fein,
Und á Busserl, dös mirk' dá,
Muß aufg'stri chá sein.

Der Nachtwächter.

Á Nachtwachtá bin ih
Mit Spies und Látern',
Und schau', dáß nit d' Stádeln
Und d' Stáll' brinnád wer'n.

Abá d' Augerln und d' Herzerln
G'hör'n nit in mein Fach:
Drum brinnt's, eh' má's g'spannt,
Áh oft aussá bei'm Dach.

Schlusz.

Wo's Wassá recht mollát is,
Wo's Grüberln macht,
Da is 's grad an'm tiefsten,
Da nimm dih in acht.

So is 's mit dö Derndáln áh;
Is oan's recht lind,
Und hat's Grüberln in dö Wángerln,
So is 's g'wiß á schlimm's Kind.

Gleichnis.

Schau, d' schwiarzást'n Kerschen
Dág'längt má fast nie,
Und á bráv's Derndál z'fangá,
Dös kost't halt á Müah'.

Bescheidenheit.

D' Erdäpfeln hab'n 's G'nießbari
Untá der Erd':
Ákk'rát so vásteckt
Á bráv's Derndál sein'n Wert.

Ausforschung.

Du spikst auf án'n andán,
Lieb's Derndál, b'steh's ein:
Ih hab' da mein' Práxi,
's wird schier so was sein.

Vergleiche.

Ja freili wol, ih bin ja
Koan Stadtherr und koan Prinz,
Und so á Dirn, wie du bist,
Dö sucht sih s' nur, und — find't s'.

Ih hab' — ih b'steh's ja — freili
Koan Fráckerl vollá Schnür',
Koan' gágelbámáni Hosen,
Koan Keden bis auf d' Knie';

Koan' Uhr im Westitáschel,
Damit s' 'n Leuten sagt,
Daß auf dá linken Seiten
Oan'm gleihwol doh was schlágt.

Widerlegung.

„Er hat dih nit lassen,
Sunst wár'st erm dávon?" —
Dös is á pur's Blicktri,
Dös kenná má schon.

Wann 's Derndál á Stimm' hat,
Und 's Zimmer á Tür',
So tut ihr koan Teuxel nix:
Ih wáß 's von — mir.

Gleichgültigkeit.

Wann sih oan's d' Har' vábrennt,
Schrei'n s' umádum;
Wann sih oan's 's Herz vábrennt,
Schert sih koan's drum.

Mädchensinn.

Was soll ih nur lassá,
Was soll ih nur treib'n,
Ih mag nit recht furtgeh'n,
Ih mag nit recht bleib'n.

Ákk'rát, wie-r-á Weinfalter
Hat s' mih betrog'n:
Noh gestern is s' krochá,
Und heunt' is s' schon g'flog'n.

So sán halt dö Derndáln;
Zum g'spásseln geht's mit,
Aber halt auf dö Dauer
Da tut 's ás schon nit.

Da halt' ih weit ehudá
Á Fischerl im Bach,
Als á Derndál, was sicher is,
Daß' s dá Bua mag.

Rückkehr.

Kummst má schon ang'stochá?
Wart' nur á Weil';
Für á glatt's G'sicht
Is má 's Herzerl nit feil.

Bráv mußt sein, treu mußt sein,
Wann's d' má willst g'fall'n:
Wollt' ih á Larv'n bloß,
Ließ' ih má's mal'n.

Vorzug.

A treu's Herz is weit schöná,
Dernd'l, dös kannst má glaub'n,
Als 's hübscháfti G'sicht
In dá säubrást'n Haub'n.

Tausch.

Zu'm Derndál bin ih gangá,
Zu'm Derndál hat's mih g'freut.
Und zu'm Derndál geh-n-ih nimmer,
Ih hab' ietzt koan' Zeit.

Hab' á-n-andás schön's Schatzerl,
Gar lieb und gar schlank,
Án'n Leib hat's rundlát,
Án'n Hals hat's so rank.

Koan G'sicht hat's zwar freili nit,
Aber was schad't's?
's is weit bessá koan's,
Als á falsch's, wie-r-á Katz.

Und allás, was 's aussábringt,
Is süß, — u mein!
Ja, 's Schatzerl, was ih ietzt hals',
Is — 's Fláscherl Wein.

Nachteil.

's Weinl im Fláscherl is gut,
's rinnt oan'm so liebli durch's Blut;
Aber mi'm Busseln is 's doh halt, — mein Eid! —
Noh á weit größári Freud'!

Is 's Fláscherl noh so voll Wein,
Ánmahl wird's austrunká sein;
Aber á Göscherl, 's kloanwinzigsti nur,
Ausz'bussen: — dös wár' á Tur.

Zug des Herzens.

Und so hárb, als ih bin,
Váred'n mag ih 's nit;
Wer oanmahl váliebt war,
Dem laßt's halt koan'n Fried'.

Und wer dih halsen laßt,
Is dih nit wert,
Haut á nit ietzt mih gleih
Sieb'nmáhl um d' Erdt.

Warnung.

Dernd'l, spreitz' dih nit so,
Aus 'm Troad wird á Stroh,
Aus dö Bleameln á Heu,
Nur vier Wochá-r-is Mai.

Nur vier Wochá-r-is Mai:
Wie g'schwind sán s' vábei;
Hat d'Schönheit án End',
Nachá schau', wer dih kennt!

Ausstellung.

Dö Bám' sán noh grean,
Und d' Sunn' scheint so fein,
Dá Wind aber tränkt oan'm
'n Herbist schon ein!

Derndál, du bist recht fein,
Sauber in all'm,
Abá dáß d' so kalt reden tust,
Dös will má nit g'fall'n.

Ausflucht.

Derndál, wer kánn dáfur,
Dáß d' má so g'fallst?
Der müßt á Lölláps sein,
Der dih nit halst.

Verwendung.

Schau, Kerl, zürn' mih nit,
Sing' mih nit an,
Was oan'm nit 's Herz abdruckt,
Hab' ih ja tan.

G'rennt bin ih, ang'halt'n
Háb' ih für dih; —
's Derndál, schau, mag dih nit,
's Derndál will — mih.

Zusammenhang.

Stopf' má-r-á Pfeiferl,
Und zünd' má 's an,
Daß ih mein Herzload
Váraucká kann.

Du hast má 's Herz vábrennt,
V'steh's nur ein,
Und da, wo's brennt,
Muß á Rauck'n sein.

Leichter Sinn.

Ih bin á jung's Derndál,
Ih frag' nix um d' Welt,
Und á Herzload is 's oanzigi,
Was má noh fehlt.

Was kinnt' má nur ageh'n,
Was kinnt' má nur fehl'n,
Ih müßt' má nur Grill'n
In dá Stadt drinnád stehl'n.

Solang ih dáhoam bin,
Solang g'hör ih mein,
Und wann ih án'n Bub'n krieg',
Nachá g'hör' ih halt sein.

Nachá g'hör' ih halt sein,
Nachá geht mih nix an:
Zweg'n we denn áh nähm' sih
Á Derndál án'n Mann?

Anträge.

Grasen will ih geh'n,
Fuadán will ih geh'n,
Kindá will ih krieg'n,
Kindá will ih wieg'n,
Aber um 's G'schäft vom Mann
Nim' ih mih nit an.

Wahl.

Und wann ih schon án'n Schatz möcht',
Müßt' ih án'n Schneidá hab'n:
Denn wenn da d' Lieb' áh z'reissát',
Er flickát s' wieder z' samm.

Gewinn.

Jetzt hab' ih á Wei,
Und ih bin áh recht froh,
Denn, mein God! in d' Läng'
Tát's ás doh nit á so.

Hab' án'n Dicksched'l g'habt,
's Wei hat má 'n brochá;
Hab' mein Geld'l vázett't,
's Wei hat's gleih g'rochá.

Änderung.

Als Bua, non da war ih
Á rechtá Rámsámperl;
Jetzt bin ih so frumm,
Wie-r-á Budálámperl.

Trost.

Da drobmád au'm Bergerl
Da sitzt á kloan's Kind:
Sei Muadá is scheanglád,
Sein Vadá is blind.

Und 's Kinderl is so
Á bágschierlichá Schatz,
Koan Tüpferl, koan Stäuberl,
Koan Unáderl hat's. —

Mein Weiberl is sauber
Und ih bin nit schiach; —
Möcht' wissen, was ih
Für á Kind ánmáhl krieg'.

Trennung.

Von z' Haus so lang wegáz'sein,
Is dös was wild's!
Mir beißt's völli 's Herz a,
Mir frißt's völli d' Milz.

Ja, Weiberl, wann's du mitwár'st,
Aft wár's á Freud':
Aber so hat's zum Lustisein
Schon á Weil' Zeit.

Dauer.

Oan' Nacht bin i weg erst,
Und mir is so schwár,
Als wann's schon neun' Täg'
Und án' Ewigkeit wär'.

Würze.

Ih hab' á gut's Weinl,
Ih hab' á gut's Brot;
Hab' einwendi, hab' auswendi
Koan Kreuz und koan Not.

Aber 's Essen und 's Trinken
Und 's Geld is nit g'nua:
'n Gustá, den macht má-r-erst
's Weiberl dázua.

Anbot.

's Wei hab' ih g'nummá,
's Geld is váhaut!
Will oaná heirat'n?
Ih wüßt á Braut.

Genügsamkeit.

Dáß i koan'n Schatz nit hab',
Dös wundát d' Leut':
Wann ih áh gern oan'n hätt',
Ih hab' koan' Zeit.

Ehwenn's noh recht gráwelt,
Háßt's: „Hánsel, steh' auf;
Treib' d' Kuahrl'n auf d' Almá,
Sö wart'n schon drauf!“

Und drob'n auf der Alm,
Non, da hätt' ih wol Zeit;
Aber 's Dudeln is áh just
Koan' dalkáti Freud'.

Jägerlust.

Heunt' schieß' ih nit, heunt' laß' ih
All'm Wild án'n Fried';
Und wann's má-r-auf d' Nasen steigt,
Heunt' g'spür' ih's nit.

Heunt' hat mih mein Derndál bußt,
Heunt' gib' ih's hoch:
Heunt' habt's engán Feita,
Ös Hirscháln, seid's froh!

Ersparnis.

Zur Weinles' da lad't's eng
Hübsch Stadtleut' nur ein:
Denn fressen s' eng d' Weinbá,
So brauchán s' koan'n Wein.

Schwer und leicht.

Ehwenn der Weinstock g'haut wird,
Ehwenn á kimmt in d' Blüh',
Ehwenn dran d' Beerl'n rund wer'n,
Was braucht dös für á Müh!

Wie bet't má, dáß koan Reif kimmt,
Und dáß koan Schauá fallt;
Ja herg'stellt wird á mühsam,
Vásoffá-r-is á bald.

Schenkenfleiß.

Krüg'l abi, Krüg'l auffi,
Wein'l eini in's Mál;
Zum Einschenken und Austrinken
Bin ih nit z' fál!

Vielfältige Bewegung.

Gangá bin ih in'n Kellá,
G'stand'n bin ih bei'm Faß;
G'hockerlt bin ih neb'n 'n Gantá
Toarkelt bin ih mi'm Glas.

G'fall'n bin ih bei dá Tür drobmád,
Kugelt bin ih übá d' Stieg'n;
G'leg'n bin ih drunt' im Kellá wiedá,
Auffi hab'n s' mih müss'n zieg'n.

Ausrede.

An'm Berg liegt dá Nebel,
Im Tal kummt á z'samm,
Und zweg'n we sollt denn ih just
Koan'n Nebel nit hab'n?

Der Zithernschläger.

Zidán schlag'n, dös is
Mein' oanzigi Freud'!
Hollá! dös hebt oan'm d' Füß',
Dös macht á Schneid'!

Wann má mi'm Dám aufdruckt,
Zidát dá Ton:
Dös geht in's tieffti March,
's is á Pássion!

D' Mádeln schau'n käwi drein,
D' Alten schau'n weg;
Zidán schlag'n, Zidán schlag'n,
Wann s' nit gleih „Ja" woll'n sag'n,
Zidán schlag'n, Zidán schlag'n —
Aft geht's vom Fleck.

Spielmannslust.

Á lustigá Spielmann sein,
Is á schön's Brot;
Wann's oan'm nit z'sammgeht,
Vágeign't má sein' Not.

Wann má-r-áft sammeln geht,
Und 's fallt was aus:
Bringt má-r-á Geld, so z'ság'n,
Spielád in's Haus.

Wár'n's áh zwölf Kreuzá nur,
Ih lach' dázua:
Für á Maß Heuringá
Is 's gleihwol g'nua.

Abhilfe.

Dös Unglück! koan' Gans heunt',
Und is doh Mártini! —
D' Frau Máhm' kinnt' uns helfá!
Sag s' nur: „Da bin ih!"

Schneescheuche.

Herunt' is 's noh warm und grean,
Wo-n-ih nur geh';
Aber drob'n auf der Alm
Liegt schon schnachhochá Schnee.

Auf der Alm liegt á gut,
Wann er uns nur nix tut!
Schreit's nur und dudelt's laut,
Dáß á nit her sih traut.

Lebesinn.

Mocken und Bocken
Bringt oan'm koan Glück;
Kummt áh á Brocken,
Ih denk' halt: „Schlick'!"

Hánti und gránti
Macht oan'n nit fett:
Allás geht eini,
Wann máh sih nöt't.

Verlust.

Schau nur, wie's Schneeberl
An d' Fensterscheib'n rauscht,
Und horch' nur, wie 's Feuerl
Im Ofen drinn plauscht.

Was plauscht denn im Feuerl,
Was grant in dá Glut?
Mir ziemt, 's is mein ágná
Kreuzlusti gá Mut.

Mein Mut is vábrunná,
Mein' Freud is váwáht,
Und mein mutwillig's Herzerl
Vábráselt sih stád.

Vor der Dorfkirche.

Am Kirchtor da hat mih
Mein Muadá-r-oft g'stillt;
Zwoa Birnbám' vur'm Pfarrhof,
Da hab'n má-r-uns g'spielt;

Á Turn, auf dem hab'n s' má
Mein 'm Vadán ausg'läut't;
Á Kreuz, um was d' Herrschaft
Mein' Muadá beneid't;

Á Platz in dá Mitten
Für mih nach dá Hand,
Und so hab' ih halt, was ih brauch',
Allás beinand.

Offenheit.

Án Östreichá red't, wie-r-á 's
Einwendi denkt,
Und d' Wahrheit dö hat á
Koan'm Menschen noh g'schenkt.

Ermunterung.

D' Wachteln dö schlag'n vur'm
Schnid:
„Quá quá wá, find'st mih nit!"
Js aber 's Feld ag'máht,
Nachá san s' stád.

Weil má halt jung sán noh,
Schrei'n má-r-und sán má
froh;
Js ánmahl d' Jug'nd váwáht,
Wer'n má so stád.

In der Fremde.

Blab is da Himmel da,
Grean is da d' Au;
Abá geg'n mein lieb's Östreich
Js 's doh koan kühl's Tau.

Irrung.

Also dös is dá Koasá?
Dös hätt' ih nit g'moant:
Hab' glaubt, 's is mein Vadá,
Hätt' bald án'n Fleck g'woant.

Unterschied.

Wann má-r-'n Amtmann grüßt,
Steift á sein'n Kropf;
Wann má-r-'n Koasá grüßt,
Nickt á mi'm Kopf.

Empfang.

Heunt' kummt unser Amtmann
Mit seiná Mádám!
Malt's d' Hüttná mit Stritzelgelb,
D' Fenster mit Láhm.

Macht's Musi mi'm Schürhag'n,
Laßt's d' Schwein' aus'm Stall;
Denn wann's nit stád abágäng',
Hätt' er á Gall'.

Er is gar á brává Mann,
Deckt uns fein zua,
Und sidá má'n dadá hab'n,
Hab'n má-r-erst g'nua.

Zum Neujahr.

Zweg'n we denn á neug's Jahr,
Was wár' denn dran neuch?
An Glück wár'n má-r-eh' ja
Jm alten schon reich.

Was Alt's is dá Frieden,
Was will má denn mehr?
Da Koasá war áh da,
Dá seel'nguti Herr.

Was Alt's is dö Treu',
Und dá Sinn vollá V'stand,
Und was Alt's is dös godg'seg'nti,
Prächtigi Land.

Drum wüßt' ih mein'n Glück-
wunsch
Nit höchá mehr z'treib'n,
Als: dáß 's möcht' bei'm Alten
Jm neuch'n Jahr bleib'n!

IV. — und noh á Stuck á Hundát.

(B'schád=Essen.)

Mi'm G'säus hat's á-n-End',
Und mi'm G'stánz da is 's aus,
Und da gib' ih eng d' Resteln
Als B'schád=Essen z' Haus.

Mahnung.

Um Márie=Geburt
Da zieg'n dö Schwalb'n furt;
Und aft is schon auf d' Wintászeit
Á nimmá weit.

Und d' Liedeln wer'n rár,
Und 's Herzerl wird stár;
Mir scheint halt, auf d' Wintászeit
Is's nimmá weit.

Abstand.

Ánmahl hab' ih Lied'ln g'habt
Mehrás, als g'nua,
Und ietzt gengán s' má nachánand
Stád in Váluar.

Ánmahl hab' ih Talá g'habt
Und Gulden áh,
Und ietzt hab' ih koan Kreuzá mehr, —
Und Schulden áh.

Veränderung.

Ánmahl da war's lusti,
Ánmahl da war's gut,
Und ih wáß nit, was 's is,
Dáß ás nimmá so tut!

Im Summer is 's warm,
Und im Winter is 's kalt,
Und d' Jahrl'n várauschen,
Und 's Herzerl wird alt.

Ih bin noh nit alt,
Aber áh nimma jung,
Und 's is z'fruah zu-n'-án'm Pássá,
Und z' spat zu-n-án'm Sprung.

Verlust.

Dáß ih was válur'n hab', —
Mein! — dös wáß ih g'wiß,
Und ih wollt 's áh noh finden,
Wann ih wissát', wo's is.

Verdruß.

Mir is was über's Leberl g'fahr'n,
Bald is má kalt, bald háß: —
Ih halt' mih selber für án'n Narr'n,
Dös is dá ganzi G'spáß.

Ähnlichkeit.

Gebor'n wer'n, — du lustiges Elend!
Und sterb'n — o du traurig's Vágnüg'n:
Dö Wieg'n is án' umkehrti Truchel,
Dö Truchel án' umkehrti Wieg'n!

Übersiedlung.

Wo wohnt denn dö Freud',
Und wer hat má s' váführt?
Schau, — fert'n hat s' noh
In mein'm Herzerl g'loschirt.

Ih frag' und ih such',
Und ih find' s' nimmámehr;
Sie is má halt auszog'n,
Und 's Kámmerl is leer.

Ih moan' halt, bei dir is s':
Wo sollt s' denn sunst sein?
Geh', schick s' zu mir übrá,
Leicht ziegt s' wieder ein.

Maas.

Á zwickelhart's Holz
Is nit lusti zu'm z'klieb'n;
Und á zwickelhart's Herz
Is nit lusti zu'm lieb'n.

Und á bröselmarb's Herzerl
Vábröselt sih bald:
Á bisserl á Nachgeb'n,
Á bisserl á G'walt.

Gefahr.

Dein' Hand hat fünf Finger,
Und ih hab' fünf Sinn',
Und án'n Sinn für án'n iard'n, —
Á sauberá G'winn!

Was wird denn dös wer'n,
Wann's nit anderst wird wer'n?
Am End' wird koan Bröserl
Von mir mehr mein g'hör'n!

Alles eins.

Hab' á groß's Derndál g'habt,
War dá Teuxel grad los:
Hab' g'moant, weil's so groß is,
Wár' d' Lieb' á so groß.

Jetzt hab' ih á kloan's,
Hätt' leicht Platz in r-án'm Hut,
Und kann oan'n doh gleihwöhlst
Sekkir'n bis auf's Blut.

Liebesstreit.

Á kloans wengerl beißen,
Á kloan's wengerl schrei'n,
Und á kloans wengerl weh' toan,
Is schon zum dálei'n!

Zwá Liebi, dö nie nit
Án'n Streit hab'n mitsamm,
Hör'n bald auf, zwá Liebi z'sein,
Wer'n sih bald gram.

Á Lieb' ohni Streit
Is á Koch ohni Schmalz,
Á Supp'n ohni Grean's
Und á Fleisch ohni Salz.

Ih will ja nur seg'n,
Ob ih da bin für dih;
Ob's d' mir noh gut g'nua bist,
Um bös z'wer'n auf mih.

Wann ih siech', dáß 's á Blut gibt,
Hör' ih g'schwind wieder auf;
Und leg' á gut's Wört'l,
Als Pflasterl, gleih drauf.

Schuld.

Á Lieb' bist má schuldi, —
Schau, mách' dá nix draus,
Und zahl' mih mit Busserln
Schön zizelweis aus.

Geständnis.

Geh', glaub's nit, mein Derndál,
Wann d' Leut' mih váschrei'n;
Ih kann dih von all'n doh
Am mehrásten lei'n.

Sánt alli dö andern
Geg'n dih koan kühl's Tau:
Hast á so á lieb's G'frieserl,
Hast á so á gut's G'schau.

Und 's liegt dá dein Herzerl
So frei auf dá Zung';
Bist jünger, als saubá,
Bist säub'rer, als jung.

Dein G'sicht is á Blátt'l,
Dein Göscherl is d' Blüah',
Und dein Busserl is d' Frucht
davon: —
Derndál, — gib's mir!

Strafe.

Wer 's Busseln vásámt
Und es is erm nit lád,
Den sollt má-r in's Heufress'n
Schicken auf d' Wád.

Frage und Antwort.

„Wo-n-ih steh', wo-n-ih geh',
Denk' ih allweil auf dih!
Wirst du, wann ih geh',
Áh noh denk'n auf mih?" —

„„Geh', frag, nit so g'spássi,
Was willst denn dámit?
Und kán'n Knopf, mein lieb's
Büebel,
Schau, — mach' ih má nit.

Zweg'n we án'n Knopf machá?
Was tát' ih dámit?
Wann 's Herzerl vágessát',
Dá Knopf mahnát's nit.

Wie-r oft ih an dih denk',
Dös wáß ih nit — ih:
Und wann's d' má halt einfallst,
Aft denk' ih an dih!““ —

„Non — so laß dá's halt einfall'n,
Dáß oaná noh lebt,
Der dein' Lieb' in sein'm Herzen
Zum Treusein aufg'hebt!“

Verlockung.

Geh', Derndál, schau wegá,
Dráh' 's Göscherl hinbei, —
Ih nihm' dih bei'm Kopf sunst,
Und bussel' dih frei.

Rasch.

Á Fischá soll fischen,
Á Jágá soll jag'n,
Und á kernfrischá Bua
Soll sein'n Schatz nit lang frag'n.

Wer viel fragt, geht viel irr,
Und hübsch lüfti is fein!
Wann 's Schatzerl oan'n gern hat,
Schlagt's selber gern ein.

Kennzeichen.

Ih bin mein'm Schatzerl gut,
Bin erm's von Herzen;
Was má r-án' andri tut,
Kann mih nit schmerzen.

Drohung.

Mein bist du, mein bleibst du,
Ih laß' dá koan'n Fried',
Und wann áh nit ih's bin,
Koan andrá wird's nit.

Koan andrá der därf's nit wer'n —
Kreuzsáckerlod!
Eh' schlag' ih den andern
Mit mir noh maustot.

Lehren.

Schau, schau nur, wie's regná tut,
Schad', dáß's nix nutzt!
Schau, schau nur, wie's Derndál
woant,
Weil dá Bua trutzt.

Und wann dein Bua noh so trutzt,
Denk' gar nit drauf,
Oder trutz' áh á wen'g:
Leicht hört er auf.

Sagt dá Bua: „Geh' má weg,
Kann dih nit lei'n!“
Geh' halt weg, laß'n steh'n,
Wird dá gleih schrei'n.

Láß'n schrei'n, stell' dih taub,
Wann er áh brummt,
Schau dih nit ehnder um,
Bis á nit kummt.

Wann á kummt, schnarch'n an,
Gib erm sein'n Tee;
Wann á zum Bitt'n schaut, —
Tu-r-erm nit z'weh'.

Verliebtheit.

Schau, schau und schau, schau,
Und dö Eseln sán grau:
Und dö anbrennt'n Leut'
Sán sein Lebta nit g'scheit.

Ih bin á wen'g anbrennt,
Dös sieh' ih wol ein;
Ih wir's alláweil mehrás,
Wir' bald nit g'scheidt sein!

Blödigkeit.

Derndál, geh', schau mih an!
G'spürst nix an mir?
Wann's d' má's nit ankennst, —
Schau, — b'steh'n wir' ih's nie.

Männig's Ding sagt má nit,
Wann má's áh möcht':
Erst wann's dárat'n wird,
Aft g'freut's oan'n recht.

Lustigkeit.

So imm'r-ánmahl tau' ih recht auf,
Da laß' ih mein'm Mutwill'n sein'n Lauf:
Da will ih nix hergeb'n, da will ih nix hab'n,
Da möcht' ih gleih d' ganzi Welt hals'n mitsamm.

's geht nix übá d' lustingá Leut',
's geht nix übá d' wahrhafti Freud!
Ah! laß'n má 's stád abágehn — God wáß's, was wird:
Dö Freud' is á Brieferl, was 's Load oft petschiert.

An der Wiege.

Kinderl, mein Kinderl,
Du wáßt ás noh nit!
Kennst von r-án'm Load noh nix,
Spielst noh damit.

Kinderl, mein Kinderl,
Ih kann dá's nit sag'n;
Wann's d' ás kápirst,
Nachá mußt ás áh trag'n.

Kinderl, mein Kinderl,
Und Loadtrag'n is schwár;
Ih wollt', dáß ih áh
So á Kinderl noh wár'!

Á Muadá, á Vadá
Dö sorg'n noh für dih;
Für mih sorgt koan Vadá,
Koan' Muadá für mih.

Ih bin án-n-oarm's Wáserl,
So alt, als ih bin,
Und wann ih nit dih hätt',
Wo gángát ih hin?

Schau du bist mein Um und Auf,
Sunst wár's ja g'fehlt;
Sunst hätt' ih ja gleih so mein
Nix auf dá Welt.

Kuckuckruf.

Dá Gugá drent' im Wald
Der schreit: „Gugu!“ dáß's hallt!
Es geht erm halt á Weiberl a,
Was antwurtát': „Da, da!“

Warnung.

Haltábua, Haltábua,
Halt' dein' Kuah, halt dein Kuah!
Treibt s' sunst á Dieb dávon,
Päßt oaná schon.

Haltábua, Haltábua,
Halt' 's Derndál áh dazua!
Is á Speránzel da,
Jagt dá 's sunst a.

Wechsel.

Á kloan's, á kurz Derndál
War z'ert das meini:
Á kloan's schlupft halt gar leicht
In's Herzerl eini.

Jetzt liegt má-r-á Großi,
Á Langi im Sinn,
Und so groß als s' áh is,
So is s' doh wieder drinn.

Vergleich.

D' Váliebt'n ziel'n auffi
An'm Monschein als Scheib'n,
Und d' Sterndáln sán d' Bolz',
Dö dáneb'n stecken bleib'n.

Ähnlichkeit.

Was schaust denn auf's Fürtá?
Schau' lieber auf mih:
Á Fetz'n is 's Fürtá,
Á Lumperl bin ih.

Der Weinhüter.

Koan Weinhütá bin ih nit,
Hab's áh nit Not:
Hab' so schon mein'n Sábel,
Den nimmt má koan God.

Koan Weinhütá bin ih nit,
Brauch' áh koan Horn:
Hab' zwoa von mein'm Wei,
Und hab' koan's noh válor'n.

Der Rekrut.

Jetzt soll ih mih stell'n,
Und ietzt wir' ih Rekrut;
Von Pick auf wird ausg'spielt,
Und Trumpf is Atutt.

Zwá Farb'n auf'm Röckel,
Zwá Derndáln im Sinn,
Und zwá Kreuzer im Sack,
Und d' ganz' Welt als mein G'winn.

Ih leb' für mein Koasá,
Und schieß' für erm áh,
Und ih wollt' ih wár' doppelt,
So stellát' ih zwá.

Á Schneid' hat mein Sábel,
Und án Schuß hat mein G'wihr,
Und á Schneid und án'n Schuß
Hab' áh ih, wie-r-ih g'spür.

Der Reiter.

Schau, Derndál, án'n Reidá
Fopp' nit, wann 's d' áh kinnt'st;
Er reit't dá sunst weidá,
Aft schau, wo 's d' 'n find'st.

Heilung.

Derndál, mein Herz is krank,
Derndál, sei g'scheit;
Wann's d' mih kurir'n willst,
Is allweil noh Zeit.

Brauchst zu koan'n Badá z'geh'n,
Kannst ás álloan:
Göscherl auf Göscherl,
Ih moan', dös wird's toan.

Dö Badá sán Schlánkeln,
Dö Badá sán Flögeln;
Deini brinnhäßen Busserln
Sán d' besten Egeln.

Abhilfe.

Am Sunta da woan' ih,
Ih wáß, was dös macht:
Und ih hab' halt schon richti
Am Freita z'viel g'lacht.

Wann oaner am Freita lacht,
Dös is koan G'schick;
Dá woant d'Muadá Gottás,
Dös bringt oan'm koan Glück.

Und jetzt woan' ih am Freita,
Soviel, als ih kann,
Und lach' má-r-am Sunta
'n Bugel voll an.

Zweite Liebe.

Nur oanmal váliebt sein,
Warum denn nit gar?
Bin's alli Jahr' zehnmal,
Bin zehnmal á Narr.

So lang ih á Narr bin,
So lang is's á Freud':
Für's Leb'n is's schon z'spat,
Ih wir' toter erst g'scheidt.

Vorwurf.

„Wann á Bám zwámal blüht,
Zwámal im Jahr,
Is er á-n oarmá Narr,
Is's mit erm gar.

Wann á Bua zwámal liebt,
Zwámal im Leb'n,
Wer soll erm's dritti Mal
Noh á Herz geb'n?!“ —

's ersti Mal war's nit recht,
's zweiti Mal war's nit echt;
Alli gut'n Ding' sán drei: —
Du wirst mein Wei!

Das Blinzeln.

Schaut's nur, wie d' Sterndáln
So zimperli tun,
Und mit'n Augerln koan'n
Augáblick ruh'n!

Is dös á G'schámigkeit:
Dös tut koan Mann!
D' Jüngferln dö blinzeln so,
Schaut má s' z'stark an.

Destweg'n behaupt' ih halt
Alláweil noh:
D' Sterndáln sán Jüngferln,
Drum blinzeln s' á so.

Sternschnuppen.

Dö Sterndáln sán Jüngferln,
Sö fall'n bei dá Nacht: —
Mein Derndál, mein Jüngferl,
Ih rath' dá's, gib Acht:

Dö Sterndáln sán Jüngferln,
Schau, dáß d' dih nit irrst,
Und schau, dáß d' nit áh so
Á Sternschneutz'n wirst.

Gegensatz.

Mein Herz, wie's noh voll war,
War g'ring zum Váströ'n;
Durch á Nábinger-Loch
Hätt's dá Wind kinná wáh'n.

Jetzt is má mein Herzerl
Schon d' längsti Weil' lár,
Und doh is 's má-r-imm'r-á-mahl
Gleihwöhlst so schwár!

Vergleich.

Von auswendi toll,
Und von einwendi trüb,
Von auß'n dá Mutwill'n,
Von einwendi d' Lieb'.

Ih bin wie dö Fäustling',
Dös Derndál anhat;
Von einwendi zodád,
Von auswendi glatt.

Erklärung.

Dös Foppen, dös Heanzen,
Dös Toan hab' ih g'nua;
Und anloahná laßt sih
Koan ehrlichá Bua.

Wann 's d' mih willst, so will mih,
Und willst nit, so sag's!
Koan'n bessern Bub'n kriegst nit;
Ih bin wie-r-á Wachs.

Ih bin wie-r-á Wachs,
Abá 's Wachs hat koan'n B'stand:
Und wann's d' má halt gar z'háß machst,
Rinn' ih vánand'.

Seltene Ware.

Derndál, an'm Ostámark
Kauf' ih dá-r-ein;
Ih moan', á treu's Herzerl
Wurd's ráresti sein!

Dö Treuheit is biklem,
Má zahlt's um koan Geld,
Und má kriegts nur im Tausch,
Und áh da is 's oft g'fehlt.

Schätzung.

Dein' Treuheit dö schlagst so hoch an,
Und hast halt noh denná koan'n Mann; —
Geh' b'halt' dá dein' Treuheit, ih brauch' nix von dir:
Ih gib' koan Botschán'l dáfür.

Kritik.

Geh', Flitscherl, geh' tu' nit so,
Tu' má's nit z' Trutz:
Bist d' Halbschád nix rár's,
Und zwá Viertel nix nutz.

Plan.

Schau, Derndál, du bist adráht,
Schau, Derndál, du bist fein:
Án'm andán tá'st dein Herz
vágeb'n,
Und ih sollt' d' Ausred' sein!

Termin.

„Zweg'n we bleibst denn aus;
Und zweg'n we kummst nit her?
Es is ja, als wár ih
Dein Schatzerl nit mehr!“

Halb's hab' ih koan' Zeit,
Und halb's hab' ih koan' Schneid',
Und ih wir' schon an'm Dim=
merlstag
Schau'n, ob ih mag.

Ausrede.

Wann ih plansch' mit dö andern,
Geh' — schau nit so schiach hin;
Ih vázähl' erná nur,
Wie goar treu ih dá bin.

Abschied.

Fensterl, b'fürt God!
Fensterl, bleib' zua!
Wann oaná klopft,
Is 's án-andárá Bua.

Fensterl, ih geh', —
's is halt á so!
Hast mih gleih schiarch betrog'n,
Hart g'schiecht má doh.

Rückblick.

Derndál, wie hab'n's mir zwá
Nit ánmal trieb'n!
's Feuer is apfluscht,
Dá Rauck'n is blieb'n.

Derndál, was hab'n mir zwá
Uns nit all's g'sagt!
Gut, dáß dá Wind dö Wort'
Alli vátragt!

Wann má's ietzt lesát'n.
Was má-r oft g'red't,
Derndál, á bisserl rot
Wurd'st wol, ih wett'.

Traum.

Mir hat vom Váliebtsein,
Vom Treusein was trámt,
Und ih wollt' und ih möcht',
Ih hätt' 's Wachwer'n vásámt!

Resignation.

Ganz hint' in mein'm Herzen
Da hab' ih á Lad',
Da heb' ih má-r auf,
Was ih nit gar z'schwár g'rat'.

Dein' Treu hab' ih aufg'hebt
Im Láderl da hint';
Hab s' gar so gut aufg'hebt,
Dáß ih s' selbst nimmá find'.

Ih brauch' nit dein' Treu,
Und ih brauch' nit dein' Lieb'·
Wem sollt' ih s' vámachá,
Wann ih ánmal stirb'?

Erwähnung.

's Váliebtsein is richti
Á ganz ágná Luft,
Macht alláweil gestri,
Macht allweil beduſſt.

Drum hab' ih's ietzt aufgeb'n
So gut, als ih kann;
Und ietzt fang' ih pomáli
Mih ausz'nücht'n an.

Trost.

B'fürt God, mein schön's Schatzerl,
Válaß dih auf mih:
Wann ih d' Schönern nit find',
Kumm' ih wieder um dih!

Rat.

Wann's d' ánmal g'heirat't hast,
So bleib' fein treu;
Und wann's d' grad án' andri
half'st,
Denk': 's is dein Wei.

Besorgnis.

Zwá kohlschwarzi Täuberln,
Hab'n Flügerln, liechti,
Und dáß má mein Schatzerl
Nit treu bleibt, fürcht' ih.

Schnelligkeit.

Á Rösserl is lüfti,
Á Hirscherl is g'schwind,
Aba g'schwinder is d' Lieb' noh,
Sie fliegt, wie dá Wind.

Was hundát= was tausendmal,
Was noh weit mehr?
So oft in oan'm Stünderl
Fliegt d' Lieb hin und her.

Fliegt her und fliegt hin,
Als wie d' Wölkerln bei'm Sturm,
Vom Buab'n zu sein'm Derndál,
Vom Derndál zum Buab'n.

Koan Berg is so hoch,
Wo nit d' Lieb' drübá muß,
Und is dá Grab'n noh so tief,
Sie bricht sih koan'n Fuß.

Sie baut sie án'n Steg
Ohni Holz, ohni Stoan,
Und sie geht in dá Finstá
Ohni Liecht, ohni Spoan.

Wehe.

Wann ih zum Derndál geh',
Tut má's Herzerl so weh';
Wann ih vom Derndál geh',
Tut's má-r-áh wieder weh'.

Ja, Wehtoan und Wehtoan
Sán zwá-r-álei Ding':
Dös oani macht schwár,
Und dös andri macht g'ring.

Bedürfnis.

Ohni Büchs' schießt má nix,
Ohni Schneid' g'nießt má nix,
Ohni á Derndál wár's
Ah just nix rár's.

Gesang.

Dö Stiegelitz' singán
Im Wald, dáß all's klingt,
Und ih wáß áh im Dorf drent'
Á Vögerl, was singt.

Á Flügerl hat's koan's,
Abá rank is's um d' Mitt',
Hat á Schnáberl, á g'spitzt's, —
Vögerl, sing' schön, ih bitt'.

„Was soll ih denn singen,
Und wann ih nix wáß?“ —
Non, so tu' statt'n singen,
Halt busseln aus G'spáß.

Erlaubnis.

So schrei' nur, so schimpf' nur,
So plausch' nur' wann's d' mag'st,
Du tust ás á so nur,
Dáß dá 's Mál nit z'sammwachst.

Grund.

Ih kann nit fein red'n,
Bin á-n-ung'schliffná Bua:
Dös kummt allás dáher,
Weil ih grob ess'n tua.

Wann ih fein essát', stellát' ih's
Áh wol leicht an,
Wie dö Stadtherrn, dö fein'n,
Durch dö d' Sunn' leucht'n kann.

Aufforderung.

Spielleut'! jeßt aufdámt!
Án'n Vierfachen macht's!
Ih bin heunt' á Wichsá: —
Gelt, Derndáln, da lacht's?

Allimal tut's ás nit,
Oanmal im Jahr!
Wer niemals án'n Narr'n macht,
Is allweil á Narr.

Überraschung.

's Derndál is gifti,
Hat's Widel várütt';
Kummt dá Bua hinten her,
Nimmt's bei dá Mitt'.

's Derndál lauft auf und davon
Mit oan'm G'schrá; —
Derndál, várütt' dá nur
's Herzerl nit áh.

Wunsch.

Nur oanmal noh möcht' ih
Vor'm Stephansturm steh'n,
Und nur oanmal auf Wean
Noh in'n Haingarten geh'n!

Bestimmung.

Á Tanz g'hört zum Kirta,
Án' Antwort auf d' Frag',
Und á Vögerl in d' Luft,
Und á Fischerl in'n Bach.

Und für'n Wein g'hört á-n-Ein=
schlag,
Für d' Schuld g'hört á Pfand,
Und á-n-Östreicha g'hört halt
In's Östreichá=Land.

Heimweh.

Und wann ih in dá Fremd' so
Auf Östreich z'ruckdenk',
So druckt's mih halt allweil
Im Herzen á wen'g.

Was hilft denn dös drucken?
Ih bin, wo-n-ih bin,
Ih schau' ma's nit übrá,
Ih schau' mih nit hin!

Auftrag.

B'fürt God, mein lieb's Vögerl,
Flieg' aus und flieg' ein,
Und kummst in mein Hoamet,
So grüß' má's schön fein.

Und sag', wann ih Flügerln hätt',
Fliegát' ih furt,
Ein's geh'ns wár' ih draußt,
Und aft bleibát' ih durt.

Unterschied.

Sán überall Bergerln,
Sán überall Weg',
Und sán überall Wásserln
Und überall Steg'.

Was frag' ih um d' Bergerln,
Um d' Wásserln, um d' Steg':
Sán alli nit d' recht'n,
Sán alli z'samm — Pech!

Au'm Bergerl dáhoam
Steht á Hütterl, á kloan's.
Dort hab' ih mein Derndál g'habt,
Jetzt hab' ih koan's.

Au'm Wegerl dahoam
Hat má's Herzerl oft g'lacht;
Da hab' ih mein'm Derndál
Oft 's G'loat' geb'n auf d' Nacht.

In's Wásserl dahoam
Hab' ih mannigsmal g'schaut,
Hab' eini woll'n springá, —
Und hab' mih nit traut.

Und 's Brückerl dáhoam
Hat zwá stoanáni Bög'n,
Da hätt'n zwá Liebi
Sih z'tot woaná mög'n!

Vergänglichkeit.

G'málá váliert sih dö Schneid',
G'málá vástreicht oan'm dö Zeit'
Ehwenn má sih umschaut, ehwenn má sih b'sinnt,
Vátrenzt má sein Leb'n, als vátragát's dá Wind.

Enttäuschung.

Ih war in mein'm Sinn ánmal reich:
Hab' g'moant, 's wár' koan andrá mir gleich;
Jetzt bin ih schön dási, ietzt páck' ih stád ein,
Und denk' má hált: 's Besti wird dag'wes'n sein!

Ahnung.

Oft is má so entrisch,
Oft is má so bang,
Ih moan' halt, ih fürcht' halt,
Ih mach's nimmá lang.

Mein Teil hab' ih hergeb'n,
Jetzt gib' ih án'n Fried;
Váleih wird's noh anderst, —
Váred'n will ih's nit!

Schluß.

Hab' Flinserln g'schlag'n g'nua,
Und ietzt gib' ih án'n Ruah',
Und wánn má 's á G'schicktárá nachmachá möcht',
Ih wár' erm nit neidi, es g'freuát' mih recht!

Zuawag'.

Wann's nur nach engán Gustá wár'!
Der Brauch der is schon alt!
Dáß oft dö Zuawag' größer is,
Als 's Stück'l, was má zahlt!

I. Ernsthafti G'sángl'n.

„Was Ernsthaft's in dá Bauernsprach'!"
So wurd' má sag'n, — dös wußt' ih: —
Sobald dá Sinn nur ernsthaft is,
So is áh d' Red' nit lusti.

1. Waldg'sáng'l.

Nit z'laugná-r is's, bei meiná Seel',
's is á ganz b'sundá's G'fühl,
So mitten in-r-án'm Wald drin z'steh'n,
Wo's ruahwi is und kühl.
Da stengán d' Bámá, groß und kloan,
Der grad und der da krump;
Der z'sammg'wichst, wie-r-á g'strengá Herr,
Der zausát, wie-r á Lump.

Der oani steht so g'schámi da,
Als wie dö Dirn' beim Tanz;
Der oani tragt án'n Spitz au'm Kopf,
Der andri hat án'n Kranz;
Dö schau'n, wie d' Bub'n au'm Kirita,
Keck eini noh in's Leb'n,
Dö andán kinnán ern'ri Háls'
Schon nimmá recht dáheb'n.

Und wo má hinschaut Berg an Berg,
Má schaut sih gar nit z' G'nüg'n;
's is grad, als tát sih Wald auf Wald
Neugieri übrábieg'n.
Má wáß nit recht, sán s' blab, sán s' grean,
Schier d' Aug'n vágengán oan'm;
Ganz entrisch wird oan'm, und má fühlt
Sih gleiwöhlst, wie dahoam.

So still, so stád is's umádum,
Nur 's Láberl rauscht au'm Bám;
Á Wachtel schlagt, á Gugá schreit,
Als tát á's halb im Trám.
Und d' Máß, dö d'laui Sunn' schon weiß
Mit Erdbábliiahl'n tupft,
Rührt sih, wann imm'r-ánmal durch's Gras
Á jungá Lábfrosch hupft.

Und wo sih d' Sunn' recht hinleg'n tut,
Da wird oan'm G'sums schier z'viel,
Da kummán d' Käfá, d' Hummeln, d' Flieg'n,
Und treib'n dort erná G'spiel.
Und drunt' bei 's Bám sein'n Wurz'ln lieg'n
Buchäckerln kreuz und quer,
Und d' Amássn sán g'schäfti da,
Und schleppen s' hin und her.

Wann's aber Abend wird, und d' Sunn'
Au'm Berg geg'nübá steht,
Und sih noh ánmal umschau'n tut,
Ehwenn s' in's Betterl geht,
Da wird's auf ánmal laut im Wald,
Was Stimm' hat, schreit da z'samm;
Dá Párrá bei dá Seg'nmess' kinnt'
Koan schöná's Chur nit hab'n.

Dá Stieglitz setzt sein G'sángel hoch,
Dá Saufink grillt mit drein,
Und 's Zeisserl und dá Gimpel fall'n,
So gut s' ás g'lernt hab'n, ein.
Dá Bámhäckel hackt Tákt dázua;
Und in dá Luft álloan
Steht z'höchst á Geiá, hört s', und traut
Sih erná ietzt nix z'toan.

Und imm'r-ánmal áh pufft's, — wann grad,
Au'm Z'hausweg durch'n Wald,
Dá Jágá wo á Häserl siecht,
Was erm zum Brát'l g'fallt.
Und d' Haltá blasen áh dázua
Z'höchst auf dá Küahwád drent',
Als ziechát' untá'm Kogel drüb'n
Á Reidáregiment.

Jetzt guti Nacht, Frau Sunn', leb's wohl!
Mi'm gut'n Tag is's zua!
D' Berg' hab'n schon veigerlfarbi Sám',
Und Nebel heb'n sih g'nua.
Áh 's Abendsterndál guckt schon liecht
Durch 's Bámerl, was dort steht,
Als wann 's im grean'n Láb mitten drinn
Á glanzáds Bláttel hätt'.

's is allás prächti, gut und schön,
Koan Herzload g'spürt má da!
Mir abá kummt's schon doh gleih voar,
Als gáng' má noh was a.
Ih g'spann's áh, was ih irrgeh'n tua:
Mein Derndál geh'-n-ih irr;
Ih g'nießát' allás noh weit mehr,
Wár's Derndál áh bei mir.

's is halt was Ágn's um d' Lieb': — sie malt
Oan'm allás lichtá voar;
Mit vier Aug'n sieht má halt dá Welt
Ihr Pracht áh doppelt kloar.
Drum moan' ih, wann ih 's Derndál bloß
'm lieb'n Herrgod z' Ehr'n,
Wann's ietzt bei mir war', — halsen wollt',
Er tát' má's nit váwehrn!

2. Heitrá Mut.

Ih bin a-n armá Teuxel;
Mein oanzig's Hab' und Gut
B'steht in-r-án'm g'sund'n Körper
Und in-r-án'm frisch'n Mut.

Ih tauschát' mit koan'm G'lehrten,
Und mit koan'm Reichen nit;
Mi'm G'lehrtsein kást má d' Mucken,
Und 's Geld laßt oan'm koan'n Fried'

Wann grad dá liebi Herrgod
Recht tief in's Sáckel greift,
So treib' ih's nit, wie-r oaná,
Der auf dö Gunst sih steift.

Fein b'scheiden und mánierli
Bedank' ih mih für d' Gnad',
Und bitt'n, wann er eppá
Just so was übrig's hat.

Und schickt á má was Hantig's,
So gib ih mih halt drein:
Er, moan' ih, wáß 's am Besten,
Für was als 's gut kinnt' sein.

Da hört má d' Leut' oft jámmern,
Als wöllten sá sih z'schnell'n;
Was is's? — dá Herrgod rechn't,
Und wird nit irr im Zähl'n.

Oan'm schreibt á dös auf's Táferl,
(Und g'schrieb'n bei-n-erm bleibt g'schrieb'n!
Án'm andán schreibt á dös auf,
Und aus is's koan'm noh blieb'n.

Mi'm Woaná-r und mi'm Schelten
Wischt koan's koan Stricherl weg;
Á heit'rá Mut der hilft oan'm
Am Besten noh vom Fleck.

Dertweg'n halt moan' ih: „Trag'n má's;"
Und schierigelt's uns z'viel,
So denk'n má: „'s is nit anderst: —
„Á-n-iard's Ding hat sein Ziel!"

---

3. Schiffág'sáng'l.

Wie d' Wölkerln am Himmel,
Wie d' Wellerln im See,
So wechselt im Herzen
Áh 's Wohl mit'm Weh'.

Wer wird denn, ös Stoanfelsná,
Schlafá so fruah?
Ih schrei eng's in d' Ohr'n 'nein,
Und lass' eng koan'n Ruah'.

Ih schrei eng's in d' Ohr'n 'nein,
Wie gut dáß 's má geht,
Z'trutz dem, dáß 's mit mir
Nit im Alten mehr steht.

Sunst war má mein Schiff
Und mein Ruadá mein' Welt;
Jetzt g'nüg'n s' má haltnimmá:—
Wer sagt, was má fehlt?

Álloan is's má b'schwárli,
Álloan will's nit taug'n.
Mir fehl'n noh zwá Hánderln,
Mir fehl'n noh zwá Aug'n.

Zwá Hánderln zum Ruadán,
Wann's Schiff sih will sträub'n;
Zwá Augerln als Sterndáln,
Wohin ih 's soll treib'n!

---

4. Nach-r-án'm stark'n Reg'n.

Non, — endli wiedá doh ánmal
Á kloan's, blab's Fleckerl durt;
Und d' Wolkná zieg'n, wie schwári Wág'n,
Stád nach-r-ánandá furt.
Dö Berg' sán abá so kurios
Aus Grean und Grab noh g'mischt,
Als wann s' á Malá hing'mal'n hätt',
Und wiedá halb's váwischt.

Dö Bleameln stengán wáschelnaß,
Wie d' bad'ten Mauserln da,
Und d' Bámá beut'ln sih bei'm Wind,
Wie d' nassen Pudeln, a;
Dá Bach váliert sein' gelbi Farb',
Rinnt wiedá ran und klar,
Und 's z'sammádruckti Gras nur zágt's,
Wie-r aufbláht als á war.

Jetzt brát't dös blabi Fleckerl sih
Schon allweil weiter aus;
In'n Himmel eini siecht má schon
Wie durch-r-á Tor in's Haus.
Schau, d' Abendsunn' áh zágt sih noh,
Und lacht 'n G'wölk zum Schur,
Und bringt zu guter Letzt noh all's
In rosenfarb'n Hámur.

Dá Sunn geg'nüber abá steht
Á schöner Reg'nbog'n da:
Der wersát' auf-r-á schneeweiß'ſ Tuch
Á goldás Schüsserl a.
Nur 's Wedá kühlt sih imm'r-ánmal
Noh a, váziegt sih still,
Und brummt vom Weiten so, wie-r oan's,
Dös nimmá kann, was 's will.

Laut wird's; má hört schon in dö Ställ'
's Viech ungeduldi brüll'n,
Als wöllt's heunt' aussi noh auf d' Wád,
Und sih á wen'gerl spiel'n.
Und d' Vögerln flieg'n und hupfen z'samm
Ganz graupát und várupst,
Und baseln sih und putzen sih,
Bis s' all's auf gleich hab'n zupst.

Non, Leut'ln, und was is's mit eng?
Möcht's noh nit fürá schau'n?
Áh God! — ös werd't's eng doh gleihwölst
Jetzt ánmal aussá trau'n?
Seid's denn vom Zuckerbachá g'macht,
Dáß eng dá Reg'n váwüst't?
Wie? odá seid's koan'n Tropfen wert,
Den God eng abágießt?

Non, — endli kriechen s' launläd aus,
Wie d' Erdzeißeln au'm Feld,
Und schau'n láhmlackát umádum,
Und gámätz'n in d' Welt.
Pfui Teuxel! schamt's eng, seid's doh frisch
Schaut's: all's is frisch und frei,
Und all's fühlt sih wie neugeborn;
Seid's ös doh áh dábei!

Dá Tag, der schiach heunt' ang'hebt hat,
Geht ietzt recht rár in d' Ruah',
Und d' Nacht dö deckt'n, ohni G'säns,
Mi'm g'stickten Mantel zua.
Jetzt blinzeln d' Sterndáln schon mi'm Mond,
Dö heunt' viel liechtá sán,
Als wann s' dá Regen ausg'schwáppt hätt',
Dáß s' bessá glanzen tán.

---

5. D' besti Mánier.

Öd is dö Welt, dös is wol wahr:
Was liegt z'letzt abá dran?
Á-n-iardá tut's und treibt's halt furt,
So lang á mag und kann.

Mein Derndál is á saubrá Schatz:
Hübsch abá sán halt g'nua,
Und wer lang küßt, der hat lang g'lebt,
Drum küss' ih frisch drauf zua.

Geld hab' ih koan's nit, brauch' áh koan's,
Und wann ih grad oan's krieg',
So schaut's mih wie-r á Vögerl an
Was bitt't, bis ih sag': „Flieg'!“

Und wir' ih krank, so nihm' ih ein:
's wird sih schon wieder geb'n;
Wann oan'm á Weil' grad gar nix fehlt,
Is's áh á dalkát's Leb'n.

Wann ih soll widá Will'n was toan,
Was liegt denn dran? ih tua's:
Der Amtmann is á prüftá Mann,
Tut Viel's, nur weil á muß.

Mir kummt d' Welt wie-r á Wirtshaus vor,
In dös má-r eini schlierft.
Má wáß nit, wie? — und bleibt, — bis z'letzt
Dá Wirt oan'n aussáwirft.

Ob ietzt oan'n dürst't, ob oaná bürst't,
Ob oaná pfnot't, ob lacht, —
Am End' wird halt án'm iard'n doh
Dö gleichi Rechnung g'macht.

Drum trink' ih halt, drum lach' ih halt,
Bis 's mih áh hat — Juhe!
Denn wann ih b'soffen aussáflieg',
So wáß ih doh: „z'weg'n we?“

6. 's glücklichi Bácherl.

Du glücklich's, lieb's Bácherl,
Wie hat dih all's gern;
Wie sucht dá-r á-n-iard's doh
Recht anhängli z'wer'n!

Du hast á wách's Betterl,
Voll Bleameln, voll Kraut,
Voll Bánderln, voll Máscherln, —
So schön hat's koan' Braut.

Viel Bámá bieg'n freundli
D' Händ' übá dih z'samm,
Und wácheln mi'm Láb,
Wann má's gar háß grad hab'n.

Dö Sunn' abá schaut dih halt
Áh gar z'gern an,
Und bleankätzt und guckt,
Wo s' durch d' Blädeln nur kann.

Und wo aus dö Weingárt't
Von'n Wiesnán nur her
Á Wásserl dir zuakann,
Da halt 's áh nix mehr:

Da wind't 's á sih abi,
Und schmeichelt sih ein,
Und rutscht, eh' má's g'spannt,
So wie's is, in dih 'nein.

D' Vágißmeinnit, d' Veigerln,
Und Schmalzbleameln bieg'n
Sih übrá, und nipfen,
Und finden koan G'nüg'n.

Und d' Vögerln sán alli
Voll G'schäftigkeit da,
Und spitzen dö Schnáberln,
Und pecken dih a.

Und d' Grundeln dö schlierf'n
Bei dir ein und aus;
Du abá dátragst ás,
Und gehst drübá 'naus.

Da sán d' Stoan'ln keckà,
Dö halten dih auf,
Und wie 's d' áh wol murmelst,
Sö miark'n nit drauf.

So hupfst halt hübsch lüsti,
Als 's Schmälzel von all'n,
Bis d' drenten in's größári
Wassá sollst fall'n.

Dös Wassá fürcht't schon
Ánmal all's in dá Geg'nd,
Weil's gar á so schiach is,
Und herfahrt, wann 's regn't.

Dir aber is's gnädi,
Und nimmt, nach dein'm Lauf,
Mit ausbrát'n silbánán
Armen dih auf.

---

7. und 8. Zwá Wieg'n=G'sáng'ln.

1.

Schlaf', Kinderl, schlaf'!
Im Garten gengán d' Schaf';
Án iard's hat vier schneeweißi Füß',
Schlaf' ein, mein Wuzerl, schlaf' recht süß:
Dá jungi g'streng' Herr Graf
Hat g'wiß koan'n bessern Schlaf.

G'nieß', Kind, dein' Ruah!
Schau', d' Muadá deckt dih zua!
Jetzt bist noh wie-r-á-n ausg'schält's Oar,
Hast 's Herzerl saubá, d' Augerln kloar;
Nach zechá Jahr'n váleih
Is 's mit dá Ruah vábei.

Geh', gib án'n Fried',
Und mach' koan Krickerl nit!
Jetzt is dein Fedárütt noh gut,
Jetzt plagt dih noh koan hitzig's Blut;
In's G'sicht nur steigt's dá-r ietzt,
Dáß d' wie-r-á Röserl glüaht'st.

Blüh', Röserl, blüh'!
Was dir g'schiecht, g'schiecht á mir!
Schlaf' dearnát abá ruahwi zua,
Und g'segn' dá God dein' süßi Ruah'!
Bei'n Kindán in dá Nacht
Da stengán d' Engerln Wacht.

2.

Sei gut, du lieb's Pauxerl, schlaf' recht süß
Bei unsá'm lieb'n Herrgod seini Füß',
In unsrá lieb'n Frau'n ihrá heilingá Schoß;
Schlaf' ein, lieb's Stuzerl, und wir' recht groß.
Haid'l, bubaid'l, bubölla!

Dös Grüberl in dein'm Koi várat's:
„Du wirst ánmal á brává Fratz!"
Geh', purr' nit, mach' koan'n Berg mit dö Füß': —
Sei stád, Schuri-Muri, und schlaf' recht süß.
Haid'l, bubaid'l, bubölla!

So manichá liegt heunt' Nacht au'm Stroh,
Und du, g'segn't's Büberl, du liegst á so! —
Wann 's du 's so vásteh'n kinnt'st, wie-r-ih, mein Schatz,
Du wünscháſt dá niemals koan'n bessern Platz!
Haid'l, bubaid'l, bubölla!

Mein Arm is dein Polstá, mein Sorg' is dein' Wacht,
Dö is in dá Höch' gleih, wie's Betterl nur kracht;
Dein Glück is dein Vadá, der arbát't für dih,
Und God sorgt für erm und für dih und für mih!
Haid'l bubaid'l, bubölla!

———

9. 's Kindág'wánd'l.

(D' Mein'g, oaner Andán.)

Da nimm dös kloani G'wánderl;
's is zwar just nit gar fein:
Wann abá 's Frätzerl drinnsteckt,
Wird's gleiwölst saubá sein.

Koan Náderl hab' ih ag'strickt,
Wo ih má nit hätt' denkt:
Wie wird wol 's Frätzerl ausschau'n,
Was da dá Himmel schenkt?!

Wird 's sein, als wie dá Vadá,
Wird 's recht bágschierli wer'n?
Áh freili! — guti Müttá
Segn't ja dá Himmel gern.

Drum nimm! — Und gáb' dá Himmel
Gar zwoa, — schier sollt' má's glaub'n! —
So gib dem oan'n halt 's Rockerl,
'm andán aber d' Haub'n!

---

10. Schlaflied fur án'n alt'n Tát'l.

Schlaf', Tát'l, schlaf', und was dih g'freut,
Trám' nach-r-ánandá z'samm!
Dá Schlaf is so noh 's oanzichi,
Was d' alten Leut'ln hab'n.

Kán'n Zahnd zum Beiß'n hast nit mehr,
Und 's Memeln tut gar weh';
Dein Sunntá-Brát'l is — á Schmarn,
Dein Heuriger — á Tee.

Mi'n Augná — da wár's gleih so gut,
Du hä'st zwá g'malni nur;
Denn mit'm Spearnzeln, Gucken, Schau'n
Is 's bei dir eh' schon zua.

Und hat ánmal oan'n 's Altá g'stráfft,
So is 's áh gár mi'm G'hör:
Má därf schon d' besten Wort' erm geb'n,
Er hört s' halt nimmámehr.

Er kann nit geh'n, er kann nit steh'n,
Mi'm Red'n is 's áh vábei,
Und wann á grad was plauschen will,
So wird's á Brumerei.

Dös, auf was er sih b'sinná tut,
Is gar für uns nit g'west:
Da war'n má, wie má sán, noh nit
Auskrochá-r aus'm Nest.

Er red't von etlá fuchzig Jahr'n,
Wie mir von fuchzig Täg'n,
Und was bei uns á Fabel is,
Dös hat er richti g'seg'n.

Und hinschau'n mag á, wo dá will,
Er kennt halt Nermbst nit mehr:
Ganz andri Leut' schon gengán ietzt,
Spanneuchi, hin und her;

Leut', dö sih nit viel scher'n um erm,
Dö denk'n: „Geht's wie's geht!"
Wie má-r án'n alt'n Kasten b'halt't,
Weil á schon lang da steht.

Begehrt á was, so stössen s' erm's
Vor's Mál hin, wie-r án'm Hund;
Und schmeckt's erm nit, so sag'n's: „Áh, — iß'!
Dös is fur d' Alt'n g'sund!" —

Und is im Ort drent' Kirita,
So sperr'n s' 'n z' Haus wo ein,
Und lassen erm, zum Zeitvátreib,
'n alt'n Haushund 'nein.

Destweg'n, alt's Táterl, schlaf'! — Fur dih
Is so schon all's vábei!
Und wann 's d' gar nimmer aufsteh'n kinnt'st, —
's wár' 's allábesti gleih!

---

11. Dá Mann bei dá Kápell'n.

Hinten entán Hüberl durt
Geht's á guti Wál' noh furt;
Links á Wiesen vollá Gras,

Tupft mit Bleameln, ábá naß,
Rechts á Bácherl neb'n 'm Weg,
Übá 's Bácherl geht á Steg;
Entán Steg steht á Kápell'n, —
Non — wer s' sucht, der kann nit fehl'n;
Wie má-r übá 's Hüberl geht,
Siecht s' á Blinder gleih, wo s' steht.

Dö Kápell'n is's, — dáß ih's sag', —
Wo-r-ih ánmal an mein'm Tag,
(Sepp'l háß' ih, wann's eng g'fallt),
Hab' vábeigeh'n woll'n in'n Wald.
Dáß ih d'selb'n mih um koan Ding
Just nit g'schert hab', dáß ih g'ring,
Wie-r á Fedán war, — nou mein!
Dös siecht wohl á-n-iadá-r ein.

Sechzeh'n Jahr', koan' Wochá mehr,
G'sünder, als á g'wichstá Herr;
Frei, án'n Busch'n auf'm Hut,
Geld im Sack, und Schneid' im Blut,
Meiná Sechs! á so án'n Tag
Gibt's nit zwámal, dáß ih's sag'. —

Wie-r-ih also, rechts vom Weg,
Lüfti einlenk' über'n Steg,
Und mein'n Dudlá aussájucház',
Bald mit mir red' und bald pfucház',
Weil's má g'fallt, wann 's übá z'werch
Wieder z'ruckred't aus dö Berg', —
Wie-r-ih also, dáß ih's sag',
Lautá solchi Faxen mach',
Siech' ih oan'n bei dá Kápell'n,
Dö durt steht, ganz sinnli loahná,
Und so recht vom Herzen woaná.

„Schau! — denk' ih, was muß dem fehl'n?" —
's war á sauba kloadtá Herr,
Alt nit, jung grad áh nit mehr,
So halt, dáß má denká sollt':
Er kinnt' wissen, was á wollt'!

Ih geh' zuwi, red'n an: —
Recht dábarmt hat má der Mann.
Er bleibt steh'n und hört mih nit.
„Ah! — denk' ih, — laß' erm án'n Fried'!"

„Abá nán! — just nit!“ — Mih hat's,
Dáß ih's sag', gift't hat's mih, gift't,
Dáß da oaná-r auf-r-án'm Platz,
Wo erm d' Bám', 's Gras, d' Bleameln, d' Lüft
Und á Tágerl vollá Pracht,
Dáß dá Bäck koan schöner's macht, —
Wo erm alles sagt: „Sei frisch,
Wie dá Vogel, wie dá Fisch!“ —
Dáß da so á Stadtherr loahnt,
Und, dáweil ih dudel', woant.

Also, dáß ih's sag', ih geh'
Nohmal zuwi, und sag' herzli:
„G'lobt sei Jesus Christás!“ —

Schmerzli
Schaut der armi Mann in d' Höh',
Seufzt: „„In Ewigkeit!““ — und loahnt
Wieder sih án'n Stoan, und woant. —
„Mein God!“ sag' ih d'rauf, — „was is
Denn 'm Herrn nur! — Is erm g'wiß
Nit recht gut? — Ih hol' 'n Badá,
Oder sunst oan'n; — áh mein Vadá
Hat dáhoam á Medizin, —
Wann dá Herr da wart't, — ih bin —“
„„Bleib',““ so hat dá Mann drauf g'sagt,
Hat mih ang'schaut z'längst und g'fragt:
Ob ih schon váliebt bin. —

„Ih?“ —
Sag' ih — „Nan!“ — Aft hat á mih
Druckt, und g'warnt: ih sollt' so bleib'n,
Mit dá Lieb' koan G'spiel nit treib'n.
Hat má-r oani herzli gern,
Fürcht't má, sö kinnt' untreu wer'n,
Odá sterb'n; — und wann s' ás wird,
Wann s' oan'm stirbt — — —?!

Er hat noh g'rührt
Weitá red'n woll'n, abá d' Wurt'
Hat's erm ag'stöss'n, und furt
Is á g'rennt, als wár' á wini. —

Mir is völli entrisch wur'n,
All' mein Schneid' hab' ih válurn;
Hab' erm nachg'schaut, und aft bin ih,

Weil d' Kápell'n just offen war,
Eini gangen, hab' á par
Vaterunsá bet't, und denkt:
„Sepp'l, dir bleibt 's áh nit g'schenkt!" —

Ja — und dáß ih d'Wahrheit sag', —
Heunt' is wieder just mein Tag;
Sepp'l háß' ih all'weil noh, —
Aber anderst is's halt doh:
Zwoanz'g Jahr' bin ih heunt schon alt;
War heunt' fruh á draußt im Wald;
Abá heunt' hab' ih nit g'jucházt,
Nix mit mir disk'rirt, nix pfucházt,
Suntán, — ja — ih kinnt' viel sag'n,
Wann der Mann mih heunt' möcht' frag'n!

---

12. Nachtwachtá-Lied.

Ös Bub'n und Derndáln, laßt's eng sag'n,
Dá Hammá der hat Zehni g'schlag'n;
Gebt's acht auf's Feuer und auf's Liecht,
Dáß Nermbst koan Schaden g'schiecht!
Auf 's Feuer!

Und nit bloß auf dös,
Was 's eppá draußt au'm Herd,
In's Grüb'l, in Gedanká-r habt's
Mi'm Asch'n eini kehrt;
Auf dös áh, Derndáln, gebt's fein acht,
Was ganz vástohl'n und g'hám
In eng'ri Herzen glost und glimmt,
Und aufpluscht wie-r im Trám;
Macht's ja koan'n G'spaß dámit, schaut's nach,
Ehwenn's recht zundt'n hat:
Wann's schon bei'n Augnán aussáleucht't,
Aft is's zum Lösch'n z'spat.
D' Freiheit vásengt sih d' Flügerln bald,
D' Ruah' fangt als wie-r-á Stroh;
Dá-r Uebámut dástickt vur Hitz,
Dá Kopf brinnt lichtáloh.
Ih schierf' eng's ein: — g'schiecht denná was,
Seid's ös, auf dö ih's schieb'!
Auf's Feuer, was ih moan', geht's acht:
Dös Feuer — dös is — d' Lieb'!

Ös Bub'n und Derndáln, laßt's eng sag'n:
Dá Hammá der hat Elfi g'schlag'n!
Gebt's acht auf 's Feuer und auf 's Liecht,
Dáß Nermbst koan Schaden g'schiecht.
Auf 's Liecht!

Und nit auf dös álloan,
Was 's untá'm Auszieg'n drob'n,
Vur Napfáz'n, habt's eppa z'nach'
Zum Polstá zuwig'schob'n;
Auf dös áh, Derndáln, páßt's má-r auf,
Was, so vástohl'n und still,
Aus tausend Sterndáln abáblitzt,
Wann má just fensterln will,
Dá Mondschein hat á Spitzbub'nlicht,
Wann 's bleankázt drob'n und glimmt;
Má moant, d' Váliebt'n hätt'n sih's
Zu'm Spearnzeln extrá g'friemt.
Páßt's auf: in derá Liecht'n denkt
Má goar z'gern auf koan'n Tag,
Und dáß oft, was dá Mond vátuscht,
D' Frau Sunn' nit tuschen mag.
Drum, Derndáln, macht's fein d' Fensterln zu,
Und gebt's auf 's Liecht gut acht:
Wer schlaft, is frumm, und frumm is schön, —
Jetzt, Leut'ln, guti Nacht!

---

13. An'm God'sacká.

Nit wahr, i kumm' á wengerl spat?
Ja mein! á gmoaná Mann,
Der an sein'm Joch so furtzieg'n muß,
Der kummt halt, wann á kann.
Und hätt ih kummá kinná-r áh,
Mir sán bei'm Tag' z' viel Leut';
Ih hab' halt auf á so an'm Ort
Oanschichti nur mein' Freud'.

Da gafft mih Nermbst nit an und schaut,
Wie stark mein Herzload is;
Da siech' ih koan' so g'stá́tzti G'stalt,
Koan so á zaunfalsch's G'friß.
Da kann ih ung'stört, was mih druckt,
Ausschüd'n vur mein'm God,

Kann woaná, mit mir selbá red'n,
Und klag'n mein' ganzi Not.

Was brinnt denn durt? — Á Kirz'l — schau:
Hat dös dá Wind váschont! —
Da liegt 'm Badá sein kloan's Kind,
Der drunt' im Dörf'l wohnt.
Hat der Mensch alli Leut' kurirt,
Und was erm 's Liebsti war,
Dös hat erm 's deutli g'sagt: „Bist halt
Doh nur á-n armá Narr!"

Durt liegt dá Thurná, durt dá Scherg;
War'n sunst sih spinnáfeind:
Jetzt lieg'n s' schön ruawi da bei-n-ánd,
Wie d' allábest'n Freund'. —
Durt laßt dö G'moan' á stoanás Kreuz
Fur'n seling' Pfarrá bau'n;
Er hat so lang in d' Kirch'n g'schaut,
Jetzt muß á wegáschau'n.

Durt liegt á Dernd'l, — ih hab's kennt,
Hab' schon án'n Anwurf g'macht;
Hätt's koan bös's Aug' nit anschau'n soll'n:
Ihr G'frieserl war á Pracht.
Ihr Brätzerl war so mudlwarm,
Ihr Göscherl gar so lieb;
Wár' ih dá Tod g'wes't, um koan'n Preis
Hätt' ih sag'n kinná: „Stirb!"

Dá Tod is aber ohni G'fühl,
Nimmt allás bei dá Fliech,
Und glaubt má, 's Leb'n wird protástir'n
So laßt's oan'n just im Stich.
Da liegt s' ietzt, dö bei mir hätt soll'n
In meiná Kammá lieg'n;
Wár' gleih so gut, ih wár z'sammt ihr
In's Trücherl abig'stieg'n.

Was hat denn oan's auf derá Welt,
Wann's umágeht álloan?
In Kumpáni geht allás g'schmiert,
Álloan mag oan's nix toan.
Da krált má-r umá-r, ißt und trinkt,
Schlaft ein, steht wieder auf,

Tut was, vádernt sih mehr, als g'nua,
Und schlaft vom neuch'n drauf.

Ih hab' koan Wei nit, hab' koan Kind,
Koan' Schwestá, dö nix hat,
Koan'n Bruadán, der was brauchá kinnt',
Koan' Freundschaft in dá Stadt.
Mein Vadá liegt im Winkel durt,
Mein' Muada knapp hinbei; —
Es is, wann ih so nachdenk' oft,
Án öd's Leb'n, — meiná Treu'!

Wann ih nit imm'r-ánmal aus Gall'
Mih selbá fopp'n thád',
So wöllt' ih gleih so mein, ih wurd',
Wie's Liecht'l durt, váwáht!
Wer sih um Nermbst nit z'kümmern hat
Auf derá Welt, — der is
Am best'n drunt'n einquátirt
Bei Denan, — dös is g'wiß!

14. Im Gras.

Ih wáß nit bald á größ'ri Freud',
Als recht kámmod und brád,
Au'm Bauch, im Gras so drinnád z' lieg'n
Als wann má schwimmá thád'.

Dös is so kühl, so wách, so gut!
Dö wáchst'n Pflámá bleib'n
Jákobifedán geg'n dös Bett;
's is gar nit zum Beschreib'n.

Má moant, má kinnt' sih selbá heb'n,
So g'ring is 's Blut im Leib;
Und z' nebst dem hat má noh dábei
Sein'n schönst'n Zeitvátreib.

Da kráxelt an-r-án'm Stámmerl Gras
Á Käferl flink in d' Höch',
Nimmt d' Fliegerln z' Hilf', und tut so frisch,
Als hätt's dö best'n Täg'.

Es hat s' leicht áh: — was gáng' erm a?
Was 's braucht, hat 's übáschi;

G'sund is 's dábei, — ja schau, mit dir,
Lieb's Käferl, tauschát' ih.

Á-n Amáss' schleppt á-n Árl durt,
Und plagt sih mehr, als z' viel;
Durt treibt á Muck'n in dá Sunn'
Á guti Wál' ihr G'spiel.

Durt kummt á Bein; — ei flieg' du zua!
Heunt' scheuch' ih dih schon nit:
Heunt' hast mit deini Bleameln z' toan,
Und laßst oan'm gern án'n Fried'.

Ja, wie-r ih sag', á Welt is da
Von Tierl'n lieb und kloan, —
Und hat má gleich koan' Ansprach' nit,
Má-r is doh nit álloan,

Ui! wie-r is 's aber erst so schön,
Wann ih mih z'ruckleg'n tua',
Und schau' 'm Himmel übá mir
Á Wál' recht ruawi zua.

Da kimmt má 's Blabi schier so voar,
Als wár 's z'tiefst untá mir,
Und ih — ih liegát' drobmád z'höchst,
So macht dö Lag' oan'n irr.

Und für á Wassá halt' ih d' Luft,
Und glaub', dáß d' Áſt vom Bám,
Wie's Lüfterl wáht, sih einibieg'n, —
Und halt' mih selbá kám.

Ganz dámisch, moan' ih ietzt und ietzt,
Ih fall' in's Wassá, — zuck',
Und kugel', ohni dáß ih 's will,
Au'm Bauch mih wiedá z'ruck.

---

15. D' Freiheit.

Ih hab' ánmal á Zeisserl g'fangt,
Dös hat gar herzi g'sungá;
Hab' erm á grasgrean's Häuserl káfft;
Da drinn is 's umág'sprungá,
Als hätt's á sih voll Hochmut denkt:
„Schaut's, was ſ' má für á G'schloß hab'n g'schenkt!"

Hab' ih erm Hanef einig'strát,
Gleih hat 's 'n lüsti g'nummá,
Auf d' Hearnádárm und an'm Salat
Is 's gar gleih zuwákummá,
Und hab' ih erm sein Nürscherl g'füllt,
So hat's dran g'nipst und umág'spielt.

Wann ih erm 's Türl aufg'macht hab',
Is 's bearnkad fürázáxelt,
Und auf mein'n Fingern und mein'm Kopf,
Ganz hámli umákráxelt:
Dö Tür hat därffá-r offá steh'n,
Es war nit g'wöhnt án's Weitágeh'n.

Bald aber is 's má trauri wur'n,
Hat nimmá lusti g'sungá;
Is áh an'm Sprießerl nimma so,
Wie-r eh'ndá-r, umág'sprungá;
Hat oft án'n Pelz g'macht d' längsti Wál':
Hab' richti g'moant, es hätt' dö Gál'.

Sánt abá Zeisserln zuwág'flog'n,
Und hab'n s' ás g'lockt vom Weid'n,
Da is 's eng umág'fahr'n, hat g'schaut,
Und tan, als wär's voll Freud'n;
Hat d' Fedán aufgraupt und sih g'streckt,
Und 's Köpferl durch dö Stángerln g'steckt.

„Halt, denk' ih má, wie-r ih dös siech', —
Dö Krankát, ziemt mih, kenn' ih;
Dös Vögerl möcht' á-n andás Haus,
Sein Häuserl is erm z'weni;
Du hast mih rechtschaffá schon g'freut:
Jetzt, Háscherl, kummt dein' guti Zeit!“

Und ab'nds gleih pack' ih 's z'samm in'n Hut,
(Sein Herzerl pempert g'walti),
Und aussi trag' ih 's übá 's Feld,
Und entán Mühlbach halt' ih;
Dort gibt's viel Bleameln vollá Tau,
Und hintáschi á großi Au.

„Wár' dá váleih dös Haus groß g'nua?“
So sag' ih zu mein'm Zeisserl,
Nihm's häckli außer aus'm Hut,
Und setz' 's halt auf á Sträußerl;

Da is's drob'n g'sess'n, ganzválur'n,
Als wár's ás gar nit inná wur'n.

Jetzt dráht 's á 's Köpferl, schaut und siecht
Koan Stángerl mehr, koan Sprießerl;
Jetzt hupft's von Ast auf Ast, — jetzt springt's
Schon weiter um á bisserl;
Jetzt hebt's áh d' Fliegerln, — fliegt, was's kann,
Und halt't an'm höchst'n Nástel an.

Da halt't 's ás nimmá länger aus,
Blast 's Kröpferl auf weitmächti,
Und singt in d' Lüft', und strengt sih an,
Und macht sein Sácherl prächti;
Burkemá-r is má dös ákk'rát,
Als wann's für mih da bet'n tát'.

Ih hab' erm nachg'schaut d' längsti Wál',
Hätt' um dös Viech mög'n woaná;
Z'letzt abá hab' ih denkt: „'s is halt
Grad' wie mit unseroaná:
Á Kás' im Frei'n schmeckt bessá g'wiß,
Als Schnepf'n, wann má-r eing'sperrt is!"

---

16. D' Schwoagerin und dá Jágá.

I. Dö B'stellung.

Was loahnst denn an'm Kübel
Und schaust vur dih hin?
Geh', Schwoag'rin laugn's nit,
Dir liegt was im Sinn!

„Und liegt má was drinn,
So kan's oaná nur heb'n,
Und den oan'n kann má-r áh halt
Nur oaná-r ageb'n!"

Mußt nit á so trauán,
Mußt nit á so woan':
Bist á Mád'l wie-r-á Rád'l,
Kriegst gleih wieder oan'n!

„Dá grasgreani Jágá
Dös is dá meini,
Und er is má schon g'schossen
In's Herzerl eini.

Mein Herz und sein Herz
San g'wachs'n auf oan'm Grund:
Und erst an sein'm Herzen
Wird mein's wiedá g'sund!

Álloan is má-r entrisch,
Álloan is má bang; —
Da drob'n is sein Stand,
Und da umi sein Gang.

Und ih schau' auf sein'n Stand
Und ih los' auf sein'n Gang;
Und ih siech' nix und hör' nix,
Und dös macht má bang!" —

Geh', fürcht' dih nit, Schwoag'rin, —
Durt siech ih schon was,
So leicht, wie-r á Vogel,
So grean, wie-r á Gras.

Á Büchserl au'm Ruck'n,
Á Fedán au'm Hut; —
Á Bosheit is 's, dáß á nit
Juchāz'n tut.

Jetzt bleib' nur, ietzt tu' nur,
Als höráſt 'n nit;
Es g'ſchiecht erm ſchon recht,
Er ſoll g'ſtraft ſein dámit.

„„Schöni Schwoag'rin, ſchöni Schwoag'rin,
Sag', haſt mih noh gern?"" —
Greaná Jágá, dein Schwoag'rin
Js hárb, will nit hör'n.

„„Schöni Schwoag'rin, dein'm Vadán
Sein Herz is koan Stán;
Heunt' há-n ih mein'n Anwurf g'macht:
Er ſagt nit: Nán!

Drei Wochá laß kemá,
Drei Wochá laß geh'n,
Aft wer'n ma-r im Kircherl durt
Entán See ſteh'n!"" —

Und d' Schwoag'rin vádráht ſih,
Dös mag ſ' doh wol hör'n. —
„Du bleibſt halt mein Jágá.
Dih hab' ih ſchon gern!" —

II. 's End' vom Lied.

Drei Wochá ſán kemá,
Da dullázt 's: „Juhe!"
Und da läut'n ſ' im Kircherl z'ſámm
Drent' übá 'm See.

Da ſchwimmán zwá Schifferln,
Dö kennt má ſchon wohl;
Juchheiſſá! dö Brautleut'
Dö ſchrei'n á ſo toll.

Da ſan ſ' ſchon, da kemán ſ',
Dös Brautpaar voran;
Dö Schwoag'rin tut woaná,
Dá Jágá ſchaut ſ' an.

Er lachelt ganz ruawi,
Jh glaub' erm's recht gern;
Non, mit dá Zeit wird ſchon
Das Wahri draus wer'n.

Und hintnach geht d' Muadá
Mi'm Vadán am Arm; —
Es wird erná ſelbá heunt',
Moan' ih, noh warm.

Schöni Schwoag'rin, tunk's Hánderl
Jn'n Weichbrunn' nur ein:
Á Dirn geht nur oanmal
Jn d' Kirch'n ſo 'nein. —

Auf'm Schiff ſtengán d' Leut',
Hab'n am Schau'n erná Freud':
Á Hochzeit dö bleibt halt
Á Freſſ'n für d' Leut'.

Dá Schiffmann loahnt áh
Auf'm Ruadá-r und guckt,
Wer wáß 's, ob nit erm áh
Jm Herzen was druckt?!

Dá Jágá ſagt: „Ja"
Und dö Schwoag'rin nit: „Nán,"
Und d' Leut' dö ſag'n: „Ámen!"
Mehr kinnán ſ' nit tán.

Viel Glück, ſchöni Schwoag'rin,
Jetzt haſt 'n, dein'n Mann! —
Ziech' d' Menſcháſchuach' aus,
Und ziech' d' Weibáſchuach' an!

---

17. 's Pfnotwinkerl.

Ih hab' á Winkerl in mein'm Haus:
Dös schaut ganz b'sundás eing'richt't aus.
Es is nit eng just, is nit weid,
Nit recht für 's Load, nit recht für d' Freud';
Es is halt all'mal grad so recht,
Wie má 's fur'n Aug'nblick finden möcht'! —

An'm G'sims z'höchst obmád untá'm Trám
Da steckt á Palmbusch'n zwisch'n dö Bám',
Er b'hüt't oan'n vur'm Wedá-r, und tháb á's áh nit,
Má glaubt 's halt, und hat sein' Freud' dámit.
Á biss'l niedrichá hängt im Eck
Á Christás; — er is schon vollá Fleck',
Nit saubá g'mal'n, abá doh schön g'nua: —
Was ageht, dös denkt má sih halt dázua.
Á Betschamel steht hinbei an dá Wand,
Schön g'arbát't, — u mein! — wo is dö Hand,
Dö 'n g'macht hat? — Wo san dö Leut' schon hin,
Dö 'n g'wöhnt ánmal war'n, wie-r ih'n ietzt bin? —
Dáneb'n steht á Loahnstuhl mit Rádeln und Ohr'n:
An den bin ih mannigsmal ang'hängt wor'n,
Zwar nur mit-r án'm Faden, — 'm Vadán sein G'schau
Dös hat'n zum Strick g'macht, ih wáß's noh recht g'nau!
Grad drübá-r auf áná Stell'n da steht
Á Glas, wo á hübsch's Nágel einigeht;
Dá Deckel von Zinn, auf dem má's noh lest,
Dáß's ánmal mein'm Vadán sein Leibglas is g'west!
Ih sich'n leibhafti noh sitz'n vur mir,
In oaná Hand 's Buch; 's Glas halbs vollá Bier;
Jetzt loahnt á-r-'n Deckel z'ruck, setzt an,
Tunkt 's Mál in's Bier ein, fürfelt dran,
Sagt: „Gut is's!" — stellt sein Krüag'l hin,
Und fragt uns: „Wisst's, wo ih steh'n blieb'n bin?"
Áh, 's Buch is áh noh da, durt steht's; —
Dá g'streng' Herr Váwaltá wöllt, er hätt 's;
Má nennt's, moan' ih, Chronik, — á gar á g'scheidt's Buch'!
Ih find' drinnad allás, was ih nur such':
Von God, von dö Kini, von'n Bauan, von'n Herr'n,
Mit saubári Reim' und heilsámi Lehr'n, —
Já, — wer dös im Kopf sih so mirk'n kinnt',
Dös wár leicht á G'lehrtá, wie má koan'n find't.

Já, — dáß ih's halt sag' — dös Winkerl is's grad,
An was mein Herz án'n Narr'n g'fress'n hat.
Wann ih noh á so gifti bin, noh á so schiach,
Dös Winkerl is's, wo ih mein' Ruah' wiedá krieg'.
Da schlierf' ih hintri, schau' auf dö Bám',
Und siech ih 'n Palmbusch'n drobmád au'm Trám,
So denk' ih má: „Schau! Wie gern hat dih God!
Du brummst' und doh schlagt dih sein Wedá nit tot!" —
Und siech' ih 'n Christás druntá-r im Eck,
So denk' ih má: „Schau! du bist doh recht keck;
Du klagst vur dem dadá übá 's Leb'n,
Der sein's so geduldi fur d' Menschen hat geb'n!" —
Und stoß' ih an'n Schámel an, denk' ih má gleih:
„Z'weg'n we den stund' da dá Schamel hinbei,
Als dáß d' dih kannst hinknie'n, wann dá was fehlt:
Zu'm Himmel gibt's üb'rall á Loch in dá Welt!" —
Und siech' ih mein'm Vadán sein Krüag'l steh'n,
So denk' ih má: „Häßt dös nit arg sih vágeh'n?
Der Mann, dein Vadá der guti Mann,
Der mannich'n Zug aus dem Krüag'l hat tan',
Der Mann is tot, — und du lebst noh, du Buá,
Bist g'sund, hast dein Wirtschaft, — und doh war's nit g'nua?" —
Und siech' ih dös Buch, so denk' ih má: „Les'!
Valeih vátreibst dá dö Grill'n durch dös! —
Schau, schau nur, wieviel in dem Winkerl da is,
Damit 's d' dih kurir'n kannst, — dös is doh g'wiß!
In dem elendigá-r Eck von dein'm Haus,
Streckt üb'rall dá Herrgod sein' Hand nach dir aus,
Und sagt zu dir: Kumm, Buá, und sei g'scheit,
Zu'm Pfnot'n und Trutz'n hat's lang no Zeit!"

Und wann ih dös denk' und so recht betracht',
Wie-r allás á sámsing án'n Trost oan'm macht,
So kann ih nit hárb sein, — frisch muß ih wer'n:
Drum hab' ih dös Winkerl áh gar á so gern! —

---

18. D' Himmelschlüsserln.

(Primula veris.)

Schau, schau, liebi Bleameln,
Da find' ih eng ja!
Sobald als 's nur ápern tut,
Seid's áh schon da.

Da-r Erd'n fangt 's Herzerl
Schon z' tokáz'n an,
Und d'Frau Sunn' tut' ihr Möglig's,
Und bleaukázt, was s' kann.

's is allás schon g'recht'lt,
Má wárt'n schon drauf;
Nur d' Schlüsserln hab'n g'fehlt noh, —
Jetzt lüfti! Spiart's auf!

Spiart's auf, liebi Schlüsserln,
Das himmlischi Toar:
Dá-r Auswärts will fürá,
Nur 's G'wölk steht noh voar.

Schiebt's d' Nebeln vánandá!
In's Schlüsselloch 'nein! —
Áh — aufg'spiart is, aufg'spiart,
Was sollt's denn sunst sein? —

Jetzt is á herauſt'n!
Dá-r Auswärts is da,
Und wann má'n nit sechát',
Má riechát'n ja!

Fur's Aufspiarn, ös Schlüsserln,
Schön'n „Gelt'sgod" von all'n:
Auf's Jahr um dö Zeit
Tut's uns wieder den G'fall'n!

19. D' Schneeglöckerln.

Wem läut's denn, ös Glöckerln,
Wem läut's denn ös aus? —
„'n Wintá begrab'n s' ietzt:
Mir läut'n erm z' Haus." —

Wem läut's denn, ös Glöckerln,
Dáß's klingelt so fein? —
„Dá-r Auswärts is eing'ruckt,
Just läut'n má'n ein." —

20. G'scheit is schön.

Frag' nit, — (wann 's d' ás wissen därfást,
Hätt' d' ás God schon selbá g'sagt)
Frag' nit, Schatz, nach wie viel Jáhrl'n
's letzti Stünderl für uns schlagt!
Laß dá koani Karten aufschlag'n,
Such dá-r in koan'm Trámbuch Rat, —
Und, glaub' mir, weit leichtá fallt dá,
Was der Himmel b'schaffen hat.

Mag dös Schneewerl, was 's ietzt schneib'n tut,
's allálетzti für uns sein,
Odá gibt uns God noh mehrás: —
Scher' dih nit, — sei g'scheit, — schenk' ein!
's Leb'n is kurz, schnei d' Hoffnung wegá,
Mit dem Red'n wird nix dáziełt:
Hast án'n Tag', sei froh und g'nieß'n;
Wer auf muring setzt, — váspielt.

---

21. Wie má's kennt.

Á Glock'n dákennt má-r am Klang,
Á Vögerl dákennt má r am G'sang;
D' Forellerln an ernári Fleck',
D' Soldad'n an ernári Röck'.

So kenn' ih 's áh, wann ih á Par
Valiebti wo siech', auf á Har:
Sö hab'n á schwarz's Fleckerl, — und wo?
Im Herzen, — má siecht 's abá doh!

---

22. Heunt' und muring.

Was kümmán mih dö Talá,
Dö Gar-dem-andán g'hör'n?
Ih war noh Nermbst nit neidi,
Koan'm Bauán und koan'm Herr'n.

Ih brock' má liebá Bleameln,
Und bind' má Buschen draus,
Und steck' má s' auf mein Hüterl,
Afst schau' ih lüsti aus!

Um 's Heunt' tu-r-ih mih kümmán,
Was heunt' is, dös is g'wiß;
Ih möcht' den Kreuzkopf kenná,
Der wáß, was muring is!

23. Dá Bekehrti.

Schaut's, ih war áh so oaná, wie s' ietzt sán,
Dáß s' liebá blempern, als wie beten tán;
Und g'scheit war ih nach mein'n Gedánken, g'scheit, —
Ja d' ganzi Welt hat nit zwá g'scheit'ri Leut'.

Ih abá bin schön anpumt! Ih hab's schön
Váred't, auf dem Weg längá weidá z'geh'n! —
Ih bin ánmal, dáß ih's nur offen sag',
Z'höchst auf dá-r Alm g'west, — 's war dá schönsti Tag.

Auf ánmal kummt, — dá Himmel war noh klar, —
Á Wedá, — abá was dös fur án's war!
Rechts, links hat's eing'schlág'n, ganzi Bám' hab'n brennt,
Und d' Berg' hab'n zidát, als hätt, d' Welt á-n End'.

Aft hab' ih freili wol zum Bet'n g'schaut,
Und sidá dem mih nimmá z'freveln traut;
God is gar stark, es kost't erm nur án'n Riß,
Und z'untást liegt, was ietzt noh z'obást is.

Durt bringt er oan'n, den allás scheucht, in's G'red',
Durt schiebt er oan'n, den nermbst nit kennt, an's Bret: —
's Glück is, wie 's Wasser oft, es spielt sih nur,
Da reißt's was weg, und durt tragt 's ás zua.

24. Gleichmut.

Nit übá d' Schnur hau'n! Ja nit übátreib'n!
Wann God dih hoamsucht, bei-n án'm Gleich'n bleib'n,
Und wann 's Glück einschlagt, nit vor Übermut
'n Kopf válier'n, — schau, Schwagá, dos is gut!

Denn, mein God! was is 's End vom Lied? — dá Tod!
Du magst ietzt all' dein Leb'n in Kreuz und Not
Vátrenzen, odá, wann á Feitá fallt,
Dih auf r-á Wiesen aussileg'n in'n Wald;

Wo's Bácherl stád im Roangrab'n abárinnt,
Dá Gugá schreit, und 's Láberl rauscht im Wind,
Wo d' Felberbám' und d' Foarch'n d' Ást váweb'n,
Und übá dir 'n schönsten Schatten geb'n!

Durt aussi laß dá-r aft án'n Elfá trag'n;
Durt laß dá gut g'scheg'n! — Wer wird dánah frag'n! —
Wann 's ietzt nit g'schiecht, wer wáß's, wann 's wiedá g'rat't?
Dös Umálaun'ln hat gar viel'n schon g'schad't.

Denn schau! — und wann's d'-á-s schönsti Häuserl hä'st,
Wann 's d'meil'nweit übá d'ágná Feldá gehst;
Wann's d' Leut' und Land hast, — du mußt gleichwöhlst sterb'n!
Aft schau' dih an! Fur wen hast g'spart? — Fur d' Erb'n!

Und ob dein Ahnl reich und g'walti war,
Ob's d' von Geburt an warst a-n armá Narr,
Da kräht koan Hahn dánah, — du g'hörst 'm Tod,
Und dáß á dih dáwischt, dös hat koan' Not.

Oan Plätzel gibt's, da kummán alli z'samm;
Den oan'n wird's fruah, den andán spätá hab'n;
Hin müß'n má-r ába, — da hilft koan Gebitt:
Von derá Regel gibt's koan' Ausnahm' nit.

II. Wie 's dá-r Östreichá-Bauá mit sein'm Koasá moant!

(Á B'schreibung aus'm Zwá-r-á-dreiß'gá-Jahr.)

> Ja, — so is's im Land,
> Und dábei sán má froh,
> Und es war nie nit anderst
> Und es bleibt schon á so!

1.

Wo's war, dös wáß' ih nit, dáß 's abá wo war, dös is richti, —
Non, — mein Vedá, dá Lenz, hat má's erst neuli vázählt.
Er war selbá dábei, hat zuag'schaut, g'lost und áh mitg'woant,
Und wann má'n ietzt drauf mahnt, kummt erm noh 's Wasser in d' Aug'n.
Sápprament: ietzt hab' ih's — dös war in án'm Dorf, — in án'm Dorf war's,

Aber wie's háßt, — noh ih sollt's nenná! — Áh! háßt's, wie's
dá will;
Wann's 'n Koasá angeht, so is oan Dorf schon, wie 's andri;
Überall d' herzlichsti Lieb', nindáscht was andás, als Freud!
Und so war's halt áh durt, wo váwichá mein Vedá, da Lenz, war,
Und was á nit hergáb', moan' ih, um Haus und um Hof.
's war au'm zwölft'n nit weit, au'm zwölft'n Horning, — vásteht's mih?
Non — au'm zwölft'n! — Áhán! G'spannt's ás ietzt schon, was
ih moan'?
Unsá'm Koasá Franz sein Geburtstag war vor da Tür schon;
Schau! und da hätt'n 's im Dorf áh gern á Bissel was tan;
Feierli hab'n s' ás und recht eindringli, so gut's in-r-án'm Dorf geht,
Machá woll'n, und á Schelm, sagt má, tut mehr, als á kann.
Weil mein Vedá, dá Lenz, zuafälli bei'm Richtá g'loschirt hat,
So war er überall mit, überall z'nächst bei dá Sach';
Hat mitg'holfá-r (er kann umgeh'n mi'm Báseln und Zeichná,
Kennt sih aus, und vásteht, was sih so g'hört zu-n-án'm Fest),
Non, — und so hat á má-r ast brühwarmá dö ganzi Beschreibing,
G'macht, und allás vázählt, wie-r ih's eng wiedá vázähl'.

2.

Kám hab'n d' Hahná kráht in dá Fruah',
War áh schon kán Lad'n mehr zua.
Allás hat sih g'richt't und putzt,
Da hat áh schon nix mehr g'nutzt;
Wo á saubás G'wand'l war
Aufg'hebt untá'm ganz'n Jahr,
Aussázarrt und bürst't is's wor'n
Anprobirt von hint' und vorn,
Und wann 's proper g'standen is,
Hát má 's b'halt'n, dös is g'wiß;
Denn dös sag' ih unváhol'n:
D'selb'm hat allás schön sein woll'n.

Um á Sechsi macht's ás: „Bim!"
Áft'n: „Bám!" und „Bám und Bim!"
Alli Glockná, dö s' durt hab'n,
(Námlá drei) dö läut'n z'samm.
Drobmád in dá Pfarr hängt d' oan',
Non — dö kann's schon ganz alloan;
D' andán geb'n, wie d' Kindá nur,
Ernán Tee halt áh dazua.

Jetzt auf oanmal — pumms! — á Knall,
Und ä G'säus drauf übá 's Tal,
Wie wann hint'n d'Berch', dö 's hör'n,
Alli wollt'n rogli wer'n.
Dös sán d' Pöllá, — nit dö kloan'n,
Dö s' beim Kirtá lad'n tán,
Suntán dö gar groß'n halt'
Wo's, wie bei dö Bumá, knallt.
Aft war all's gleih in dá Höch':
Dös sieht oan's nit alli Täch',
Wie so d' Leut' von da und dort,
Von dö Berg', vom G'schloß, vom Ort,
Z'sammápofeln üb'rall her
Aus dá Kreuz und aus dá Quer'.

's war im Horning, — dös wisst's eh', —
Álso allás noh voll Schnee,
Höchstens durt und da á so
Á kloan's áper's Fleckerl wo,
Just, als wann dá-r Auswärts hätt'
Hintappt, dáß á wegágeht.
Aber 's Wedá war á Pracht'
Als wann's God hätt' extrá g'macht;
Nit á Wölkerl, d' Berch' so klar,
Dáß 's á Freud zum Anschau'n war.

Allás is in d' Kirch'n g'eilt
's Volk hat untá'm Tor sih g'speilt;
Denn heunt' hätt' á-n iard's mög'n gern
D' Predi bei dá Nachád hör'n.

Meiná Sechs! — es war á Freud',
Wie s' dáherzog'n sán dö Leut';
Derndál'n, wer kinnt' schön'ri woll'n? —
Koan bös's Aug' hätt s' anschau'n soll'n
Alli herg'wichst heunt' au'm Glanz,
Wie zum Ehrntag odá Tanz;
Röck', schneebliiah'lweiß und g'stiarkt!
Fürtárl'n, wo's á-n iardá mirkt,
Dáß s' niatneuch sán; Brustlátz, all's'
Blank vom Zwick'l bis zum Hals.
Und áh d' Bubmá, d' Weibá, d' Manná,
Was má-r anschaut, láßt oan'm 's schwaná:

Heunt' is gar á b'sundás Fest,
Heunt' tat' gern án iardá 's Best'.

3.

D' Org'l brummt,
Dá Schullehrá singt,
Dá Kastná geign't,
Dáß erm d' E-Sát'n springt.
D' Schulbub'n geb'n heunt' b'sundás acht:
Nit oaná hat noh an'n Gicksa g'macht.

Dá Pfarrer, á Mann,
Wie s' God gern siecht,
Tut allás, wie's
Bei-n-án'm Hochamt g'schiecht,
Und d'Leut dö bet'n 's schönsti Gebet,
Án iard's halt, was erm im Herz'n steht.

Ganz vor'n in dö Stühl',
Neb'n dá Sákristei,
Knie'n d' Herrnleut'
Und noh andri drei:
Dá Pflegá, dá Richtá, und oaná, — den könnt's
Ung'nenntá dárat'n, — mein Vedá, dá Lenz.

Jetzt wie dá Herr Pfarrá
So bet't voran,
Fangt d' Musi auf oanmal
Was andás an,
Á Liedl, was, wie's nur der Östreichá hört,
Erm 's Herz im Leib drinnád umákehrt.

„Gott erhalte —"
So singán s' an'm Chor, —
„Franz, den Kaiser!"
So jucházt's hinvor;
Alt und jung und vornehm und g'ring,
Ih selbst kumm' má vornehmá vur, wann ih's sing'.

Jetzt fallt á Tusch ein,
Und draußt da knallt
Oan Schuß um-á-'n andán,
Dáß 's pumt und hallt;
Und drinnád is allás so friedli und froh: —
In was für án'm Lánd'l bet't má-r á so?

4.

's Amt is vábei. Jetzt such'n anándá dö G'schwister und Freund' hám,
Plausch'n und lad'n sih ein auf z'Mittag, und auf d' Nacht zu-n-án'm Tánzerl
Jetzt geht 's Koch'n erst an. D' Bub'má abá dö richt'n im Wirtshaus
Lüfti dö G'moanstub'n her, weil s' säubrásti Zimmer im Haus is;
Putz'n s' mit Tannág'rás und Máscherln und g'fiarbti Papierl'n
Másterli auf, und hängán in 's Eck 'm Koasá sein Bild auf,
Saubá mit Rauschgold austápázirt, und drunter á Lámperl.

Drobmád im G'schloß áh nageln s' schon schwarzi Leist'n um d' Fenstá,
Bohr'n oan Draht'l um's andri ein (weil illumánirt wird);
Häng'n dö Flügeln aus, und mach'n papieráni Rahmen
Mit Inschrift'n und alláhand Vers' und Zeichnungen eini.
Üb'rall is all's heunt lusti wohlauf! Hackbreteln und Baßgeig'n,
Zidán und Brátsch'n siecht ma schon trag'n, und Männá mit Werkeln
Gengán herum. Áh bei'm Richtá (Herr Wimmer häßt á) da wird's schon
Laut, und wie's Zwölfi schlagt, da sitz'n s' schon alli dá Läng' nach
Brád umá 'n Tisch, und wisch'n dö B'steck', und richt'n sih d' Mág'n ein.

5.

Dá Richtá hat án'n Bub'n, án'n kloan'n,
Mein Vedá selbá möcht' so oan'n;
Dá Bua is saubá, áh nit z'dumm,
Bleibt, wann má'n anred'n tut, nie stumm,
Und is á so bei was dábei,
So fragt er oan'n um d' Ursach' gleih.

So — zum Exemp'l, wie bei'm Tisch
Sein Vadá aufsteh'n tut, sih frisch
Sein Glás'l anschenkt, 's Káppl stád
Vom Kopf ziegt, zu dö Gäst' sih dráht,
Und anhebt: „Leuteln! ietzt häßt's: ganz
„Austrink'n! 's gilt — 'm Koasá Franz!" —
Da sagt dá Bua ganz g'schnáppi: „„Halt!
Herr Vadá! — Ih bin áh schon alt: —
Krieg' ih denn nix?""

„Sollst áh was hab'n!" —
Und schütt't erm á par Näg'ln z'samm.
Und allás trinkt und allás schreit;
Dá Bua mit sö, es is á Freud'!

6.

(Dá Richtá red't mit sein'm Bub'n.)

Dá Richtá

(greift sein'm Bub'n an'm Kopf, beut'lt-n aus G'spáß und sagt):

Schau', Spitzbua, weil 's d' ietzt trunk'n hast und g'schriern,
So sag' má-r aber áh, zweg'n was? fur wen
Als d' trunk'n hast?

Dá Bua (láchlád).

Fur wen ih trunk'n hab'? —
Fur'n Koasá! — Und zweg'n was? — Non — weil d' Leut sag'n
Dáß's gar á so á gutá Herr wár', besser,
Als unsá Lehrá, und dá g'streng' Herr selbá.

Dá Richta

(mit oaná hámlich'n Freud').

Dös is á Wort, Bua! — Ja, du hast nit g'fehlt!
Wáßt abá, was á Koasá is? — und wáßt,
Was unsá Koasá is?

Dá Bua

(schaut sein'n Vadán an und wáß nit, was á sag'n soll).

Dá Richtá.

Du machst á G'sicht,
Auf dem ih 's les'n kann, dáß d' mih nit recht
Vástehst! — Non, — wart'! Ih will dá 's explizir'n.
(bedeut) Ih bin dein Vadá, — nit wahr, Bua? Ih sorg'
Für dih: gib' dá, was d' brauchst! laß' dá was lerná,
Lass' dá von nermst nix tan, und wann's d' mih bitt'st,
Und bráv bist, mach ih dá-r áh gern á Freud'.
Schau, dös tan andri Väter aber áh,
Und doh hab'n s' ernri Kindá nit so gern,
Als du, dös wáß ih gut, als du mih gern hast.
Z'weg'n was denn hast mih also gar so gern?

Dá Bua.

Ja, — weil ih wáß, dáß, — wie dá Vadá is
Mein Vadá wur'n, dáß da halt, wie ma hört,
Gar schlechti Zeit'n g'west sán; dáß dá Vadá
Durch d' längsti Zeit sih alláweil hat plag'n
Und rackern müass'n, bis er á par Jáhrl'n
Hat ruahwi kinná leb'n —

Dá Richtá (eing'fádelt).

Und weidá — ?

Dá Bua.

Weidá —
Weil, wie dá Vadá nur á Bröserl Ruah'
Hat g'habt, dá Vadá — God wáß's, was? hat tan,
Dáß d' Feldá recht viel Körnd'l trag'n, dáß d' Wiesná
Mehr Heu geb'n, d' Weinstöck richti grubt und g'haut
Und g'schnid'n wor'n sán, dáß án'n Elfá geb'n,
Dáß s' — —

Dá Richtá
(hilft erm in d' Red').

Und sunst nix — ?

Dá Bua.

Á freili wol! — Ámal,
Mir kummt's wie heunt' vur, war dá Vadá krank.
Dá Vadá hat schon fur sein Leb'n koan Grosch'n
Mehr geb'n woll'n, — da — da hab' ih 's erst recht g'mirkt,
Wie gern als ih 'n Vadán hab', — und nit
Nur ih, — áh d' andán Leut' im Dorf, und alli,
Wie s' nachánandá sán! — 's war ja á G'frag' —

Dá Richtá (ganz wách).

Ja, God sei 's dankt! — Ih hab' áh, meiná Sechs'!
Schon d' Engerln singá g'hört! — Ös abá habt's
Bráv bet't, und dös hat g'frucht't! — — Und weidá, Bua,
Hast mih z'weg'n sunst nix gern — ?

Dá Bua.

Ui! und schon wie! —
Á Jahr dánah war ih recht miselsüchti;
Da hab' ih g'seg'n, wie mih dá Vadá gern hat.
Mein Krankád hat dö andán alli g'schreckt,
Weil s' g'moant hab'n, sö krieg'n s' áh, wann s' zuwi gángán.
Dá Vadá aber, der hat g'sagt: „Áh was!
„Wann má-r án'n Mensch'n gern hat, wann má fest
Auf unsán Herrgod baut, so schad't oan'm nix!" —
Bei mir blieb'n is dá Vadá, hat mih tröst't,
Hat má mein Trank'l geb'n, mih g'hebt und g'legt.
Und dös vágieß erm nit! — Ih bin á Bua,

Und wann ih aber hundát Jahr' alt wurd',
Wie-r unsá Haltá mit dö weiß'n Har',
Der mein'n Herrn Ähnl hat zur Firmung g'führt,
Ih wir' dran denk'n und 'n Leut'n sag'n:
„Ös habt's áh Väter, abá koan'n, wie-r ih;
Denn so án'n gibt's koan'n zweit'n auf dá Welt!"

Dá Richtá
(druckt und wischt, dámit er nit woaná muß).

Bráv, Bua! Jetzt siech' ih, dáß d' vástehst, was d' sagst!
Was ih dá tan hab', und nur dir alloan,
Dös selbi, schau! tut unsá Koasá Franz
Fur tausendmal — was sag ih? — wol fur mehrás
Als hundát tausendmal — mehr Kinder, als
In unsrá Pfarr und üb'rall sán, wo 's du
Schon warst! — Ih háb' á-n oanzig's Kind, dih, Hans'l!
Er aber is mein Vadá, is dein Vadá,
Dá Vadá von uns all'n im ganz'n Lánd'l.
Destweg'n nimm 's Gläs'l nohmal, Bua! Stoß' an,
Und schrei', was d' kannst: „Da Koasá Franz soll leb'n!
God soll erm recht viel g'sundi Jahr noh geb'n!"

7.

Wie dá Richtá so schreit und dá Hans'l mit erm und dá Veda,
Und was am Tisch da sitzt, — pums! — da macht's wieder án'n Knall.
D' Herrnleut' drobmád im G'schloß, dö trink'n 'n Koasá sein G'sundheit; —
Richti án'n g'waltingá Tusch hört má und juchäz'n drein. —
„Ja dá Richtá hat recht," hebt ietzt von dö Geistlingá-r oaná,
Dö bei'm Essen da war'n, z'red'n an, mih ziemt, dá Kaplan,
(Denn dá Herr Pfarrá war drob'n bei dö Herrnleut', abá dö andán,
Dö bei'm Amt hab'n bedernt, dö hat dá Richtá tráktirt). —
„Ja, Herr Wimmer — ih muß eng in d' Red' fall'n müßt's má's nit übel
Aufnehmen aber ih hab' Mannig's dálebt und dáfahr'n
Anno zwá-neunz'g da kummt — am ersten Märtzi — (ih hab' durt
Just d' Prinzipi g'studirt) — ánmal mein Vadá nach Haus.
„„Kinder,"" sagt er, „„ietzt hab' nmá-r án'n neuch'n Koasá; ih hab'n heunt'
G'seg'n: Er hat eng á G'sicht, gut und doh ernsthaft dábei;
Blabi, freundlichi Aug'n, und á G'schau, má kinnt erm nit feind sein: —

Aber án'n hart'n Stand hat er, dö Zeit'n sán schlecht!
Drent in Frankreich is's aus; d' Leut' wiss'n durt nimmá was
s' hab'n woll'n;
's is á-n' abscheulichi G'schicht', d' Mensch'n sán nimmer, wie-r eh'.
Wann dö Teuxeln nur nit á Bránd'l schür'n, daß má-r alli
Z'lösch'n dran hab'n!"" — So hat uns damals mein Vadá schon
g'sagt. —
Und was á g'sagt hat, is g'scheg'n! Was hat da dá Koasá nit allás
Glid'n, was hat á nit all's hergeb'n, nit allas váschmerzt!? —
's Herz hat erm blüat't, wie-r á 's Blut von so viel Kindern hat
fließen
G'seg'n! — Und wie lang hat's braucht, bis sih hat 's Wedá
vázog'n!
Aber, danáh war's halt á Pássion, da hat erst sein Östreich
Blüaht, wie-r á Bleamel im Mai, glanzt, wie-r á Stern bei dá
Nácht.
Da — da hat má-r erst g'seg'n, was unser Östreichá-Lándel
Kann, wann 's nur will; — was 's will, wann erm sein Koasá
nur winkt! —
Kummt's nur, ös neidisch'n G'frieser, und schaut's! Gelt? Schimpf'n,
— das kizelt? —
Aber in Östreich leb'n, — nit wahr, dös kizelt noh mehr?! —
Er — er hat uns 'n Fried'n váschafft, — Er hat' 'n dáhalt'n!
War wo á Streit, er hat g'sagt: „„Kinder, was wöllt's denn
dámit?
Macht's ás im Gut'm aus! Dreing'schlág'n is g'schwind, abá nachá
D' Wunden z'kurir'n braucht lang! God will já friedlichi
Leut'!"" —
Er — er hat mi'm Fried'n uns geb'n, was andri halt nit hab'n:
Häusá, wo má was lernt; Ortá, wo s' d' Kindá vásorg'n;
Plätz', wo s' d' Krank'n väpfleg'n; Anstalten, wo's d' Mensch'n
empfind'n,
Dáß má s' als Mensch'n betracht't, — Ordnung, Dekreder und
G'sátz'!
War't 's in dá Weanstadt, Richtá? — Ih war durt, aber ih sag'
eng's,
Herputzt hat er s': má möcht' nindáscht wo andás mehr leb'n!
Abá dávur halt gilt er áh was, und sein' ganzi Famili! —
Wie-r er ámal krank war, wisst 's ás noh, Richtá? — áh ja!
Freili, ös habt's 'n Bachhuabá ja kennt, 'n alt'n, der damals
Grad is au'm Troadmark g'fahr'n: — der hat eng allás
vázählt; —
Da hat sih 's zágt, was 's häßt, wann dá Koasá á Vadá fur 's Land is;

Aber es hát 'n durt, moan' ih, á Biss'l á g'freut!
Wem vádank'n má-r áh dös, dáß ietzt noh Fried'n im Land is? —
Überall räppelt 's und spukt's, — abá bei uns is á Fried'.
Überall schwäbeln s' und red'n s', und woll'n á Sach', dö s' nit kenná,
Gleih stante pede dáziel'n; — abá bei uns is á Fried'.
Überall wird dreinpleschi, g'rebellt, umág'sábelt und zuádrescht,
Dáß 's oan'm grausli schon wird; — abá bei uns is á Fried', —
Nichtá sagt's, — wem vádank'n má dös? — 'm Koasá vádank'n má's:
Statt Krieg z' wünsch'n im Land, krönt er sein herzlieb'n Suhn;
Gibt erm á Braut áh dázua, dö da Koas'rin ihr'n Namen mit Recht hat,
Weil s', wie má hört, sih in all'm ganz nach dá Koasárin richt't! —
Aber erst ietzt, Herr Wimmer, erst ietzt, wo dá Himmel á Krankád
Herg'schickt hat übá 's Meer, dö ih nit nenná mehr mag;
Was war 's ietzt? — Hab'n d' Leut' nit alli, dö kloan'n wie dö groß'n,
D' Köpf' válur'n, und schon g'moant, God hätt' vágess'n auf sö? —
War 's nit á G'wurrl und G'säus, als tragát' má, wie má dáhergeht,
Übrall 'n Tod schon mit? Hat sih nit d' Menschheit válaugn't?
Hat nit dá Vadá-r 'n Suhn, dö Tochter ihr Muadá válass'n?
Hab'n sih nit d' Leut schon vur Angst g'schmiert und vápickt und vápappt?
Da kummt d' Kronkád auf Wean; — d' Leut' stutz'n, trau'n sih nit umz'schau'n,
Schamán sih z'woaná, und doh loahnen s' wie d' Wáserln herum. —
„„Áh, was soll dös?““ denkt sih dá Koasá (so wie sih's dá Richtá
Bei sein'm Hans'l hat denkt) — „„soll ih dö Kindá válier'n?
Und ih válier' s' áh heili, wann erná nit g'schwind mit án'm Beispiel
Vorgeh'; — God is mein Schutz; also was fürchtát ih noh?““
G'sagt und getan! — D' Leut' frag'n sih: „„Wo wird dá Koasá denn hingeh'n?
Wird er auf Salzburg geh'n, odá nach Innsbruck hinein?““ —
G'fehlt is 's! — Bleib'n, bleib'n wird er, dá Koasá, bleib'n bei dö Kindá!
„„Ih geh' nit von eng weg, — sagt er, — wo allás mih braucht!““ —
Ja, blieb'n is er, und d' Koasárin áh, und d' Sühn' und dö Brüdá,
Tröst't hab'n s', g'holf'n und g'sorgt: — secht's, und dá Himmel hat s' g'segn't!
G'sund sán s', g'sund! Und dö Krankád, dö hat halt doh án'n Respekt g'habt,
Hat dö Kinder áh nit gar á so mördáli g'juckt!
Gelt? — Jetzt wundát's eng nit, dáß allás sih g'freut auf'n Horning?

Dáß dös Monát im Jahr 's liebsti fur 'n Östreichá is?
Aber ih wáß noh an'n andán Tag! Denkt's nach! Simulirt's nur!
Non, — im Märtzi! — Ahán! Wisst's, was der ersti bedeut't? —
Anno zwáneunz'g da hat ja am erst'n Martzi mein Vadá
D' Nachricht bracht, dáß á den Koasá hat g'seg'n den mir hab'n! —
Vierz'g Jahr'! — Leuteln, ih g'spür's! — san váslog'n; der Koasá
is noh dá!
Gib erm, o Himmel! so bet't allás, noh recht viel dazua! —
Schau, mein God, ih kann nix dáfur; ih kumm' ma-r ietzt abá
Nit wie-r á-n-oanzigá vur, suntán wie-r alli mitsamm:
G'wiß, wann d' Landleut' alli durch mih ietzt kinnt'n zu dir red'n,
Gwiß, sö sagát'n áh: „„Vadá dáhalt'n noh lang!"" —
Ob s' ietz' böhmisch, ob s' ungárisch red'n, ob wálisch und polnisch:
's Herz bei alli, ih wett', redt't auf gut öftreichárisch!" —

Woanád sagt's dá Kaplan, ziegt 's seidáni Käpperl vom Kopf a,
Halt't d' Händ' z'samm, und mit erm bet't áh schon allás, und woant.

8.

So hat má mein Vedá, dá Lenz, vázählt, —
Heunt' hab' ih má 'n extra b'stellt;
Da muaß á má 's harkloan all's explizir'n,
Denn so was muaß, moan' ih, án'n iard'n rühr'n.

Aft will ih dö Gläseln mit Elfá-Wein
Vollschenk'n so recht kreuz-lusti sein,
Und schrei'n: „Was mir tan in unsrá Freud',
„Dös tát'n heunt' alli Bauersleut'!"

III. Lustigi G'sáng'ln.

Á-n-Östreichá bin ih,
Dös wisst's ja von eh,
Und als Östreichá red' ih halt
Wie-r ih's vásteh'.

Drum, bin ih zu'm Feintán
Und Wortsetz'n z'fál,
So denkt's eng: Ih nihm' má
Koan' Blätt'l vur's Mál!

1. Dá Dickscheb'l.

Bei'm Nachbá Hans hab' ih á Schuld;
Ih hab' erm z'náchst'n g'sagt:
„Schaut's G'vattá, habt's á weng Geduld!"
Er hat mih gleiwöhlst klagt. —
Jetzt kinnt' ih'n zähl'n; ih hätt's áh schon

Gern tan, so wár á Fried';
Moant 's abá, dáß ih'n zahlát'? — Was?
Nán, — justáment noh nit!

Mein Schatz und ih, mir hab'n uns z'trag'n:
D' Schuld, wáß ih, liegt an mir;
Ih dürft' nur oan gut's Wirt'l sag'n,
So wár's auf gleich mit ihr.
Ih wöllt 's áh; 's druckt mih sidá fruah
Schon auf-r án'm iard'n Tritt;
Moant 's abá, dáß ih redát? — Was?
Nán, — justáment noh nit!

Im Dorf da lebt á-n-alti Máhm',
Da gáb 's ánmal á Geld.
Á-n-andrá schmeichlát', suchat' s' hám,
Und fragát' s', was ihr fehlt.
Mir wár 's á Leicht's, sie hat mih gern,
Mih kostát 's nur zwá Schritt';
Moant 's abá, — dáß ih 's machát'? — Was?
Nán, — justáment ih nit!

Wann ih im Wirtshaus sitz' beim' Plausch,
Und trink' mein Máß'l stád,
Ih kriegát' mannigsmal koan'n Rausch,
Wann nermst nix dreinred'n tád'.
Wann s' abá penz'n: „Marsch', steh' auf,
Sunst tragst dá z' Haus oan'n mit!"
Moant 's, dáß ih 's da furtkummát'? — Was?
Nán, — justáment da nit!

Schon in dá Schul war ih á so!
So lang 's ás ohni Riß'
Bei'm Lerná tan hat, war ih noh
Am brávsten, — dös is g'wiß.
Hat mih dá Lehrer ábá g'salb'nt,
Und g'moant, er trifft's damit:
Moant's, er hätt' da was ausg'richt't? — Was?
Nán, — justáment so nit!

---

2. Z'spat und z'fruah.

Ih bin gar spat in's Lerná gangá,
Dertweg'n will's nimmá weitá geh'n.
Da sitz'n Bub'n und Mádeln g'nua,

Bald gaffán s' weg, bald los'n s' zua,
Ih bleib' nit müssi steh'n.
Und gleihwöhlst, z' trutz dö Schläg' und Wichs',
Ih lern' halt nix und kann halt nix: —
Ih hab' halt oanmal z'spat ang'fangá!

Wann ih und d' Gred'l z'sammág'langá,
Und nachád bei-n-ánandá steh'n,
Und mih dá Lehrá fragt: „Du, Bua!
„Du bist án oanz'gá, — dö dazua,
Wie viel Stuck macht 's ös denn?" —
„„Oan's!"" schrei ih lüsti; — 's is nit woahr:
Mir abá kimmt's gleichwol so voar, —
Dös is, — ih hab' halt z'spat ang'fangá.

Und wann oft d' Gred'l stürtzen gangá,
Und mih dá Lehrá bissi fragt:
„Du, Bua, — heunt' is koan' Gred'l da:
Wie viel machst du denn aus?" — Da ha'
Ih all'mal: „„Zwoa"" noh g'sagt.
Dös is grundfalsch, ih moan 's nur so,
Is s' gleih nit da, ih siech' s' halt doh:
Wie g'sagt, — ih hab' halt z'spat ang'fangá!

Und sag' ih: „„Z'spat bin ih halt gangá
In 's Lerná,"" wann dá Lehrá greint,
„„Dertweg'n kummt's mit mir gar nit voar!""
Da sagt dá Lehrá! „'s is nit woahr!
Was andás is 's, mein Freund,
Was dá d' fünf Sinn' im Kopf váschiebt, —
Sag's selbst, — in d' Gred'l bist váliebt;
Nit z'spat hast, suntán z'fruah ang'fangá!"

3. Dá-r ödi Hámur.

Ih bin nit fuchti, ih müsst 's lüg'n,
Es tut má-r áh nix fehl'n;
Ih hab' au'm Tisch án'n Surm zum Bieg'n,
Kann meini Bám' nit zähl'n;
Ih wüsst' áh sunst grad koan Gebitt,
Wo 's má nit z'sammágeht,
Mit oan'm Wurt, gifti bin ih nit, —
Mir is nur so g'wiß öd'.

Glaub' já nit, Derndál, ih bin härb;
God straf' mih, wann ih dih

Für oan Ding auf dá Welt hergáb';
Ih bin nur hárb auf mih.
Mir kummt 's nur g'spáßi vur, dáß halt
Dir all's so gar gut steht;
Ih gift' mih ja nit, wann 's d' má g'fallst,
Es is má nur so öd.

Wann mih oan's anschaut, dös moant g'wiß,
Mir wár' á-n-Jard's váhaßt!
Von woher kummt dös? — Weil durch 's G'fries
Hált d' Welt sih blendten laßt.
Wann ih 's so sag'n kinnt', wie-r ih 's moan',
Wie 's in mir drinnád steht;
Nur freundli anschau'n kann ih koan's,
Mir sán halt d' Leut so öd'.

Glaubt's nit, dáß má-r á fetti Gans;
Heunt liebá wár', als d' Welt
Mit allá Pracht und all' ihr'm Glanz; —
Dös wár' weitmächti g'fehlt.
U mein! — Ih möcht s' nit schöner hab'n,
Es is schon recht wie 's geht;
Nur mir, mir geht's halt heunt' nit z'samm,
Mir is halt gar so öd'.

Ih mag nit geh'n, ih mag nit bleib'n,
Nit stád sein und nix sag'n;
Dá Wein und 's G'spiel und 's Kegelscheib'n
Liegt má-r áh schon im Mag'n.
Mein ágná Schatten iargát mih,
Dáß á má nachi geht; —
Non Kreuz —! 's is nit, als scheltát' ih,
Mir is nur so g'wiß öd'.

---

4. 's Aufsteh'n am Sunntá.

Heunt' is 's schon g'walti spat, ih wett'!
Mir guckt schon d' Sunn' so warm in's Bett';
Und 's Ranzná laßt mih noh nit aus:
Geh', Hans! mußt doh heunt' 'naus!
Bleibt d' liebi Sunn' ja áh nit lieg'n,
Schau, — glanzád is s' schon auffág'stieg'n.

Non! D' Augná hätt' ih muntá g'rieb'n,
Und d' Muck'n aus 'm Hirn vátrieb'n;

Jetzt, Füß', kinnt 's aussásteig'n, — nan, nan!
Dá rechti g'hört voran!
D' Sunn is g'wiß áh, weil s' so lieb scheint,
Mi'm recht'n ausság'sprungá heunt.

Fur's G'wándt'n hab' ih gestert g'sorgt, —
's g'hört allás mein, — nix hab' ih borgt,
Ja wár' ih nit an'm Glanz herg'stellt
Am Sunnta, dös wár' g'fehlt!
Hat 's doh dá Sunnta selbá tán,
Und hat á goldás G'wándel an!

Halt, Hans! — Hast denn schon All's beinand,
Wann's d' g'sorgt hast fur dein G'sicht und G'wánd?
Mi'm Beten wár's, du faulá Bua,
Halt eppá nachá zua?
Was wár' am Sunnta sunst denn Neug's?
Á dummá Tag wár's, God vázeig's!

Dertweg'n, mein Herrgod, sei so gut,
Und laß má halt mein'n Uebámut,
Und weil heunt' Rast is alláwärts,
Laß rast'n áh mein Herz!
Denn nix wár's sunst'n, dös leucht ein: —
Im Herzen muß áh Sunnta sein!

---

5. 's Mungáz'n.

Mir hab'n á prächtig's G'spiel oft g'spielt:
Dá Mástá drinn war ih;
Dö andán dö hab'n z'sammág'längt
Rundumadum um mih.
Oan's hat má mit-r án'm Tüch'l d' Aug'n
Vábundt'n, hat mih g'führt,
Á Stuck á dreimal umádráht,
Und so noh mehr váwirrt.

Aft hab'n s' mih hing'stellt, hab'n má noh
Á Stáberl geb'n in d' Hand,
Und g'sagt: „Jetzt tupf' oan's an und rat',
„Auf wen sein' Stimm' dih mahnt!" —
Ih hab' halt antupft, hab' mein'n Kopf
Hinbeig'steckt, nachg'studirt,
Woher á Stimm' just kummá mag,
Und hab' mih nie nit g'irrt.

War's gar á g'schmiertá Mungázá,
Als kám' á-r aus-r án'm Mál,
Dem 's andtut, dáß 's nit mehr därf red'n,
Da hab' ih g'stutzt á Wál';
Hab' nohmal tupft, und war s' aft áh
Mi'm Mungázá gleih da:
Dös war schon g'wiß mein' alti Máhm',
Denn der geht 's Plausch'n a.

Hát 's ábá wie-r á Räusplá tán,
Ganz rogli, und so recht,
Als wie-r á Tazbär seufzen tát',
Wann á váliebt tán möcht';
Und is an'm Mungázá hintnach
Á Hustá kemá gleih: —
Dös is dá miselsüchtigi
Herr Göd, — ih bleib' dábei!

War 's ábá gar á stád's Miau'n,
So zimperli, so fein,
Als wann sih 's Göscherl schamá tát',
Dáß 's muß, wie d' Kätzerln, schrei'n!
Da hat mein Kopf nit wegáwoll'n,
Als wár' á zuwipappt; —
„Dös is mein' Gred'l!" hab' ih g'schrie'n,
Und hab' nit unrecht g'habt.

Noh oaná-r ábá, dem sein'n Ton
Z' dárat'n, dös war schwár!
Denn is á nüchtern g'west, so war
Sein' Stimm' recht hell und rár:
Wann á-r á Másch'n hat, so is s'
So krüaglát schon, als was, —
Und hat á gar án'n Mann, so brummt s',
Wie-r aus-r áu'm z'brochná Faß.

Just am váwichná Sunnta hab'n
Má wieder ánmal g'spielt;
Da hat oan's auf mein'n Tupfá gar
So schiach tán, völli brüllt.
Non, simulir' ih, wer is dös? —
Auf oanmal denk' ih dran:
„Halt, schrei' ih, dös san zwoa, — dá Herr
Schullehrá und — sein Mann!"

6. Nit?

Dá Bua.

Wann's d' mih anschaust, denkst dá heili:
„Non, mit dem is 's schon vábei!
So á lüftig's Bürscherl wurd' noh
Nit váliebt sein, — áh bilei!“
Schau, mein Kind, ih kinnt 's ja beicht'n:
Is 's Váliebtsein denn á Sünd'? —
Abá nán! so war ih dasteh',
Ih bin noh nit b'setzt, mein Kind!
All' mein Lebta war ih trauri,
Bin so g'schámi, mach' nix mit,
Ja, oft d' ganzi liebi Woch'n
Denk' ih an koan' Liebschaft! —

Dö Dirn (ganz vástaunt).

Nit?

Dá Bua.

Abá schau, lieb's Kind, wie g'spáßi!
Seit ih dih kenn', is ákk'rát
Allás umkehrt, — gar nit wáß ih,
Was má gar so 's Hirn vádráht.
Wann ih deini Wángerln anschau',
Wann ih dir in d' Augerln guck',
Nachá druckt 's mih dadá, — abá
Was is dös halt für á Druck?!
Ja, wann's du dih kinntst entschließ'n,
Ih tát' gleih 'n ersten Schritt;
Kurz, mir graust ietzt vur'm Váliebtsein
Nimmá gar so g'walti —

Dö Dirn (eing'fádelt).

Nit!

Dá Bua.

Destweg'n, Derndál, mach'n má's schleini!
Du bist saubá, ih nit schiach,
Du kriegst leichtlá g'wiß koan'n Bessern,
Wie-r ih g'wiß koan' Bessri krieg'!
Á kloan's Haus, á hübsch's Paar Ochsná'
Und mih selbá, — is 's nit g'nua? —
Und mein Herz und mannig's andri,

Was noh nachkimmt, áh dazua! —
Also her mi'm Brátzerl, her mi'm
Göscherl! — schau, ih gib koan'n Fried';
Ag'macht is dö G'schicht', — á Drangab'
Mußt má geb'n! — Non — gibst má s' —?

Dö Dirn (g'spreitzt).

Nit!

Dá Bua.

Geh', und spreitz' dih nit! Ih bin ja
Nit wie d' g'wichsten Stadtherrn sán,
Dö á Wál' á Mádel foppen,
Nachá nix mehr wissen tán.
Was ih tu', muß lüfti tán sein,
Jung g'freit hat noh nermst nit g'reut;
Wann má so lang umábrodelt,
So váraucht oan'm d' besti Schneid'.
Mir z' Lieb' — heunt'! — Willst abá spätá,
Kummt 's dá z' gách fur so án'n Schritt,
Non, so sag's, — so wart'n má halt noh, —
Non, — is 's recht? magst wart'n? —

Dö Dirn (hasti).

Nit!

---

7. D' Meláncholie.

Es gibt auf der Erd'n gar mancherlei Ding',
Bald kummt was dázwerch und bald g'rat't's! —
Ih war ánmal schlank, wie-r á Fedán so g'ring,
Voll G'spáß' und váliebt wie-r á Katz'.
Jetzt bin ih so trauri, mein Herz is má schwár,
Mein Kopf und mein Beut'l sán mehránteils lár;
Und kummát' á Doktá, und fragát' á mih: —
Ih wüsst' sonst koan' Ursach', als d' Meláncholie!

Sunst, wann mih wo d' Mádeln von weit'n hab'n g'spürt,
Gleih war'n s' bei da Heck' mit-r-ánand,
Und hab'n erná G'stánz g'habt und hab'n mi vexirt,
Mih z' busseln war koaná-r á Schand';
Jetzt lass'n s' mih steh'n, wie-r á Wáserl im Eck',
Ih kann má nit vorstell'n, mit was ih s' váschreck',
Ja, wann ih so nachdenk'n tu-r übá mih, —
Ih find' sunst koan' Ursach', als d' Melánchóliе!

Sunst war má mein Wirtshäus'l 's liebsti von all'n,
Da war ih in mein'm Element,
Da hab' ih, mein'n kreuzfidel'n Spitzbrüderln z' G'fall'n,
Gar oft 's letzti Fünferl váwend't;
Jetzt schmeckt má koan Elfá, so rár als er is,
Jetzt krieg' ih schon von-r á par Máß'ln án'n Riß,
Dö Schwäch'n, dö is wie herg'flog'n übá mih: —
Und ih wüsst' koan'n Grund, als mein' Meláncholie!

Sunst war ih bei'm Streit'n und Politisir'n
Á Mann bei dá Spritzen, wie 's häßt;
'm Teuxel á-n-Ohrwáschel az'dispátir'n,
Dös hätt' ih um's Leb'n nit vápásst;
Jetzt red'n s' an-r án-m Tisch oft so öd und so g'schwoll'n,
Ih laß s' diskurir'n und laß s' plauschen, wie s' woll'n; —
Á Dummheit macht ietzt gar koan'n Eindruck auf mih, —
Ja dös kummt halt all's von dá Meláncholie!

Sunst war ih auf 's Karteng'spiel recht pássionirt,
Von Klopfen á Freund und Laudir'n;
Hab' g'setzt was ih g'habt hab', und zugeb'n und g'schmiert —
Bei'n Mádeln und bei'm Tárokir'n!
Jetzt g'freut 's mih nit mehr, weil ih allweil válier',
Jetzt spielt halt 's Málör Máriásch'n mit mir;
Dö Schwarzi is allweil Átutt ietzt für mih, —
Dös allás kummt rein von dá Meláncholie!

Und was bei dá G'schicht noh am meisten mih gift't,
Dös is, dás ih fett dábei wir';
Drum glaubt m'ás áh nermst nit, was allás mih trifft,
Und alli Leut wer'n völli irr.
Wohin ih nur kumm', wir' ih g'frotzelt und g'hunzt.
Und allás tut übá mih lachen, wie sunst; —
Ja — lach'n?! — Ih lachát' oft áh übá mih, —
Es tut's abá nit — weg'n dá Meláncholie!

---

8. 's Hálmelzieg'n.

Ih war eng ánmal, — ih muß 's nur b'steh'n, —
In oaná váflixt'n Kei'rei;
Ih hab' zwá Derndáln auf oanmal g'habt,
Und war koaná-r oanzig'n treu.

Z'letzt hätt' ih doh gern zu'm Heirat'n g'schaut:
Es tut 's halt in d' Läng' nit álloan!

„Ja, — hab' ih má denkt, — koan Türk bist nit:
Zwoa geht nit, was is denn da z'toán?" —

Dö oani war groß und rank um d' Mitt',
Á Bröckerl zu'm Fress'n, ih sag's;
Es hätt' s' koan bös's Aug' nit anschau'n soll'n,
Á Lárverl hat s' g'habt, wie-r á Wachs;

Á-n-Aug', wie-r-á Kersch'n, á Har, wie-r-á Seid'n,
Ih siech s' noh ganz, wie-r ih s' b'schreib',
Und d' Fürtábándeln dö hab'n ihr vur Lieb',
Wie s' gangán is, zidát am Leib.

Dö anderi war bágschierli, und: „Kloan
„Is herzi!" dös bleibt ánmal wahr;
Má hätt' s' auf-r á Tort'n mög'n auffistell'n,
Kurzum, so á herzliebstá Narr.

Ja — ih simulir'! — Wann ih d' Großi siech',
G'fallt dö má-r am besten von all'n;
Und hab' ih wiedá dö Kloani wo g'seg'n,
So hat má dö Großi nit g'fall'n.

„Ah, denk' ih, wáßt was? — Tu Hálmel zieg'n!
Dá Zufall hat áh án'n Vástand;"
Drum nihm' ih án'n kloan'n und án'n groß'n Hálm,
Und gib' s' meiná Muadá-r in d' Hand.

„Und wann ih, sag' ih, 'n längán ziech',
Aft wird halt dö Großi mein Wei;
Und ziech' ih 'n kürzán, non gut! so wird's
Dö Kloani; — ietzt bleibt 's schon dabei!"

Ih ziech' — was is's? — Dá kürzári is's! —
„Non gut! so wird d' Kloan'ri mein Wei!" —
Jetzt is s' ás áh, — und ih hab' s' recht gern,
Sie is recht bráv und recht treu!

Dö Großi, dö hat sih dá Hans aft g'holt;
Ih hab' schon was g'spannt an ihr. —
Ui, — der is nit schön ankummá, der Hans:
Dö hat'n am Bándel, als wie!

Nán — nán — ih bin froh! Dös Hálmelzieg'n —
Mein Dad! — mih hat's nit betrog'n:

Denn hätt' ih aft'n 's Längári zog'n,
Ih moan', — ih hätt' 's Kürzári zog'n!

---

9. Dá Launlá.

Schon fünfi? — Soll ih aufsteh'n? — Was?
So viel ih siech', sán d' Fenstá näß.
Wann 's regn't, was tu-r ih denn so fruah?
Ih moan', ih deck' mih wiedá zuá.
Zwoa g'schlag'ni Stünderln sán grad zwoar
Nit zu'm Várachten, dös is woahr!
In Gott's Nam' also! — dös geht sper; —
Áh was? — ih leg' mih wieder her;
Geht 's wen was an, wann ih nit mag? —
's is muring áh ja noh á Tag!

Im G'schloß drob'n sollt' ih heunt' was zahl'n:
Ih kumm' á so schon z'letzt von all'n.
Heunt' muß ih geh'n, sunst gibt's án'n Lärm;
Zwar wurd' ih derntweg'n áh nit sterb'n! —
Is 's abá g'scheg'n, so is á Fried';
's Geld hätt' ih wol, nur zählt is 's nit.
Dös dummi Zähl'n, — bis ih dö G'schicht',
Erst z'sammá dividir' und richt', —
Áh, wann ih 's áh nit heunt' hintrag', —
's is muring áh ja noh á Tag!

Au'm Feld gáb 's heunt' wol Arbát g'nua,
Dö Knecht' schau'n áh nit recht dázua;
Wann ih s' so umálaun'ln siech',
Da wir' ih wie dá Teuxel schiach;
Denn nur nit laun'ln, sag' ih halt! —
Heunt' muß ih aussi, — und dös bald.
Hätt' ih nur 's Feld beim' Bett' gleih da! —
Heunt' wer'n s' schon fleißi sein, áh ja!
Z'we schauát' ih denn heunt' just nach? —
's is muring áh ja noh á Tag!

Jetzt fallt's má-r ein, — mein Gredl drent'
Wart't heunt' auf mih; — já, sápprament,
Da muß ih geh'n, sunst pum' ih an; —
Zwoar, wann má 's nimmt, was liegát dran?
Nán, nán — geh'n muß ih; — 's is wol weit,

Und weil 's grad regn't, is 's áh koan' Freud'! —
Ja, soll ih, odá soll ih nit? —
Heunt' gift mih schon á-n-iardá Schritt;
Im Reg'n umpatsch'n? — Áh, — ih sag',
's is muring áh ja noh á Tag!

10. D' schiachi Modi.

Dö Mensch'n, dö alláweil toán,
Als wár'n s' schon dö best'n álloan;
Dö gar á so g'schámi sih stell'n,
Als kinnt'n s' nit fünfi noh zähl'n;
Dö über án'n Kletzen gleih schrein: —
Dö Mensch'n, dö kann ih nit lei'n!

Und wann s' nur á Glock'n wo hör'n,
So tán s' gleih so heili und röhr'n,
Und murmeln und memeln vásteckt,
Wie d' Küah', dená 's Gras nimmá schmeckt.
Wie kann denn 'n Herrgod dös g'freu'n?
Ih kinnt' halt dö Mensch'n nit lei'n!

Kummt erná-r á Bedlá entgeg'n,
Und siecht s' wer, wo erná was g'leg'n,
Da fahr'n s' gleih in'n Rocksack und geb'n; —
Sunst greif'n s' halt g'wöhnli dáneb'n!
Da tát' ih mih liebá nit plag'n: —
Nán, — so á Volk liegt má-r im Mag'n!

Und kummt auf d' Kuráschi wo d' Sprach',
Da brinnt 's gleih ob'n aussi beim Dach;
Da schwábeln s' von Mut und von Herz;
Wird abá án-n-Ernst aus-m Scherz,
So schliefen s' in d' Öfen vor Mut: —
Den Leut'n bin ih halt nit gut!

Heunt' toán s' oan'm in's G'sicht á so schön,
Murg'n geb'n s' á sih wieder án'n Kreu;
Und lob'n s' dih und hátscheln s' dih ietzt,
So hab'n s' dih g'wiß ehndá váschwiarzt!
Ih möcht' gar nit, daß erná g'fall':
Denn soltani Leut' sán mein' Gall',

Ih wáß nit, is 's Ernst odá Spott,
Má sagt zwar: ietzt wár's á so Mod'!
Mir wurd' abá doh dábei bang,

Als daurát' dö Modi nit lang.
Wann s' Stich halt't' so wird má's schon g'spür'n: —
Dáweil laß ih 's andri probir'n!

11. Dá Gláſ'lguckà.

I war ánmal á Gláſ'lguckà,
Wie má-r án Zweit'n such'n müſſt';
Was naß war, hat má g'schmeckt, wie Zuckà,
Ih hab' mi'm Weinbeerltee frei g'wüſt't;
Zu'm Fruhſtuck is á Máſſ'l g'floſſ'n,
Z' Mittag hab' ih drei Hálberln g'schluckt,
Auf d' Jauſ'n á par Seiterln g'noſſ'n,
Und spat auf d' Nacht ins Gláſerl guckt.

Wann mih was g'iargát hat von Leut'n,
So hab' ih 's halt váschwáppt schön ſtád;
's is ganz was Ágn's um d' Wirtshausfreud'n,
's is má noh völli ietzt drum lád.
Dáwál dö andán schrei'n und brummán,
Wann s' 's Wei z' Haus, odá sunſt wer g'juckt,
Hab' ih ganz ruahwi 's Gláſerl g'nummá,
Und, ohni z'ruckz'red'n, — einiguckt.

's Geld hat má nie nit d' Säck noh z'riſſ'n,
Drauf brauch' ih wol koan'n Oad az'leg'n;
Oft war, — ih sag 's mit gut'm G'wiſſ'n, —
Á schlechtá Stoan mein ganz's Vámög'n;
„Schau', hab' ih má da denkt, — á Gulden,
Der kleckt für dös nit, was dih druckt!" —
Und um nix z' seg'n von meini Schulden,
Hab' ih in 's Gláſerl einiguckt.

Und erſt wann Brüderln, g'ſundi Spezi,
Sih z'ſammáb'ſtell'n auf án'n Diskurs,
Non — und auf 's Fláſchel, dös váſteht ſih,
Da lebt schon all's au'm beſt'n Fuß.
Da wird má g'scheit, da wird má herzli,
Da wurd' dá Teuxel g'halſt und druckt,
Und oft, wann 's gráwelt, erſt wird schmerzli
Zu'm Abschied noh in 's Gláſerl guckt.

Und schaut's, dös oanzigi Pláſirl,
Wos ih schon dreißig Jahr' hab' kennt,
Hat má mein Wei, dö schlimmi Mir'l,

Ánmal ganz unvásег'ns ag'wöhnt.
Wann má-r oan's gradzua g'sagt hätt': „Tua da
Án'n Drüs an! Wird denn All's vájuckt?"
Ih hätt' erm g'antwurt't: „Muring, Bruadá!"
Und erm zum Trutz in 's Gláserl guckt.

Mein Wei hat's abá pfiffi troff'n,
Sie hat mein Glas kriegt in ihr' G'walt,
Und is dámit zu'm Malá g'loff'n,
Dáß er ihr Bild au'm Boden malt. —
Ih nihm' auf d' Nacht mein Gläserl eili,
Guck' eini, guck', da schaut, o Graus!
Mein' Mir'l aussá, ganz abscheuli, —
Da war 's mi'm Gläselguck'n aus.

Jetzt wir' ih má án'n Láhmkrug káff'n,
Recht tief und eng und schwarz glássirt, —
Den kann má d' Mir'l doh nit stráff'n,
Weil má fast gar koan'n Boden g'spürt;
Da macht má-r ohni G'fahr sein'n Schluckå, —
's is wie-r á finstri Ofenröhr'n:
Und so wird aus 'm Gláf'lguckå
Schön stád á Krüg'lguckå wer'n.

12., 13. und 14. Drei Rátf'ln.

I.

Dö Ersti dö siechst an dá Hand und am Händel;
Dö Zweiti dös is á nit ausg'wachs'n's Mándel.
Das Ganzi das macht gar viel Lärm auf dá Welt,
Und wann's d' nit was Mehrás bist, is 's gleichwöhlst g'fehlt.

('vuG-muvT)

II.

D' erst'n zwoa Silb'n dö hab'n Wángerln so rund,
Dáß má vom weit'n gleih siecht, sö sán g'sund;
Hint' hab'n s' á Schwáfferl und vurn hab'n s' á Kránl,
Aber im Kirpá koan Blut und koan Bánl;
Hätt's dö zwoa Silb'n auf dá-r Erd'n nit geb'n,
G'horschamá Derná, — aft wár 's erst á Leb'n!

's zweiti Paar is á váwuzelti G'schicht',
Groß odá kloan, je nachdem má sih 's richt't;
Rund oder eckát, bald süß und bald sauá,

Heunt' hat 's á Schleckmál und muring á Bauá;
Drob'n auf dá Dáná da lärmt's und rebellt's,
Áh bei koan'm orndlingá Dend'lbas fehlt's.

Alli vier Silb'n sán á Schlang'n, — ui Je!
's gibt gar koan frümmári Schlang'n, als dö;
Stech'n und schnei'n kann má s', beiss'n und schlick'n,
Und sie wird denná koan'n Mensch'n nit zwick'n;
Aber ihr Ing'wád, — dös denkát 's wol kám, —
Wachst in ihr'm Leib nit dránn, suntán an'm Bám.

(Wipfel-Strudel.)

III.

(Dan Wirt'l mit zwá-r-álei Bedeutung.)

a) „Sö! Dirndál, da hast ás,
Fur dih hab' ih's brockt;
Hab' mih z'höchst goar au'm Riegerl
Zu'm Rand zuwig'hockt!"

„Bist áh so á Bleamel,
Hast Äugerln so braun!
Brock' du má dáfur
Á schö'ns Veigerl am Zaun!"

b) U mein God, dös Elend!
Mein Mál is kám naß,
Und koan Geld mehr im Sack,
Und nur dös mehr im Glas!

Und nur dös mehr im Glas,
Und es wár' gar nit öd,
Wann ih allweil in mein'm
Áh nur dös drinnád hätt'.

(Wögerl, [Welle]: Wögerl, [Weige, Weltchen]).

---

15. Dö glücklingá Leut'.

Á Stund is gar weni, á Tag is nit viel,
Wann áná was Ordentlich's ausrichten will;
Má hört immer klag'n,
Dáß sih d' Jahr' á so jag'n,
Dáß má nix furánandá bringt, 's Besti vásámt,
Und überall z'spat kummt, und 's Schönsti vatrámt; —

Abá doh gibt 's halt glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit!

Fruhmorg'ns, noh ehwenn sih á Miliwei rührt,
Wann draust auf dá Schmelz 's Militär manövrirt,
Da sán schon Leut' g'nua,
Und schau'n andächti zua;
Án'n g'werbsámen Menschen treibt 's G'schäft aus'm Haus,
Sunst ranzt á sih lieber im Bett noh gern aus; —
Aber dös sán halt glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit.

Um neuni, wann áná just steht auf dá Bühn',
Da poseln s' und rennen s', wie d' Winigen, hin,
Und gengán nit fort,
Sán um zwölfi noh dort,
Und erzähl'n sih zehntausendmal, was er hat toán,
Und schau'n blos den Fleck wo á g'stand'n is, an, —
Ja, dös sán halt glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit!

Z'Mittag wann dö Wach' aufziegt; auf dá Bastei,
Au'm Grab'n, in der Jägerzeil, bis um á drei,
Má wáß nit: woher?
Dö Leut' wer'n immá mehr!
Má mánát', dá Hungá váspréngát s' nach Haus,
Sö hätt'n was z' tun, odá rastát'n aus, —
Abá 's gibt schon so glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit.

In alli Káffeehäuser is dös á G'schwur,
Und doh, wann á Leich' wo wird, gibt 's noh Leut' g'nua;
Wann Hochzeit wo is,
Noh, — da laufen s' schon g'wiß;
Sogar auf'm Schánzel, wo d' Hund' apportir'n,
Wár 's nöti, für'n Platz sih zu pränumerir'n; —
Ja — dös sán halt glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit!

Auf d' Nacht im Theater, im Wirtshaus, au'm Saal,
Und wo nur á Geig'n sih rührt, Leut' überall!
Wann s' anschlag'n um án's,
Braucht má Tausend: — da sán s';
Und fallt noh um zwá wo á Schlafhaub'n herab,

So gengán dort d' Leut' noh um drei auf und ab; —
Ja — dös sán halt glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit!

Doch wann má was g'schwind will von'n Handwerkern krieg'n;
Wann 's ernsteri Ding' gilt, als bloßes Vágnüg'n;
Wann áná soll zahl'n;
Wann má bitt't um án'n G'fall'n;
Und erst wann má wo bei án'm gnädingá Herrn
Im Vorzimmá páßt und möcht' vorg'lass'n wer'n, —
Ja — da gibt 's wieder andári Leut',
Dö hab'n niemals á Zeit, dö hab'n niemals á Zeit!

16. Dö Tausendkünstler.

's Arbáten is ietzt auf Erden
Völli schon zu'm Luxus wor'n:
Gleih so gut wár 's, wurden d' Menschen
Ohni Händ' und Füß' gebor'n!
Armi Leut', dö hungern müss'n,
Plag'n sih, wie d' Fiakergaul';
Andán, dö nix tun und wiss'n,
Flieg'n dö bratná Taub'n in's Maul!
's Glück hat halt fur 's Pflastátred'n
Ganz á-n-ágni Sympáthie;
Freili g'rath't 's nit gleih án'm jed'n: —
Denn dazu g'hört halt — Genie.

Mádeln, dö nit strick'n könnán,
Noh viel wen'gá Hemdá náh'n,
Find'n doh oft noh án'n Schönán,
Dem s' d' superbsti Nas'n dráh'n: —
All' ihr Arbát is á Walzá,
Odá höchstens á Quádrill;
Is dö Red' von Haus und Kuchel,
Schweig'n sö ganz bescheiden still;
Dö was g'lernt hat, dö bleibt ledi,
Und dö nix vástéht, dö blend't:
Freili kann dös nit á jedi; —
Denn dázu g'hört halt — Tálent!

Männá, dö nix kultivir'n tun,
Als d' Páreck'n und 'n Bart,
Gelt'n für gálánt in Zirkeln,

Lernán G'scheidtán Lebensart;
Kennán sunst kán'n andán Vogel,
Als 'n Zeissel und 'n Straus;
Wissen von kán'm Weiterkummen,
Als mit Dampf nach Liesing 'naus;
Leer an Herzen, Kopf und Taschen,
Machen s' d' reichsti Máriásch';
Fragt má, wie s' das Glück erhaschen? —
Ja — dazu g'hört halt Kurásch'.

Statt, daß 's Pferd 'n Wagen ziechát',
Muß der Wag'n die Pferd' ietzt führ'n;
Und dáß d' Malá rast'n können,
Muß dö Sunn' ietzt purträtir'n;
Andri zahl'n, dáß andri denk'n,
Und dö Dampfpress' b'sorgt 'n Druck,
Und dáß án Poet nit z' viel tut,
Schreib'n ietzt sechsi an án'm Stuck.
Überdrüßi all' des Plunders,
Halt't má Fleiß für Luxus nur; —
Fragt má-r um den Grund des Wunders? —
Ja — dazu g'hört halt — Kultur!

So geht 's oft áh im Theater;
Nur fur 's Aug' is' allás g'richt't,
Und je weniger als g'spielt wird,
Desto öftá geht dö G'schicht';
Manchá Held rumort für zwanzig,
Und laßt 's Publikum doh kalt,
Währád unverhofft á-n-andrá
Mit-r án'm simpeln Liedel g'fallt;
Dös macht áh nit 's schöni Singen,
Und áh nit des Dichters Kunst;
Fragt má, wie das kann gelingen? —
Ja — dazu g'hört Glück und — Gunst!

---

17. Mensch'n und Uhr'n.

Dö Mensch'n, dö hab'n ákkurát so wie d' Uhr'n,
Váschiedáni Launen und ágni Natur'n! —
Á Reichá, der kummt wie-r á Turmuhr mir vor,
Sie ragt übá d' andán hochmächti empor,
Dáß all's zu ihr aufschaut, sih all's nach ihr richt't,

Und so, wie sie 's vorschlagt, im Leb'n allás g'schicht; —
Doch wann bei án'm Wetter á Blitz sie berührt,
So schmelz'n dö Zágá, und d' Uhr is ru'nirt.

Dá G'lehrti, der macht wie-r á Stockuhr sih brád,
Verhüllt seini Schwäch'n in's künstlichi Klád;
Zágt Dátum, Sekund'n, schlagt Viertel und Stund',
Und is oft z'trotz all' seine Fedán nit g'sund!
Ziegt 's Schicksal am Schnürl á Biss'l nur z' gách,
So fallt so á Stockuhr im Nu aus 'm Strách;
Drum sag' ih, dáß nur so á-n-Uhr mir behagt,
Dö 's Nämlichi zágt und áh 's Nämlichi schlagt!

Dá g'wöhnlichi Mensch is á Schwarzwalder=Uhr:
Er geht ohni Künstlikeit still nach dá Schnur:
Sein Guckuck: „das G'wissen" das mahnt 'n getreu,
Und ruft: „Jetzt is wieder á Stünderl vábei!" —
Und is auch sein G'häus' nur von Holz ohni Pracht,
So is auf dö Dauer sein Innres doh g'macht. —
Drum braucht so á-n-einfáchi Schwarzwalder=Uhr
Auch selt'n á-n-ernstlichi Repáratur.

Dö Máderln nach unsrá neumodischen Art
Sán wie die Cylinder-Uhr'n zierli und zart;
Von außen sán s' schmächti, von einwendi drinn
Lauft d' Spindel des Herzens im feinst'n Rubin;
Dö Lieb' nur, dö hágli auf d' Springfedá druckt,
Errát't, was im Rädáwerch hámmert und zuckt:
Doch wann so á-n Ührl vádorb'n ánmal wird,
So wird 's von kán'm Uhrmachá mehr repárirt.

Drum sán má-r áh d' Mádeln und d' Weibá váhaßt;
Á jed's hat wie d' Uhr'n, seini Untug'nden fast;
Das Herz is dö Unruh', dá Wecká dö Zung',
Dö Füß' sán d' Springfedán, sán s' alt odá jung; —
Und erst 's Repetir'n, und am End' noh gar 's Schlag'n, —
Nán, nán, — so á Werkel könnt' ih nit vátrag'n! —
Denn will ih grad wiss'n, wie viel als 's hat g'schlag'n,
So wáß ih schon Leut', dö má 's aufrichti sag'n.

Á saubárá Mensch, der nix wáß, noh vásteht,
Der is wie-r á Bilderuhr, dö nit recht geht;
Wie d' Spieluhr'n sán dö Virtuosen bestellt,
Dö nur auf drei Stückeln durchrás'n dö Welt:

Der Sonnenuhr gleich is á treulosa Freund,
Der längá nit Stich halt't, als d' Glücksſonn' uns ſcheint; —
Und tragt mein Gesang ſo viel Beifall mir ein,
So is 's mein' Pássion, — Repetir=Uhr zu ſein!

IV. Kloani Kumödi-G'ſpiel'.

Wann má's leſt, wie 's da g'ſchrieb'n ſteht,
Ja ſo fehlt halt 'was G'wiß's:
Má müáſſt's ſeg'n, má müaſſt's hör'n,
Dáß má ſag'n kinnt': „So is's!" —

1. 's Váhör.

(Red'n toán mit ánandá: Dá-r Amtmann, dá Matthies Grámpler und ſein Göd, als Zeug'.)

Dá-r Amtmann (zu'm Matthies).
Seid's ös dá Matthies Grámpler?
Dá Matthies. Ja, — ih bin 's!
Dá Zeug'. Ja, ja, g'ſtreng' Herr, — er is 's!
Dá-r Amtmann (ſchiefri zu'm Zeug'n). Halt't 's engá Mál!
(Zu'm Matthies.) Ös habt's 'n Seppel Schmalz váwichá klagt?! —
Dá Matthies. 'n Seppel Schmalz, g'ſtreng' Herr!
Dá Zeug'. 'n Seppel Schmalz —
Dá-r Amtmann. Kloanhäusler? —
Dá Matthies. Ja — Kloanhäusler —
Dá Zeug'. Ja — g'ſtreng' Herr,
Á kloáni Hütt'n hat-r á —
Dá-r Amtmann. Num'ro zwoanz'g —
Dá Matthies. Ja — Num'ro zwoanz'gi —
Dá-r Amtmann. Drent', in Sairing —
Dá Zeug'. Ja —
In Sairing drent', bei'm Haltábach. —
Dá Matthies (zu'm Göd'n).
Nán, nit bei'm Haltábach, Herr Göd —
Dá Zeug'. Dös háßt,
Wann dá g'ſtreng' Herr ſih árſchlings umidráht,
Aft kimmt á zu-n án'm Brück'l —
Dá-r Amtmann (ſchnarcht 'n Zeug'n an). Plauſcht 's nit drein!
Dá Matthies. Ja, — ja, g'ſtreng' Herr, dá Göd hat recht! Ih hab'n
Von alli Sachá hoarkloan infámirt,
Und weil ſein Málwerch beſſer is, als mein's,
So ha' ih 'n mitbracht, dáß á fur mih red't!

Er is á g'scheitá Mann, — is bei dá Landwiáhr —
Was is da Göd schon bei dá Landwiáhr g'west? —
Dá Zeug'. Ja, — ja, g'streng' Herr, á G'moaná bin ih g'west,
Und hätt' má d'selb'n 'n Krieg nit schleuni' g'end't,
Ih moan', ih hätt 's noh weitá bracht —
Dá-r Amtmann (springgiftig). Kreuz nein!
Jetzt gebt 's anmal án'n Fried'! Ob 's ös
Dá Prinz Paphnuzi selbá seid's,
Da kráht koan Hahn dánach! — D'Sach' dráht sih nur
Um dös: zweg'n we dá Matthies Grámpler da
'n Seppel Schmalz, Kloanhäusler drent' von Sairing,
Váwichá bei dá Herrschaft klagt hat!
Dá Matthies. Ja —
Klagt ha' ih 'n —
Dá Zeug'. Ja — ih bin dá Zeug', g'streng' Herr!
Dá Matthies. Und derntweg'n hätt' má halt, g'streng' Herr, á gar
Á schön's Gebitt; — dáß dá g'streng' Herr uns möcht'
Behilfli sein zu unsám Recht —
Dá Zeug'. Mein God!
Wás hätt' denn unseroan's, wann má sih nachá
Noh gar sein biss'l Recht nit sichern kinnt'.
Und weil má halt vom g'streng' Herrn gar á so
Viel Löblich's g'hört hab'n, dáß á nit so is,
Wie d' andán Schnipfá, dö mit ernri Händ'
In unsri Säck' drinnsteck'n, als wann 's so
Schon justáment sein müsst', so sán má halt
Zu'm g'strengá Herrn hergangá-r, um dá Hack'n
Án n Stiel da z' finden; — laßt má so á Sach'
Z' lang ang'steh'n, — mein — dös wáß wohl dá g'streng' Herr
Aus ágná Práxi — so is 's schon mi'm Recht
Mátthä am letzten. —
Dá Matthies. Ja — dös moan' ih áh! —
Dá-r Amtmann (in áná Furi).
Ih abá moan', dös braucht á Viechgeduld,
Bis oaná-r aus zwoa solchi Learnl'n, wie's
Ös, meini lieb'n Manná, seid's, á kloan's
Vánünftig's Wirt'l aussáfrátscheln kann.
Was wollt's denn hab'n? Dá Matthies Grámpler hát
'n Seppel Schmalz váklagt, — dös steht da schwarz
Auf weiß. —
Dá Matthies. Ja — ja, g'streng' Herr, dös ha' ih —
Dá Zeug'. Ja —
Mein Dach'l! Ih bin Zeug'! —

Dá-r Amtmann. Zweg'n we denn abá? —
Entwedá habt's ös alli zwoa án'n Sábel,
Und dös oan'n, der sih g'wasch'n hat, — wo nit,
So seid's ös á par feini, g'schmierti Vögeln,
Dö mih bárduseln, mih auslinf'n woll'n,
Ob 's mih, auf's gáchi Glück, válcih zu engán
Speránzel mach'n kinnt's! — Denn gar so bládi,
Dölcarnkáti zwoa Talápatsch'n wár'n má doh
Noh nit vurkumá! Marsch! — Váhaut 's eng ietzt!
Dá Scherg hat noh á Haselnußsalb'n, — marsch!
Ehwenn 's was klag'n wollt's, denck 's eng 's imm'rámal
Erst z'samm, — und macht 's án'm grad'n Mann koan' Gall'.
Dá Matthies. Mir buss'n d' Hand, g'streng' Herr!
Dá Zeug'. Mir buss'n d' Hand.
Dá-r Amtmann.
Jetzt kummt dá Mark, — da káfft's eng án'n Vástand!
(D' Bauán kratz'n a.)

---

2. Dá nárrischi Bauá.

(Red'n toán mit ánandá: Dá Dokter aus'm Narr'nturn; á Weaná, der sih im Narr'nturn umáführ'n laßt, und dá nárrische Bauá, Michel Stádlhauser.)

Dá Weaná. Áh, hör'n Sö, Herr Doktá, da hab'n Sö ja á recht á zahlreichi G'sellschaft, in der Ihná nit leicht dö Zeit lang wer'n kann.

Dá Doktá. Ich kann Ihnen versichern, daß ich auf freier Straße oft zahlreichere Gesellschaft dieser Art finde. Ja, manche kommen aus Neugierde herein, die man mit eben so gutem Rechte hier behalten könnte, als man jene, die hier sind, nicht hinausläßt.

Dá Weaná. Áh gengán S'! — Obá Sö, Herr Doktá! — Was will denn der Bauá dort? — Dös is doh kán Weinbeerl aus'm Kájá Josef sein'm Gug'lhupf! — Der schaut ja so g'sund und frisch aus, als ob er erst bei dá Liná einákummát'! —

Stádlhauser (kummt, mit-r án'm Körbel am Arm).

Dá Doktá. Und doch ist er einer jener Unglücklichen, denen der Wiener, selbst mit dem Ernstesten Spaß treibend, obigen Scherznamen beilegt. — Der Ärmste ist ein niederösterreichischer Landmann, welcher ehedem mit Ameiseneiern handelte, und auf einmal die fixe Idee bekam, es seien Perlen, wofür er sie auch an seine Kunden verkaufen wollte. — Er ist nicht spröd — und wird Sie gleich selbst ansprechen.

Dá Weaná. Er hat mih schon auf's Korn g'nummá! — Da kummt á schon.

Stádlhauser (zum Weaná).

Schau, schau! Was Neug's! — G'horschamá Derná!
Non, dös is g'scheit, dáß Sö da sán! —
Sán S' eppá gar vielleicht á Weaná?
Ja — ja — mir ziemt, ih kenn' just so án'n!
Sán Sö nit allweil au'm Vogelmark kummá?
Hab'n S' nit Amáß-Árln für d' Stoanröt'ln káfft? —
Sö! — schau'n S' mih recht an! — Sidá 'n vuringá Summá
Treib' ih ietzt á viel á noblichás G'schäft! —

Dá Weaná (váleg'n). Non, — und dös wár' —?

Stádlhauser.

Mein, mein! — Nit „wár'" — „is, is" müss'n S' sag'n!
Ja — schau'n S' nur, nit wahr, má g'spannát's gar nit?!
Má kann oft sein Glück übá Nacht dáfrag'n,
Má stolpert oft drübá, und fallt noh dámit.
Sö, wissen S', mit was ih ietzt handeln tu'?

Dá Weaná (beiseite). Hat'n schon!

Stádlhauser.

Mög'n S' Perlen? — Sö — schöni! Ih hab' mehr, als g'nua!
's Stánitzel zwá Groschen! — Sö, dös is doh billi?
Kropfperlen, wie d' Oarbás, und weiß, wie-r-á Mili! —
Da — da schau'n S' her! — Gelt? — Is dös á War'?!—

Dá Weaná (schaut in's Stánitzel und beutelt 'n Kopf).

Stádlhauser (auffahräd). Was? — Odá sán S' epper áh so á Narr? —
Vázeig'n S' — sálveni — ih moan' nur á so!
Es gibt Erná Leutl'n, — ja dümmer, als 's Stroh;
Dö sag'n: „Dös sán Amáß-Árln" — ih bitt', —
Dös — Amáß-Árln? — Má möcht' bei dá Mitt'
Vur Gift abspringá, wann d' Leut' so g'schwoll'n plausch'n,
Weil S' alláweil 's Wahri mi'm Falsch'n vátausch'n! —
Ih wett', zag' ih Amáß-Árln her,
So sag'n S', es sán — Perl'n! — Es is á Málör;
So geht allás quánti-vádráthi im Leb'n:
Was grob is, häßt höfli, — und Nehmen is Geb'n! —
Ih kenn' doh mein Fach! Ja, weil ih ánmal
Au'm Vogelmark g'sess'n bin zu meiná Gall',
Und Amáß-Árln vákáfft hab' fur d' Stádln,
Jetzt soll ih mein Lebta nix Andás mehr toán.
Jetzt pfucház'n alli, dö Bub'n und dö Mádl'n,

Wann ih erná mit Perl'n kumm, groß odá kloan.
Mein! — 's Blátt'l dös wend't sih halt, eh' má's oft g'spürt;
's is halt á Váwandlung, — dös macht d' Leut váwirrt. —
Und — schau'n S' — dö Váwandlung is leicht zu'm kápir'n,
Es därf sih's nur oaná g'scheit z'sammsimulir'n: —
Dö Amáß-Árln sán rund und sán weiß,
Áff'rát wie dö Perl'n; — benebst sán s' á Speis'
Fur'n Kropf von dö Vögerln; — Perl'n fur'n Kropf —
Kropfperl'n sán s' also, — dös braucht doh koan'n Kopf!
Ja — g'scheit muß má sein, sunst vádirbt má sih 's G'scháft! —
Zwá Groschen 's Stanitzel Kropfperl'n, wer káfft?!

Dá Weaná. Meiná Six, dös is doh á sundábari Idee!

Stádlhauser.

Was — Tee?! — Dá Tee übáschwemmt nur 'n Mag'n;
Á Máß'l án'n Heuring, da laßt sih was sag'n!
Ja — wann ih an'n Heuringá denk — sáppráment!
Da fangt 's má-r an z'wurl'n, dá wássern má d' Zähnt'.
Án'n Stutz'n au'm Tisch, mein Miarz'l daneb'n, —
Há — dös wár' á Landi, dös wár' á Leb'n!
Alli Ochsná in ganz Östreich mitsamm, —
Mein Oach'l! — ih möcht' s' fur mein Miarz'l nit hab'n! —

Dá Weaná.

Wer is denn dö Miarz'l, auf dö er gar so á G'schätz hat? —

Stádlhauser.

Dá Herr kennt d' Miarz'l nit? — Geh' dá Herr hám!
So án'm g'scheit'n Mensch'n glaubát má 's kám.
'n Kloanhäusler Kreipler sein' Miarz'l nit z' kenná! —
Má därf s' 'n Bámán im Wald drobmád nenná,
So beud'ln sih alli, und fahr'n unt'ránand: —
Mein Miarz'l is 's säubrásti Derndál im Lánd,

Hat Augerln wie d' Kerscherln,
Á G'schau gar so gut,
Und pumpfoasti Wángerln,
Wie Milli und Blut.

Hübsch hoch is s' um's Mittel,
Hübsch g'ring is s' bei'm Tanz:
Und wann s' oan'n recht anschaut,
Gibt 's völli án'n Glanz.

Hab' mannigsmal Wichs' kriegt
Au'm Kirta z'weg'n ihr; —

Hab' denkt: 's gilt án'm andán,
Und 's Derndál gilt mir!

Und wann s' áh gern g'schmiert hat:
's sán alli, wie sie;
Hast koani álloani,
Halbs hott und halbs hi!

Hab s' gleihwöhlst doh gern g'habt,
War lusti, fidel:
Á Leb'n ohni Lieb'
Is á Leib ohni Seel'!

Á Leb'n ohni Lieb'
Is á Frucht ohni Kern;
Ih moan', ohni Lieb'
Kinnt' ih nárrisch noh wer'n.

Ja — nárrisch, — ih sag' engs, und nit ohni Grund!
Ih b'sinn' mi noh gut auf á kreusauri Stund: —
Bei dá Nacht war's, dá Monschein hat glöck'lhell g'schunná,
Und mir hat mein Herz, wie-r á Strohfeuer, brunná.
Ih schleich' ganz pomáli zum Hütterl au'm Berch,
Da huscht was zu'm Türl vástohl'n übá z'werch;
Mir gruselt's, mir fahrt all' mein K'ráschi in d' Fäust',
Nihm' all' mein' Geduld z'samm, dámit s' má nit reißt,
Schleich' zuwi zu'm Fensterl, guck' eini durch d' Scheib'n, —
Z'weg'n we hat denn 's Liecht müss'n anzundt'n bleib'n?
Da sitzt sie, — mein Miarz'l, — dá Jágá neb'n ihr,
Dá Jágá, der Wilddieb im Bubmá-Revier!
Bei-n erm is s' ganz brát auf dá-r Ofábank g'sess'n,
Mit erm hat s' án'n Sterz odá sunst'n was g'ess'n,
Und ih — ih hab' g'fress'n g'habt, mehrás als g'nua. —
„Ih wünsch' eng án'n gut'n Áppátit dazua!"
So hab' ih eini g'schrien fuchti bei'm Feustá,
Und dávon g'rennt bin ih, wie g'jagt von dö G'spenstá. —
Tags drauf da hat s' freili was g'fabelt und g'raunzt,
Ih abá hab' sie und 'n Jágá bráv g'saunzt.
Sidá dem hab' ih nix von ihr g'seg'n und nix g'hört, —
Hab' áh nix mehr hör'n woll'n, sie is 's ja nit wert!
Abá — lieb is s' halt doh, — und sauber is s' áh, —
Am End' is dö ganzi Kumödi nur G'schrá! —
Mein Miarz'l — nit wahr, Sö hab'n g'red't von ihr?
Nit wahr sie is da, sie hat g'fragt nach mir?

Dá Weaná (will erm z' váſteh'n geb'n, dáß á ſih irrt).
Stádlhauſer.
Nán, nán — nix Kopfbeut'ln, — ſchau'n S', — ih váſteh', —
Sö woll'n halt nix ausplauſch'n, dös wáß ih eh'.
Alſo d' Miarz'l is da, — non — ietzt is allás gut,
Jetzt bin ih állegro, voll Schneid' und voll Mut;
Jetzt ſán má dö Flügerln auf oanmal friſch g'wachſ'n,
Jetzt ſing' ih und ſpring' ih, und mach' meini Fax'n
'n ganz'n lieb'n Tag! — Ja, bei'm Tag háßt 's: „Juhe!"
Schau'n S', — abá wann's finſtá wird, aft háßt 's: „Auweh!" —
Aft wird má ſo entriſch, aft wird má ſo bang,
Und was ih mi z'ſamm nihm', mih leid't 's halt nit lang;
Und auſſi muß ih, muß auſſi guck'n
In d' Wolkná-r am Himmel und 's Woaná vádruck'n.
Wo-n ih geh', wo-n ih ſteh', fallt má d' Miarz'l halt ein,
Ih ſag zu dö Sterndáln: „Geht's, grüßt 's má ſ' recht ſein!"
Und was ih oft trieb'n hab', in 'n Sinn kummt má-r all's, —
Wie-r oft ihr Perl'n hab' woll'n ſchenk'n fur'n Hals,
Und wie ſ' má ſ' á-n iardsmal an'n Kopf had keit,
Und wie 's mih hat gfreut,
Und wie-r á máh denkt hab': „Schau', dös is á G'müat:
„Sie will nix von dir, ſie is nit int'reſſirt!" —
Imm'rámal abá da giſt' ih mih ſchier,
Denk' má: „ Z'wegn we will ſ' nit Perl'n von dir?
Perl'n ſán ſaubá, — má woant ſ' ja ſogar:
Hat denn nur d' Miarz'l koan'n Sinn fur dö War'?"
(gibt 'm Weaná á Stánitz'l.
Sö — á Stánitzerl! — Váred'n S' erna 's nit!
Zahlperl'n ſán 's, — zahl'n S' d' Schulden dámit.
Dá Weaná. D' Kinder und d' Narr'n red'n halt d' Wahrheit!
Stádlhauſer. Und ietzt nix fur ungut, — ietzt muß ih furt,
Auſſi au'm Kog'l, — á-n Ehrnta is durt;
's Stiegelſepp'l ſein' Tochtá, dö Gredl',
Heirat't 'n Derná ſein'n Suhn, 'n Thaddäd'l;
Da brauchán ſ' ſo luſtigi, g'ſpáßigi Kerl'n, —
Und nachá, was wár' denn á Braut ohni Perl'n —?
Dá Stádlhauſer, ſag'n d' Leut', is á Narr —!
Áh, — wárum denn nit gar?
Ih wáß, was ih red', und ih wáß, was ih tua,
Und fur d' närriſchi Welt bin ih längſt noh g'ſcheit g'nua!
Dá Doktá. Jetzt laſſen wir ihn allein; — er wird jetzt zu ſingen anfangen, und zwar ſo vernünftig, daß jeder, der ſeinen Zuſtand nicht kennt, ihn für vollkommen geſund hielte.

Dá Weána (mit 'm Doktá sih wegschleichád). Áh — da bin ih neuschieri!

Stádlhauser (singt).

(Perl-Lied.)

Ih wäß, was á Dirn' is,
Á Dirn' is á Schatz!
Trag' oani im Herz'n,
Hat koani mehr Platz.
Wann oani recht treu is, — zwar d' mein'g' dö war 's nit, —
So hat má sein' Freud' und sein'n Himmel dámit;
Drum sag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Dö Lieb' is á Perl', — so red't ja koan Narr!

Ih wäß, was á Lied is,
Á Lied'l, á schön's,
Án Östreichág'sáng'l,
Mein Oad! — ih dákenn 's!
Á lustigá Jodler, á traurigá Klang,
Má lacht und má woant sih viel leichtá bei'm G'sang!
Drum sag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Á Lied is á Perl', — so red't ja koán Narr!

Ih wäß áh, was 's Leb'n is,
Ja, 's Leb'n is á G'nad',
Á großi, wann s' oaná
Ganz schuld'nfrei hat;
Bald so und bald anderst, als 's manchá just möcht':
Dá-r Östreichá lebt gern, und da hat á recht!
Drum sag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Das Leb'n is á Perl', — so red't ja koan Narr!

Ih wäß áh, was 's Hoamet
Und 's Vadáland is,
Á Lánd'l zu'm gern hab'n,
Á wahr's Párádies,
Á Land vollá Glück, wo koan' Falschheit loschirt,
Á Land, wo dö Treu' mit dá Lieb' hármonirt;
Drum sag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Östreich is á Perl', — so red't ja koan Narr!

Ih wäß áh was recht is,
Und Gutsein is recht,

Á Herz voll Dábarmen,
Á söltás is echt;
Und söltáni Herzen sán bißlem — auf Ehr',
In Östreich sán s' häufti, — schau'n S' nur ánmal her! —
Drum sag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
D' Wohltat is á Perl', — so red't ja koan Narr!

(Repetitions-Strophen.)

Ih wáß, was á Perl' is,
Ih moan', ih wáß 's recht;
Von hundát is abá
Kám oani ganz echt,
Und wem so á falschi als Zahlperl' g'fallt,
Der hat 's in sein'm Leb'n schon oft teuer bezahlt!
Drum sag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Hüt't 's eng vur dö falsch'n, — so red't ja koan Narr!

So häßt bei-n-án'm Gleich'n
Á Perl' áh 's Geld;
Á tüchtigá Hals voll
Gilt all's auf dá Welt;
Zu'm G'schmuck is 's wohl prächti, weil 's all's respektirt,
Was nutzt abá d' Perl', wann má d' Fassung váliert? —
Drum sag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
's Geld is so á falschi, — so red't ja koan Narr!

Dö rundásti Perl'
Is 's Glück, dös is g'wiß;
Wie 's Queckfilbá kugelt's,
Weil 's gar so rund is;
Und schürt oan'm á Herzload á biss'l án'n Brand,
So z'rinnt's wie-r á Wachsperl' untá dá Hand!
Drum sag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Áh 's Glück is á falschi, — so red't ja koan Narr!

Áh d' Hübschigkeit gilt
Für á Perl' bei all'n,
Und b'sundás dö Derndáln
Woll'n all's dámit zahl'n;
Oft abá schlecht 's Altá als Dieb sih in's Haus,
Und tauscht s' fur á nachpfuschti Kropfperl' aus!
Drum sag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
D' Schönheit is koan echti, — so red't ja koan Narr!

Dö Gunst is á Perl'
Und á falschi gar oft;
Sie g'freut oan'm am meist'n
Dort, wo má s' nit hofft;
So kenn' ih á Musch'l, dö is Ihná — Sinn,
Und d' Gunst liegt als d' ächtásti Perl' da drinn!
Dö Perl', — no is 's eppá nit wahr? —
Wer sagt, dáß dö falsch is, — is richti á Narr!

---

3. 's letzti Fensterln.

(Red'n toán mit ánandá: Dá Jágá Matthies und d' Schwoag'rin Rosel.)

(D' Alm; á schöni Mondscheinnacht, der má 's ansiecht, dáß s' kalt is; — hintáschi steht á Schwághütt'n.)

Dá Matthies (kummt einá und wischt sih 'n Schwitz a).
Da wár ih! — Schau', heunt' is má háß wor'n! — Ih schwitz', —
Von auswendi Frost und von inwendi Hitz'! —
Ja, wann oan'm 's Herz schwár is, sán d' Füß áh nit g'ring;
Und 's Herz is má schwár! — Non, wirst stád sein, dumm's Ding,
Was nutz dá dein Pempern, was frucht't dá dein Schlag'n?
Jetzt is 's ánmal so, und ietzt mußt d' ás dátrag'n!
(Dáblickt dá Rosel ihr Hütt'n.)
Da steht 's ja, ihr Hütterl, au'm nämlingá Fleck,
Da steht's und wird steh'n bleib'n, — und ih — ih muß weg! —
Dá Monschein guckt eini bei'n Fensterln so klar,
Und wird einiguck'n áh noh übá's Jahr; —
Und ih? Wo wir' ih übá's Jahr sein? — O God!
Da — nit! Und wann da nit, schon gleih so mein — tod!
Pfui, Jágá geh', scham' dih, — sei g'scheit, sei á Mann!
Geh' liebá zu'm Fensterl und klopf' á wen'g an;
Heunt' bist ja noh da, und heunt' g'hörst ja noh dein:
So lang má noh lusti sein kann, soll má's sein!
(Geht hin zu dá Hütt'n und klopft an's Fensterl.)

G'sang.

Matthies. Derndál, bist stolz, odá kennst mih nit?
Odá sán dös deini Fenstá nit?

Rosel (von einwendi). Ih bin nit stolz, ih kenn dih gut:
G'spür' abá nur, wie 's Wart'n tut.

Alli Zwoa.

Matth. { 's Wart'n tut weh', dös kenn' ih schon;
Derndál mach' auf, sunst g'frier' ih an!
Rosel. { 's Wart'n tut weh', dös kenn' ih schon:
Wart' nur á wen'g, du g'frierst nit an!

Matthies. Derndál mach auf, schau' ih bitt' dih schön, —
Laß mih nur heunt' nit umsunst da steh'n!
Rosel. Wie-r ih schon wart', und du kummst noh nit! —
War denn dös áh heunt' á Jágáschritt? —
Alli Zwoa.
Matth. { Derndál, kumm aussá, sunst steig' ih ein:
Laß mih dein'n herzliebst'n Jágá sein!
Rosel. { Ih kumm' schon aussá, du dörfst nit 'nein:
Laß mih dein herzliebstes Derndál sein!
Dá Matthies (schreit, wie dö Tür aufgeht).
Mein' Rosel! —
D' Rosel (kummt aus dá Hütt'n und rennt auf'n Matthies zua).
Mein Matthies!
Dá Matthies (halst s'). Da hast mih!
D' Rosel (ganz glückli). U mein!
Dá Matthies. Es kann doh nix Schönás, als 's Herztausch'n sein!
D' Rosel. So oft, als d' áh kimmst, mir is 's niemals nit g'nua.
Dá Matthies. Und so gern ih dih hab', es nimmt alláweil zua.
D' Rosel. Tust á so, tust á so, wann 's d' mih nur siegst;
Wie wird's erst nachá sein,
Wann's d' mih ámal hast, als dein,
Wann's d' mih ánmal kriegst?! —
Dá Matthies (mit-r án'm Seufzá).
Ja, wann ih dih krieg'! — wann ih nur dih schon hätt'!
D' Rosel. Jetzt schaut's nur, wie dasi dá Jágá da steht! —
Was hast denn? Wie schlaunt's denn? — Geh', sei nit so öd'!
Dá Matthies.
Nix, nix is's, mein Rosel! — Ih wir dá's schon b'steh'n!
Jetzt abá kreuzlusti! — Schau', 's Nächterl is schön;
Dá Himmel wie-r ausg'schwáppt, dá Monschein moant's gut,
Wie glöck'lhell als er uns anleucht'n tut! —
Und hör nur, wie's Láberl im Wald drinnád rauscht,
Wie 's Bácherl im Tal mit dö Wiesbleameln plauscht, —
Nit wahr, abá 's Lüfterl is z' frosti für dih —?
Geh', wickel' dih nur recht schön umi um mih!
D' Rosel. Ih wáß nit, mein Matthies, — was 's heunt' mit dir is?!
Ganz richti is's heunt' mit dir nit, dös is g'wiß;
Dir is übá 's Leberl was g'loff'n! — Geh', — b'steh's, —
Hast eppá was Neug's g'hört? — Sag', odá bist — bös'?
Dá Matthies (troff'n). Was Neug's g'hört —!?
D' Rosel (freudi). O mein God! War's eppá schon wahr,
Was d' aft'n g'hört von-r-án'm Dernst übá 's Jahr?
Dáß d' Jágá kinnst wer'n

Bei unsán g'streng' Herrn;
Wo 's d' heirat'n kinnt'st und in d' Stadt abizieg'n,
Und án'n goldb'schlagná Hut mit án'm Fedábusch krieg'n? —
Ja, freili, mein Matthies, dös wár' wohl á Schneid',
Da kinnt' ih mih áh nit dákenná vur Freud'! —
Just z'leicht gáng' ih gleihwöhlst zwar nit von da weg;
Ih bin, was má sagt, da dáhoam auf dem Fleck,
Ih kenn' á-n iard's Gráserl, ih kenn' alli Bám',
Ih nenn' alli Kuahrl'n bei ernári Nám',
Ih kenn' alli Hirschäln und Gáms' auf der Alm,
Ih kenn' alli Auvögeln, Guger und Schwalb'n;
Mir war's nit án'n Tag herob'n langweili noh,
Und wann's gleih hübsch weit is, du findst mih ja doh!

Dá Matthies. Wie höchá dá Turn is, wie schöner is's G'läut',
Und wie weitá zu'm Derndál, je größer is d' Freud'!

D' Rosel. Mit dir abá, Matthies, — gáng ih ohni z' frag'n,
Bis hin, wo dö Welt is mit Bretern váschlag'n;
Mit dir in der Oanschicht, mit dir in dá Stadt,
Dein' Lieb is dös oanzigi, was ih nit g'rat';
Und eh' ih dih lassát', eh' lassát' ih all's,
Dö Schuach' und dö Strümpf' und mein Tüch'l vom Hals!

Dá Matthies. Du tausendschön's Schatzerl, nán, furtgeh'n sollst nit;
Und heirat'n —? da hat's áh Zeit noh damit!

D' Rosel (trauri). Oe!

Dá Matthies. Hast dih schon g'freut?!

D' Rosel. Z'weg'n we sollt' ih's laug'n?
Ih moan' ja, du lesást má's doh in dö Aug'n!

Dá Matthies. Nix, Rosel, da hilft oan'm koan Zidern und Schnell'n —

D' Rosel. Wann 's God á so gibt, und wann 's d' Leut á so wöll'n —!

Dá Matthies.
Ja, Rosel, 's wird wohl mannig's Láberl noh fall'n,
Viel Wásserln noh rausch'n, viel Büchserln noh knall'n,
Ehwenn ih wir' sag'n kinna: „Kumm', sei mein Wei!" —
Ih wöllt', dös wár 's iargsti: — denn du bleibst má treu —!

D' Rosel.
Mein Herzerl is treu,
Is á G'schlösserl dabei:
Du, der oanzigi Bua,
Hast ás 's Schlüsserl dazua!
Destweg'n sei nit trauri, — es wird schon noh wer'n! —
Schau', 's Bámerl braucht áh Zeit, bis 's wachst aus'm Kern!
Sei lusti, lebendi!

Dá Matthies (der d' längsti Wál trauri g'stand'n, fahrt auf oanmal, wie nárrisch, auf). Ja, recht hast! — Juhe!

D' Rosel (völli dáfemá).
  Erst jammern, ietzt juchäz'n! — Matthies! — Áh — geh'!
Dá Matthies (wild).
  Páh! Oan Ding is koan Ding und all's is oan Ding!
  Ja, lusti sein, lusti sein! — Rosel, geh', sing'!
D' Rosel. Ih — singen?
Dá Matthies. Ja — sing' má was, — wáßt wohl, — dös Lied,
  Mit dem 's d' dih so eindegelt hast in mein G'müat. —
  Jn Doarf drunt' an'm Kirita war 's, — ja dö Nacht,
  Dö hat in mein Herz dö Váränderung bracht. —
  Dö Spielleut' dö hab'n just án'n Vierfach'n g'spielt;
  Da kumm' ih dázua, — ih war grad á wen'g wild,
  Und hab' má mein'n Gift woll'n im Wein'l váschwáb'n;
  Da siech' ih dih sitz'n, — es is kám zu'm Gláb'n, —
  Abá wann ih án'n Gámbock kriegt hätt' auf d' Muck'n,
  Jh hätt' nit á so därf'n zuck'n! —
  Jh kunnt' nit mehr sitz'n, ih kunt nit mehr steh'n
  Hab müss'n ein's gehn's gleih zu dir übri geh'n.
  Dein Máhm' hat zwar 's Mál vázog'n und dá Franz áh,
  Mir abá war'n gleih bei'm Plausch und bei'm Tanz áh. —
  Und áft'n da hast zu da Zidán was g'sungen,
  Dös G'sang is bis ietzt in mein'n Ohr'n nit váklungen.
  Geh', sing' má 's noh oanmal, dös Lied von der Alm: —
  Mein Herzerl is krank, und da brauch' ih á Salb'n.
D' Rosel.
  Non, mein'tweg'n wann 's sein muß, so wer'n má 's halt schmier'n:
  Á Lied'l, ih wáß 's, koan viel Herzload kurir'n.
  (Sie singt:) Auf dá-r Alm, auf dá-r Alm, ja da is 's á Freud',
  Auf dá r Alm da is 's á Leb'n!
  Da is d' Luft so frisch, da is d' Welt so weid,
  Es kann nix Schönás geb'n!

  Wollt 's Derndáln seg'n, auf d' Alm müßt's geh'n,
  Da sán s' áh stark und nit bloß schön; —
  Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih aus dámit,
  So stark, wie mir, sán s' nit!

  Auf dá-r Alm, auf dá-r Alm gibt's Arbát gnua,
  Da vádernt má sih sein Brot;
  Und ehwenn má-r auf d' Nacht druckt d' Augná zua,
  So denkt má-r an sein'n God.
  Wollt 's Derndaln seg'n, auf d' Alm müßt's geh'n,
  Durt sán s' áh frumm, — und nit bloß schön; —

Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih aus dámit,
So frumm, wie mir, sán s' nit!

Auf dá-r Alm, wann á Jágá fensterln geht,
So schau má 'n z'erst gut an;
Muß án echtá sein, der sein Probstuck b'steht,
Nit der bloß plausch'n kann!
Wollt 's Derndáln seg'n, auf d' Alm müßt's geh'n,
Da sán s' áh g'scheit, — und nit bloß schön; —
Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih aus dámit,
So g'scheit, wie mir, sán s' nit!

Auf dá-r Alm, auf dá-r Alm, wann má 's Herz váschenkt,
Dö Lieb' wird nie nit alt;
Dáwál d' Schwoag'rin auf ihr'n Bub'n auf dá-r Alm drob'n denkt,
Denkt er auf sie im Wald;
Und wie 's Herz ihr lacht in dá Samstanacht,
Da geht 's lusti zua, denn da kummt ihr Bua, —
Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih aus dámit,
Denn so treu, wie mir, sán s' nit!

(Weil dá Matthies noh alláweil ganz vádutzt dasteht.)

Jetzt hab' ih dá g'sungen; — und du — du stehst noh,
Als hätt'n dá d' Händeln 's Brot g'fress'n —?! —

Dá Matthies (als wann á muntá wurd'). Já — so! —
Du hast mih ganz trámháppát g'macht mit dein'm G'sang! —
Ih soll's halt gar lang nimmá hör'n, — gar, — gar lang! —

D' Rosel. Gar lang? — Non, — au'm Samsta —?!

Dá Matthies. Au'm Samsta? — U mein!
God wáß 's, wann 's fur mih wiedá Samsta wird sein!

D' Rosel. Hör', du bist á nárrischá Lapp!

Dá Matthies (zuatrauli). Gib má d' Hand, —
So jungá, wie heunt', steh'n má nimmá beinánd!

D' Rosel (gibt erm d' Hand). Non —?

Dá Matthies (nimmt s' bei alli zwoa Händ' und schaut ihr wehmüati in 's G'sicht). Rosel, was denkst dá denn,
Wann má beinandá steh'n? —

D' Rosel (herzli). Ih denk' má-r allizeit:
„Du bist mein' Freud'."

Dá Matthies. Und ih denk' má heunt' oanmal:
„Du bist mein' Qual!"

D' Rosel (ángsti). Du machst má ganz entrisch, —
Was is 's denn, red' g'schwind —!

Dá Matthies. Zu dir bin ih gangá
Im Reg'n und im Wind;

Zu dir bin ih gangá,
Zu dir hat 's mih g'freut,
Zu dir geh-n ih nimmá:
's is 's letzi Mal heut'!

D' Rosel. Geh', stell' dih nit so!
Dá Matthies. Nan, — ih stell' mih nit so; —
Mih hab'n s' abá g'stellt!
D' Rosel. Ha! ha! — Was denn nit noh?
Dá Matthies.
Nit Lach'n! — 's is Ernst! — Gib má lieber án'n Rat: —
Denn heunt' hab'n s' mih g'stellt, — muring wir' ih Saldad!
D' Rosel (in áná-r Angst).
Dih — g'stellt —?
Dá Matthies. Ja, — mih g'stellt!
D' Rosel. Und Saldad wirst —?
Dá Matthies. Saldad.
D' Rosel. Und furtgeh'n sollst? ausmarschir'n? —
Dá Matthies. Ja, ohni Gnad'!
D' Rosel (schlagt d' Händ' übá 's Kopf z'samm).
Nán, dös is nit mögli!
Dá Matthies. Und denná is 's wahr!
D' Rosel. Und Samsta —?
Dá Matthies. Was Samsta? Leicht nit vur án'm Jahr! —
D' Rosel (in oan'm Woaná).
Dös halt' ih nit aus —!
Dá Matthies. Was soll denn ih sag'n?
Jetzt häßt 's statt 'm Büchserl 'n Schießprüg'l trag'n;
Nix Fensterln, — nán, wachsteh'n und bráv exázir'n,
Und wann ih an dih denk', d' fünf Sinn' nit válier'n.
D' Rosel. Ih gáng' nit —!
Dá Matthies. Ih muß wohl!
D' Rosel. So tu' desánter'n!
Dá Matthies. Da wurd' ih dáschoss'n, dös häst áh nit gern.
D' Rosel. Schreib' an'n Koasá-r á Brieferl —!
Dá Matthies. Ih kann ja nit schreib'n. —
D' Rosel. Ih áh nit! — So mußt á Saldad also bleib'n —?
Dá Matthies.
's wird's nit ánderst toan, denn dö G'sätz' sán gar schoarf!
D' Rosel. Und hab'n s' denn koan'n andán nit g'fund'n im Doarf?
Dá Matthies. Áh freili wohl, abá sö brauchánt halt viel,
Denn so á Bátáli is mehr als á G'spiel!

D' Rosel. So mußt áh in'n Krieg —?
Dá Matthies. Vur dá Hand, moan ih, nit;
Wann uns d' Leut' nit rätz'n, mir lass'n s' in Fried'.
Wann 's abá drauf ankemá tát', — meiná Six!
So wahr als ih dasteh', einsteckát' ih nix.
Á-n Östreichá bin ih, bin friedli und gut;
Wann 's abá mein Land gilt, áft steigt 's má-r in's Blut,
Da kenn' ih koan'n G'spáß, und da nihm' ih mih z'samm,
Und koan' Schand', Rosel, sollst an dein'm Matthies nit hab'n!
D' Rosel. Dös wöllt' ih áh nit, — wann 's d' Saldad schon mußt wer'n,
So möcht' ih von dir áh was Ordántlich's hör'n!
Dá Matthies. Schau, Rosel, dös g'freut mih, schau, dös is á Wort!
Weil 's d' so red'st, so geh-n ih weit leichter ietzt fort. —
Á brává Bua bin ih, und der will ih bleib'n,
Und du bist má treu, und ih lass' dá bráv schreib'n;
Und wann ih án'n Urláb krieg', kumm' ih zu dir:
Ob grean odá weiß, gelt! dös macht dih nit irr?
Und wann ih dá b'schaff'n bin, so wie 's má schwant,
So wer'n má halt doh noh á Par mitánand!
D' Rosel. Ja — du, odá koaná! Á Büibel, wie du,
Dem kann má schon treu bleib'n, da wart't má schon zu!
Dá Matthies. Oan's abá dös sag' ih dá: find'st á Pártie,
Wo ehndá was aussáschaut, denk' nit auf mih!
So hart als 's má-r ankám', hárb kinnt' ih nit sein,
Ih sagát' dá selbá: „Sei g'scheit und schlag' ein!
Dein'm Best'n im Weg will dá Matthies nit steh'n:
Fur die Zeit, wo 's d' 'n g'liebt hast, bedankt á sih schön!" —
D' Rosel. Geh', plausch' nit so g'schwoll'n! Du bleibst mein und ih dein:
Und wann 's hundát Jahr daurát', 's wird allweil so sein!
Dá Matthies (herzli).
Dein Händerl! — B'fürt' God!
D' Rosel. So is 's Ernst? —
Dá Matthies. I hab' Zeit:
Dá Monschein geht untá-r, und 's Wegerl is weit!
D' Rosel (alsiá woanádá). Mein Matthies —!
Dá Matthies (nimmt sih mit all'm G'walt z'samm).
Nit woaná, mein Rosel, — sei fest! —
Frisch! Arbát' was, bet', odá sing', dös is 's Best'!
D' Rosel (wehmüati). Mit G'sang sán má z'sammá kemá —!
Dá Matthies. Mit G'sang tán má-r Urláb nehmá.
D' Rosel (tut sih án'n G'walt an, und reckt erm d' Hand hin).
Á Paschhand — Es gilt!

Dá Matthies (halst s'). Und á Bußerl auf 's Wang'! — God g'segn' dá dein Arbát!

D' Rosel. God g'seg'n dá dein'n Gang!

(Alli zwoa heb'n zu'm Singán an.)

Dá Matthies und d' Rosel.

Adies, { schöni Schwoag'rin, / liebá Jágá,
Heunt' { muß ih mih / muß dih halt } stell'n;
Und mi 'm Urláb is 's richti,
God hat 's á so wöll'n!

(Währád'n Singán ziegt sih d' Schwoag'rin alláweil weidá geg'n ihr Hütt'n und dá Jágá alláweil weidá geg'n d' Seit'n, wo-r á herkemá-r is.)

Nix Bergsteig'n, nix Fensterln,
Nix Jágá mehr sein,
Mein / Dein } Leb'n g'hört 'm Koasá,
Mein / Dein } Herzel g'hört } dein! / mein!

(Jetzt steht d' Schwoag'rin schon auf dá Türschwell'n, und dá Jágá brat't ihr vom Weid'n d' Arm entgeg'n.)

Dös Sterndál, dös g'wissi,
Dös mirk' dá, mein Schatz: —
Schaust du hin, schau' ih hin,
Gláb' mir, — ih dárat's!

(Jetzt siecht má koan's von alli Zwoa mehr; 's letztt G'setz'l hallt wie-r aus dá Fern' her, dá Mouschein hat sih válur'n; und d' erst'n Fánkerln von dá Morg'n-röt'n sán an dö höchst'n Bergspitz' schon deutli z' kená.)

Án'n Hieb übá's G'sicht
Und án'n Schuß in-r án'n Arm: —
Und wann 's Herz nur noh ganz bleibt,
Und d' Lieb nur noh warm!

4. Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fensterln.

(Red'n toan mit anandá: dá Saldad Matthies und d' Schwoag'rin Rosel.)
('s Ganzi g'schiecht so á drei Jahrl'n nach'm „letzt'n Fensterln".)
('s Einwendigi von aná Schwoaghütt'n, wo allás drinád is, was einig'hört, námlá: á Tisch, á Kast'n, zwoa Stühl', á Küb'l usw., an-r an'm Nag'l hängt dá Schwoag'rin ihr Sunntagsg'wánd'l: á Kid'l, á Haub'n, á Miedá, á Fürtá, mit Bándel usw., auf-r an'm andán Nag'l hinbei am Trám hängt á Jágág'wand: dá greane Rock, dá Hut mit'm Goamsbart, d' Hosen, dá Stutz'n usw. In dá Mitt' is dö Tür, dáneb'n á Fenster mit kloani Scheib'n, von denán die oani z'brochá-r is, durchs Fenster siecht má-r auf d' Alm aussi. An dá Seit'n is noh á Türl, was in á Kammá führt. D' Sunn is netter im Untágeh'n begriff'n.)

Erster Auftritt.

Dá Matthies (in-r an'm weiß'n Röckl, wie-r á Saldad, mit-r an'm silbánán Denkpfenning auf dá Brust, á Kapp'l an'm Kopf, á Binkerl auf dá Schultá und an'n Steck'n in dá Hand, tritt einá, schaut sih umádum und schreit):

Juhe! — 's is noh allás, wie's g'wes'n is! 's Stüb'l,
Dá Tisch und dá Kast'n und d' Stühl' und dá Küb'l, —
Schau, d' Scheib'n geht sogar durt am Fensterl noh a,
An dö ih ámal z' kräfti anpempert ha —!

(Bámerkt dá Rosel ihr Sunntagsg'wánd'l.)

Da siechst ás, da hängt ja ihr Sunntagsg'wánd'l,
D' Haub'n, 's Kiderl, und 's Miedá und 's Fürtá mi'm Bánd'l.
Mein Oad! — noh dös nämlichi, was ihr hab' bracht,
Wie s' ersti Mal zuathádi hat auf mih g'lacht. —
Dáß s' lebt, dös is g'wiß! — War' denn sunst allás noh,
Wie 's vor und eh' g'wes'n is, heunt áh á so —?
Sie lebt, und dös is má-r áh g'nua vur dá Hand,
Was 's sunst noh is — —? — Sán má nur wiedá beinand,
Áft wer'n má schon weidá dischk'rirn! — Abá han?
Wann's nit á so wár', was wár's nachá —? Nan, nan!
Ih bin noh dá Matthies, wie vur dö drei Jahr',
Und d' Rosel wird d' Rosel sein, da hat's koan G'fahr! —
Ih kann's gar nit sag'n, wie má-r is, — mir is gut,
Und doh wiedá nit gut, mir gruselt's im Blut,
Wo ih geh', wo ih steh', wo ih sitz', wo ih loahn',
Sán má d' Füaß' wie-r á Blei, is má 's Herz wie-r á Stoan.
Ih brinn', — und mih friert, — ih möcht' s' seg'n schon vur mir,
Und wann s' kimát, ih stund' dádádert vur ihr. —
Rundumádum nix, was ih nit schon hätt' kennt,
Und doh allás, wie neuch — — mein! ih bin's halt entwöhnt! —
Wann ih s' nur annmal wiedá recht hör' und recht siech',
Wann ih nur annmal wiedá mein Jágáhaut krieg',
Mein Röck'l, mein grasgrean's, mein'n Stutz'n, mein Hut

Mi'm Goamsbart —
Wie-r á so umádum rennt, dáblickt er auf anmal sein Jágág'wand auf'm Nag'l ám Triám.)

Du mein God! mein Hab' und mein Gut,
Mein Um und Auf, — richti, — mein ganz's Jágág'wand,
Wie-r ih's z'ruckláss'n hab', so hängt's durt an dá Wand. —
Ja, Rosel, jetzt siech' ih, du hast an mih denkt:
Weil's Vögerl war ausg'flog'n, hast 's Häuserl herg'hängt.
Sie hat noh nit eintrieb'n; — 's is schon hübsch spat;
Sie laßt sih halt Zeit, weil s' dahoam ietzt nix hat,

Auf was sá sih g'freu'n kinnt'. — Ja, sunst um dö Stund',
Da hat sá sih freili koan Rast nit vágunt,
Erst gar an-r an'm Samsta, wie heunt, o da hat s'
Schon längst drobmád päßt auf ihr'm g'wöhnlingá Platz
Bei dö Stoanfelsná, wo má-r in's Tal abi schaut,
Und hat, wie s' mih dáseg'n nur hat, g'jodelt so laut,
Dáß ih g'wißt hab', sih siecht mih und wáß, dáß ih kim':
So hat's á Wál dauert, — áft wiedá — koan' Stimm';
Wann s' Sieb'ni d'runt läut'n, so hört má's herob'n,
Da hab' ih má denkt: „Schau, ietzt bet't s' für dih drob'n." —
Ja, — ih sag's halt und sag's halt, und bleib' halt dábei,
A Dernd'l muß frumm sein, sunst is 's áh nit treu.

(Am Fenstá.)

Abá — halt! — ietzt kummt was auf d' Schwoaghütt'n zua, —
Ih wáß nit, is sie 's, — oder is 's nur á Kuah.

(Má hört alláhand Kuahglockná.)

Ja — d' Hölmádi is 's, — dö is allwál voran —
Jetzt ruck'n áh d' andán schon klingkloanglád an,
Dö roti Tirol'rin, — d' schwarz' Lis'l, — d' Frau God'l, —
Dö Z'wázládi, — d' Grofin, — und hintnah dá Jod'l, —
Jetzt d' Kalm', und dö Gás'n, — da fehlt nit oan Stuck, —
Und durt — durt beim Stad'ltürl, mih schlagt's völli z'ruck, —
U mein God — sie is 's, ja sie is 's auf-r á Hoar,
So bunkád und staimi und lieb, als s' wár; —
Nur ausschau'n tut s' schlechter, und jodeln mag s' nit, —
Wann oan'n halt was grimá tut, geht's nit dámit; —
Heunt' abá, — nan heunt! — ietzt geht s' eini in'n Stall,
Und richt' noh alls z'samm, nachá kimt s' allimal;
Sie soll mih nit seg'n gleih, sie soll mih dárat'n,
A goar z' gáchi Freud' kann oan'm áh leicht schad'n. —
Ih schleich' mih stád aussi, vásteck mih in's Gstäud', —
Mein Herz wird má selbá schon sag'n: „Jetzt is 's Zeit!"
(Er packt seini sieb'n Zwetschben z'samm und schleicht sih aussi.)

Zweiter Auftritt.

D' Rosel (von auswendi, währád dá Matthies beim Fensterl vábeischlupft).

Mein Schaz is in Walschland,
Und ih bin dáhoam,
Und doh sán má beinandá:
Dös glaubát má koam.

(Jetzt kummt s' eini, und wirft, was mit hat, 'n Strohhut, 'n Rechen, d' Sages usw. wegá, und macht sich alláhand z' toan.)

Dös macht halt, weil d' Lieb'
Á so weit g'längá kann:
Koam dáß sá sih hindenkt wo,
Kimt' s' schon durt an. — —

So geht halt oan Wochá-r um d' andri schön stád! —
Ih sollt' má was kochá; — áh! — 's wár' má' nur load:
Mir schmeckt's so alloan nit, — au'm Samsta schon goar,
Wo allwál dá Matthies mein Mitessá war.
Á steirischá Sterz und á Schwammsupp'n d'rauf,
Ja — dös is á Nachtmahl g'west, lusti vollauf.
So abá, nöt' ih má d' Biss'n nur 'nein,
Und denk' bei-n an'n ied'n: „Wo wird er jetzt sein?
Leicht is á grad hungri, leicht wár' á z' tod froh,
Hätt' er was dávon, — und ih nráss' á so.
Leicht sticht er au'm Feind just, anstatt's in á Brot,
Leicht is á blessirt, odá goar schon halbs tot." —
Nan — leb'n tut á g'wiß noh, sunst hätt' á ja g'schrieb'n,
Oan' Antwurt dö is á so schuldi noh blieb'n;
Er find't halt schwár oan'n, der erm schreibt nach sein'm G'fühl,
Wie-r ih schwár oan'n find't, der má lest, wie-r ih will,
Denn was zwoa Váliebti sih sogát'n gern,
Dös sollt' halt koan Dritt's goar nit seg'n und nit hör'n.

(Sie ziegt zwoa váwuzelti Brieferln aus'm Brustlaz.)

Zwoa Brieferln — is freili nit viel für dö Zeit, —
Und do sán s' mein Reichtum, mein' oanzigi Freud';
Ih kann s' mit'n Augnán nit les'n nach Lust,
D'rum les' ih s' mi'm Herz'n, und trag' s' auf dá Brust.

(Sie steckt s' wieder ein.)

Má g'spürt ietzt 'n Tag schon! — Hab'n d'runt in dá Pfoar
Nit Sieb'ni noh g'läut't, is dá Himmel so kloar,
Und' d' Sunn' is schon schláfri, má siecht s' koam noh mehr, —

(Beim Fensterl aussi guckád:)
Und durt blinzelt dös Sterndál, dös g'wissi schon her.
(Sie loant sih, als wánn s' trámá tát an's Fenster und singt:)

Dös Sterndál, dös g'wissi,
Dös kenn' ih, mein Schaz,
Schaust du hin, schau ih hin,
Glaub' mir ih dárat's.

(Wie s' z' jodeln anhebt, fallt dá Matthies draußt in's G'sang ein, sie setzt a und schreit:)
U mein God —!
(Weil all's still bleibt, moant s', daß sá sih g'irrt und falsch g'hört hat.)
Nan — nan!
(Sie jodelt; wie dá Matthies wieder einfallt, setzt s' wiedá a, und sagt halbs lachád, halbs woánád:)
Dös is g'spáßi! —
(Sie jodelt wiedá, dá Matthies mit.)
(Freudi:) Dös G'schall!
(Jetzt jodlen s' mitanándá-r in d' Welt, lachád und woanád, wie's kummt, dá Matthies kimmt einá, wirft sein'n ganz'n Kram wegá brát't d' Arm aus; d' Rosel wáß nit, soll s' odá soll s' nit und schreit nur:)
Mein Matthies! —
Dá Matthies. Mein Rosel! —
D' Rosel. Bist du's! —
Dá Matthies. Allimal!
D' Rosel. Am End' is 's dein Geist!
Dá Matthies. So probir's, ob ih's bin.
D' Rosel. Váschwind'st nit? —
Dá Matthies. Ei — kumm' nur!
D' Rosel. I trau' mih nit hin!
(Endli nimmt sá sih án'n Rand, und rennt erm in d' Arm mit'n Ausruf:)
Non — alli gut'n Geister lob'n God den Herrn!
Dá Matthies (während á s' halst und druckt).
Á Geist áh müßt nohmal lebendi da wer'n!
D' Rosel. Ja, Matthies, jetzt siech' ih's, ietzt g'spür ih's — Juhe!
Du bist's alssá Ganzá, wie vor und wie-r eh, —
Dein G'schau und dein Druck und dein' ganzi Mánier, —
Abá sag' nur, wie kimmst denn so her da zu mir? —
Dá Matthies. Non — halt auf zwoa Füaß'n!
D' Rosel. Und ietzt bist daham? —.
Dá Matthies (nachdrückli). Auf Urlá! —
D' Rosel. Auf Urlá? — Dös wár má-r im Trám
Nit eing'fall'n, dáß ih dih sollt seg'n bei der Zeit,

Wo allwál noh g'ráſt wird, — (ſo wiſſen's halt d' Leut')
In Wálſchland, — was wáß ih? — und goar drunt in Kráu; —
Und mir z' Lieb biſt kemá ſo weit her, allán?

Dá Matthies. Á Schazerl, wie du, und á Lieb', wie bei mir,
Da kummt má ſchon vurwärts, da geht má nit irr.
Jetzt abá, mein Roſel, ietzt mußt má gleih ſag'n,
Wie-r is 's dá denn gangá? —

D' Roſel. Mein — mir? — wie kannſt frag'n?
Schlecht — abá du häſt má goar viel zum vázähl'n:
Was haſt denn du g'macht, ſeits dih haſt müſſ'n ſtell'n?

Dá Matthies.
Viel und áh nit viel! Bei'n Saldadnáu, mein Kind,
Und námlá im Krieg, da geht allás goar g'ſchwind. —
Kám bin ih da dring'ſteckt in meiná Montur,
So war's mit'm Fried'n ſchon kehrumd'hand zua.
In Wálſchland, hat's g'hoaſſ'n, da rührt ſih da Feind;
Gut, alſo friſch eini! — Áft ſán má halt heunt
Wie geſterd, und muring wie heunt, in oan'm Ad'n
G'márſchirt, juſt als wár'n má zwoanz'g Jahr' ſchon Saldad'n. —
Auf d' Not exázir'n hab má g'lernt auf'm Wech,
Und wann's ámal losgeht, is ſo allás Pech;
Ob's d' grad odá krump gehſt, ob hin odá her,
Auf's G'ráſchi kummt's an da, auf's Herz und auf d' Ehr':
Ja, d' Saldad'n ſán brávi Leut, dös muß má ſag'n,
Und koan ſchlechtá Bua kann koan' Muſchked'n nit trag'n.

D' Roſel.
Dös ſiech' ih an dir! — Und wárſt áh in dá Schlacht?
Dös muß völli ſchiech ſein, wann's umádum kracht. —

Dá Matthies. Á Tanz is má liebá, dös muß ih dá ſag'n,
Ábá wann má-r áhmal drinn is, is's áh zum dátrag'n.
Es war, als wann ſ' g'wart't hätt'n, juſt bis ih kumm,
Denn kám ſán má-r eing'ruckt, ſo geht's ſchon: Bum, Bum!
Hörſt, Roſel, da is uns wohl entáriſch wur'n,
Bei'n á'm Hoar hätt'n má-r alliſammt s' G'raſchi válur'n.
Mir war'n halt Rekrut'n, noh Wáſerln im Dernſt,
Derntweg'n hab'n uns d' Alt'n áh g'frozelt und g'hearnzt;
Dös Ding hat uns g'mágerlt, da hab'n má-r uns bätzt,
Und dá Herr Generál hat uns á recht zuág'hätzt,
Und dá Feldpáter hat uns ſein'n Seg'n áſt noh geb'n,
Und ſo eini in Gottsnam' auf Tod und auf Leb'n.

(Er ſingt:)

„Nur hübſch langſam, hab'n ſ' g'ſagt, nur hübſch langſam voran,

Das dö Landwiahr schön stád hint'n nachmárschiren kann" —
Laßt's nur Zeit, liebi Leut', wer'n schon g'schwindá noh wer'n,
Wann's au'm Ernst ankummt, wann má d' Kugeln pfeif'n hör'n!
Und so war's, und dá Feind, der hat's g'spürt, wer má-r sán,
Toti g'nuá hab'n má g'habt, abá-r Ausreißá koan'n:
Wann's sein Hoamet betrifft, wann's sein'n Koasá geht an,
Stellt dá-r Östreichá allimal sein'n Mann!

Wann's so pufft, wann's so kracht, is 's wahrhafti nit z' trau'n,
So á-n Eisenknödel mag áh dá Stiárksti nit vádau'n;
Hab'n uns áh nit recht g'schmeckt, aber eini hab'n má s' g'nöt't,
Und 'n Feinden erná G'fráft wiedá z'ruckzahlt um dö Wett'.
Wann má siecht, wie-r á Herr, den dá Koasá Bruadá nennt,
Mit uns geht, mit uns steht, als Kamrad'n uns dákennt, —
So á Wurt in dá G'foahr, so á Beispiel voran, —
Ja — da stellt á-n jedá iedsmal fest sein'n Mann!

Ausmarschirt sán má gnua, abá z'ruckkemá nit, —
Non, was is's? — Ámal g'sturb'n ist für d' Ewigkeit á Fried'!
Derndál, laß dá's nit g'reu'n, Derndál, gib má dein' Hand,
Hast ja selbá zu mir g'sagt: „Matthies mach' má nur koan' Schand'".

(Auf sein'n Denkpfenning weisád.)

Da schau' her auf mein G'schmuck, 's mei'm Koasá sein Purträ;
Trag' 'hn auf dá Brust ietzt áh, nit bloß in dá Brust, wie-r eh':
Ja, dös G'fühl: „Ih hab' dearnt, und mein Herr hat bráv mih g'nennt,
Wird mein Stolz und Glori bleib'n bis an mein End'!"

D' Rosel. Ja, Matthies, ietzt bin ih recht stolz erst auf dih,
Und gifti wer'n kinnt' ih schon frei übá mih,
Dáß ih dá nit nachzog'n bin hint'n au'm Wag'n:
Ih war' ja gut g'wes'n zum Fáss'l nachtrag'n.
Dá hätt' ih dih als Márkátenterin g'labt,
Und hätt' dá, wann's d' blüat't häst, á Pflásterl aufpappt.

Dá Matthies. Non, — wann's d' áh nit mitwárst, warst dearnát bei mir,
Bei mir auf dá Rás', bei mir im Quartier,
Und bei mir in dá Schlacht, und bei mir im Spital'. —

D' Rosel. So hast doh dein Mierk's kriegt?

Dá Matthies. A wengerl, — ámál —
Ih bin goar nit harb drübá. —

D' Rosel. Is 's gleiwol gut? —

Dá Matthies (zágt au'm Denkpfenning).
Der Pfenning zahlt tausendmal dös Tröpf'l Blut! —
Jetzt abá, mein Rosel, hab' ih dá vázählt,
Jetzt red' áh, was d' du hast g'macht, seid s' mih hab'n g'stellt. —

Wäßt noh-'s letzti Fensterln, — dös Herzload mitsamm,
Wie wahr is's ietzt worn, was má-r áft g'sungá hab'n:

„Und wann ih á trauri bin,
Wir doh oan's singá,
Denn dö traurige Zeit
Wird dö lustigi bringá". —? —

Warst bald wiedá tröst't, odá hast dih recht kränkt?
Hast oft für mih bet't und hast gern an mih denkt?

D' Rosel (singt): Am Sunntá da hab' ih godsjamerli g'woant,
Und bin wie-r á Wáserl vur'm Kirchtoar draußt g'loahnt;
Am Montá da war má so bang auf dá Alm,
Und da hab' ih má denkt: wár ih liebá-r á Schwalb'n, —
U mein! — liebá-r á Schwalb'n!

Am Irtá da hat mih halt áh nix recht g'freut,
Denn das, was mih g'freut hätt', dös war halt so weit;
Am Mitwoch, da hab' ih koan'n Seg'n g'habt, koan Glück:
Wann's Herzerl halt krank is, hab'n d' Händ' áh koan G'schick, —
U mein! — d' Händ' á koan G'schick!

Am Pfingstá dá bin ih ganz schláfári wur'n,
Am Freitá da hätt' ih áh Kuh bald válurn'n;
Und am Samstá, am Samstá, — du wäßt schon, z'weg'n we?
Am Samstá da hab' ih grad g'moant, ih — vágeh', —
U mein! — grad, ih vágeh'!

Dá Matthies. Du Häscherl, so ahnd hat's dá toan?!

D' Rosel. Ja — á so!
Und so wie d' erst' Wochá, war's d' letzti áh noh. —
Heunt' aber is allás gut, All's wie váwischt.
Dein Red' hat má 's a-g'welkti Herzerl aufg'frischt,
Und was má-r áh g'fehlt hat, ih denk' nimmá dran:
Unsá Lieb' is nit aus, nán, sie fangt erst recht an. —
Abá, mein God, ih plausch', und du kummst so weit her,
Wirst hungári sein und leicht dursti noh mehr;
So tu-r als wie sunst'n, und mach' dih kámmod,
Ih hol' aus'm Keller á Mili, á Brot, —
Odá möchst gern an'n Schofkás', an'n Budá-r, án'n Sterz, —
Was Warm's? —

Dá Matthies. Mir is so schon warm g'nua umá 's Herz.

D' Rosel.
Mein! — 's Herz und dá Mag'n, dös sán zwá r-álei Sachá:
Wann d' Lieb' machát satt, wár leicht Hohzeit machá. —
Ih láf' nur drent umi, du rast' da herent.

Heunt' geht's schon nit aus ohni Hauptlractament.
(Sie láft furt.)

Dritter Auftritt.

Dá Matthies (alloan, nach oaná Wál).
So hab' ih má's denkt, und ietzt bleib' ih dábei:
Bin d' längsti Zeit Bua g'west, ietzt nihm ih á Wei;
Und mein Wei wird á Schwoag'rin, á Schwoagrin muß's sein,
Und mein Schwoag'rin is d' Rosel und d' Rosel wird mein!
Ih wáß, was ih därf, und ih wáß, was ih muaß, —
(Er ziegt sein Röckel aus.)
B'fürt God Herr Saldad!
(Er nimmt 's Jágág'wand vom Nag'l.)
Mussi Jágá, schön'n Gruaß!
(Er spend'lt 'n Denkpfenning von Röckel abá.)
Nur án's lass' ih als á Jágá nit z'ruck:
Dös bleibt für án'n iard'n Stand 's kostbarsti G'schmuck!
(Er geht mit dá ganz'n Guádrob' durch's Türl in d' Kammá.)

Vierter Auftritt.

D' Rosel (kummt nach áná Wál ganz anpackt; unter áná-r Farx'n hat s' án Láb Káß', unter der andán án'n Láb Brot, in der án'n Hand tragt s' á Schüss'l mit Brein, übá Zwerch á Wurst, in der andán zwo Krüg'ln mit Mili und Wassá; im Brustlaz hat s' á Tabagbladán steck'n, und im Mál halt't s' á Nasenraukerl; d' erst'n Wurt't red't s' noh mit dá Pfeif'n im Mál).
Da is all's, was ih g'fund'n hab', — d' Mili, — dá Káß' —
(Sie tut áns nach'n andán, wie s' ás nennt, hin.)
Á Wurst, — und á Brot, — und á Brein —
(Jetzt nimmt s' ás Nasenraukerl aus'm Mál.)
und aus G'spáß
Áh sein Nasenraukerl, und —
(Jetzt ziegt s' die Bladán fürá.)
d' Bladán Tabag: —
Er hat s' ámal lieg'n lass'n drob'n auf dá Schwoag
Beim Zwerg'lbám, wo má-r im Schad'n sán g'sess'n;
Ih hab' erm s' oft geb'n wöll'n und allwál vágess'n, —
Jetzt wird's 'n g'wiß g'freu'n, denn koan noh so kloan's Ding
Is dem, der oan's gern hat, zum Freudmach'n z' 'ring.
(Sie rich't all's z'samm.)
So, allás wár' z'sammg'rich't, und allás wár recht,

Für's Ess'n is g'sorgt, nur mi'm Trunk da steht's schlecht;
Á Mili is ablächti, 's Wassá-r is lár,
Und dá Weinbeerltee is auf dö Almá goar rár.
Er muß sich halt denk'n, er steht noh vur'm Feind.

(Weil s' 'n Matthies nindáscht siecht.)

Er is in dá Kammá da drinn, wie má scheint;
G'wiß hat er á wengerl sih hing'legt auf d' Strá.
Er muß ehrli matt sein, ih moan', ih wár's áh:
Von Wálschland bis aussá, non — dös is schön weit,
I gláb', má dásiecht's nit z'höchst drob'n auf dö Schneid'.

(Má hört von Tal auffá d' Glock'n zum Gébet läut'n.)

Just Sieb'ni!

(Sie laßt All's lieg'n und steh'n und fangt z' bet'n an.)

Ih dank' dá, mein God, allizeit,
Heunt' abá goar schön für dö b'sundári Freud';
Bifrei' mih von G'foahr'n, gib má 's täglichi Brot,
Beschütz' uns vor Krieg und vor Krangád und Not,
Und dáhalt' meini Kalm und biwoahr' meini Küah',

(Dáwál s' so bet't, is dá Matthies in Jágág'wand mi'm Denkpfenning auf dá Brust stád beim Türl ausság'schlich'n; er ziegt 'n Hut a, falt't seini Händ' übá'n Stutz'n, hört ihr zua, und bet't mit.)

Und lass' mein'n lieb'n Matthies noh längá bei mir,
Und tröst' mih, wann's Herz oft vor Loadwes'n blüat't,
Und schick' má dein Schutzengel, dáß á mih b'hüat't!

(Wie s' ausbet't hat, schleicht sih dá Matthies hintá sih, klopft s' auf d' Schultá und sagt:)

Dá Matthies. Ih dank dá, mein Rosel, schau, dös g'freut mih recht:
Á Lieb', dö so frumm is, dö is áh g'wiß echt. —
Geh', gib má-r á Buß'l —!

D' Rosel (wie sá sih umdráht, um erm 's Buß'l z' geb'n, bimerkt s' erst, daß er andátsch kload't is).

Wie schaust denn du aus?

(Lachád.)

Hast ás g'fund'n, dein Schäler? — Ih hab's bei dir z' Haus,
Wie's d' furtbist, dábedelt von deiná Frau Máhm,
Und durt als á-n Andenk'n hing'hängt an-m Trám,
Dámit ih, wann's d' du áh lang ausbleibst im Krieg,
Doh wenigstens alli Stund' was von dir siech'. —
Schau', — hat's richti gleih g'fund'n: — da kennt má d' Natur,
Du bist halt á Jágá, und hast halt dein' Spur.

Dá Matthies. Non, Rosel, wie g'fall ih dá? Passt's má noh gut?
D' Rosel. Áh ja!
Dá Matthies. Und dös Büchserl, dá Goamsbart au'm Huat?
D' Rosel. Paßt allás ganz prächti. —
Dá Matthies. Und dá Pfenning da drauf? —
D' Rosel. Der putzt erst das Ganzi másterli auf.
Dá Matthies (als ob er s' ausfliuf'n möcht').
Sag', — „Weiß — oder Grean" — an was g'wöhnást dih g'schwindá? —
D' Rosel. An's „Grean".
Dá Matthies. Moanst? —
D' Rosel. Is ja für d' Aug'n schon viel g'sündá!
Und grean sán ja d' Wiesná und grean san ja d' Feldá,
Und grean sán ja d' Almá-r und d' Gárt'n und d' Wäldá,
Und grean is dá Hoffnung ihr Leibfarb' sogar,
Bloß weil s' á so schön is, — sag' selbst, is 's nit woahr?
Dá Matthies. Und oan's hast vágess'n: — dá-r Auswärts vátreibt
Das Weißi vom Wintá, sein Grean abá bleibt.
Schau', — derntweg'n möcht' ih halt áh grean wiedá sein! —
D' Rosel. Wann's d' därfást! —
Dá Matthies. Z'weg'n we nit?
D' Rosel. Ruckst nit wiedá ein,
Wann's aus is mi'm Urlá? —
Dá Matthies (resolut). Ei — was? Ih bin da,
Und ih geh' nimmá furt! —
D' Rosel. Non, — so hol'n s' dih halt a! —
Geh', Matthies, geh', red' nit so, mach' má nit bang,
Ih wáß's, was 's dá kost't, 's is á saucrá Gang;
Abá schau', du hast g'schwur'n, warst á brává Saldad,
Und ih g'spür's g'wiß am best'n, wie hart ih dih g'rat'.
Als án'n bráv'n Saldad'n da hab' ih dih gern,
Brauchst drum koan nixnutzigá Jágá nit z'wer'n.
Da, schau' auf dein' Brust, — und sei bráv, wie bisher!
Wann's länger á dauát, so g'freut's um so mehr.
Dá Matthies. Geh', Rosel, dáeifer' dih nit, hör' mih an:
Ih will ja nix, was ih nit därf und nit kann.
D' Rosel. Ja, — wie denn? — So red' doh —
Dá Matthies. Du magst ja nix hör'n —
D' Rosel. Dein Urlá? —
Dá Matthies. Wann's d' willst, kann á Abschied draus wer'n. —
D' Rosel. A-n Abschied? — Was bist nachá denn?
Dá Matthies. Invalid.
D' Rosel. Á geh', so schau'n s' aus' — geh', dös gláb ih dá nit.

Dá Matthies.
„Án'n Hieb übá 's G'sicht und án'n Schuß in-r án'n Arm;
Wann's Herz nur noh frisch is und d' Lieb' nur noh warm“ —
Wáßt, wie má dös g'sungá hab'n? —
D' Rosel. Non, — und is 's woahr? —
Dá Matthies.
Halbs woahr und halbs nit, — kurz mi'm Derná-r is 's goar.
D' Rosel (vollá Freud').
Hast án'n Schuß? —
Dá Matthies. Ja in'n Fuaß.
D' Rosel. Hast án'n Hieb? —
Dá Matthies. Ja án'm Arm,
Und noh á paar Pecká von alláhand Farb'n. —
Ja Rosel, 's Muschket'ntrag'n tát's nimmá recht,
Und 's Marschir'n noh weit weniger, áh wann ih möcht':
D' Pátroná dö tát'n mih g'walti bischwer'n
Und 's Tornisterl dös wurd' má bald z' auffássi wer'n.
Derntweg'n hab'n s' má's freig'stellt: Will ih mih nit sorg'n,
So bin ih vom Koasá-r aus deckt und geborg'n
Áft nehmán s' mih auf in-r á Haus in dá Stadt,
Wo má Zeit seines Leb'ns sih nit z' kümmern mehr hat.
Abá kann ih und will ih mih selbá noh rühr'n,
Und mein Glück in dá Welt mit was Andám probir'n,
Non — so woll'n s' mih nit nöt'n, so dank'n s' má schön,
Und zahl'n má-r auf d' Hand was und lass'n mih gehn.
Und áft —
D' Rosel (vollá Neugierd).
Noh — und áft? —
Dá Matthies. Wir' ih wiedá —
D' Rosel. Was wirst? —
Dá Matthies. Á Jágá, wier chudá! —
D' Rosel (ungläubi). Schau', daß d' dih nit irrst!
Dá Matthies. Nán, — Rosel, ih tu' mih nit irr'n, 's is so.
Als Jágá, dá tut's ás schon allenfalls noh;
Á Jágá, der steht und der geht, wo 's 'n g'freut,
Und wann's 'n wo reißt, non, so laßt á sih Zeit,
Und wann erm was zuastößt, so hat á sein Wei, —
Halt wann's er án's hat, — und dö springt erm schon bei —
D' Rosel (als wann ihr was einfallát). Á Wei? —
Dá Matthies. Schau, — ih rukát gern aussá damit, —
Ih scham' mih nur — —
D' Rosel (sie zupft ám Fürtá). Z'wc denn?

Dá Matthies. Ih bin — Invalid —
D' Rosel. Dein Herz dös is g'sund, und dein' Lieb' dö is treu, —
Und schau', mit mein'm Schönsein is 's áh schon vábei!
Dá Matthies. Geh' sag' nix vom Schönsein, was is 's denn dámit?
Dö Schönheit vágeht, abá d' Hübschigkeit nit;
Ja, Derndál, mein' Freud';
Nur dein' Aufrichtigkeit
Und dein frummi Mánier
Hat mih herbracht zu dir;
Ih hab' dá mein'n Hoamgang; mein Máhm hat dáwál,
Wie's d' wiss'n wirst, 's Zeitlichi g'segn't: von mei'm Tál,
Dös ih g'iarbt hab', káff' ih má-r á Häusl, á kloan's,
Und wann allás beinand is, áft fehlt má nur — án's! —
Ros'l, — magst mih noh? —
D' Rosel. Dös is á dalkáti Frag'!
Dá Matthies. Rosel, magst mih áh heirat'n?
D' Rosel (fallt erm in áná Freud' um-á-n Hals).
Ja — ja — ih mag.

(Ganz glückli singán s' mitánandá.)

Dá Matthies und d' Rosel.
{Schwoag'rin / Jágá} ietzt sán má-r á Paar.
Ja {Schwoag'rin / Jágá} ietzt bleib'n má beinand:
Dein Herz, dös g'hört mein schon vier Joahr',
Und ietzt krieg' ih zum Herz'n áh d' Hand!
{Bráv bin ih / Brává bist} ausg'ruckt in's Feld,
Und {bráv ruck' ih jetzt / brává ruck'st áh} wiedá ein.
Ja {mein / dein} Glück und {mein / dein} Stolz auf dá Welt
Is: — á-n ehrlichá Östreichá z' sein!

(Dáwál s' á so áná Glori und Victori mit ánandá singá und jodeln und ánandá schön toán, is dá Monschein auffákimá-r und schaut erná durch's Fenster zuá.)

V. G'schicht'ln.

Koan' langi Histori,
Koan G'wäsch nach der Ell'n;
Nur G'schicht'ln zum Lach'n,
Und G'späß' zum Väzähl'n.

1. Dá Raubá.

(Á g'späßig's G'schicht'l.)

Es is nix Väzwickt's,
Und nix Hoch's, dös wáß ih;
Abá wann 's áh nit schön is,
So is 's doh g'späßi!

„Jetzt hab'n má-r abá Zeit, G'vadámann, dáß má-r uns schieb'n!" sagt dá-r alti Knopfberger zu'm Gántinger, dáwál á sein Krüag'l, was noh á hübsch's Näg'l halt'n tut, auf án'n Zug übri schütt't, und mit-r án'm tief'n Kreistá 's Mál sih mi' m Jarm'l awischt, dáß dá Spieg'l au'm Aufschläg'l bleibt.

„„In Gott's Nam'!"" — antwurt't erm dá Gántinger, und ruckt sein'n Stuhl, — „„was mih betrifft, so wollt' ih, dáß dá G'vadá siebázeh'n Täg' und Nächt' in oan'm Ad'n bei uns herent' bleib'n kinnt'! — Aber übá d' scheangládi Lies'l übri habt 's ös noh á schön's Ört'l, und 'n Tag will má halt noh nit recht g'spür'n. Dá Hirsch springt weidá, als was dös Trümm'l austragt, um dös á wachst! — Auf 's Monát um dö Zeit kinná má schon á Gläs'l zuageb'n!"" —

Dá Knopfberger hat dáwál sein'n Hut mit dá groß'n Stag'l-schnall'n und sein spánisch's Rohr mi' m goldánán Knopf, 's Erb-stuck vom selingá Schullehrá, g'nummá, mit dem á d' Bubmá allá-weil durchplödert hat, dáß s' hätt'n aus dá Haut fahr'n mög'n. — Dá Franz, 'm Gántinger sein Suhn, á Bua wie-r á Tanná-bám, is ganz pomáli in sein'n Jánker einig'schloff'n; d' Resel abá, sein Schatz, 'm Knopfberger sein Mád'l, mit der á-r eigántli, erm z' G'fall'n, übrágangá-r is, steht da, als wann s' nix denkát', halt't mi 'm link'n Arm 'n recht'n Ellábog'n und kratzt sih hintá'm Ohr, als wánn 's ihr nit z'sammágeh'n tát'.

„Wáß dá Vadá was?" sagt auf ánmal dá Fránz'l, und d' Freud' übá sein'n gut'n Gedank'n leucht't erm bei dö Aug'n aussá, — „kinnt' ja ih mi 'm G'vadán übrigeh'n! Nit? — Muring geht's mit dá-r Arbát á so schön stád, und weg'n án'm oanzing' halb'n

Vurmittag wurd's grad áh noh nit aus sein, moan' ih. — Wann dá Vadá und d' Jungfá Máhm' nix dáwidá hab'n — —!" —

„Áh ja gleih wol nit!" schmutzt d' Resel, und dá Vadá mocht just áh koan G'sicht, als ob á-r erm d' Freud' váderb'n wollt'.

Nachdem s' ánandá b'fürt't hab'n, gengán s' ernári Weg'. Voran macht dá-r alti Knopfberger sein stád's Trápp'l; steckt sih sein Nasenrauckerl von Kronáwetholz in 's G'sicht eini, und fahrt dánah wiedá mit dö Händ' in d' Rocksáck'; denn dá Wind schneid't ganz mordianisch übá d' Berg' übrá, und mi 'm Vákältingá is koan G'spáß nit z' mach'n. Hint'n nachi geht dá Fránz'l mit dá Resel. Red'n toan s' nit viel um án'n Kreuzá; abá d' kloan' Fingá hab'n s' z'sammág'häkelt, und so läut'n s' mit dö Händ', dáß erná dö Zeit vágeht. D' Augná lass'n s' áh nit feiern, dáß á-n iardá Blick wáß, wo-r-á hinzielt, bis erná d' Finstá 's G'spiel vádirbt. Über á Wál' abá wird 's schon wiedá licht, und dá Monschein legt sih so freundli auf d' Berg' und auf d' Weingárt't, dáß má moant, má kinnt 'n greif'n. Wann 's nit á so kalt wár', und wann nit imm'rámal ám Weg' aus dö Gráb'n noh á hübschi Porzion Schnee füráguckát', má glábát' frei, 's is á Summánacht. D' Resel huscherlt áh schön, und dá Fránz'l selbá nimmt sih nur dá Schand' halbá z'samm, dáß má-r erm nit vurwerf'n kann, es hätt'n bei sein'm Schatz g'frur'n. — Zu'm dátrag'n is 's just á noh! —

„Ih bin, meiná Seel', froh, dáß má dáhámbd'n sán," red't dá-r alti Knopfberger z'ruck, auf den s' völli vágess'n hab'n; — „wann unsá Máriánd'l koan'n Plausch bei'm Nachbá g'fund'n hat, so wird ihr weidá nit schön entrisch wor'n sein. Sie siecht á so alláweil in-r án'm iard'n Handwerksbursch'n, der secht'n kummt, án'n Raubá. Nan, ietzt hab'n má s' báld dálöst!"

Dáwál á so red't, kummán s', ám God'sacker umi, zu'm G'moan=wirtshaus? — Halla! da is á Lärmá und á G'schwur drinnád, als wöllt'n s' dem stád'n Völk'l au'm God'sacká dáneb'n expreß dö Zändt' lang mach'n. Bald hört má-r án'n Krüag'ldeck'l zuaschnapp'n; bald wie-r oaná sein'n Oach'l-Kini au'm Tisch niedáhaut dáß má glaubt, d' Fingá müss'n nachigeh'n; bald án'n Jucházá, bald án'n „Schnipfá" oder án'n „Dieb", odá was halt dá Rausch grad aus-r án'm iard'n aussáred't; — kurzum, 's g'hört á g'waltigi Nátur dá=zua, wann á Kamp'l, wie dá Knopfberger, z' trutz seini weiß'n Schübeln, noh oaná-r is, vurbei geh'n soll, ohni auf á Máß'l G'rebelt'n

einz'fall'n. Er tát 's áh, moan ih, belei nit, wann á sih nit so án'n kloan'n Nachtauchá heunt' noh auf dáhoam aufg'hebt hätt'. —

„Non, Máriánd'l, hat uns Nermbst nix einátrag'n?“ red't dá Knopfberger d' Alti an, dö erm, weil s' schon mit Schmerz'n an 's Nachbá sein'm Fenstá g'wart't hat, just aus 'm Schmidhaus entgeg'n kummt.

„„Nan, abá koan'n kloan'n Schrock'n,“ antwurt't s' erm — „hab' ih weidá doh nit ausg'stand'n! — Ih sitz' drent' am Fenster, und hilf' dá Kad'l Fedán schleiss'n; — da is má-r auf oanmal, als hörát' ih unsá Haustür knaráz'n. Ih und d' Kad'l spring'n gleih übri; schau'n in d' Kammer eini; such'n d' Kuch'l aus; steig'n auf d' Bod'nstieg'n auffi; kehr'n 'n ganz'n Hof mitsamt 'm Saustall und 'm Stadl um, und gengán durch'n Grasgart'n bei 'm hintán Zaun wieder aussá; — abá nindáscht war nix z' seg'n und nix z' hörn, und all'n Zwoa'n is uns á kaltá Frost übá 'n Bug'l g'loff'n. Ih sag, halt alláweil', wann 's nit doh wer g'west is, so hat sih wer ang'meld't!“

„Warum nit gar án'n Rausch, Máriánd'l,“ — tröst't s' dá-r Alti und vázieqt 's Mál zu-n án'm Schmutzá, — „non, und wár 's justáment aus, wann sih dá Máriánd'l ihr miselsüchtigá Vedá, der unsá'm Fürst'n sein Leibkutscher is, ang'meld't hätt'? So á-n Anmeldt'n hat sein G'wicht! Lass' sih abá d' Máriánd'l koan gráb's Har nit wachs'n! — Bring s' uns liebá was zu'm Gurg'lschmier'n aus dá-r Ofáhöhl' fürá! — Ih wir' halt schreckli dursti im Geh'n! — He, Fránz'l, — Resel! Seid 's ös ang'wachs'n? Ha eng d' Lieb' zu leibhaftingá Taubstummerln g'macht? — Wann ih au'm ganz'n Weg übrá nur oan Wirt'l g'hört hätt'! — Macht 's eng brát, Schwiegásuhn! Tut 's, als wann 's dáhoam wárt 's! — Hätz erm ein, Resel! Leg' nach á biss'l — 's jungi Volk muß lusti sein, nit 'n Nipf hängá lass'n, wie-r á zipfáti Henn'! — Fur 'n Fránz'l wird 's feirádi Bett g'recht'lt, Máriánd'l, — und á Krüag'l stellst erm zu Vursorg' hin, wann erm eppá trámá tát', dáß 'n durst't! So!“ —

G'scheg'n is 's! — Jetzt zieg'n s' ernári Röck' und d' Resel 's Spenserl aus, und setz'n sih umá 'n Tisch her, und ruckä 'n so lang, bis á-r au'm knopfát'n Bod'n grad steht. Mitt'n auf dá Platt'n steht á messingáná Leuchtá mit áná frisch anzundtná Schustákirtz'n, und dáneb'n á weiß's Weinkrüag'l mit großi blábi Bleameln und án'm zinnánán Deck'l, wo'm Knopfberger sein Nam' darauf einkrazt is.

D' Máriánd'l hockt auf dá-r Ofábank und napfázt. Dá-r Alti plempert, so lang 's geh'n will; d' Resel loahnt an'm Tisch, macht án'n doppelt'n Lümmel und schaut in 's Licht eini, ob ihr nit á Schreib'n zuasteht, odá sunst was B'sundás; Fránz'l abá schaut s' an und streckt in oaná Vágnügn'heit d' Füß' aus, dáß s' auf dá-randán Seit'n vom Tisch wiedá fürágucḱ'n. D' Kirz'n brennt ganz dumpá; denn auf's Schneuz'n denkt koan's nit, wann gleihwöhlst dá Boz'n schon fingálang is.

Auf oanmal, wie d' Resel so einischaut in d' Flamm', und dös Ding abábrinnt daß d' Kirz'n schon über und über á-rinnt, beobacht't s' ás erst, und schreit, auf 's Vadá'n sein'n Tasch'nfeit'l übrig'längád, als wann 's Haus brinnát': „Á Raubá!"

Dös z' schrei'n, und á Krachá, dáß má g'moant hat d' Bettstad geht aus 'm Leim, — is oan's! — Herrgod noh ánmal! da schau'n s' aber alli ánandá schon áh wie d' Nännerln an und wiss'n nit, was s' denk'n soll'n. — „Vadá!" schreit d' Resel und traut sih nit umz'schau'n.

D' Máriánd'l fahrt áh in d' Höch', und behaupt't bánfest, sie hätt' noh g'seg'n, wie sih 's Bett á wengerl hebt, — sich kinnt' á Jurament drauf a'leg'n.

„Non, derá Hack'n wern má schon noh án'n Stiel find'n!" moant dá Franz'l, dem mit oanmal d' Kuráschi in alli Gliedá g'fahr'n is; nimmt d' Ofágab'l, dö grad bei dá Tür loahnt, buckt sih auf d' Erd' abi, und bitt 'n Knopfberger, dáß á-r erm leucht'n möcht'. — „Is 's, was dá will, dös Krach'n kinná má-r ánmal nit brauch'n!" —

Er stupft und stiert untá 's Bett hintri; 's wird erm selbá völli entrisch dábei. — „Vadá, ih g'spür' was, so wahr als ih leb'!" — Er stupft nohmal, á biss'l stirká, — weidá hintri; — ietzt hat 's troff'n, — noh á Mäkázá! — und untá 'm Bett schaut á Kopf fürá, dáß erná völli 's Hör'n und Seg'n vágeht; — so sán s' dákemá. —

„Hab'n má dih, Vog'l?" — sagt dá Fránz'l, und packt 'n Kerl bei'm Krag'n, dáß á nit pfnofáz'n kann, — „hab'n má dih? — Non, kumm' nur dáwál in 's G'moanwirtshaus, da wird dá dá Scherg' schon sag'n, wo má 's Bettkriech'n lerná kann!" —

Mit allá Vursicht zárr'n s' 'n auffi in's Wirtshaus, und hab'n 's áh gleih herausst, dáß 's wirkli á Raubá war, der sih in 's Haus einig'schlich'n hat. Wie 's d' Máriánd'l abá g'mirkt und wie s'

nachg'schaut hat, is á hintá 's Bett g'schloff'n und hat da wart'n woll'n, bis allás schnarcht. — D' Resel abá mit ihr'm ánfältingá G'schrá übá 'n Raubá, den d' Kirtz'n kriegt hat, is eigántli d' Ursach' g'west, dáß á g'moant hat, sie hätt' n-án bemirkt und ihr G'schrá wár' erm angangá.

So is oft á dalkátá Kletz'n d' Ursach' von-r án'm groß'n Glück. Der Raubá hätt' kinná-r alli umbringá; — ietz abá leb'n s' noh, und dá Fránz'l hat mit sein'm Weiberl, mit dá Resel, 's G'moanwirtshaus in Pacht g'nummá, — und wer á'n gut'n G'rebelt'n will, därf drobmád nur seini poar Zwoanz'gá nit auschau'n, so hat á-r á Máß'l, und was á mit-r án'm Máß'l hat, wird á schon au'm Hoamweg inná wer'n.

---

2. D' Maná-r ohni Köpf'.

(Á g'spáßig's G'schicht'l.)

Sollt' oaná-r auf Erd'n
Nix Lustig's mehr sag'n,
Dös wár' ja á-n Ödikeit
Nit zu'm Dátrag'n.

So oft als ih so á-n alti V'ron'l siech', dö z'sammág'hockerlt auf dá-r Ofábank sitzt, d' Brill'n auf dá Nas'n und á „kiniglichi Halszierdt'" in dá Hand', in der s' mit dö eing'netzt'n Finger umáblättelt, — so fallt má mein seligi Máhm', d' Welser-Kád'l, ein, wie s' an Sunn- oder Fei'täg'n uns Bubmán was vurg'fábelt hat.

Da hat áh schon richti koan' Jahrszeit und koan Wedá-r án'n Untáscheid g'macht. Wie dá Seg'n aus war, hat sá sih mit dá Dirn', mit dá-r alt'n Pfarrá-Köchin, wann dá geistlichi Herr grad auf Aushülf' war, und mit noh á par Nachbáriná z'sammág'setzt, und da is dá Plausch angangá. Z'ert hab'n s' freili von was andá'm g'red't, als von Geistern, vom Umágeh'n und vom Anmeldt'n; wie 's abá finstá z'wer'n ang'hebt hat, und mir Bubmá vom Lepoit'n hoam kummá sán, da hat 's ás schon nimmer ánderst tan; herseß'n hab'n má-r uns müss'n, und zualos'n, dáß má ja koan Wirt'l nit übáhör'n. Und was s' da fur Fábeln vázählt hat, — dáß má-r uns völli nimmá umz'schau'n traut hab'n, noh dös war schon aussá dá-r Art. Von dá Klag', wie s' á sih, in G'stalt áná feuringá Kug'l, vur 's Turná sein' Tür' hing'walz'n hat,

ehwenn á vom Turn abág'fall'n is; vom goldán Schüsserl, was dá Reg'nbog'n a-wirft, wann má durt, wo-r á-r auf d'r Erd'n aufsteht, á schneeblüah'lweiß's Tüch'l untábrát't; von dö Kránl-Schlangán; von dá Hans-Adán, dö nur d' Mili und koani Brockerln fress'n will; von dá Hex', dö an'm alt'n G'schloß drobmád alli Nacht 's Bett' z'sammádruckt und in dá Fruah' fur 's Aufbett'n á-n Ásperl z'rucklaßt, — und, God wáß 's, von was sunst all'm noh. Oan' Fábel abá, dö s' uns am öftást'n z' G'hör g'red't hat, war dö Histori von „dö Manár ohni Köpf'". — Da is schon g'wiß koan Sunntá vágangá, wo s' dö nit abágleiert hätt'.

„Bubmá," hör' ih s' noh sag'n, — „Bubmá-r, aufpáßt! 's schad't eng nit, wann 's ás áh öftá hört's! Á guti, lehrreichi Sach' kann eng nie nit g'nua eing'schiarft wer'n. Wie-r ih jung war, hab' ih immá g'hört: „Wer sih in d' G'fahr begibt, kummt in dá G'fahr um! Mi 'm Teux'l is koan G'späß nit z' treib'n!" — Derntweg'n is má-r áh nie nix zuag'stöß'n, wo mein' Seel' hätt' kinná-r án'n Schad'n lei'n. Abá ös godlos'n Buabmá, ös habt 's koan' Andacht und koan' G'wiss'n im Leib, und wann eng's unseroaná gut moant, und eng á triftigi Warnung gibt, nachá lacht 's oan'n noh dáfur aus, und sagt 's: „Ah, Giges Gages! Hat 's d' Alti g'sagt!" — als Gottákeit, 's is á dalkát's G'schwáb'l! — Abá wart't 's nur, wart't 's nur, Bubmá! Ös werd't 's unsán lieb'n Herrgod schon áh noh dákenná lerná! Er wird eng engá bockbánig's Wes'n schon ánmal einträнká!" —

Also dáß ih sag', was má mein' Máhm', — tröst' s' God! — mein seel'nguti Frau Máhm', 's kleckt nit tausendmal, g'sagt hat: „Untásteht 's eng ja koaná-r, ehwenn 's gráwelt, auf-r án'n Kreuzweg aussi z' geh'n, das sag' ih eng; denn durt treibt dá leibhaftigi Sádán sein G'spiel. Ih selbá hab' zwar nix g'seg'n, dös müßt' ih lüg'n, — abá mein'm Guckáhn'l seiná Muadá-r ihr Brudá hat á-n alti Máhm' g'habt, der á weitschichtigá Vedá-r oft vázählt hat, wie schlecht als 's erm bald ánmal gangá wár, weil á dö Lehr' nit hat befolg'n woll'n. —

Wann oaná-r, ehwenn 's Tag wird, aussi geht, wo sih d' Weg' kreuz'n, und sih vurwitzi vásteckt, so wird erm gar bald d' Schneid' vágeh'n. Abá leidá! nutzt 's dánah nix mehr! Z' anfang's wird erm so g'wiß entrisch; auf dá Lung'l druckt 's 'n, wie dö

Drud, und d' Grausbirn' steig'n erm so g'walti auf, dáß á nit wáß, wo erm dá Kopf steht. Sein Hab' und Gut' gáb' á drum, wann á wiedá dáhoambd'n sein kinnt', abá seine Füß' sán wie-r ang'nagelt und á-n iard's Glied'l is erm so schwár, als wann á Blei dran hängát'. Auf ánmal sumf'n erm d' Ohr'n; da fliegt erm á Wicht'l vur dá Nas'n vábei, und stößt schreiádá an d' Mauer an; durt pfeift á Fledámaus, wie-r án einzwicktá Ratz; brádi Weinbá-krod'n hupf'n erm übá d' Füß' und schau'n bockfteif in d' Höch', und d' schwarz' Katz', dö vom G'moankellá niedápatscht, pfnurt 'n an, und bleibt mit aufg'hebtá Pfot'n vur erm steh'n, als wann s' erm von Gar-dem-Andán án'n schön'n Befelch ausricht'n wöllt'.

Jetzundá schlagt 's Zwoa, odá Drei, odá Vieri, odá wie viel 's halt justáment grad is. Auf ánmal fangt 's von dá Weid'n z' scheppern an, als wann alli Páschá, dö in dá Herrschaft drobmád sitz'n, ernári Kedná danikeiát'n. Alláweil stirká wird dá Lärm, allá-weil irgá, dáß má moant, dá-r alti Pfarrturm müaßt' draufgeh'n. Dá Neb'l zidát völli, und 'n Leut'n in dö Häusá drinnád muß grad erná heiligá Schutzengel d' Aug'n und d' Ohr'n so fest zuadruck'n, sunst, ziemt oan'm, wár 's rein bei der Unmöglikeit, dáß s' übá dö Teuxels Remássuri nit muntá wer'n.

Endli siecht má-r an'n Wag'n dáherflieg'n. Kohlrab'nschwarzi Roß', dená 's Feuer aus dö Nur'n aussáspritzt, sán vurg'spannt, und zieg'n aus, als wann s' 'n váwichná Tag einhol'n sollt'n. Dá Wag'n selbá schaut aus, wie-r á großi Tod'ntruch'l mit Háxná. Wie-r á zuwákimmt, so siecht má-r áh gleih, z'weg'n we als á-r á gar á so á schrecklich's G'säus macht. D' Rädá hab'n eisáni Räss', á-n eisáni Muattá und eisáni Näg'ln; d' Áchs' is áh von Eis'n, und in dá Flecht'n drinnád (so is 's meiná Máhm' b'schrieb'n wor'n) lieg'n — Maná-r ohni Köpf', just so viel an dá Zahl, als d' Nacht im Martzi Stund'n hat. Dö Maná streck'n ernári Hals' fürá, und beobachtingá, z' trutz dem, dáß s' koani Köpf' nit hab'n, gleiwöhlst allás so ákk'rát, als wann s' Aug'n hätt'n, wie-r á Háft'lmachá. Imm'rámal vábringán 's áh á G'jád, und schrei'n so schiach, wie d' Spennfárl'n, wann má s' a-sticht.

Hat má s' ánmal so weit kummá lass'n, dáß s' neb'n oan'm vábeifahr'n müss'n, nachá hilft áh schon koan Zidán vur 'm Frost mehr; nachá hat má-r áh schon heili sein' festi Dern im G'sicht drinnád, dáß má Zeit sein's Leb'ns alli fünf Fingá vom Godseibeiuns seiná

Hand einbrenntá mittragt. — Ja, ja, Bubmá, so á Hausdätsch'n is nit so leicht abág'riebelt, wie-r á Dacht'l vom Schullehrá! So á Tölp'l-Mirk's bleibt expreß kenntli, dámit alli Leut' seg'n, was an'm Vurwitz fur á harti Buß' steht!" — —

Ja, — á so hat d' alti Kád'l-Máhm' uns Bubmán mehr als ánmal vurg'fábelt, — und mir hab'n uns allimal g'furcht'n. Eiskalt is 's uns übá 'n Bug'l abág'loffá-r, als wann dá Tod, wie má sagt, übá 's Grab gangá wár'. — Abá dös allás hat mehr 'd Finstá g'macht, als da Frau Máhm' ihr' schrecklichi B'schreibing. Bub'n sán halt in all'm ungrad, und dáß justáment gar á so viel nit dran sein kinnt', dös sán má z'erst inná wor'n, wann má-r im Heribst, zeitli fruah, an'm Klob'n aussi gangá sán. Freili war 's nit um Zwoa odá Drei grad, abá so stockrab'nfinstá is 's gleihwölst noh g'west, dáß oan'm dá Teuxel mit dá Hand ung'seg'ná hätt' in 's Mál greiffá kinná.

Bei derá G'leg'nheit eb'nst hab' ih gar á so á-n unbändigi Schneid' kriegt, dös ganzi G'stánz selbá ánmal mit z' machá. — Non já, was hätt' ih áh just gar á so z' scheuch'n g'habt? — Á Dern? U mein! Dá Schullehrá hat 's so gut kinná, dáß ih má denkt' hab', ih kinnt á-n iardi andri, wann 's drauf ankummát', áh aushalt'n. — Aber á Teuxels-Wátsch'n? Meiner Áhn'l ihrá Gás hat freili á Hex' in dá Rauhnacht 's G'náck vádráht, dáß mi 'm Bart an 's Kreuz ang'wachs'n is; abá bis má-r án'm Bauánbub'n 'n Kopf váruckt, da g'hört schon mehr dázua, als fünf Fingá. —

Ih nihm' má 's also richti ánmal vur, und leg' mih an'm Irtá ('n Tag drauf is just á Feitá g'fall'n), leg mih zeitli niedá, dámit ih recht zeitli aussteh'n kann. Mein' Unruah' hat mih abá nit schlaffá lass'n. Ih setz' mih auf, wart', da fangt 's G'wicht von unsárá Stockuhr zu 'm A-lauf'n an. — „Áh hán! denk' ih má, ietzt is 's Drei!" — Unsá Stockuhr is á Mástástuck, auf dös má sih válass'n kann; wann s' Siebni läut'n, zieg'n má s' auf, und richti geht s' furt bis um Drei, ohni dáß s' ánmal steh'n bleibát'. — In dá G'wißheit also, dáß ih nit z' spat kumm', král' ih, dámit nermbst nix mirkt, stád aussá; schlief' in mein bockledáni Hos'n eini, leg', weil 's übá d' Nacht á biss'l stark anzog'n hat, mein Schafpelz'l an, und setz' mein Ohr'nkápp'l auf, wann ih schon á Faunz'n dáwisch'n soll, dáß s' má doh nit gleih auf 's Lebendigi kummt. —

D' Máhm' hat in dá Kammá noh g'schnarcht, als wann má

Breter sagát'. Ih mach d' Haustür vursichti auf, loahn' s' wiedá schön stád zu, — und schlupf' aussi. Just hat s' á biss'l z' gráweln ang'hebt. Grad á wengerl nur ruckt dá Neb'l von dö Berg', dö hintá'm Pfarrturn füráguck'n, dani, und laßt án'n Dám brád Liecht'n durchi, dáß má doh ausnimmt, was d' Straß'n is. In Ort is koan ánzigá Lad'n noh off'n. Allás is so mäuserlstill, so ruawi, dáß má moanát', übá d' Nacht wár'n alli Leut z'sammg'storb'n, wann sih nit imm'rámal durch á Fenstáglums'n á Kreistá-r oder á Schnarchá hör'n lassát. — Jetzt kumm' ih links umi um 's ersti Haus, wann má von dá Stadt aussáfahrt, zu'm g'streng' Herrn sein'm Márhof. Dá hört má doh sunst z' erst á Stimm': denn d' Ánt'n und d' Gäns' sán immá gar zeitli schon auf, dáß s' zu 'm Schnadán z'recht kummán. Dösmal abá hat sih koani noh g'rührt, als wann s' má s' mit z' Fleiß tát'n. — Recht's neb'n dá Straß'n lieg'n d' Weingárt't, und á biss'l weidá füri am Roán steht á Wachtáhütt'l. In dös kriech' ih eini, und pass'. — Schau', ganz Unrecht hat halt d' alti Frau Máhm' doh nit g'habt. Im Hütt'l drinnád war ih, abá aussátraut, so teuxels-ángsti als má-r áh wor'n is, hätt' ih mih um d' halbi Welt nit mehr. — Was d' Frau Máhm' von dö Viechá g'sagt hat, dö oan'm vur 'n Aug'nán und Füß'n umákriech'n, umáhupf'n und umátapp'n, is d' reini Wahrheit. Mein Lebtá hab' ih koan so á G'wurl g'seg'n, als dadá. Weinfaltá, Heppiná, Ohrhöhl'n, Hörndlá, Anmáß'n Reg'n-würm', Spinnárinná Ádách'ln, ja God wáß 's, was allás fur Viechá, hab'n da griwes gráwes vor mir án'n orndlingá Kirta g'halt'n. Á guti Wál' hab' ih so zuag'schaut, und mit-r án'm iard'n Stráf Neb'l is má-r á Stoan vom Herz'n g'fall'n.

Auf ánmal hör' ih vom Weid'n á G'schepper und á G'rump'l, als wann dá jüngsti Tag im Anzug wár'. — „Halla, denk' ih má, da siechst ás, da hast ás! Jetzt kummt dá schwári Wag'n, ietzt kannst dih auf á G'wichtigi g'faßt mach'n". — Meiná Sechs! dá Lärm wird alláweil iargá; d' Rödá mit dö eisánán Räff' rodeln übá d' Stáná weg, dáß má ziemt, sö müss'n, wie d' Erdäpfl'n, per Butz und Sting'l aus dá-r Erd'n fahr'n. Jetzundá kummt 's ákk'rát auf's Stoanbrück'l zuwá, wo sih d' Weg' kreuz'n. — Non, — wie, g'sagt, — dá Wag'n, d' schwarz'n Roß', in dá Flecht'n drinnád dö Maná, von dená má koan'n Kopf nit g'seg'n hat; — 's G'schrá und 's G'juchäz; — mit oan'm Wurt, was d' alti Ká d' l-Má h m' g'sagt hat. Allás is auf-r-á Har eintroff'n. Ih hab' mih in mein'm

Hütt'l weidá nit kloan g'macht, als wie; — ih moan', da Teuxel selbá hätt' mih fur án'n Lábfrosch ang'schaut.

Endli kummán s' dázwerch übrá. — Ih guck' fürá; — schau', — wir' hámlichá, — schau' bessá fürá, — was sicch ih?

Also hat d' Kád'l=Máhm' doh recht g'habt? — Áh ziwui freili! — Schwarzi Roß' war'n 's, á schwárá Wag'n war 's; Maná sán áh in dá Flecht'n g'sess'n, dö váleih alli z'samm nit án'n halbát'n Kopf g'habt hab'n; — abá was fur á schwárá Wag'n war 's? — Á Zeiß'lwag'n! — Und d' Maná-r ohni Köpf'? — War'n Stadtleut', wie s' an án'm Feitá öftás recht zeitli aussákutschir'n, dáß s' zu 'm Heuringá z' recht kummá. Ih bin hoam g'rennt, als wann ih was g'stohl'n hätt', abá 's Liebstáscherl is má doh nit g'schenkt blieb'n; — dös hat má nachträgli d' Máhm' selbá g'spendirt, weil ih alláweil hab' pfucház'n müss'n, so oft ih s' an dem Tag ang'schaut hab'.

---

3. Dá Pfingstkini.

(Á g'spáßig's G'schicht'l.)

> Dáß 's was zu'm Lach'n is,
> Drauf kann ih 's wag'n:
> Aber ob 's was zu'm G'fall'n is,
> Dös därf ih nit sag'n!

Ih kinnt 's nimmá fur g'wiß sag'n, ob 's am Pfingstmontá war, oder an án'm andán Tag nach Pfingst'n, — aber ih moan' schier, 's is ám Pfingstmontá g'west, denn wo hätt' denn sunst dá Bauá-r á Zeit, in áná Hütt'n von Tannág'ras á wengerl z' kausch'n und z' plausch'n, z' luzeln und z' suzeln, und 'n lieb'n Herrgod án'n gut'n Mann sein z' lass'n?

Bleib' má-r also dábei: ám Pfingstmontá is dá Pál Hobelsperger in sein'm Grasgart'n g'sess'n, der von dá Strass'n nur durch á Plank'n g'schied'n war'; neb'n seiná d' Regerl, sein' Tochtá; ihr in 's G'sicht dá Hans=Jarg'l, án armer, abá brává Bua; übá zwerch dá Steffel Gámshuber, á Bauá, der Batz'n und Máxen gnua g'habt hat, um án'n armán Teux'l, wia dá Hans=Jarg'l, in 's G'schrá z' bringá-r und án'm alt'n Vadán án'n Kren untá d' Nas'n z'reib'n. — Áh 's Ess'n z'nebst dá Burkost, hat dá feini Strick herricht'n lass'n, um 'n Vadán einz'fádeln, 'n armán Hans=

Jarg'l z' druck'n, und d' guti Regerl, wann s', zur ung'wöhnlingá Zeit, á par Gläserln auspuzt hätt' und á wengerl aufg'leint wár', übá 'n Dám z' dráh'n.

Derntweg'n hat á sih áh heunt' d' Ehr ausbet'n, in 's Hobelsperger sein'm Grasgart'n so án'n kloan'n Dend'lbas geb'n z' därf'n. — „Wann 's má glückt," so hat á sih 's z'sammátüpfelt, „wann 's má glückt, 'n Vadán auf mein' Seit'n und dö Dirn zu án'm erst'n Schritt z' bringá, so fahr' ih heunt' noh auf 's andri Ort übri, wo á Kramer is; káff á par Ringerln; kumm' z'ruck; lass' 'n Hans-Jarg'l mit áná lángán Nas'n a-zieg'n; halt 's Váspreché, und dö ganzi váminkelti und vámánkelti G'schicht' hat mit ánmal á-n End' g'sund'n. Mit dem Trenz'n und Brodeln kumt á so nix aussá. Is nix Schiachás auf dá lieb'n, weid'n Welt, als alláweil im Wigl Wagel sein!" —

Á so hat á simulirt, und dös muß má-r erm lass'n: bei'm Schwáf hat á 's Roß nit aufzámt. Mannig's Derndál hat z'weg'n án'm kloan'n Wichsá schon sein' Partie vágess'n, wann 's noh so vápámmert war, und „im Trüb'n is halt gut fisch'n" sagt á-n alt's Sprichwort, was á Wahrwort is.

Dáß dá rechti Hámur sih noh nit eing'stellt hat, dös hat má dá Kumpánie in dá Tannágras-Hütt'n wol ang'mirkt. Eb'nst hat's wieder á kloani Paus'n geb'n, wiá nachá-r án'm stark'n Blitzá, wo koan's nit zu-n-erst z' red'n anheb'n will. Dá-r alti Pál hat d' Jarx'n aufzog'n; mi 'n Aug'nán in d' Höch' g'schaut, gottákeit, dá Himmel möcht 'n dáleucht'n; mit dö Leffz'n án'n Trüll g'mácht; mit dá Link'n 's Koi und mit dá Recht'n 's G'náck sih kratzt, und mit-r án'm tief'n Kreistá sein' greani Báz'n so hasti übá d' Stirn abág'schob'n, dáß á s' bald in d' Supp'n einikeit hätt', dö s' dáwál auftrag'n hab'n. — D' Reger'l hat druckt, als wann s' 'n Schnáckerl hätt', und in's Weingläs'l einig'schaut, dáß má dö Zächern nit hätt' mirk'n soll'n, dös ihr bei 'n Augnán aussäg'stöß'n hat. — Dá Hans-Jarg'l hat gar nit recht g'wüßt, was á sag'n soll; hat sih in án'm Gift zu 'm Sult'l abibuckt, und erm d' Ohrwáscheln so g'walti kratzt, dáß dá-r armi Hund hat woiseln müss'n. — Dá reichi Steffel abá hat beedi Händ' in d' Säck' g'steckt; mit dö Zwoanz'gá g'scheppert, dabei 'm Knecht auf d' lári Flasch'n deut't und á sámsing toan, als wann á von dá ganz'n Histori nix mirkát'. —

„In Gott's Nam'! Geld regiert d' Welt!" — schreit endli dá

Hobelsperger, — „probier' dá G'vadá Steffel sein' Glück, und find' á sih mit meiná Regerl a. Mir liegt dö G'schicht schon im Mag'n, wie-r á Fußschamel! Geht 's, so geht 's; geht 's nit, so kann dá G'vadá mir koan Schuld nit geb'n! — Dir abá, Regerl — ('s armi Kind is käs'weiß wur'n, so is 's dákämá) — dir, Regerl, will ih nit a= und nit zuared'n! Du hast dein ág'n's Hirn; bei dir häßt 's nimmá: „Hundsjung — pud'lnárrisch!" — Stell' dá vur, was ma-r ietzt für Zeit'n hab'n; stell' dá vur, däß á reichá Mann heuntig's Tag's á Perl' is, dö má mit dá Latern' such'n muß; stell' dá vur — — —"

„„Nix stell' dá vur, Regerl,"" — bricht endli dá Hans=Jarg'l los, dem dá Bütz'l dáwál so steigád wur'n is, däß á hat aufspringá-r und mit dá Faust in Tisch einihau'n müss'n, däß d' Suppn'schüss'l zidát hat, — „„nix stell' dá vur, Derndál, als däß d' Heirat'n im Himmel g'schloss'n wer'n, und däß dá dá liebreichi God g'wiß koan'n Mann nit an'm Halz werf'n wird, den 's d' nit magst; den 's d' nur dein'm Vadá'n z' Lieb' nimmst, der sih áh noh ánmal hinta 'n Ohr'n kratz'n wurd', wann á dih lizitir'n tat', wie-r á Kuah oder á Kitz'l. Ih wollt', ih hätt' so g'wiß zechá tausend Gulden bar aufzähltá dadá; als ih 'n fest'n Glaub'n und 's besti Vátraun'n hab', — däß du doh noh mein Wei wirst, und nit d' Regerl Gámshuberin!"

„Und ih wollt'," fallt erm dá Gámshuber mit-r án'm vástellt'n Lachá-r in d' Red', — „ih wollt', ih wár' so g'wiß um dö zechá tausend Guld'n noh reichá, als ih eh schon bin, so g'wiß dö Regerl mein Wei wird, und nit — 'm Hans=Jarg'l, — wie häßt dá Hans=Jarg'l? — ja is richti, 'm Hans=Jarg'l Granmeyer d' Seinigi! — Dá Vadá hat nix widá mih; d' Regerl wird sih geb'n; 'n Hans=Jarg'l fragt má nit lang, — halla! Fránz'l, spann' ein; heunt' ánmal 's Párutsch und d' Schimmeln! Abá tummel' dih! Zu 'm Kramer im entán Ort fahr' ih ietzt, käff' d' Ringerln, und so sicher, als ih vur zwá g'schlag'ni Stund' nit drent'n bin und vur sechsi auf d' Nacht nit hoamkumm' (wenn ih gleihwölst selbá kutschir' und d' Schimmeln guting antreib'), — so heili und g'wiß steck' ih dá Regerl heunt' noh 's Ringerl an's Fingerl!"

„„Gut, 's bleibt dábei,"" hebt ietzt dá Hans-Jarg'l an, als wár' erm plötzli á Gedank'n kummá; — „„wann dá Steffel abá eh'ndá z'ruckkummát, odá wann á koan Ringerl mitbringt —?!""

„Dös wir' ih schön bleib'n lass'n, mein liebá Hans-Jarg'l;

moant's eppá-r, ih bleib' au'm Weg wo hängá; odá weil Pfingstmontá is, wár' 's G'wölb nit offá? — Mein, mein liebá Hans-Jarg'l, da müßt' á-n andrá kemá-r, um má-r Ängst'n einz'jag'n! Da fahr' ih mein Trápperl, ohni mih z' kümmán, furt; und müßt' dá Kaufmann drent seini ágná Ring' herleich'n, — ohni á Ringerl kumm' ih g'wiß nit hoam. Engá Pfingstkini will ih wer'n, wann ih nit, punkto Sechsi auf d' Nacht, mit meini zwoa Rösserln wieder ankutschirt kumm'! — Jetzt abá müss'n má, bis eing'spannt is, noh á wengerl kläubeln und schwáb'n. Lusti, Vadá, — d' Regerl soll leb'n!" —

„„Soll leb'n!"" — antwurt't erm dá Pál und zipfelt á biss'l; d' Regerl tut gar nit V'schád, und dá Hans-Járg'l, dá g'schmerzti Ámánt, is so schiefri wur'n, dáß á gar aufg'stand'n und furtg'rennt is. Dáß á drauf denkt hat, wie-r á den vádunnát'n Steffel bráð schlag'n kinnt', hat má-r erm gleih a-mirk'n kinná; — auf was á 's abá g'münzt hätt', wár schwer z'dárat'n: denn dá Steffel war just koan Heurigá.

Bei 'm Ess'n is 's ziemli stád hergangá; 's Nier'nbrát'l, dá Salad, dá Schmar'n, mit oan'm Wurt, 's Mehrásti is kám ang'rührt wur'n, und Biss'n, bei denen oan'm 's Herz im Leib hätt' lach'n mög'n, hat dá Knecht eini kriegt. An'n Wein álloan hab'n s' á sih g'halt'n; dá-r alti Pál, um 's Red'n z'dásparn; d' Regerl um sih d' Muck'n z' vátreib'n, und dá-r aufdrung'ni Bräudigam, um á Schneid' z' krieg'n, wann erm dá Hans-Jarg'l eppá-r á biss'l án'n Rádi geb'n wollt'.

Um á Zwoa hat sih dá Steffel endli eing'setzt, hat 's Látsál g'nummá; n' Schimmeln mit dá Goas'l á par Fické geb'n, — und is a-g'fahr'n. Dá Pál hat d' Pud'l zu'm Keg'lscheib'n g'recht'ln, 's Lábwerch fur 'n Pfingstkini z'sammátrag'n, und á par Nachbásleut' bitt'n lass'n, dáß s' erm nach'n Seg'n d' Ehr' geb'n möcht'n, und is nach áná Wál' mit dá Regerl in d' Kirch'n gangá, um fur án'n g'segn't'n Ausgang bei derá Histori z' bet'n, und 'n Hans-Jarg'l, der sunst nie koan'n Seg'n auslass'n hat, z' vásichern, dáß 's erm herzli load tát', 'm Steffel nachgeb'n z' müss'n, dáß á-r abá nit anderst kinnt', weil, wann sih nit dá Himmel selbá dreinlegt, dá Steffel á Plärámeut und á G'säus in ganz'n Ort machát', dáß 's nimmá z' b'steh'n wár' vur lautá Plisch-Plausch.

Dösmal war abá dá Hans-Jarg'l just nit in dá Kirch'n, so hat d' Regerl behaupt't; und döh hat doh schon g'wiß fur ihr'n

armán Bub'n á treu's Aug' g'habt. — So sán s' denn also in Gott's Nam', mit-r á par Nachbárn, denán dá Pál gleih sein Herzload klagt hat, wiedá hoamgangá. — D' Alt'n hab'n Keg'l g'schob'n, d' Bubmá-r ang'mäuerlt, d' Menschá von áná-r alt'n Máhm' sih Fábeln vázähl'n lass'n, und dábei is 's nach-r-ánandá Vieri wur'n und halbá Fünfi, ohni dáß s' ás g'mirkt hab'n.

Auf oanmal, wie d' Regerl aufschaut, siecht s' 'n Hans Jarg'l bei dá Gart'ntür einákummá. — „Non, was is 's denn, liebá Hans-Jarg'l", ruft s' erm schon vom weid'n entgeg'n, — „wo warst denn sidá z' Mittag? Is dá noh nix eing'fall'n? Hat dá dá liebi God noh koan Licht aufgeh'n lass'n?"

„„Eing'fall'n, liebi Regerl"", — antwurt't er ihr, und 's G'sicht thut erm feuráz'n vá lautá Ungeduld — „eing'fall'n is má wohl was; á Licht hat má dá Himmel anzund'n, und probirt hab' ih áh was; ob 's má abá was frucht'n wird, wáß dá liebi God! — Wann 's má-r abá glückt is, Regerl, — Regerl! — nachá —! Ja, Vadá Pál, stellt 's eng nur zuwá: ös därft 's ás schon hör'n, und alli Nachbásleut' sán Zeug'n! — Wann má dá unschuldigi G'spás, den ih má mi 'm g'stäzt'n Steffel dálaubt hab', g'rat'n is, — nachá schlagt'n sein ág'n's Wurt; nachá brauch'n má-r uns heunt' um koan'n Pfingstlümmel mehr umz'schau'n, — nachá lach' ih má-r abá mei'n Bug'l so voll an, dáß dá guti Steffel vur Gift bei dá Mitt' a-springá und z' trutz dem Kren, den á sih gibt, einb'steh'n soll: „Ih bin á a-dráhtá Kerl, abá dá Granmayer Hans-Jarg'l hat mein' schwachi Seit'n doh noh bessá kennt, wie-r ih!"

„Was is 's denn, was is 's denn?" — schrei'n alli z'samm', währád dá Granmeyer sein'n Hals streckt, übá d' Gart'nplank'n übrischaut, in d' Händ' pascht, und aussi deut't. — Dös is 's, Maná! Schaut 's! — Reißt 's eng'ri Aug'n auf, wie-r á Stadltor! Dös is 's! — Abá stád, stád! — Wer kummt durt, Vadá Pál?" —

„„'m Steffel sein Párutsch!"" schreit d' Regerl, dö g'schwindá bei'm Schau'n war, als dá-r Alti.

„Und wer sitzt drinnád?" fragt dá Hans-Jarg.

„„Mein' Oach'l!"" stichäzt dá Pál, ganz dámisch, „„— dö — dö — dös is ja dá leibhaftige Steffel selbá, mit Haut und Haar! — Váufest eing'schlaffá! — So zeitli —?! Hans-Jarg, wann er abá doh d' Ringerln hätt'?"" —

„Kann 's nit hab'n, Vadá!" — behaupt't dá Bua. — „Hab'

ih nit g'sagt, ih kenn' sein' schwachi Seit'n bessá, wie-r er? — Wie-r á-r á biss'l zog'n hatt, so napfázt á-r áh gleih; — áh wann á fahrt, dös tut erm nix! — D' Roß' kennán 'n Weg; dá Habárn sticht s' á nit gar z' g'walti, und so laßt á halt 's Zeug'l schön pomáli weidágeh'n, wie 's geht. Auf dös mih z' b'sinná und erm 'n Weg a-z'schneid'n, war oan's! — Richti kummt á bis auf d' Bruck'n wo d' Weg sih teil'n. Drinnád g'leg'n is á, wie-r á Mehlsack, und g'schnarcht hat á, dáß má 's vom weid'n g'hört hat. Ih nit fál, tu-r erm, was unsá'n armán Knecht'n d' mutwillingá Stadtleut' imm'rámal toan, dráh d' Roß' bei'm Latsál stád um, gib' erná mit dá Goaß'l án'n Fická; lauf' voran, — und richti! mein G'spáß hat g'rat'n! D' Regerl is mein; dá Steffel is prellt, und 'n b'soffáná Pfingstkini kinnt's ietzt schön hágli aus'm Párutsch aussáheb'n, ehwenn á noh mit sein'm erst'n Schláferl ferti is! — Is dös á Schneid' fur án'n Bräudigám! — Schnarch'n, wann má-r um d' Brautring' fahrt —!"

Richti hab'n s' dáwál 'n Steffel schon ausság'hebt aus'm Wag'n und auf 's Lábwerch fur 'n Pfingstkini g'legt, ohni dáß er án Mäkázá tan hat. Beedi Füß' hab'n s' erm schon in lautá Láb eing'wickelt g'habt, und just hab'n s' erm 'n Leib áh mit Blättá váschámerir'n woll'n, — dá is á muntá wur'n; hat sih d' Aug'n g'riebelt und sih gar nit dákennt; umág'schnebelt, als wann á närrisch wár'; g'schrie'n, sih bámt, 'n Hans-Jarg ausg'námelt, g'scholt'n, droht, daß á 's 'm alt'n Pál, dá Regerl, 'm ganz'n Ort eintränká wollt; — abá da hat weidá koan Zidán vur'm Frost g'holfá; dö Zeug'n war'n da; 's ág'ni Wurt hat'n g'schlag'n; — und so hab'n s' 'n halt nolens-volens eing'mostelt in's Láb, bis á richti ausg'schaut hat, wie-r á Dirnd'lstaud'n mit Háxná; hab'n 'n auffig'hebt an'm Esel, der schon pásst hat, und mit Musi durch's ganzi Ort g'führt.

Hintáschi is abá dá-r alti Pál mit seiná Regerl gangá, und hinbei dá Hans-Jarg'l, der mit ánmal so kreuzlusti wor'n is, dáß er 'm Pfingstkini, der alláweil probirt hat, ob á nit abá-springá kinnt', oan Schnadáhüpf'l nach'm andán in d' Ohr'n eini-dudelt hat, und 's letzti war allimal:

> „Grátálirt 's 'm Herrn Steffe
> Er is ietzt Pfingstkini! —
> Dá Bräudigam abá,
> Herr Kini, bin ih!"

---

4. 's Exámi.

(A'-n ernsthaft's G'schicht'l mit-r án'm g'spáßingá-r Ausgang.)

> Es fallt halt gar á seltsam's G'misch
> 'm gách'n Glück oft ein;
> Und wann was grad nit g'wes'n is,
> So kinnt's doh g'wes'n sein! —

Dá blindi Kloanhäusler in dá Sulz hint'n, dá-r alti Lorenz Vonlhofer, war in sein'm achzigst'n Jahr noh á Mann, wie-r á Bám. Er is eng von sein'm Suhn seiná Hütt'n, wo-r á g'lebt hat, richti noh alli Suntá in's Dorf abikráxelt, um sein' Meß' z' hörn, als wann á d' Aug'n nur aus G'spáß zuadruckát', und als wann er sein'n kloan'n Ähn'l weisát', nit dá-r Ähn'l erm. Und — meiná Sechs! 's war á Stück'l Weg, wie's á Stadtherr nit in zwoa Stund' untá d' Füß' bringát', wann má-r erm áh án'n halbát'n Tag vurgeb'n tát'. Und erst bei'm Z'ruckfteig'n, — da hätt' má sih wol bei mannich'm Riegel in d' Knie' beiß'n mög'n. Erm abá war 's wie g'mauft; nur bei dá letzt'n Máß, da hat á-r imm'rámal g'sagt: „Háns'l, halt! bis ih auspfnauft hab'!"

Má hat erm's aber áh vom Weid'n ankennt, wie rieg'lsam, als á war, und wie-r erm dö Zeit nur aus Neid d' Aug'n aus=peckt hat, weil s' erm an sein'm Kirpá sunst koan'n Schur hat an=tuan kinná. Sein G'sicht war so freundli, so gut g'fiarbt, so völli ohni Hearnásteig'n, wie má-r 'n G'sund malt; dá Kopf vollá schneeblüah'lweißi Har'; dö ganzi G'stalt noh kernfest und staimi, und kurzum — hab' ih nit recht? — á Mann, der zechá jungi Stadtherrn, wie má s' an án'm Sunn= odá Feita imm'rámal auf's Land aussástoarcheln siecht, leicht hätt' in'n Sack steck'n kinná.

Aber mein, — mein! Ih red', als wann á'n alli Leut' kennt hab'n müßt'n, weil ih 'n kennt hab'! — Dáß ih also sag': dá Lorenz Vonlhofer hat má mehr, als ánmal á G'schicht'l vázählt, was á selbá dálebt hat. Und dös G'schicht'l hat má gar á so gut g'fall'n, dáß ih má-r eig'ns án'n Knopf g'macht hab', dámit ih ja nit drauf vágiß'. — Dá blindi Lorenz is ietzt áh schon bei dö andán. Von erm selbá kinnt's ás nimmá hör'n; laßt's eng's also von mir vázähl'n; váleih g'fallt's eng áh. Wem's g'fall'n tut, der kann sih's mirk'n; wem's öd vurkummt, der kann drauf vágess'n; — 's kost't 's gleichi Geld!

Es war Anno Neuni, — ih wissát' 's Monát, 'n Tag und d' Stund' áh noh, wann ih's nit vágess'n hätt', denn er hat má-r allás hoarkloan vázählt, — Anno Neuni, — kurz ehwenn d' Fránzos'n z' Wean eing'ruckt sán. — 's Kánánir'n und 's Schieß'n hat má vom jungán Bonlhofer seiná Hütt'n aus deutli g'hört, weil s' z'höchst obmád auf dá Schneid', hinter án'm kloan'n Felsenkog'l steht, wo á weitmächtigi Aussicht is. Abá nit im Schlaf hätt' sih's wer einbild't, dáß dá Teux'l áh da auffi án'n Feind führ'n wurd'. Gut! — also weidá! — Untáschi an'n Berg loahnt sih 's Dörf'l an, von dá Hauptstraß'n wegá, — so — má roat't's — zwoa g'schlagni Stund'.

Dá Suhn, dem d' Hütt'n heuntig's Tag's noh zuag'hört, is in allá Fruah, ehwenn's noh recht gráwelt hat, in's Dörf'l abigangá; — z'weg'n we? — dös wáß ih nit. Sein' Büchs'n hat á-r nit dáhoam lass'n; er war á g'machtá Schütz; destweg'n hat 'n dá g'streng' Herr Váwaltá-r áh als Jágá braucht, und á Jágá-r is koan ganzá Mensch nit, wann á nit sein' Spritz'n au'm Bug'l hat. — 's Wei is au'm entán Kog'l übrig'stieg'n, um Kräudá-r ausz'stech'n, dö s' fur 'n Alt'n g'sott'n hat, wann erm d' Aug'n brennt hab'n; und dá-r alti Lorenz mit sein'm kloan'n Ähn'l, mi'm Háns'l, is dáhoam blieb'n. Sidá-r án'm halb'n Jahr is dá Háns'l sunst wol áh in dá Fruah' in's Dörf'l zu'm Schulmástá abig'loff'n, der sein'm Vadán zuag'red't hat, er soll erm 's Buchstábir'n und 's Zähl'n lerná lass'n, weil dá Schwerák nit au'm Kopf g'fall'n wár'. Abá wie dá Feind sih g'meld't hat, hab'n d' Bubmá Vikánz'n kriegt. Nur dá-r Alti hat 'n mannigsmal aus Zeitlang á biss'l zähl'n lass'n, dámit á 's nit ganz vágessát, und dös hat á heunt' just áh wiedá tan. Gut! — was g'schiecht? —

„Du, Ähn'l," sagt dá-r Alti auf oanmal, und 's Blut schießt erm siedháß in's G'sicht, — „hast nix g'hört?"

„Nán!" sagt dá Háns'l.

Spitz' d' Ohr'n," — sagt dá-r Alti, — „mir scheint, ih hab' schieß'n g'hört! — Vástand'n?"

„Schieß'n?" — fragt dá Bua, und lost. — „Richti, Ähn'l! — Es macht so án'n Puffá! — Váleih hat d' Muadá d' Stad'ltür zug'schlag'n!"

„Háns'l!" — schreit dá-r Alti, und springt in d' Höch', — „führ' mih auffi vur d' Hütt'n! Mein G'hör is gut! Vástand'n?

— Ja, — ja! Schieß'n kán s'! Abá wo? — Wann má recht is, im Dörf'l drunt'?" —

„Lasst's ás schieß'n, Ähn'l," — antwurt't erm dá Hánsl ganz ruawi, — „wer'n schon wieder aufhör'n! — Tua' má weidá zähl'n: — ih kann's schon bis Zehni, — vur und z'ruck."

„Gláb's, gláb's," — sagt dá-r Alti, ganz ángsti, — „muring is áh noh á Tag! 's Zähl'n lásst uns nit dávon. Váſtand'n? — Kumm aussi, kumm!"

'm Bub'n z'rinnt völli d' Páppn, wie 'n dá-r Alti in áná-r Eil' bei dá Hand nimmt, und vur d' Hütt'n aussizárrt.

„Wohin wöllt's denn, Ähn'l," — fragt 'n dá Bua und glurt 'n an, — „z'weg'n we tut 's denn zidán?"

„Führ' mih zu dö Stoanfelsná zuchi," — wispert ietzt dá Lorenz ganz stád, — „wo má-r in's Tal auf's Dörf'l abischau'n kann, und sag' má, was d' siechst! — Abá duck' dih, dáß s' dih von unt'n her belei nit seg'n kinná, und red' still! Váſtand'n?" —

Dá Bua führt sein'n Ähn'l richti hin, loahnt 'n an án'n Tannábám an, der zwisch'n dö Stoaná-r aussáwachst; rutscht dánah auf dö Knie' bis án'n Rand hinvoar; biegt sih umi um's Eck, und guckt in's Tal abi.

„Non?" fragt dá-r Alti, denn just kracht's wieder, und zwar á biss'l nachánandá.

„Ui!" — schreit dá Bua, — „Ähn'l, Ähn'l!"

„Du — u!" — rumpelt 'n dá-r Alti an, und gibt erm oan's auf's Dách'l, — „kannst nit stád red'n? — Sag'n sollst, was d' siechst, abá nit schrei'n! Váſtand'n?" —

„Saldad'n!" — antwurt't erm dá Bua, und vábeißt 's Zahná. — „Kriech'nblábi Saldad'n, dö án'm ánschichtingá Baná nachlásſ'n! — Halla, dös is á Hetz', dös geht griwes gráwes durch-r-ánandá!"

„Saldad'n? — und — á Bauá?" — wiederholt dá-r Alti. — „Sáppráment! Dá Fall is bánschrádi! — Hánſ'l! geh', schau! — Siechst dein'n Vadán nindáscht?" —

„Mein'n Vadán?" — sagt dá Bua, — „á ja freili wol siech' ih 'n! — Dá Bauá selbá is mein Vadá, so viel mih ziemt. — Ih kenn'-á 'n an sein'm Röck'l und an 'm Hut! — Wie-r á rennt! — Und wie-r erm dö Bláb'n nachizod'ln! — Jetzt springt á-r übá 'n Stieg'l übri, und duckt sih!" — —

„Du, Hánſ'l," — sagt dá-r Alti, — „du kannst ja zähl'n!

Wer'n má-r á-n Exámi halt'n! Váſtand'n? — Zähl' má dö Bláb'n! — Wie viel ſán ernrá denn?"

Dá Bua ſchaut in ſeiná Dummheit abi, und zählt ganz pomáli: „Oaná, — zwoa — drei — vieri — fünfi — ſechſi — ſiebáni — achti — neuni — zehni —"

'm Alt'n ſteig'n völli d' Grausbirn' auf. — „Biſt noh nit ferti?" fragt á 'n, und möcht' erm gleih ſo mein 's Mál zuhalt'n.

„Nán," — antwurt't erm dá Bua ganz aufrichti, — „ih kann ja nur bis auf Zehni zähl'n; — abá á Stuck á zwoa ſán noh drübá." —

„Und was macht denn dein Vadá?" — frátſchelt dá-r Alti in áná Sorg' weidá.

„Was á macht?" — ſagt dá Bua, — „hintá'm Zaun tut á hockerln, und páſſt auf dö zwoa Bláb'n, dö ang'ſtoarchelt kummán, als wann ſ' Vog'lneſtá ſuchát'n. — Pfáff! — oaná liegt ſchon. — Pfáff! — dá-r andári áh. — Jetzt ſán nur wiedá zehni! — Jetzt packt dá Vadá ſein Klámpf'l z'ſamm, und rennt weidá. — Hallá, dö Bláb'n nehmán d' Háx'n in d' Händ' und rennen nachi, dáß erná völli dá-r Ad'n ausgeht! — Ja, wart't's á biſſ'l! — Mein'm Vadán ſeini Füß' kenn' ih: den kriegt's ös nit ſo g'ſchwind!" —

„Um's Blut Chriſti Will'n! Ih hör' ſchon wiedá krach'n!" — ſchreit dá-r alti Lorenz, und dá Schwiz tropft erm übá d' Stirn abá. — „Siechſt dein'n Vadán noh?"

„Freili wol," lacht dá Bua; — „ietzt gibt 's erſt á Laudi! Dá Vadá ſteht ietzt juſt bei'm hohl'n Áchbám drunt'n, wo 's Fuchs-g'ſchleif is. — Jetzt ſchlieft á-r eini, und nimmt dö Bláb'n in d' Bátz'. — Pums!"

„Hat á troff'n?" fragt dá Lorenz.

„Ja!" ſchreit dá Bua, — „zehni war'n's, — oaná weg, bleib'n neuni! — Pfáff! — Wieder oaná, — oaná von neuni bleib'n achti!" —

„Brávo, brávo!" — jucházt dá-r Alti, und reibt ſih d' Händ, als wann's 'n annägl'n tát'. — „Zähl' nur fleißi z'ruck, Hanſ'l! Váſtand'n? — 's Exámi geht gut! — Páſſ' auf! — Kracht hat's!" —

„Mein, mein, dá Vadá kann's! — ſchreit dá Buá. — Wann erm nur d' Pfoſt'n nit ausgengán! Lap! Achti, — Oaná weg, bleib'n ſiebáni! — Pums! Siebáni, — oaná weg, bleib'n ſechſi! — Kneff! Sechſi, — oaná weg, bleib'n fünfi! — Oaná nimmt d'

Füß' üba d' Achsel, und fahrt a; — bleib'n vieri. — Dan'n nimmt á mit, bleib'n drei! — Jetzt rennt dá Vadá wiedá um á Häus'l weidá; bei'm Stoanbruch geht's á biss'l sper, dá Weg is anfeuchtlát, — und dö drei Sáppráменter lass'n nit nach. — Erná Pulvá hab'n s' vázett't, ietzt nehmán s' d' Sábeln, und gengán an'm Vadán los!" —

„Sö wer'n á'n doh nit dáglängá?" fragt dá Lorenz ganz bedufft drübá.

„Áh-zi-belei, nán!" — sagt dá Bua, — „er is schon g'richt't! — Jetzt reibt so á-n A-fam von-r án'm Kerl auf. — Halt, anpummt! Dá Vadá párirt erm mit dá Büchs'n aus, und pappt erm mi'm Kolb'n án'n Haub'nfleck auffi, dáß er alli Engeln singán hört. — Pátsch! drunt liegt er im Stoanbruch; — bleib'n zwoa! — Nán, dö zwoa bleib'n áh nit! Árschlings dráh'n sá sih umi, und kratz'n a, als wann s' dá Wind vátragát. — Jetzt hab' ih auszählt! — Dá Vadá schnauft á biss'l aus; schaut sih um, ob erm koaná mehr nachkimmt; — ietzt nimmt er 'n Hut a, kniet sih nieder, und — bet't!" —

„Ja, — Häns'l!" — schreit dá Lorenz, — „vástand'n? Dös woll'n má-r áh! Zählt hast bráv, Bua, — vur und z'ruck, perfekt! 's Exámi is gut gangá. — Jetzt laß abá hör'n, ob's d' áh bet'n kannst! — Knie' die niedá! Bet' fur dein'n Vadan, und dank 'm lieb'n Herrgod, der 'n heunt', auf so b'sundári Weis' in 'n Schutz g'nummá hat. Du bist ietzt noh á jungá-r Alalá, der in d' Welt einischaut, wie dá-r Ochs in's Kirtáhaus, — abá wann 's d' ánmal á-n Einseg'n hab'n wirst, nachá wirst von dem heuntingá Tag noh red'n und vázähl'n, und wirst als á-n altá Tát'l, wir ih bin, noh an dös Exámi denk'n, und wie-r oaná mit Gottás Hilf' recht viel zähl'n kann, wann á's áh nur bis auf Zehni g'lernt hat!"

Dá Häns'l hat nit g'wisst, was á denk'n soll. Abá wie-r á g'seg'n hat, dáß sein Ähn'l ganz wách wird, und dáß á sih barhápát niedáknie'n und bet'n tut, da hat 's 'n gleiwölst áh á biss'l g'riss'n, und er hat sih neb'n seiná hinkniet, und áh sein'n herzlingá Vater-Unsá bet't.

Dáwál is dá Vadá auffákemá, ganz müd und ablachti; — und áh sein Wei, dö übá dös Schieß'n bei'm Kräud'lbrock'n an'm Kog'l drent nit z'weni dákämá-r is, hat sih hoamtummelt, und hat ietzt d' Aug'n

weitmächti aufg'riss'n, wie s' 'n Vadán, und 'n Ähn'l und 'n Bub'n, in áná Glori und Viktori, hat bei-n-andá steh'n und ánandá-r á-schnazeln g'seg'n.

„Kumm' her, Wei!" — hat drauf dá Suhn ang'hebt — „Du schaust uns alli an, wie d' Kuh 's neuchi Tor. Ih kann má 's leicht denk'n! Wann ih mih wieder z'sammglábt hab', wir' ih dá allás treuli vázähl'n. Fur mih sán heunt' d' Hundstäg' g'wes'n; dá Teux'l hat má seini fránzösch'n Kamarad'n an'm Pelz g'hetzt. Abá heunt' muß ih á-n A'raunl bei mir g'habt hab'n! Dá liebi Herrgod hat má dösmal noh drausg'holfá. — Ja, Wei, — ih hab', wie dá Vadá sagt mit unsám Hánsʼl heunt', wieder mein'n Will'n, á-n Exámi g'haltn', wie 's nit dá tausádsti Schulmástá anstell'n möcht'. — Ih hab' erm was zum Zähl'n geb'n; und zählt hat á, der Auschelm, wie-r ih hör', vur und z'ruck, auf á-n Aug', — so, — dáß ih moan', dá Koasá selbá wár' z'fried'n g'west mit unsá'm Exami."

Dös is dös G'schicht'l, was má dá Lorenz Vonlhofer vázählt hat. Freili is 's á stark's Stuck, und braucht án'n g'sund'n Glaub'n; abá g'sagt hat á's ánmal, und anplauscht hat á mih nie nit, und wann á's áh grad dösmal tan hätt', so wurd's 'n, moan' ih, ah nit glückli g'macht hab'n!

Idiotikon.

A.

Helles a = á.

á, ein (vor einem Selbstlaut: á-n), er (vor einem Selbstlaut á-r), auch: ich; bisweilen enklitisch. Z. B. á so; á gar á lieb's G'sicht.

Ádách s'l ('s, – ◡ ◡), Eidechse.
ág'n, eigen, ágná, eig'ner, ágnán, eig'nen.

áh (–), auch; (◡) ei!

áhán (–) ein Empfindungswort, anwendbar, wenn man jemand auf etwas erinnert und merkt, daß es ihm beifällt (ecce!).

Áhnl (d'), Ahnfrau, Großmutter.

áh-zi—wui, freilich wohl, eine Bejahungsformel.

áh-zi—belei, bei Leib nicht, eine Warnungs- oder Verneinungsformel.

Á'raunl ('s Alraunl), Talismann, glückbringender Hausgeist, eigentlich ein, aus der Wurzel der atropa mandragora oder auch der gemeinen Zaunrübe (bryonia) gestaltetes Figürchen, welchem magische Kräfte zugeschrieben werden. Die Priesterinnen der alten Deutschen hießen Alraunen (Alrunen, von rûn, Geheimnis, rûna, Enthüllerin des Verborgenen).

áfk'rát (◡ —), akkurat, gerade so, genau.

álloan (állán, ◡ —), allein.

Ámánt (◡ —), Liebhaber.

á-nand' (◡ —, ánandá), einander.

ángsti, ängstig, ängstlich, besorgt.

ánnägeln (anigeln), das Prickeln in Fingern und Zehen bei heftiger Kälte; es annägelt mih, mir schlafen Hände und Füße vor Kälte ein. Schmeller 1. 64.

Ánno zwá-neunz'g, im J. 1792; Anno neuni; im J. 1809, wo die Franzosen Wien besetzten.

Ánt'n (d'), Ente.

áper (ápern), schneefrei, aufgetaut; vom angelsächs. aeber, bar, verwandt mit apricus, aperire.

Áppátit (dá-r, ◡ ◡ –), Appetit, Eßlust; überhaupt: Lust zu etwas.

Árl ('s), Eierchen; Diminutiv von: 's Ár, das Ei.

árschlings, gemein für: rücklings, rückwärts.

ás, das, es.

Ásperl ('s), eine kleine (türkische) Silbermünze, vielleicht durch die Türkenkriege in Österreich bekannt geworden.

átutt (◡ –), à tout, Stechfarbe, Trumpf; adv. vorherrschend.

Tiefes a,
anderwärts mit å bezeichnet.

a (–), ab, als Vorsilbe.

abá, aber, herab.

abá-geh'n, herabgehen; laß'n má's stád abágeh'n, ironisch statt: lassen wir's laut hergeh'n!

abá-leiern, herableiern.

abá-riebeln, herabreiben (riebeln; Frequent. von reiben).

abi, hinab.

abi-zieg'n, hinabziehen; von der Höhe in die Niederung übersiedeln.

a-dispátir'n, abdisputieren, abstreiten.

Ad'n (dá-r), Atem; in án'm Ad'n in einem Atem.

a-dráht (– –), abgedreht, gewandt (versutus, πολύτροπος), fein, listig, ränkevoll.

a-druck'n (– – ◡), abdrucken, figürl. abfeilschen, entpressen.

A-fám (dá-r, – –), Abfaum, Abschaum, Auswürfling (sentina), auch scherzweise so viel, als: Schalk.

aft (aft'n), dann, so, nachher, damals.

Ähn'l (dá-r), Ahn, Ahnherr, Großvater, aber besonderer Weise auch: Enkel; vielleicht eine Abkürzung von Enkel (En'l), Höfer. I. 37.

a-jag'n (– –), abjagen.

a-kratz'n (– – ◡), unter Kratzfüßen sich entfernen, sich aus dem Staube machen.

a-bláchti (a-plechti), schwach, abgeschlagen (ἀβγηχρής).

Alalá, (dá-r, ◡ – ◡), ein Spottwort, einen Anfänger oder schwerzüngigen, tölpischen Menschen bezeichnend.

allsá (vielleicht: allsamt), ganz; allsá ganzá, pleonast. für: ganz (totus quantus).

a-máh'n (– –), abmähen; Part. a-g'máht (a-g'máhd), abgemäht.

Amáß' (d', — ◡), Ameise; Plur. d' Amáss'n; d' Amáß-Árl'n, Ameiseneierchen, die Puppen der Ameisen, welche zum Futter für manche Singvögel dienen.

an-bau'n, anbauen, ausstreuen, daher: verlieren.

an-bick'n, ankleben.

an-brennt, angebrannt; nicht bei vollen Sinnen; halbverrückt.

anderst (andáscht), anders.

andtun, anders tun, befremden, abgehen. Z. B. Es tut má-r and, dáß ih nix red'n soll, es tut mir wehe, nichts reden zu dürfen; mir tut's and um mein'n Vadán, mein Vater geht mir ab, ich gehe ihn irr. Im Heldenbuche kommt vor: Ande, Ante, Sorge, Verdruß (angor).

an-feuchtlád, anfeuchtelnd, etwas feucht.

an-glur'n, mit großen, weit aufgerissenen Augen anstarren. Siehe: Glur'n.

an-g'stoch'n, angestochen; ang'stoch'n kummá, angestochen kommen, auf den Strauch schlagen, desgleichen tun, etwas in Anregung bringen.

an-ländt'n, anlanden, landen.

an-loahná, anlehnen, einem eine untergeordnete Stelle anweisen, einen zum Statisten machen, einen betrügen.

an-mäuerln (anwándeln), ein Knabenspiel, darin bestehend, daß man Münzen gegen eine Mauer (Wand) wirft, und die Entfernung spannt, deren Überwerfen Gewinn und Verlust bestimmt.

an-meld'n, anmelden, von einem Verstorbenen; Part. ang'meldt; Subst. 's Anmeld'n.

an-pfnur'n, angrollen; pfnuren, von dem pustenden Laute der Katzen, verwandt mit pfnausen, pfnerchen, pfnofázen, schnauben, keuchen; siehe pfnur'n.

an-plausch'n, anplaudern, belügen; siehe plausch'n.

an-pumá, anstoßen, übel ankommen, in seiner Erwartung getäuscht werden (offendere).
an-rumpeln, anfahren, rasch und verweisend anreden.
an-schenk'n, anschenken, vollschenken, füllen.
an-schlag'n, in Wien: durch Hammerschläge an die Glocke auf dem Pfarrturme das Feuerzeichen geben.
an-schnarch'n, brummend anreden.
an-singá, einen um etwas ersuchen; ihm etwas abzwingen.
Annfá-Platz, Annferplatz, Engstelle zur Überfahrt über das Wasser.
An-wurf (án'n A. mach'n), einige Worte hinwerfen, vorläufig auf etwas anspielen, einen Liebes- oder Heirats-Antrag tun.
a-peck'n (— — ◡, a-beck'n), abpicken, herabpicken.
a-pflusch'n (— — ◡), abbrennen, verlöschen, von einer schnell verglimmenden Flamme.
arbát'n (— ◡ ◡), arbeiten; Arbát (Oarbát, — ◡), Arbeit, Mühe.
arg (arch), schlimm, böse, mißlich; Kompar. iargá; Superl. 's iargsti.
a-schnazeln (— — ◡), abschnatzeln, abküssen.
a-springen (— — ◡), abspringen; z. B. vor Zorn, siehe: springgifti.
Ast ('s Ast), der Ast; Plur. d' Ást'; Diminut. 's Ást'l, auch 's Nást'l.
a-stöß'n (— — ◡), abstoßen; Part. a-g'stöß'n; vom Schluchzen.
a-strick'n (— — ◡), abstricken.
Au (d'), eine bewachsene Sandbank.
auf-bláht, aufgebläht, aufgeblasen.
auf-dámá, aufdäumen, bezahlen, sich's etwas kosten lassen, großtun; entweder von der Bewegung des Daumens beim Aufzählen klingender Münze, oder wirklich (wie im Hochdeutschen): aufdamen, im Bretspiele durch Auflegung eines Steines die Dame bezeichnen.
auffi, hinauf; auffá, herauf.
auffi-loahná, hinauflehnen; siehe: loahná.
auf-graup'n, rauh machen, emporsträuben; siehe: graupát.
auf-heb'n, aufheben; auch: bewahren; á-n Ehr' aufheb'n, sich Ehre einlegen; Part. aufg'hebt, aufgehoben.
auf-pflusch'n, aufflackern.
Aufschlág'l ('s), Aufschlag, der übergebogene Rand an einem Teile (z. B. dem Ärmel) des Kleidungsstückes.
auf-schreib'n, scherzweise für: prügeln.
Aug' ('s 'Auch'), Auge; Plur. 'd Augná. Koan bös's Aug' sollt s' anschau'n, kein böses Auge, d. i. keines böswilligen Menschen Auge sollte sie ansehen; sie ist ein Ideal, welches durch einen Blick aus dem Aug' eines Bösen nur entweiht (verhext) würde.
Augáblick (dá-r Aug'nblick, Au'mblick), Augenblick, Moment, Nu.
aus-brát'n, ausbreiten.
aus-buss'n, an Küssen (Busserln) erschöpfen.
Au-schelm (dá-r), Erzschelm, loser Vogel; eigentlich: Aurschelm, von: aur, ur (empor, groß).
aus-g'schält, ausgeschält.
aus-läut'n, ausläuten; oan'm ausläut'n, einem zu Grabe läuten.
aus-lins'n, fein ausforschen, aus-

holen; entweder von Lin, Lein, Haar, einem haarweise etwas entlocken; oder von Linse, in linsenkleinen Portionen einem etwas abforschen.

aus-námeln (oan'n a.), einem Schimpfnamen geben, ihn beschimpfen, schmähen.

aus-nücht'n (sih a.), sich ausnüchtern, nüchtern werden, nach einem Rausche.

aus-pfnauſ'n, verschnaufen; siehe: pfnauſ'n.

aus-pux'n (ausbugsen), auf einen Bug (Zug) hinübertrinken, schnell ausstürzen.

aus-ranz'n, sich satt dehnen, sich zur Genüge strecken; siehe: ranzen.

aussá-frátscheln, durch wiederholte Fragen etwas herausbringen, ausforschen; Frequent. von Fragen.

aussá-král'n (aussá-krall'n), herausklettern, träge heraussteigen; siehe: král'n.

aussá-starcheln, mit großen Schritten herausgehen; siehe: starcheln.

aus-schnauſ'n, verschnaufen.

aus-schüd'n (ausschid'n), ausschütten.

ausschwáb'n, ausschwenken, ausspülen; Part. ausg'schwáppt; siehe: schwáb'n.

austrickern, austrocknen, versiegen.

aus-zieg'n, ausziehen, schnell rinnen; die Wohnung ändern; sih auszieg'n, sich entkleiden.

Auswärts (dá-r), der Frühling, wahrscheinlich von dem allgemeinen Drange nach auswärts im Lenze.

Auvog'l (dá-r), Au-Nachtigall (motacilla luscinia), in Sachsen Rotvogel, die kleinere Nachtigall (franz. rossignol). Höfer II. 279. — Mitunter aber auch vielleicht der Auerhahn, eigentlich: Aurvog'l, Urvog'l, von: aur, ur, empor, hoch (tetrao urogallus); nach andern von ur, wild; im Norwegischen: Aarfugle.

B.

bágschierli*), niedlich, artig, graziös; entstellt aus: possierlich.

Bám (dá), Baum; Plur. d' Bám', d' Bámer.

bámá (sih), sich bäumen; gewaltsam aufzustehen versuchen.

Bámhácȝ'l (dá, 's Holzbránl), Baumhacker (picus major).

Bánd'l ('s), Bändchen; oan'n am B. hab'n, einen nach Belieben lenken, im Zaume halten.

bánfest, beinfest.

Bán'l ('s), Beinchen; Gliederchen.

bánschrádi (— ◡ ◡), beinschrötig, bedenklich. Beinschrötig heißt bei den Wundärzten eine solche Wunde, in Folge welcher ein Bein geschroten (gesplittert) ist, wodurch jene um so gefährlicher wird. Schmeller I. 176.

bárduseln, fein berücken; hinters Licht führen; vielleicht beduseln, duselig machen.

báseln, schnitzeln, schneiden, kleine mechanische Arbeiten verrichten. Vielleicht vom hebräischen posal, hobeln, schnitzen.

Bátáli (d', ◡ — ◡) bataille, Schlacht.

*) Hier, wie bei jedem der nachfolgenden Buchstaben, sind die Wörter, deren erste Silbe ein hohes (á) enthält, jenen vorangestellt, welche in der ersten Silbe ein tiefes a (å) haben. (J. G. S.)

Báz' (d'), Beitze.
Báz'n (d', — ◡), Schlafhaube, weiche Mütze; vielleicht verwandt mit Báz (—, dá), weiche, klebrige Materie. Schmeller I. 228.
Bachhuabá (Båchhuaba); der Name des Bauers, welchem J. F. Castelli in seinem gemütlichen, echt patriotischen Gedichte: „Dá Bauá bai'n Koasá seiná Grångad" die Schilderung der damaligen Volksstimmung in den Mund legte.
Badá (dá), Bader, der Wundarzt.
bad't, gebadet.
barhápát, barhaupt, bloßköpfig, abgedeckten Hauptes.
baseln, sich wälzen wie die Hühner, Zeisige usw., wenn sie sich mit aufgesträubten Federn in den Sand legen, ihn mit den Füßen über sich auswerfen, oder sich die Augen daran streichen; baseln (paseln, puseln), trippeln. Höfer I. 61.
Batz'n (dö), Geld; ehemals in Bayern eine Rechnungsmünze im Betrage von 4 Kreuzern; auch ein kleiner silberner Dickpfennig.
bearnkád (bearnk'n), eine Onomatopöie für den Gesang der Zeisige; zwitschern.
Bedlá (dá), Bettler.
bedufft, niedergeschlagen, verblüfft; anderwärts betucht (im Slawischen tiho, still).
Befelch (dá), Befehl, Empfehlung, Gruß.
Bein (d'), Biene, eine Buchstabenversetzung, wie sie in Dialekten häufig vorkommen (Bien, Bein); Plur. ebenfalls: d' Bein.
bei-nand (beinandá), beieinander; beisammen.
beiss'n, auch: necken.
beobachtingá, beobachten.
Berg (dá Berch); Plur. d' Berg' (d' Berch'). — án'n B. mach'n, einen Berg machen, wird von kleinen Kindern gesagt, wenn sie im Bettchen die Füße aufstellen und dadurch im Deckbette eine Erhöhung bilden, wobei sie sich leicht verkühlen.
beuteln (beud'ln), schütteln.
b'fürt'n, behüten; Behüt' Gott („b'fürt' God") sagen; verabschieden (congédier), zum Abschiede begrüßen.
biklem (_◡), selten, schwer zu bekommen; von der Vorsilbe bi (wie in biderb, Bifang usw.), welche in be überging, und klemm, selten, beschränkt (von klemmen, einengen).
bilei (◡_, belei), bei Leibe! — so lieb dein Leib (Leben) dir ist!
bissi, bissig,
bivoar (bevoar), bevor, vorher.
bláb, blau.
blád, blöde.
Bleam'l, Blümchen.
bleankáz'n (blönkáz'n), blinken, flimmern.
blempern (plämpern), viel und ohne Rücksicht auf die Güte des Getränkes trinken; Plámpel heißt in Bayern schlechtes Bier.
Blicktri, Blendwerk; á pur's Blicktri, eine bloße Vorspiegelung (Spiegelfechterei); im Mittellatein blictrum, plictrum, jetzt von pier, spuma cerevisiae. Schmeller I. 333.
Blüah' (d'), Blüte.
blüah'n, blühen; vom Wasser: wenn es auf Stellen, wo es besonders

tief ist, oder zur Zeit, wo der sogenannte „untere Wind“ anhebt, Grübchen, ineinander rinnende Kreise, und blumenähnliche Arabesken bildet, was die Schiffleute für ein Zeichen halten, daß es ein baldiges Opfer fordere.

bl ü a t ' n, bluten, Part. b l ü a t ' t, geblutet.

b o c k b á n i (_◡◡), bockbeinig, halsstarrig, trotzig.

B o t s c h á n l ('s Putschánl), eine kleine Münze im Wert eines halben Hellers, vormals eine böhmische Münze, welche auf der einen Seite den Buchstaben W (Wenzel?), auf der anderen einen Löwen zeigte. H ö f e r II. 359.

B o t z ' n (dá), der lange, abgebrannte Docht der Kerze; das Samengehäuse einer Frucht.

b r á d, breit; o a n ' br. s c h l a g ' n, einen betrügen, übertölpeln.

B r á n d ' l ('s), Brändchen, ein kleiner Brand.

B r á t ' l ('s Brád'l), Braten; B r á t ' l b á n, Bratenbein.

b r á t ' n, breiten; dagegen.

b r a t ' n, (bråd'n), gebraten.

B r á z e r l ('s), Händchen, Pfötchen; verwandt mit: le bras.

b r e d ' l r u t s c h ' n, übers Brettchen rutschen; eine Metonymie für: sterben.

b r i n n h á ß, brennheiß; heiß wie die Flamme.

b r i n n r o h t, brennrot; hellrot wie die Flamme.

b r o c k ' n, pflücken; Intensiv. von: brechen.

b r o d e l n, zögern, sich träg herumschleppen, nicht zur Entscheidung kommen. In der Pfalz: schlecht stricken; eigentlich b r u d e l n (to brothe), tönen und qualmen, wie kochendes Wasser, schwitzen; verwandt mit b r u e t e n (proutan), unschlüssig, unausrichtsam sein. Subst. B r o d e l n.

B r ö s e l ('s), Brosämchen; k o a n Br., kein Bißchen.

b r ö s e l m a r b, bröselmürb; mürb zum zerbröckeln; von b r o s e n (brisen, briser) zerreiben.

B r u a d á (dá), Bruder; die Casus obliqui: B r u a d á n.

b r u n n á, gebrannt, vom Mittelzeitworte b r i n á, brennen (ih brinn', du brinnst, er brinnt); dagegen das übergehende Zeitwort b r e n á (ih bren', du brenst, er brent. Part. brennt).

B r u s t l a t z (dá), kurzes Oberkleid ohne Ärmel; Plur. d' B r u s t l á t z '.

B ' s c h á d (tun), Bescheid tun, beim Gesundheittrinken.

B ' s c h á d - E s s e n ('s), Bescheid-Essen, ein Teil der Speisen, welchen man bei Schmausereien, namentlich bei Hochzeiten, den Gästen mitgibt, oder beiseite legt, um ihn den Bekannten ins Haus zu schicken; ähnlich den sportulis der Römer.

b ' s c h a f f ' n, bestimmt; von der Vorsehung verhängt.

B ' s c h r e i b i n g (dö), die Beschreibung.

b ' s e t z t, besetzt; in Anspruch genommen; verliebt.

B ' s t a n d (dá), Bestand, Bestehen, Dauer, Beständigkeit.

b ' s t e h ' n, bestehen, gestehen, bekennen.

b ' s u n d á s, besonders, hauptsächlich; Adjekt. b ' s u n d á r á (i), b ' s u n d á s.

B u a (dá), Bube, Bursche, jeder Junggeselle (garçon); Plur.

Bub'n (Buab'n), Bubmá (Buamá); Diminut. 's Bürsch'l (Birsch'l); siehe: Bui.

Buchácker l ('s), Buchcichel (Buchácherl?), Buchnuß; die Frucht des Buchbaums (glans fagen); auch Áckeram (Agram), Kollektiv. von Ecker.

Budálámperl ('s), Butterlämmchen; ein Osterlamm aus Butter geformt. Überhaupt ist das Lamm das Sinnbild der Unschuld und Sanftmut. Siehe Lámperl.

budámarb, buttermürb, leicht verdaulich.

Bühn' (d'), Bühne; in Wien vorzugsweise: die Schandbühne, der Pranger.

Bug'l (dá), Buckel; Rücken; sih 'n B. voll anlach'n, schadenfroh lachen.

Bui (dá), ebensoviel als Bua.

bürst'n, stark trinken, als Kontrast zu dürsten (durst'n).

Bumá (d'), Bombe; Plur. d' Bumán.

Busch'n (dá), Blumenstrauß; Plur. d' Buschná.

busseln, küssen; Subst. 's Busseln; verwandt mit dem englischen to buss, dem lateinischen basiare, dem italienischen basciare und dem französischen baiser; eigentlich eine Onomatopöie vom Laute der Lippen beim Kusse. Plumper: buss'n.

Busserl ('s), ein Schmätzchen, ein Mäulchen, ein Küßchen.

Butz (dá Burz), das Kerngehäuse, auch: Botz'n, Gripps usw.; per Butz und Sting'l, vom Grund aus.

C.

Christás, Christus, ein Christusbild gewöhnlich „Herrgod“ genannt, besonders wenn die Abbildung ein Werk des Bildhauers, nicht des Malers ist.

Chur ('s), Chorgesang, Choral.

D.

dá, der (vor einem Selbstlaute: dá-r), dá, dir; als Vorsilbe dem er entsprechend; auch dir in der Redensart: wer dá will (quis tibi velit).

dá-barmá (◡ — ◡ dábarmán), erbarmen.

dörffá, dürfen; ih därf; Konj. Imperf. ih därffát', ich dürfte.

dá-frag'n, erfragen, erwischen.

dá-glängá, erlangen, erreichen.

dá-hám (dáhoam, dáhoambd'n), daheim; zu Hause.

dá-heb'n, erheben, aufheben.

dá-kemá, erkommen (im Altdeutschen: arqueman, irchomen), außer sich kommen; erschrecken.

dá-kená (dákenná), erkennen; sih d. sich erkennen, sich zurecht finden.

dá-lei'n, erleiden; aushalten, dulden.

dá-log'n, erlogen; gewöhnlich in Verbindung mit: dástunk'n, siehe dieses.

Dám (dá), Daumen; oan'm übá'n D. dráh'n, einen über den Daumen drehen; einen betrügen.

dámbrád, daumbreit; auch getrennt: án'n Dám brád.

dámlang, daumlang.

dámisch, schwindelig, betäubt, be=

nebelt; verwandt mit: Dampf ($\Theta\alpha\mu\beta\zeta\omega$).
Dáná (dö), Donau; das hohe á vom lateinischen Danubius herrscht noch vor.
dánah (◡—), danach, nachher.
dáquer (◡—), quer, der Breite nach.
dá-rat'n (dárad'n), erraten; ih dárat', du dáratst; z'dá-rat'n, zum Erraten.
dási (tasi), auch tásti, zahm, ruhig, still, kleinlaut; verwandt mit dem lateinischen tacere, dem italienischen tasentare, dem französischen taiser; quel tasé! welch' Duckmäuser! Höfer III. 215. Schmeller I. 400.
dáweil, dieweil, während.
dá-wiedán, (◡—◡) erwidern, zurückgeben.
dá-wisch'n, erwischen.
dá-von, elliptisch: statt davongegangen.
dá-ziel'n, erzielen; zustande bringen
dá-zwerch, quer.
Dacht'l (dö), Ohrfeige; ein Schlag auf 's Dáchl (Scheitel).
da-dá (—◡), da, hier.
dalkád, ungeschickt, dumm, tölpisch; bei Ulphilas dwala; englisch dull.
dani, hindan, weg.
dani-kein (—◡—), wegwerfen, siehe kei'n.
Darm (dá), Darm, Darmsaite; Plur. dö Dárm'.
dearnát (—◡), dessenungeachtet, doch, dennoch.
Detred ('s, ◡—), das Dekret, die Satzung. Plur. dö Detreder.
denná (dená), dennoch.
derá, dieser; Dativ. des Feminin. von der, dieser.
Dern (dö Törr'n), derbe Maulschelle; von terren, zerren, stark ausziehen; verwandt mit dem englischen to tear, dem italienischen tirare, dem französischen tirer ($\tau\epsilon\acute{\iota}\rho\omega$). Vergl. Dacht'l, Faunz'n, Hausdätsch'n, Liebstáscherl, Wátsch'n usw.; überhaupt ließe sich über die Bezeichnung dieses Begriffes eine Monographie schreiben, wie Lichtenberg eine über den Rausch gegeben hat.
Derná (dá, Dearná), Diener, auch Gerichtsdiener (Scherg').
Derndál ('s Dearnd'l, Diarnd'l), Dirnlein, Bauernmädchen, unverheiratete Weibsperson; Seitenstück zu: Bua. Plur. dö Derndáln.
Dernst (dá, Dearnst), Dienst.
dertweg'n, derentwegen, deshalb; daher.
desánter'n (—◡—), desertieren, ausreißen.
Dickscheb'l (dá), Dickkopf, eigensinniger Mensch.
Dimmerlstag (dá), ein nicht existierender Tag, die Calendae Graecae des Österreichers, daher: am Dimmerlstag, so viel als: „nie", am jüngsten Tag.
Dirnd'ln (dö), Kornelkirschen, die Beeren des Kornelbaumes, (cornus mascula), — Dirnd'lstand'n, der Kornelbaum.
disk'rir'n (dischk'rirn), diskurrieriren, reden, schwatzen, plaudern; sich durch Gespräch unterhalten.
Diskurs (dá, Dischkurs), Gespräch, Unterredung, Geplauder.
dölearntát (—◡◡), linkisch, ungeschickt, plump; vielleicht von

dellen, dampfen; etwa einer, der wie vom Dampfe betäubt, oder wie im Dampfe einhertappt. Schmeller I. 364.
dráh'n, drehen.
drein-plesch'n, dreinschlagen; von plesch'n, schlagen (πλήσσω).
drent', drüben, jenseits; vgl. herent'.
drinnád, drinnen.
drob'n (drobmád), oben; in der Höhe.
Drud' (dö), Trude, ein nächtliches Gespenst, welches den Schlafenden auf die Brust tritt und sie drückt, daß sie kaum atmen können; von trotten, treten, nicht von dem angelsächsischen drus, Zauberweib; Gattin eines Druiden. Drude entspricht dem Alp (incubus).
Drüs (oan'm án'n Dr. antur). Einem Drüsse anlegen, ihn plagen, etwas ungestüm von ihm fordern; sich án'n Dr. antun, sich zu etwas zwingen. Von Druß, Verdruß. Höfer I. 165.
d'selb'n (selm), daselbst, dortselbst, damals, dort.
dudeln, eigentlich auf der Flöte, dem Horn oder einem anderen Instrumente schlecht blasen, verwandt mit dem russischen duja. dudyo, ich blase; im österreichischen für: jodeln (jo-eln), solfeggieren. Das Solfeggio bewegt sich gewöhnlich durch die akkordierenden Töne auf- und abwärts und endet in der Regel mit einem Sprunge vom Grundton in seine Oktave. Schmeller II. 263. Davon
Dudlá (dá), Jodler, Jauchzer, Lustgesang.
dulláz'n, laut jauchzen; Frequent. von dudeln.
dumpá, dumpf, dunkel, düster.
durch-plödern, durchbläuen: siehe plödern.
durch-ráf'n (◡ — ◡), durchreisen, durchziehen; siehe ráf'n.
Du-u, das Wörtchen „Du" drohweise gesprochen. Diese Wiederholung des Selbst- oder Doppellautes bei Drohungen ist eine Eigentümlichkeit des Volksdialekts.

E.

eb'nst, eben; gerade.
eckát, eckig, kantig.
eh', ehe, eher; auch: ohnehin; ehndá (ehándá), eher; früherhin.
Ehr'ntá (dá, Ehr'ntag), Ehrentag, Hochzeitstag.
eng (enk), euch; engá, euer; Plur. engári (eng'ri), euere.
einbrenntá, eingebrannt.
ein-b'steh'n, eingestehen; siehe: b'steh'n.
ein-degln (eintegeln); einschmeicheln, in der Gunst befestigen; von Tegel (dá), Ton; tegeln, klecksen, beschmieren, verwandt mit dem englischen to daggle; also: sich eindegeln, so viel als sich mit zähem Ton im Herzen eines Menschen festkitten.
ein-fádeln, einfädeln, verlocken, für sich gewinnen.
ein-fall'n, einfallen, zusprechen.
ein-ház'n, einheizen, anfeuern, warm machen.
eini, hinein; auch: 'nein; einá, herein.
einikehr'n, hineinkehren, hineinfegen.
eini-mosteln, hineinzwängen, von: mosteln, Most treten, also: treten, stampfen, knebeln usw.

ein-pack'n, figürlich: seine Ansprüche aufgeben, seine Vorzüge für machtlos erklären müssen; abnehmen, herabkommen; sich bescheiden, sich zurückziehen.

ein-schiarf'n, einschärfen.

ein's gehn's, eines Gehens, allsogleich, schnurstracks (e vestigio).

ein-tränká, eintränken, entgelten lassen.

ein-wendi, inwendig, innerlich.

elendi (–◡◡), elend; elendigá, elender.

Elfá (á-n), ein Elfer; Wein vom Kometenjahre 1811, welches bekanntlich ein vortreffliches Gewächs lieferte.

elfi, eilf; von Elfi bis z'Mittag, sprichwörtlich für eine Sache, welche nur kurze Frist dauert.

Emá (dá-r), Eimer.

entá (ent'r, ent'n), jenseits, drüben (ἔνθα) Adjekt. 's entári, 'm entán, das jenseitige, dem jenseitigen.

ent'risch (entárisch), ängstlich, bang, unheimlich. Vielleicht von ent, einem Ausdrucke der Vergrößerung, z. B. ein Ent-tier, ein Ent-narr, ent-dumm, ein großes Tier, ein großer Narr, erzdumm; also enterisch so viel als: das gewöhnliche Maß überschreitend, seltsam. Meiner Meinung nach dürfte es eher änterisch lauten, und von Ante (Ande), Sorge, herkommen; mithin so viel als: sorgenvoll, bang.

eppá (öppá), etwa, vielleicht.

Erdbábliahl'n (d'), Blüten der Erdbeeren (fragaria vesca. Lin.).

Erdzeisseln (d'), Tierchen mit bräunlich-grauen Haaren, dünnem, langem Kopfe, sehr kurzem rauhem Schwanz und ohne Ohren; sie vergraben sich in die Erde und nähren sich von Feldfrüchten. In Österreich heißt das Tierchen auch: „Kritscherl" (arctotomys citillus).

erm (earm) ihm, ihn; erná (earná), ihnen, ihr.

Essikrug, Essigkrug; án'n E. mach'n, die Hände henkelartig in die Seite stemmen.

etlá, etliche, beiläufig.

Exámi ('s, ◡—◡), das Exámen, die Schulprüfung, die Lernprobe.

exázir'n (◡◡—), exerzieren; sich zum Soldatenstand abrichten lassen.

expreß, ausdrücklich, absichtlich, zum Trotz.

F.

fál, faul, träge (fa[u]l); feil, venalis (fa[i]l).

Fánkerl ('s) Fünkchen, von Fánk'n, Funke. Schmeller I. 543.

Fárl, Ferkel; siehe: Spennfárl.

fabeln (vur-), vorerzählen.

Fad'n (dá), Schiffseil; Plur. d'Fádná.

Fahn (dá), die Fahne.

Faunz'n (d'), Schlag ins Gesicht, Maulschelle, Faustſtoß; verwandt mit Faust. Verb. faunzná. Schmeller I. 546.

Fax'n (d'), Possen, Scherze, Gaukeleien; von fatzen, scherzen (facetiae).

fecht'n (f. geh'n, kumá), betteln; nach Adelung von den Soldaten in vorigen Zeiten, welche, unter dem Vorwande, daß sie ins Feld (fechten) gehen, oder aus dem Felde zurückkehren, unverschämt bettelten.

Fedárüll' (d', — ◡◡), Federrütte; ein zwilchener Überzug, in welchen die Flaumen gefüllt werden; gewöhnlich statt: Kissen, Deckbett (Duachád) überhaupt.

Feintán ('s), das Feintun, die Galanterie, die Zierlichkeit.

Feita (Fei'ta), Feiertag, Festtag, freier Tag.

feirád, feiernd, verfügbar, disponibel, zum beliebigen Gebrauche leerstehend.

Felbeerbám (dá), ein Weidenbaum, welcher zu einem hohen Stamme auswächst (salix. Lin.).

Fenstáglumf'n, Spalt in den Fensterläden; siehe Glumf'n.

fensterln, vor'm Fenster der Geliebten Ständchen halten.

fert'n, im vorigen Jahre; verwandt mit fern.

feuráz'n (— ◡◡), feurig glänzen, flimmern.

Fická (dá), auch: Fliká, ein Peitschenhieb; fick'n (flick'n), mit der Rute streichen (fligere).

fidel (◡—), umgänglich, lustig; kreuzfidel, sehr lustig.

Finstá (d'), die Finstere, das Dunkel.

Fleck (dá, Fleg), Fleck; án'n F. dudeln, ein Stück jodeln.

Fleiß (mit z' Fl.), mit Fleiß, absichtlich, zum Trotz.

Fliech (d'), die Flieg, der Flügel; 's Fliecherl, das Flügelein; bei da Fliech nehmá, ergreifen, fassen.

Flitscherl ('s), ein Schimpfname für junge Mädchen, so viel als: flatterhaftes, leichtsinniges, schnippisches Ding. Flitschen, flitschern, flitscheln, mit den Flügeln schlagen; die Flitschen, das Flitschelein, die Schwingfeder, der Fittich. Schmeller I. 594.

Foarch'n (d'), Föhre, Kiefer (pinus sylvestris Lin.); von Feuer, weil sie vorzugsweise zur Feuerung dient.

Fráß (dá), eigentlich ein plauderhaftes, mutwilliges, unbesonnenes Kind (procax); scherzweise aber auch ein lebhaftes, gesprächiges, kindisches Wesen überhaupt (φράζω).

frei, geradezu (sans gêne), eben, in der Tat.

Fress'n ('s), Essen, Schmaus; daher: Schnabelweide, Lust; das is á Fress'n fürd' Leut, das ist etwas, woran die Leute ihre Lust haben.

Freund, Anverwandter. Das Wort „Freund" in der sympathetischen Bedeutung kennt der gemeine Mann nicht; er ersetzt es durch: G'spann (Gespann, sodalis), Spezi (Spezial) usw.; daher

Freundschaft (d'), die Blutsverwandtschaft.

Fried' (dá), Friede; Fried' geb'n, Ruhe lassen.

friemá, vorausbestellen, sich etwas machen lassen; ursprünglich frümmen. Schmeller I. 612.

froch, froh.

frozeln, necken, foppen; Iterativ. von fretten, reiben (fricare), plagen.

fruah, frühe.

Frücht'l ('s), eine kleine (verkümmerte) Frucht; daher figürlich ein liederlicher Mensch (homo nequam).

frumm, fromm; Komp. frümmá.

fuadán, füttern.

fuchti; übellaunig, zornig; vielleicht von fechten, sich schnell hin und herbewegen.

fuchzeh'n (fufzeh'n), fünfzehn.
Fünferl (á), ein Stück Papiergeld im Werte von fünf Gulden; wohl auch eine Silbermünze im Werte von fünf Kreuzern.
fürá, hervor.
fürá-záxeln, hervortrippeln, hervorhüpfen; siehe: záxeln.
Fürtá ('s), Vortuch, Schürze; Dimin. 's Fürtárl; daher
Fürtábándeln, die Bänder an der Schürze.
Fußschamel, Fußschemel.

G.

gách, gähe, jäh, rasch, abschüssig.
Gál (d'), eine Krankheit der Singvögel, deren Wirkungen: Traurigkeit, Abnahme der Singlust, Tod sind; etwa: Giel statt Gilb (Gilbe), Zustand des Gelbseins von der Farbe des Eiterbläschens, das sich dabei am Steiße bildet, Schmeller II. 31. (In der Pfalz: Die Dörr.)
gámáz'n (—◡◡), heftig gähnen, mit offenem Munde teilnahmslos in die Welt hinausglotzen.
Gámsbart (dá), Gemsbart; Haare vom Nacken, nicht vom Kiefer der Gemse, zu einem bartförmigen Büschel zusammengebunden, welches der Jäger, der schon eine Gáms (eine Gemse, antilope rupicapra) erlegte, als Weidmannsschmuck stolz auf den Hut steckt, und bei jedem, der diese Zier sich ohne Verdienst anmaßt, mit Verachtung ahndet.
gáng' (gángát'), ginge, Konj. Imperf. von: gengá, gehen; Part. gangá.
Gás (dö), Geiß, Ziege.
gag'lbámán, steif, vom Leibe wegstehend; á gag'lbámáná Rock, ein stark geglätteter und gesteifter Rock. Wahrscheinlich von gogel, gegel, mutwillig (lascivus), (gogel sein; luxuriari, verwandt mit Gockhel, Hahn. Schmeller II. 22), und bámá, sich bäumen, starren. — Nach anderen käme es von Gages, Hornstein, und bámá; — wieder nach anderen von gageln, herumschlendern, und Báms (bambo), Geck; sonach ein Kleid, welches wohl für einen herumschlendernden Gecken, nicht aber für einen betriebsamen Landmann paßt.
Gall' (d'), die Galle, der Ärger, der Zorn.
Ganansá (dá, — — ◡), Gänserich, das Männchen der Gans.
Gantá (dá), das hölzerne Gestelle, worauf die Fässer in den Kellern liegen. Plur. d' Gántá.
Gar-dá-r Andri, Gar der andere, entspricht dem δεῖνα der Griechen, dem chose der Franzosen, dem cosa der Italiener usw. und oft auch euphemistisch dem „Teufel".
Gebitt ('s Gebid), Gebitte, Gesuch, Wunsch, Sehnsucht.
geb'n, geben; Präs. ih gib; Plur. ma geb'n, ös gebt's; Konj. Imperf. ih gáb' (gebát), Part. geb'n.
geh'n, gehen; Präs. ih geh'; Plur. má gengán, ös geht's; sö gengán; Konj. Imperf. ih gáng'; Part. gangá.
Geia (dá), Geier (falco ater).
Geistlichi (dá), der Priester; Plur. dö Geistlingá.
gelt? nicht wahr? (ai'n' tu?); von: gelten, zugeben.
gestert, gestern.

gestri (— ◡), gestrig; Unvermögen, sich in das Heute hineinzufinden; übernächtig.

gfiarbt, gefärbt.

G'frag' ('s), Gefrage, Nachfrage, Teilnahme.

G'frieserl ('s), Gesichtchen, Diminutiv von

G'friefs ('s), das Gefräße, schimpfwörtlich für „Gesicht", während obiges Verkleinerungswort ein Ausdruck der Zärtlichkeit ist.

g'ham (g'hoam), heimlich; verstohlen; Subst. dö G'hoam, die Heimlichkeit, das Verborgene.

Gicksá (á), Mißton, Fehler; besonders in der Musik; von gicken, pippen (gingrio), wie junge Sperlinge.

Gift (dá), Zorn, Unmut, Verdruß; Adjekt. gifti, zornig, verdrießlich.

gift'n (sih), sich ärgern, zürnen.

giges-gages alliterierender Scherzausdruck für: albernes Zeug, leeres Geschwätz.

Gimp'l (dá), ein Singvogel (loxia pyrrhula. Lin.).

G'jád ('s, G'joad), lärmender Scherz, toller Lärm; von jagen, das Wild durch Lärm auftreiben; so auch jágeln, wild schreien; das wilde G'jaid, die wilde Jagd.

G'jucház ('s), Gejauchze; Freudengeschrei.

gláb'n, glauben; meistens dafür: moaná, meinen.

glängá (g'langá), auslangen, mit einer Sache auskommen; Part. g'längt.

glanz'n, glänzen; Part. glanzt, geglänzt.

Gláſ'lguckà (dá), Gläschengucker; einer der gern ins Glas sieht; ein Freund des Trunkes.

gleih so mein (gleihsumein), gleich so lieb; eben so gern.

gleihwölst, gleichwohl.

gleihwohl, gleichwohl.

G'loat ('ſ), Geleite, Begleitung.

glöck'lhell, glockenhell; ein vom Schall auch für das Licht angewendetes Gleichnis; sehr hell.

Glöckerl ('s), Schneeglöckchen (soldanella alpina. Lin.).

glos'n, glimmen.

glüah'n (glüaht'n), glühen; Präs. ih glüah', du glüaht'st, usw.

Glumſ'n (d'Glunſ'n), Ritze, Spalt, Fuge; eigentlich: Klunsen, Klunzen. Schmeller II. 360.

Glur'n, weit aufgerissene Augen; verächtlich für „Augen" überhaupt; ursprünglich Glorren.

g'luſt'n, gelüstet.

g'máhlá, mählig, langsam.

g'manſ't, gemaust; es is má nur g'maust; es is mir ein Leichtes, eine Spielerei.

g'moan, gemein, niedrig, betriebsam, schlicht; — á G'moáná, ein gemeiner Soldat.

G'moan' (dö), die Gemeinde, davon

G'moankellá (dá), der Gemeindekeller, und

G'moanstub'n (dö), die Gemeindestube im Gasthause.

G'náck ('s), Genick, Nacken.

g'nua, genug, hinlänglich.

Goaſ'l (dö), Geißel, Peitsche.

Godá (dá), der Kader, der fleischige herabhängende Teil unter dem Kinne; die Wamme (palear).

God'l (d'), die Taufpatin (engl. (God-Mother); auch: die Firmpatin.

godg'segn't, gottgesegnet, glücklich.
Godsacká (dá), Gottesacker, Friedhof.
Godseibeinns (dá), der Teufel, vor welchem man sich durch die Bitte: „Gott sei bei uns!“ schützen mag.
Göd (dá), der Taufpate (engl. God-Father); auch der Firmpate.
Göscherl ('s), Mündchen, Mäulchen; wie bei G'frieserl, als Verkleinerungswort ein Ausdruck der Zärtlichkeit, während das Stammwort: „Gosch'n“ ein Schimpf ist.
gottákeit (als Gottákeit), eine eigentümliche Redensart für: gleichsam, will sagen. Sie soll herkommen von: „God mer chyd (keit, sagt), Gott sagt mir. Nach andern: aus Gütigkeit; scilicet, nempe. In Bayern: zum Codica, gleichsam, wie das venezianische, codiga, come se dicesse (quo dicat).
Grab'n (dá), Graben; der Name eines bekannten, vielbetretenen Platzes in Wien. Plur. d' Gráb'n.
graná, murren (grunire), im Heldenbuche: gronen, winseln; vom Feuer (bei feuchtem Holze): singen, stöhnen, leise weinen (obvagire).
gránti, grämlich, mürrisch.
g'rát'n (g'rab'n), geraten (entraten), entbehren, unterlassen, meiden.
graupát, struppig, aufgepustet; von Graupe, ein rauher, sich sträubender Körper, verwandt mit raufen, rupfen.
Grausbirn' (d'), Angst, Beklemmung; dö Grausbirn steig'n má-r auf, mir wird unheimlich zumute.
gráweln, grauen, dämmern, tagen; nicht zu verwechseln mit grábeln, moderig (nach dem Grabe) riechen, noch mit grabeln, krabbeln.
grean, grün; die unterscheidende Farbe des Jägers. Grean's, Grünes für die Suppe.
G'rebeltá (á, — ◡◡), Wein, aus Beeren gewonnen, welche früher vom Kamm abgerisselt (abgerebelt) wurden, damit diese nicht, wenn sie mitgepreßt werden, dem Most einen herben Beigeschmack geben. Rebeln von reiben.
g'rechteln, zurecht machen, bereiten; kommt schon bei Horneck vor.
G'red'l (d'), Magarethe, spottweise, wie andere weibliche Namen, zur Bezeichnung einer einfältigen Weibsperson mißbraucht. Gewöhnlich bildet „d' Gred'l“ das Seitenstück zum „Hans“, da beide Namen gleich häufig vorkommen.
grill'n, Onomatopöie für jenen Laut der Finken, durch welchen sie, der allgemeinen Meinung nach, Regen verkünden.
Grill'n (dö), Grillen; figürlich Gedanken, welche den Kopf summen machen; siehe Muck'n. Grill'n fang'n, sich mit eitlen Gedanken abquälen.
g'rinná, gerinnen.
griwes gráwes, ein onomatopoetischer Ausdruck für: durcheinander, unordentlich, unkennbar.
grub'n (gruab'n), gruben, in Gruben umlegen, von den Reben. Part. grubt.
Grüb'l ('s Grüab'l), Grübchen, die Herdgrube; die Vertiefung auf dem Herde, worin Feuer angemacht wird.
G'rumpl ('s), Gerumpel, Lärm.
Grund'l (dö), Gründling, Schmerl,

ein kleiner Fisch (cobitis barbatula).

G'säus ('s), Gesause, Lärm, Aufsehen; ganz dem Begriffe des französischen bruit entsprechend.

G'schäft ('s), Geschäft, Beschäftigung, Fach, Arbeit.

g'schámi, geschämig, verschämt, scheu.

G'schámi(g)keit (d'), Verschämtheit.

G'schau ('s), Geschau, Blick, besonders von einem warnenden, drohenden, starren Blicke, wiewohl, ohne Beisatz, ein vocabulum medium.

G'schepper ('s, G'scheber), Klang wie von zerbrochenem Geschirr, verwandt mit Scherbe, dessen Metathese es bildet. Höfer III. 78.

G'schick ('s), Geschick; dös is koan G'schick, das schickt sich nicht; das ist nicht in der Ordnung.

g'schlag'n, geschlagen; voll (solidus). — Á g'schlagni Stund', eine Stunde von der ersten Minute ihres Beginnes bis zur letzten, wo die Uhr sie schlägt.

G'schloß ('s), Geschloß, Schloß; das Gebäude, welches der Gutsherr oder dessen Repräsentant, mit dem Beamtenpersonale bewohnt.

g'schmerzt, geschmerzt, gekränkt, zurückgesetzt, verlegen.

g'schmiert, geschmiert; schnell, rasch, voreilig, munter, flink.

G'schmuck (dá), Geschmuck, Schmuck, auch: 's G'schmeid', Geschmeide.

g'schnáppi, geschnappig, schnippisch, kurz angebunden.

G'schrá ('s), Geschrei, Aufsehen.

g'schuná, geschienen; von scheiná.

G'schwáb'l ('s), Geschwäbel; leeres Hin- und Herreden, Geschwätze mit Beziehung auf die Redeseligkeit und (ungerechterweise zum Sprichworte gemachte) Geistesbeschränktheit der Schwaben, siehe: schwábeln.

g'schwoll'n, geschwollen, aufgeblasen, luftgefüllt, leer; g'schwoll'n's Red'n, hohles Geschwätz (ampullae).

G'schwur ('s), Geschwirre, dumpfer, verworrener Lärm.

g'segná, gesegnen; Segen zu etwas verleihen.

G'setz ('s), Gesetz; Plur. dö G'sátz'.

G'sicht (in's), gegenüber, vis-à-vis.

G'sind ('s), Gesinde, die Dienerschaft, die Wirtschaftsleute.

g'spanná, gespannen, merken, ahnen, von etwas Spur haben; wie man von einem Vorstehhunde sagt: er zieht an.

G'spáß (dá, G'spoas), Spaß, Scherz, Schwank.

g'spáß'ln, spaßen, scherzen; Kurzweil treiben.

G'spiel ('s), Gespiele, Spiel, Scherz, Spott.

G'stánz ('s), Lärm, Ständchen, Gespräch, Abenteuer; überhaupt etwas Auffallendes, was einen verweilen (stehen bleiben) macht.

g'státzt, gestatzt, gespreizt, hoffärtig (bellus, pusillus); auch státzi, von stár, starr, steif.

g'stiarkt, gestärkt', durch Stärke (einen aus Weizen, Kartoffeln usw. bereiteten flüssigen Körper) gezogen, gesteift.

g'streng, gestreng; dá g'streng' Herr, der Gutsbesitzer samt den Seinigen; überhaupt ein Ehren-

titel für alle Honoratioren, vorzugsweise für den Verwalter.

g'sund, gesund; Subst. dá G'sund, die Gesundheit, Höfer I. 134.

Guckähnl (dá), der Urgroßvater; mehr nur scherzweise gebräuchlich. Man zählt aufwärts: Vater, Ähnl, Ur-Ähnl, Guck-Ähnl. Von guck'n, schauen; vielleicht, weil auf alten Stammbäumen, welche als menschliche Figuren abgebildet wurden, die Augen (Gucká) im Kopfe den ersten Vater und die erste Mutter vorstellten. Höfer I. 335.

Gugá (dá), Kuckuck (cuculus canorus, Lin.) Plur. d' Guger.

Gugelhupf (dá), ein aus Germteig, Milch und Eiern gemachtes und mit Rosinen untermischtes Gebäck, welches sich rund erhebt (aufgeht) und gemeiniglich die Form eines Turbans hat; von Gug'l kugelförmiger Kopfbund (cuculus), und hupfen, huppen, sich erheben. In Steiermark heißt dieses Gebäcke von seiner gewundenen Form: „Widder". — 'n Kaiser Josef sein Gug'lhupf heißt, beim gemeinen Wiener, scherzweise der von Kaiser Josef erbaute runde Narrenturm, weshalb man, die Metapher festhaltend, einen darin befindlichen Narren dann „ein Weinberl (Rosine)" nennt.

gunná, gönnen, vergönnen. Part. gunnt.

gurg'lschmier'n, die Gurgel schmieren; trinken.

Gustá (dá, Gusto), Geschmack, Lust, Empfänglichkeit; fast gleichbedeutend mit: Schneid'; siehe dieses.

G'vattá (dá, G'vadá, G'vádámann), Gevatter, Gevattersmann.

g'walti, gewaltig; á g'waltiga, ein Gewaltiger; dá g'waltigi, der Gewaltige, án'n g'waltingá, einen Gewaltigen.

g'wándt'n (sih), sich kleiden; Subst. 's G'wándt'n, das Kleiden.

G'wásch ('s), das Gewäsche, langweiliges Geschwätze; siehe wasch'n.

g'wichst, gewichst, aufgeputzt, stutzerisch; á g'wichstá Stadtherr, ein städtischer Zierbengel.

G'wihr ('s, Gwiahr), Gewehr, die Wehre, die Waffe; vorzugsweise: die Flinte, das Schießgewehr.

G'wurrl ('s), Gewirre, verworrene Bewegung, Wimmeln, Krimmeln.

H.

Háft'lmachá (dá), ein Handwerker, welcher kleine Häkchen (Heftel) aus Draht verfertigt, die in ein gegenseitiges ovales Ringelchen eingreifen, um ein Kleidungsstück zusammenzuhalten. Weil das Fabrikat so klein ist, daß es das Auge des Fabrizierenden sehr in Anspruch nimmt, so sagt man von einem, der ein scharfes Gesicht hat: „Er hat Aug'n wie-rá Háft'lmachá".

hágli (häckli), haiglich, häckelig (heikelig); wählerisch, bedenklich, kitzlich, gefährlich. Adverb. sorgsam, schonend (delikat). Schmeller II. 165.

Hállodri (dá, ◡ — ◡), Flattergeist, leichtfertiger, zerstreuter Mensch, der immer Ungehöriges (*ἀλλοτρία*) treibt.

Hálmelzieg'n ('s), Halmenziehen; die Entscheidung einer Sache dem Zufall anvertrauen, ob man den längeren, oder den kürzeren von zwei, zwischen den Fingern festge-

haltenen, Halmen zieht, deren Ende man gleichweit vorstehen läßt.

hám (hoam), heim, nach Hause.

Hámur (dá, ◡ _), Humor, Stimmung, Laune.

hánti, bitter; einen nachhältigen Geschmack zurücklassend; von hán, haben, anhalten; gewöhnlich in Verbindung mit gránti, siehe dieses. Schmeller II. 209.

hárb (háb), herb (asper), böse; beleidiget; übel gelaunt.

Hárl ('s), Härchen; Diminut. von: 's Har; verstärkungsweise: á Hárl, Har.

Háscherl ('s), Häscherchen, Ausdruck der Zärtlichkeit oder des Mitleids für ein kleines, schwächliches Kind; etwa von: hoschen, straucheln (Hoschel, die Glitschbahn). Schmeller II. 253.

hátschát (_ ◡), hinkend, klumpfüßig; von hátsch'n (hádsch'n), schleppend einhergehen.

hátscheln, hätscheln, kindeln, verzärteln; verwandt mit: haschen.

Háx'n (dö), die Hakse; der lange Fuß vom Kniebug abwärts; gemein für: Fuß überhaupt; Plur. d' Háxná.

Habárn (dá, _ ◡), Hafer; dá Habárn sticht 'n, er ist mutwillig, feurig, (protervus).

hab'n, haben; Präs. ih hab' (ha, han); má hab'n (ham), ös habt's, sö hab'n (ham); Konj. Impf. ih hätt' (häd'); Part. g'habt. — Mih hat's; es hat mich; mich nimmt etwas mit.

hämmerln und hámmerln, eine Allitteration; pochen, klopfen; von einer Uhr, oder vom Schlage des Herzens.

Händ'l ('s), Huhn: d' Händ'ln hab'n erm 's Brot g'fress'n, die Hühner haben ihm das Brot gefressen; er ist traurig und niedergeschlagen.

häufti, häufig, zahlreich, in großer Anzahl vorhanden.

haid'l, schlaf'; von haid'ln, schlafen (εὕδω); davon: dá Haid'lbubaid'l, der Schlaf.

Haingart'n (dá), Hausgarten, Hausflur; der Ort, wo man sich abends in häuslicher Eintracht zusammensetzt, um zu plaudern. — In Haingart'n geh'n, zu einem vertraulichen Gespräche sich zusammensetzen. Es entspricht somit, dem Begriffe nach, dem englischen Fire-side.

halbát, halb, als Adjekt. da, d', 's halbáti.

halbs, halb, als Adverb. zur Hälfte.

Halbschád' (d'), Halbscheide, Hälfte.

Hals (dá), Hals; Plur. d' Häls'; davon

hals'n, halsen; um den Hals nehmen; umarmen (amplecti); kommt schon bei Otfried und Veldeck vor.

Halszierdt' (d' kiniglichi), „die königliche Halszierde Davids“, der Titel eines alten, auch unter dem Landvolke verbreiteten, Gebetbuches.

halt (nicht halter, was die Ausländer spottweise so oft anführen, obwohl es in Niederösterreich gar nicht gehört wird), eine oft gebrauchte enklitische Partikel für: „nämlich, am Ende, kurz, aber, wirklich, auch, nun, schon“ und jedenfalls schmiegsamer, als das breite, und doch so wenig sa-

gende „nachgerade“ der Norddeutschen. — Es ist ein altes Wörtchen, welches schon bei Otfried, bei Horneck, bei Wolfram von Eschenbach und anderwärts vorkommt. Siehe darüber ausführlich: Österr. Volkslieder von Fr. Ziska und J. M. Schottky. Pest. 1819. S. 272. Wachter S. 645. Höfer II. 23. — In den Schedis Popowitschianis (Mſkpt. der k. k. Hofbibliothek in Wien) las ich folgende Bemerkung: halt, vielleicht halt' ich. In Leipzig spricht der Pöbel me'-ich, mein' ich; so auch gle'-ich, glaub' ich; im Baireuthschen: halt' ich, statt: ich halte dafür, z. B. Es is, mé' ich, o; es is, glé'-ich, so; es is, halt' ich, so; es is halt so (est, puto, sic).

Haltá (dá, Haldá), der Viehhirte; von Halde, Viehweide (d' Hald'), wohl auch vom Halten, Zusammenhalten (cogere) des Viehes; daher in Steiermark, was mir höchst spaßig klang, der Hirte, welcher das Vieh der Stadt zur Weide treibt, Stadthalter heißt.

Haltábach (dá), Halterbach; fingierte örtliche Benennung für einen Bach, welcher über eine Halde fließt.

Hanef (dá, _◡), der Same des Hanfes (cannabis sativa), womit die meisten Singvögel gefüttert werden.

Hans-Jarg (Jarg'l), eigentlich Johann Georg; überhaupt: Georg.

Has'lnußſalb'n (á), Haselnußsalbe, scherzweise für Prügel; weil man sich zur Vollziehung der Stockstrafe (schmier'n, salbmá) gewöhnlich des Haslingers (vom Haselstrauche [corylus avellana Lin.] abgeschnittener Stöcke) bediente.

Hauf'n (á), in der Schiffersprache eine Sandbank.

hau'n, hauen; schlagen; Konj. Impf. ih haurát', — 'n Weinstock hau'n, den Weinstock behauen.

Haurást'l ('s), Mittagsschläfchen, Sieste; von der Rast, welche sich die Winzer (Hauer), welche die Weinstöcke behauen, während der Mittagsschwüle gönnen.

Haus-Adá (d'), Hausotter, eigentlich Hausnatter; Ringelnatter (coluber natrix). Nach der abergläubischen Meinung des Landmannes hat jedes Haus seine eigenen, gleichsam ihm anhaftenden, Tiere, als: Haushund, Hauskatze, Hausschwalbe, Hausstorch, Hausnatter usw., von welchen man allerlei Märchen zu erzählen weiß.

Hausdätsch'n (á), eine derbe Ohrfeige; von Tätsch'n, Schlag, unsanfte Betastung; verwandt mit tasten.

Häus'l, Häuschen; um á Häus'l weitágeh'n, um eine Strecke weiter gehen.

Hean'raug'n (d'), Hühneraugen, Leichdorne.

Heanádárm' (d'), Hühnerdarm, Meierich (alsina media Lin.), eine Leckerkost für Hühner und Singvögel.

Heanásteig'n (d'), Hühnersteige; scherzhafter Euphemismus für: Runzeln, Stirnfalten.

hearnz'n (hianz'n), aushöhnen, hänseln, bespötteln; Iterat. von höhnen.

Heck' (d'), Hecke, Brutzeit, Nest. — Bei dá Heck' sein, gerne, wie

im eigenen Neste, sich's bequem machen; verliebt tun (brüten); Höfer (II. 40) leitet die Redensart von Hecke, Zaun, her, wonach sie so viel hieße als: wie ein Straßenaufseher gleich zur Hecke schauen, wenn sie jemand zu beschädigen droht; oder, wie eine Hecke, jederzeit zur Abwehre und zum Stechen bereit sein.

heili, heilig; gewiß; zuverlässig; unbezweifelt; an heiling' Zeit'n, nur an Festtagen, also: selten.

hell-licht, sehr hell; eine pleonastische Verstärkung.

Hemád ('s Hemed), Hemde; in der echten Volkssprache: Pfoad (Pfaid).

Heppin (d'), Erdkröte (rano bufo), auch: Weinber-Krod (Weinberg-Kröte); Plur. d' Heppiná (_◡◡); von hoppen, sich auf- und niederbewegen, hüpfen.

herauſt, außen, außerhalb.

herent', herüben, hüben; vergl. drent'.

Heribſt (dá), Herbst; ganz bäurisch: dá Hörigſt.

Herrſchaft (d'), das Herrschaftsschloß, Schloßgebäude; auch: die Familie des Gutsbesitzers.

herzi, herzig, lieb, artig, fast so viel als: bágſchierli.

heunt' (heund'), heute.

Heurichi (dá), heuriger Wein (vinum hornum); so wird der Wein nach dem Martinstage (11. November), bis wohin er Most hieß, getauft. Nach einem Jahr heißt er fertiger (fehriger) Wein. Siehe: fert'n. Akk. án'n Heuringá. — Anderswoher zu erklären ist die Redensart: Er is koan Heurigá, er ist kein Unpfiffiger; nämlich: er ist kein heuriger (junger:) Hase, sondern schon ein älterer, herumgehetzter, der manchen Trieb überdauert hat.

Hex' (á). Man erzählt auf manchem Schlosse das Märchen von einer Hexe, welche ein leerstehendes Bett in einem unruhigen Gemache über Nacht zusammendrückt und eine kleine Silbermünze zurückläßt, damit man ihr dafür das Bett wieder zurecht mache.

Himmelſchlüſſeln, Osterblümchen (primula veris, Lin.), Blümchen, die den Lenzhimmel aufsperren.

hinbei, seitwärts, nebenhin, daneben.

hintáſchi (_◡◡), dahinter, hinterhalb.

hinvoar, hinvor, vorne hin.

Hoamet ('s, Hoamád), die Heimat; von hoam (hám).

hoaß-abrennt (háß-a-brennt, _ _ _), heißabgebrannt, kochend, abgesotten.

hockerln (hogerln), hocken; kauern, zusammengebückt sitzen; Diminut. von: hocken.

Höch (d' Höh'), die Höhe; in d' Höch' (Höh'), empor, hinauf.

Hörndlá (dá), Hörnler, Hirschkäfer (lucanus cervus, Lin.); auch: Kirntelkäfer.

hoppát-aſchi, schnippisch; eigentlich: hoppát-árſchi, mit dem Steiße schwänzend.

Horning (dá), Hornung, Februar.

hoſſ'n, außer Haus gehen, umherstreifen (à bonne fortune), ausreißen; Seitensprünge tun. In Bayern sagt man beim Kegelscheiben: „Die Kugel rennt hoſſ'n", wenn sie abspringt. Schmeller II. 251.

hott, — hi; Fuhrmannsausdrücke, um die Pferde zu lenken; halbs hott, halbs hi, halb so, halb so; halb gut, halb schlecht; halb mein, halb eines andern.

Hüberl ('s), Hügelchen, kleiner Hügel (clivus). Von Hübel, eine Metathese von Bühel, Hügel.

Hübschigkeit, Lieblichkeit, Anmut; körperlich weniger und geistig mehr, als Schönheit; von hübsch, eigentlich: höfisch, gebildet, artig, einnehmend (curialis, cortese, courtois).

hunz'n, plagen, quälen, mißhandeln; von Hund, wie einen Hund behandeln.

huscherln, kalt haben; tun, als ob man fröre; von dem Empfindungsworte: husch, husch.

huss'n, anhetzen, aufreizen; von dem Rufe: „huß, huß!" womit man die Hunde zu hetzen pflegt.

I.

Der Selbstlaut: I.

iardá (á-n), ein jeder; an'n iad'n, einen jeden.

iargá, iargsti, siehe: arg.

iargán, ärgern.

Iarm'l (dá-r), Ärmel.

Iarx'n (d'), Achseln; auch die Höhlung unter der Achsel (ala).

iazt, jetzt, nun.

Irta (Iarta) Erichstag, Erchtag, Dienstag.

imm'rámal, immer einmal, dann und wann, je zuweilen.

infámirt, entstellt aus: informiert, unterrichtet, unterwiesen, in Kenntnis gesetzt.

Ing'wád ('s), Eingeweide.

Der Mitlaut: J.

Jägerzeil' (d'), eine belebte Straße der Leopoldstadt in Wien, bei Praterfahrten der Tummelplatz der elegantesten Equipagen.

Jákobifedán (d'), Jakobifedern, scherzweise für: Stroh, weil um Jakobi (25. Juli) geschnitten wird.

jámmern, jammern, wehklagen.

Jánker (dá, Jánkà), die Jacke.

Jod'l (dá), eine Abkürzung, für Jodokus, für Georg, ja sogar für Jakob; auch: der Stier, von jo-eln, stark schreien, brüllen.

jucház'n, jauchzen.

juck'n, als Transit. quälen, necken, mißhandeln.

justáment (— ∪ —), mit Fleiß, zum Trotz, fast soviel als: mit z'Fleiß und expreß.

K.

Kád'l (d' Koadl, Koadál), Katharina.

káffá, kaufen; Part. káfft, gekauft.

kámmod (kámoth ∪ —), kommod, bequem, behaglich, lässig.

Kámp'l (dá), eigentlich: der Kamm; figürlich ein Lebemann (Kämpe, Kumpan).

kápir'n, kapieren (capere), fassen, begreifen, verstehen; der Österreicher sagt auch: ih bin's nit kumpáf'l (kápáb'l), ich bin nicht fähig, es zu verstehen.

Kás' (dá), Käse; kás'weiß, käseweiß, bleich. Der Hochdeutsche sagt lieber: kreideweiß.

Kást'l ('s), das Kästchen.

Kalm (d' Kalb'n), Kalb; Plur. d' Kalmá.

Kastná (dá), der Ökonom bei einer

Herrschaft; von: Kast'n (Getreidekasten), Speicher.

kausch'n und plausch'n, alliterierende Redensart für: schwatzen und plaudern, durch Gespräche sich unterhalten.

Ked'n (d'), Kette; Plur. d' Kedná.

kei'n, werfen (χέω, χείω). Daher

Kei'rei (d'), Zerwürfnis, Verlegenheit, Fatalität, Klemme.

kernfrisch, frisch wie ein Kern; gesund, wie man sagt: kerngesund.

Kersch'n (d'), Kirsche.

kimmt, kommt, von kummá; siehe dieses.

Kini (dá), der König.

Kirita (dá, [_◡_] Kirtá), Kirchtag, Kirchmeß.

Kirpá (dá), Körper, Leib.

Kirtz'n (d'), Kerze; Diminut. 's Kirtz'l, Kerzchen. Man pflegt am Allerseelentage auf den Kirchhöfen, in den Kirchen und an den Grüften (farbige) Wachskerzchen anzuzünden und dabei für die Seelen der geschiedenen Lieben zu beten.

Kitz'l ('s), die junge Geiß (hoedus); im weiteren Sinne das Junge von mehreren Tieren, als: Gáskitz'l, Rehkitz'l, Gámskitz'l usw.

kläubeln (klaibeln), wenig und ohne Hunger essen; herumklauben, ob nichts, was die Eßlust reizen könne, zu finden sei.

Klag' (d'), die Klag'; eine gespenstige Erscheinung in Gestalt einer feurigen Kugel, welche knarrend und schleifend vor dessen Türe hinkollert, der zum Tode reif ist.

Klámpf'l ('s), bissige Rede, Haken, auch was am Haken hängt, nämlich: Bündel; von Klampfe, Klammer; daher: Ränzel, Gepäck.

kleck'n, klecken; hinreichen: — es kleckt nit, es reicht nicht hin; daher adverbialiter: mehr, als; über.

Klez'n (dá), eigentlich: gedörrtes Obst; figürlich eine Kleinigkeit.

Kload ('s), Kleid, Gewand.

kload't, gekleidet, von kloadt'n, kleiden.

Klob'n (dá), Kloben, eine Vorrichtung zum Vogelfange, aus zwei miteinander verbundenen, schwanken Hölzern mit einem Faden bestehend, welche zusammengezogen in der Spalte den Vogel festhalten; von klieben (altdeutsch: chliopan spalten).

kloanbánlát, kleinbeinig; mit zarten Knochen versehen; schwächlich, zart.

Kloanhäusler, Kleinhäusler; Besitzer eines kleinen Hauses; sonst wohl nur ein Handfröner, der zwölf Tage im Jahre frönen muß.

knopfát's und g'schmeidig's; assonierender Ausdruck für „Allerlei"; vom Holz entlehnt, welches entweder spröd und knorrig (knopfát), oder glatt und geschmeidig ist.

Koasá (dá Kásá), der Kaiser.

Körnd'l ('s), Korn; Getreide überhaupt; siehe: Troad.

köwi (g'häbi), gehäbig; was sich haben läßt, anlässig, derb, stark, wohlbeleibt; auch: unternehmend, herausfordernd, keck.

Kog'l (dá), ein sanft sich wölbender Bergrücken; auch Kof'l (collis); schweizerisch: Gugel.

kohlrab'nschwarz; pleonastische Verstärkung für: sehr schwarz.

Koi ('s), Kinn; daher koi'n, kauen Koibán, Kinnbein.

kráh'n, krähn; Part. kráht.

král'n (krall'n), klettern; eigentlich mit den Krallen sich festhalten; von Králle; auch: träge schleichen, sich umher bewegen.

Kran'l ('s), Krönlein; kleine Krone.

kráxeln, klettern; verwandt mit: kriechen.

Krankát (d' Grangád), Krankheit.

Kreistá (da), das Kreissen; ein tiefgeholter Atemzug, entweder aus Wohlbehagen oder Schmerz; von kreissen, niedersächsisch kreien (an das französische crier erinnernd), schreien.

Kren (dá), Mährrettig (engl. horseraddish); gewöhnlich: Meerrettig (cochlearia armorica).—Oan'm án'n Kren untá d'Nas'n reib'n, einen so betrügen, daß ihm die Tränen kommen;— sih án'n Kren geb'n, stolz tun, sich in die Brust werfen;—krensauá, herb, ätzend.

Kreuzsáckerlod! ein Fluchwort.

Kricker l ('s), das weinerliche Gesicht, das Kinder machen, ehe die Tränen ausbrechen. (In der Pfalz: ein Pfännlein machen.) Im Hochdeutschen haben wir: krickelich, eigensinnig.

kriech'nbláb, kriechenblau, blau, wie Kriechen. Krieche ist die Kriechpflaume (prunus insiticia, Lin.).

Kronawetholz ('s), Holz vom Wacholderstrauch (juniperus communis, Lin.). Kronawet (Granewit), von grün (angelsächs. grann) und Wid (schwed. ved), Holz. Man verfertigt aus diesem Holze kleine Tabakspfeifen, aus welchen zu rauchen der Brust zuträglich sein soll, weshalb man sie Gesundheitspfeifen nennt.

krüaglát, krügelig, wie aus einem Kruge; hohl, dumpf, laut, aber unrein, wie die Stimme eines Trunkenbolds.

krump, krumm.

Kruzifix! als Scheltwort mißbraucht.

Kuah (dö), Kuh; Diminut. 's Kuahl, schmeichelnd.

Küahwád (d'), Kuhweide, Halde.

kugeln, wälzen; sih kugeln, sich umkehren.

kummá, kommen; auch kimmá, kemá; Präs. Ih kimm' (kumm'), du kimmst, er kimmt; má kimmán (keman, kummán), ös kimmt's (kummt's), sö kimmán (kemán, kummán). Konj. Impeif. Ih kám, kemát, kimmát, kummát; Part. kummá, kimmá, kemá.

Kumödi (d'), die Komödie, das Theaterstück, Posse, Scherz.

Kumpáni (dö, ‿ ⏑ ‿), Kompagnie, Gesellschaft.

Kuráschi (dö, 's K'ráschi), Courage, Mut. Herzhaftigkeit.

kurjos (kor'jos), kurios, seltsam, ungewöhnlich, befremdend.

L.

Láb ('s), das Laub. Diminut. 's Láberl, daher: Lábwerch, Laubwerk.

Lábfrosch (dá), der Laubfrosch (rana arborea).

láchelu, lächeln.

láf'n (láff'n), laufen. Part. g'loffá.

Láhm (dá), Lehm. — Um án'n Láhm fahr'n mit oan'm, Ei-

nem seine Wege weisen; ihm einen Herrn zeigen.
Láhmkruag (dá), Lehmkrug; ein Trinkkrug aus gebrannter Erde.
láhmlackát (—◡◡), leblos, träg, lendenlahm: von Láhm und lácк, lau, matt. Schmeller II. 432.
Lámperl ('s), Lämmchen, besser vielleicht: Lámberl, zum Unterschiede von: 's Lámperl, das Lämpchen.
lár, leer.
Látsál ('s), Leitseil, Leitriemen (lorum).
Landwiahr (d'), Landwehre, eine aus dem Landvolke, den Bewohnern der Städte usw. errichtete Nat'onal-Miliz.
Lapp' (dá), Laffe, Lapps, einfältiger Mensch; auch scherzweise ohne beleidigenden Nebenbegriff.
Laudi (á), ein Spaß, eine Unterhaltung, von lauto oder lautus.
laugná (laug'n), leugnen, verhehlen
Launlá (á), ein Zögerer, ein Saumseliger, der Schläfrige; von launen, launeln, lau, schläfrig sein. Schmeller II. 470; davon
launlát, zögernd, langsam.
Learn'l (dá, Lien'l), eigentlich: Leonhard'l, ein grober, ungeschliffener, tölpelhafter Mensch. Leonhard ist der Patron der Hammerleute; die roh geschnitzte Statue desselben, oft nicht besser als ein Klotz, mag zu obiger Benennung Anlaß gegeben haben.
Leberl ('s), die Leber; mir is was übá 's Leberl g'fahr'n, ich habe einen Verdruß gehabt.
Lebta (mein) mein Lebetag.
Leiblied'l ('s), Leibliedchen, Lieblingsliedchen.
leicht, gar, vielleicht; siehe váleih; — leichtlá, leicht.
lei'n, leiden; Part. g'lid'n.
Lenz, abgekürzt für: Lorenz.
Lepoidt'n (◡ _ ◡), ein Spiel für die Jungen, dessen Hauptzweck ist, einander zu haschen, wobei man sich mit den Worten: „Ih boidt' ma'n" (ich entbiete mir ihn) einen Platz vorbehält, wo man nicht gefangen werden darf. Daher auch: „Dös boidt' ih má," das behalte ich mir vor.
Letfeig'n (á), Memme, Hasenfuß, furchtsamer Mensch; von laß (angelsächs. laet) und dem alten Schimpfworte: der Feige, der Unterlegene.
Liebstáscherl ('s), ein sanfter Backenstreich; ironisch für eine derbe Maulschelle.
Liesing, eine Ortschaft nächst Wien, an der Eisenbahn nach Baden, mit einem vielbesuchten Bräuhause.
Liná (d'), die Linie, die äußerste Stadtmauth.
Lis'l (d'), Elisabeth; d' scheanglábi Lis'l, die schielende Lise; im Texte der Name einer Wiese. Man pflegt in Österreich einzelnen Grundstücken besondere, auf Lokalverhältnisse oder Eigenschaften der Besitzer bezügliche, Beinamen zu geben.
Load ('s Lád), Leid; mir is lád (load), mir ist leid.
loahná (láhná), lehnen.
Loahnstuhl (dá), Lehnstuhl, Sorgenstuhl, Großvaterstuhl.
loschir'n, logiren, wohnen (vom franz. loger); Part. g'loschirt.
los'n, zuhorchen, aufmerken. Höfer II. 220.
Ludá ('s Luadá), Luder; Schimpfwort für ein träges Wesen.

lüfti (lifti), lüftig, schnell, flink, leicht.

Luft (d'), die Luft; Plur. d'Lüft' (Lift'); dá Luft, kühler Wind, Bergwind.

Lümmel (dá), ein ungeschlachter, roher Mensch; daher: án'n Lümmel mach'n, sich gebärden wie ein roher Mensch, indem man den Ellbogen auf den Tisch stemmt; án'n doppelt'n Lümmel mach'n, wenn man beide Ellbogen aufstemmt.

Lump'l (d' Lung'l), die Lunge.

luzeln und suzeln, eine alliterierende Redensart für: trinken und essen. Luzeln, saugen, auch duzeln. Schmeller II. 532.

M.

má, wir, mir (vor einem Selbstlaute: má-r); auch: man; dagegen: ma (ih ma') mag, ih ma', ich mag.

Mádám (Madame), verächtlich von einer putzsüchtigen, eingebildeten, hochmütigen Frau (Maitresse).

Máhm' (d' Moahm'), die Muhme, der Mutter Schwester.

máh'n, mähen.

Mál ('s), Maul; daher Málwerch, Maulwerk, Beredheit (Redhaus), Vortrag.

Málör ('s _ ◡), Malheur, Unglück, Verlegenheit.

Mánd'l ('s), Männchen.

Márhof (dá), Meierhof, Meierei.

Máriánd'l, Maria Anna.

Máriásch'n (◡◡_◡), Mariagen, ein bekanntes Kartenspiel zu zweien.

Márie-Geburt (_◡◡_), ein großer Festtag der Kirche (8. September), die Zeit, um welche die Schwalben fortzuziehen pflegen, und, nach der früher in Österreich bestehenden Schulordnung, die Studenten, nach geschlossenen Kollegien, auf die Ferien (siehe Vikánz'n) gingen.

Mártini (Mátini), der Martinstag (11. November); an welchem man Gänse (Martinigänse) zu schlachten liebt. Der sogenannte Martinstunk wurde be' den Handwerkern gesetzlich verboten.

Máscherl ('s), eine kleine Schleife, Bandschlinge. Höfer II. 237.

Másch'n (á), Masche; der erste Grad von Trunkenheit (Hieb, Spitz). Höfer II. 237.

Mástá (dá), Meister; davon másterli, meisterlich.

Máß (d'), Holzschlag, Hau; von maiß'n (gotisch: maitan), hauen. Schmeller II. 627.

Mátzi (dá), auch Martzi der Monat März.

Máx'n (dö), gewöhnlich in Verbindung mit „Batzen" (siehe dieses), so viel als: Geld; vielleicht von Máx (Max d'or), einem Goldstück im Wert eines zweifachen Goldguldens, unter dem bayrischen Kurfürsten Max Emanuel geprägt.

Mäkázá (dá, _◡◡), dumpfer Schrei, abgebrochenes Mäkern, von meckern.

Mag'n (dá), der Magen; Plur. d' Mág'n.

Mann (dá Man), Mann; figürlich der zweite Grad des Rausches; Plur. dö Manná (Maná).

mannigs, manches; daher mannig's'mal, manchmal.

manniché, mancher; mannichi, manche usf.

March ('s); Mark; in's tiefste March, ins Innerste.

Matthä am letzt'n, eine Redensart, welche soviel sagt, als: vor-

über, gar, es ist aus damit. Schmeller II. 646.

Mathies (zweisilbig _ _), Matthias; auch: Mattheis.

mehránteils, mehreren Teils; der Mehrzahl nach, gewöhnlich.

mehrás, mehreres; mehráſt'n (_ ∪ ∪), meisten.

mein! (u mein!), ein Ausruf der Verwunderung, der Teilnahme.

Mein'g' (d'), die Meinige, d. i. meine Frau; so auch: der Meinigi (il mio).

memeln, so essen, daß die Lippen geschwind immer auf und zu gedrückt werden, was besonders bei alten zahnlosen Leuten der Fall ist. Schmeller II. 575.

Memeln ('s), Subst. vom voranstehenden Zeitworte.

Menschásch nach' (d'), die Mädchenschuhe. d' Menschásch nach' auszieh'n, die Schuhe einer unverheirateten Dirne ausziehen, heiraten, wie die lateinische Redensart: nuces projicere.

Mett'n (d'), Mette, der nächtliche Gottesdienst in der Weihnacht; eigentlich: Frühgottesdienst (matutina).

Mich'l, Michael.

Mili (d'), Milch.

Miliwei ('s), Milchweib, Milchverkäuferin.

mir, wir.

mirk'n (miark'n), merken; a-mirk'n, abmerken; an-mirk'n, anmerken, anerkennen.

Mirl, Maria, die zu Lichtmeß gefeiert wird; spottweise, wie Gred'l Nánnerl, Kord'l (Kordula), Everl, Ursch'l (Ursula), zur Bezeichnung einer einfältigen Weibsperson mißbraucht.

Mirz'l, Miarz'l (Miz'l), Maria; in Bayern: Mätz.

miselsüchti, kränklich, lungensüchtig; im Altdeutschen: misásuchti, elephantico morbo behaftet (leprosus).

mitgeh'n, annehmbar sein (passer); es geht mit, es ist erträglich, es läßt sich hören.

Mitt'l ('s), die Mitte, der Oberleib; hoch um's Mitt'l, vollbusig.

moaná (máná), meinen, Konj. Impf. Ih moanát.

mock'n und bock'n, alliterierende Phrase für: grämlich, mürrisch sein; mock'n, nur leise, verstohlene Bewegungen machen aus Furcht, Trägheit, Verdruß; — bock'n, wie ein Bock stoßen.

mollát, mollig, weich, lieblich, fleischig (mollis).

Monschein (dá), Mondschein; dá Mon, Mond.

mordiánisch (muardiánisch), mörderisch, sehr heftig; auch: mördáli (_ ∪ ∪).

mosteln, die Trauben treten, um Most zu machen; daher überhaupt: treten, balgen, pressen.

Muadá (d'), Mutter; Plur. d'Müattá.

Muattá (d'), der Stift am Rade, welcher das Herausfallen des Radnagels verhindert.

Muck'n (dö), Mücken; Gedanken, welche den Kopf einnehmen, wie Mückengesumm; d' Muck'n im Sing. das Korn an den Schießgewehren, auch: d' Flieg'n.

mud'lwarm, warm, wie in einem Katzenbalge; von Mud'l, Katze. Schmeller. II. 553.

mungáz'n (_ ∪ ∪), ein Spiel, wo-

bei genau so verfahren wird, wie es die beiden ersten Strophen meines Gedichtes (S. 197.) beschreiben. Die berührte Person gibt, mit verstellter Stimme, einen Ton (Miau'n, Mungázá) von sich, aus welchem der Verbundene im Kreise die Person selbst erraten muß, die ihn dann ablöst. — Munkezen, munken, munkeln, verdrießlich tun.

muntá (wer'n), munter werden, aufwachen.

muring (murig'n), morgen; spottweise für: niemals.

Musi (d'), die Musik.

N.

Nábinger-Loch (á), Bohrerloch; Nábinger, Näber, Nepper, ein Bohrer: verwandt mit dem franz. navrer, verwunden, durchstechen.

Náderl ('s), Nädelchen, eine bestimmte Anzahl von Maschenreihen (Gängen) beim Stricken.

Nág'l ('s), die Neige, das Restchen, dagegen: dá Nag'l, der Nagel, auch ein höherer Grad der Trunkenheit; und 's Nág'l (Nágerl), die Nelke.

náhm', nähme; von: nehmá. Präs. Ih nihm'; Plur. má nehmán, ös nehmt's, sö nehmán; Konj. Impf. ih náhm' (nehmát); Part. g'nummá. — Statt des Imperat. nimm oder nehmt's gebraucht man häufig das Wörtchen: Sö! (en); siehe dieses.

náh'n, nähen.

námlá, nämlich.

Nánnerl, Anna; dreinschau'n wie-r á Nánnerl, betroffen (sch"chtern) drein sehen.

Náſt'l ('s), so viel, als: Áſt'l, Ästchen, Zweig. Höfer. Die Volkssprache in Österreich. Wien, 1800, S. 56.

nachá, nachher, hernach.

nachád, nahe; nachándá (‒ ◡ ◡), näher, nácſt, nächst (z'nácſt'n, zunächst, jüngsthin).

Nachád (d'), die Nähe; bei dá Nachád, in der Nähe.

nachi, nachhin, nach.

nachi-zod'ln, nachgehen; siehe: zod'ln.

nach-pfuscht, nachgepfuscht, nachgemacht, gefälscht, von: nachpfusch'n.

Nachtauchá (á), Nachtaucher, Nachhilfe, Zugabe (surplus).

Nam' (dá), Name, Plur. d'Námá.

napfáz'n, einnicken; schläfrig den Kopf sinken lassen (Kirz'ntunk'n); vom alten naffizan, dormitare.

Narr (dá), Narr; án'n Narr'n an oan'm g'fress'n hab'n, für einen vorzugsweise eingenommen sein.

nasch'n, naschen; lecken, bespülen (lambo).

Nasenrauckerl ('s), ein kleines, kurzröhriges Tabakspfeifchen, dessen Kopfmündung fast an die Nase anstreift; von: Nase, und: rauck'n, rauchen; siehe dieses.

'naus, hinaus; gewöhnlich; aussi.

Neb'l (dá), Nebel; figürl. Benebelung, Rausch.

'nein, hinein; gewöhnlich eini.

Nepámuck, Nepomuck; ein Standbild des heil. Johann von Nepomuck, des Schutzpatrons der Brükken.

nermst (nermbst, nearmst), niemand; zumeist mit beigesetzter Negation: nermst nit.

neug (neuch), neu; neug's, neues; 's neuchi, das neue, usw.

neun Täg' und a-n' Ewigkeit, über die Gebühr lang, eine scherzhafte Redensart.

neuschieri (_ _ ◡), neugieri, französisch ausgesprochen (eine scherzhafte Kokketterie im Munde des gemeinen Wieners), für: neugierig, begierig.

ni(á)t-neuch, nagelneu; siehe spanneuch.

nidá-patsch'n, schwer niederfallen; plump herabspringen; von pátschen, klappend treten (πατάζω); pátsch, onomatopoetische Bezeichnung für den Laut des Fallens; daher: dá Patsch, ein plumper, ungeschickter Mensch.

niedri, niedrig; niedrichá, niedriger.

Niernbrát'l (á), ein Kalbs- oder Schweins-Braten, aus den Lenden (nebst den Nieren) herausgeschnitten.

Nimmásatt (á), Nimmersatt, Unersättlicher; eigentlich: der Pelikan (pelecanus onocrotalus).

nindáscht (_ ◡), nirgend.

Nipf (dá, Nipf), die verhärtete Zungenspitze des Federviehes, gewöhnlich mit Verstopfung der Nase (pituita) verbunden; auch: Zipf (Zibf), Pibs. Daher die Redensart: 'n Nipf hängen lassen, traurig, niedergeschlagen sein; vielleicht auch dá Nipf, ziemlich gleichbedeutend mit Zipf (Schweif), ist, so viel als den Schweif hangen lassen, unwohl, verstimmt, traurig sein.

nipf'n, nippen, kosten.

nit (nid, nöd, nöt), nicht.

nix (niks), nichts.

noblich, nobel, vornehm: anständig; Komp. noblichá (_ ◡ ◡).

nöt'n, zwingen, sich nöt'n, sich zwingen, überwinden; Präs. ih nöt' mih; du nötst dih; er nöt't sih.

non, nun; eine Hinweisung auf das Nachfolgende, oder eine Aufforderung bezeichnend.

Nürscherl ('s), das Trinknäpfchen, welches man den Vögeln in den Käfig schiebt, von Nuesch, Rinne. Schmeller II. 712.

O.

Oach'l! (mein'), eine Beteuerungsformel, wahrscheinlich ein verkapptes „mein' Oad!“ (bei) meinem Eid. Schmeller. I. 18.

Oach'l-Kini (dá-r), Eichelkönig, Treffkönig, von: Oach'l, Eichel.

Oad (dá-r), Eid; mein Oad! bei meinem Eid! — Án'n Oad aleg'n, einen Eid ablegen: gewöhnlicher: á Jurámént schwör'n.

oaná, einer; oan's, eines; oan'm, einem; oan'n, einen; oan, ein; d' oan', die eine uff.

oanzi, einzig; á-n oanzigá, ein einziger; 's oanzigi, das einzige; án'n oanzig', einen einzigen; d' oanzingá, die einzigen uff.

Oanschicht (d', Ánschicht), die Einschicht, Einöde, Abgeschiedenheit, Einzelheit (solitudo); von dem Bergmannsausdrucke: Schicht, Ordnung, Reihe.

oanschichti (_ ◡ ◡), einschichtig; einsam, verlassen, vereinsamt; á-n

oanschichtiga, oder auch: á-n oanschichtá Mensch, ein für sich allein dastehender Mensch (passer solitarius).

Oar ('s), Ei; Plur. d' Ár (d' Oar). Wienerisch: Sing. á-n Eier; Plur. d' Ár. Diminut. 's Árl.

Oarbás (d' Oarbes), Erbsen.

obmád, oben, in der Höhe.

Öe (o͡-e!), ein Empfindungslaut des Spottes, der Verkleinerung, der Verachtung, welcher in des Österreichers, namentlich in des Wieners Munde mit solch' einer unendlichen Breite und höhnischen Nachdrücklichkeit tönt, daß er eine ganze Tirade an sarkastischer Kraft übertrifft. Das Seitenstück dazu ist: „Ui!“ siehe dieses.

öd, öd, wüst, widerlich, langweilig, fade; daher

Ödigkeit (dö), die Ödigkeit, langweiliges Treiben, Abgeschmacktheit (fadaise).

Ört'l (á-n), ein Örtchen, eine Strecke.

ös (ehs), ihr; im Altdeutschen: ez. Höfer. Volkssprache. S. 104. — Der Steiermärker spricht: dös.

Ofáhöhl' (d'), Ofenhöhle, die Vertiefung um den Ofen, ein trauliches Konversationsplätzchen, die wahre fire-side des Landmannes. Vergl. Haingart'n.

Ohrhöhl'n (d'), der Ohrenschliefer, Zangenkäfer (forficula auricularia).

Ohr'n (d'), die Ohren; bei einem Lehnstuhle die halbrunden Seitenteile der oberen Lehne, welche dazu taugen, sich bequem aufs Ohr hinüberzulehnen; v.: Ohr (Uahr), Ohr.

Ohr'nkápp'l ('s), Ohrenkäppchen; eine Kappe mit Seitenlappen zum Schutze der Ohren.

Ohrwásch'l (–◡◡), gemein für: Ohr; gewöhnlich von größeren, breiteren Ohren. Eigentlich heißt Ohrwásch'l so viel, als: Ohrgewächs, vom alten washen, wachsen.

ordátli (orndli), ordentlich; was Ordántlich's, etwas Ordentliches; án'n orndlingá Mensch'n, einen ordentlichen Menschen.

Ort ('s), das Dorf. Dieses Wort hat eine sehr schwankende Aussprache (Oart, Oard, Ord, Ort, Uard usw.) und eine mehrfache Bedeutung, 1. Ort (locus); 2. Strecke (siehe: Ört'l); 3. Rand eines Dinges; 4. Anfang, und 5. Ende.

Ostámark (dá-r), der Ostermarkt; die Ostermesse.

P.

Pákett'l ('s Bägett'l), Päckchen, Bündel.

Pál, Paul.

Páphnuzi (dá Prinz), scherzweise für: gar ein vornehmer Herr.

Pápp'n (d'), Maul, von pápp'n (bápp'n), essen, (pappo Plaut). — Es z'rinnt erm d' Pápp'n, er sperrt das Maul vor Erstaunen auf.

Páreck'n (d', ––◡), Perücke; scherzweise auch für: Kopfhaar.

párir'n, gehorchen (parere).

Párutsch ('s), ehem. übliches, halbgedecktes, vierräderiges Fuhrwerk, dessen Dachteil sich zurücklegen läßt; Birutschgefährtlein (rheda).

Pássá (dá), Passer, Ruhe, Teilnahmlosigkeit; von páss'n (pausare) im Spiele nichts mitmachen.

pássád, passend, zweckmäßig.

Pássion (dö), Lust, Vergnügen.

páss'n, passen; sich ruhig verhalten, um etwas zu beobachten; lauern.

Palmbusch'n (dá), Palmstrauß. Am Palmsonntage werden nämlich Sträuße, welche man aus den weichen und wolligen Knospen der Weiden, der Haselnüsse usw., aus Buchs, Federn, Flitterwerk usw. um einen hölzernen Stiel zusammenbindet, in der Kirche geweiht, und vom Landvolke zwischen den Fenstern, unter den Dachsparren oder an der Zimmerdecke aufgesteckt, im festen Glauben, daß solch ein Strauß das Gebäude nicht nur vor Wetterschaden, sondern auch vor Unglück überhaupt schütze.

Paschá (dá), der Schmuggler; von pauschen (passer), unterschlagen. Schmeller I. 299. Anderwärts heißen sie: Schwärzer.

Paschhand (á), Handschlag; von

pasch'n, klatschen; gleichen Ursprunges mit: patsch'n, siehe: niedápatsch'n.

Pauxerl (á), ein drolliges, kleines Kind; á Paux'l (Paunx'l), ein kleiner, putziger Kerl.

Pech (Bech), Pech; sprichwörtlich statt: wenig, nichts (nauci, flocci); es is Pech, es ist nichts.

peck'n, picken, zupfen; vielleicht richtiger: beck'n, verwandt mit: bec, Schnabel.

Pelz (án'n Pelz mach'n), die Federn aufsträuben.

pempern, hämmern, pochen; verwandt mit: pámpern, pimpern, pumpern.

penz'n, durch Zudringlichkeit etwas zuwege bringen wollen; tadeln, schelten, zanken; im Altdeutschen: kämpfen, turnieren, daher der Name der nächst Schönbrunn (bei Wien) gelegenen Ortschaft Penzing, als eines ehemaligen Turnierplatzes.

Pfingst-Kini, Pfingstkönig (ironisch: Pfingstlümmel), der König des Pfingstfestes. In manchen Gegenden (z. B. in Grinzing, Weidling am Bach bei Wien usw.) pflegt man noch jetzt am Pfingstmontag einen possierlichen Menschen in Laubwerk und Blätter vom Fuße bis zum Kopfe einzuhüllen.

R.

Riedig's und Räudig's (auch Staudig's und Raudig's), eine alliterierende Redensart, die so viel heißt als: alles durcheinander (pêle-mêle, olla potrida).

Rieg'l (dá), ein steiler Bergrücken; in Tirol: Rid'l; von riegen, regen bewegen; oder etwa eine weichere Aussprache von: Rück'l (Rüg'l).

rieg'lsam, rührig, regsam; vom obigen: riegen (rügen, rücken), rege machen.

Riß' (d'), Risse; Schopfrisse (Schulstrafe); á Riß, Rausch.

Roan (dá), Rain, Feldgrenze.

Roangrab'n (dá), Raingraben, Abzugsgraben (Rigole).

roat'n, (rait'n), rechnen.

rod'ln, rollen; nichts anders als eine Distraktion von: rollen.

röhr'n, schreien, lärmen, aus vollem Halse lachen oder weinen. Im Altdeutschen: ruon (rugire); in der Jägersprache wird es vom Hirsche usw. gesagt; auch die Kühe röhren.

rogli (rog'l), locker; leicht beweglich; nicht fest; vom obigen: riegen:

regen. Vielleicht eine Metathese von: locker, — rockel (rogel).
Rosʼl, Rosina.
ruadán, rudern.
ruahwi, ruhig; still.
rundlát, rundlicht, gerundet.
rundumádum; ringsherum; eine pleonastische Zusammensetzung gleichbedeutender Wörter, wie: dadá, auffi, drauf auffi.

S.

ʼs, es; dagegen sʼ sie.
Sábʼl (dá), Säbel; daher der Zustand, in welchem man so geht, als wenn man einen Säbel zwischen den Beinen hätte; also: Rausch.
Sáckʼl (ʼs), Säckchen; der Säckel; von Sack. Plur. dʼ Sáckʼ.
Sálveni (◡—◡), salva venia, mit Verlaub, mit Gunst.
Sám (dá), der Saum.
sámsing (á), dem Scheine nach, dem Ansehen nach, gleichsam von sam. samb, wie, als, als ob. Schmeller III. 242.
Sátʼn (dʼ), die Saite.
Schánzʼl, der Landungsplatz am Donaukanal in Wien, am rechten Ufer, der Leopoldstadt gegenüber.
Stánitzʼl (ʼs), eine Papierdüte; auch Skarnitzʼl (Scharnützlein; italien. scarnuzzo).
Sadan (dá), Satan.
sagʼn, sagen.
Sairing, fingierter Name eines Dorfes; jedoch dürften sich wohl in Österreich mehrere kleine Ortschaften dieses Namens finden.
salbmán (salmán), salben; scherzweise für: prügeln; Part. gʼsalbʼnt; von: Salbʼn (Salm), Salbe.
Saldad (dá), Soldat.
sammeln, absammeln, Geld von den Leuten einsammeln.
saubá, sauber, zierlich; Komp. säubrá; Superl. dá säubrásti.
Saufink (dá), Mistfink, Bergfink, Nikowitz (fringilla montifringilla).
scheangʼln, schielen; scheangládʼ, schielend.
scheltʼn, schelten, fluchen.
scheppern (schebern), einen Klang von sich geben, wie zerbrochenes Geschirr; von: Scherbe (verwandt mit dem italien. scerpare).
Scherg (dá, Scherch), Scherge, Amtsdiener, Gerichtsdiener, Büttel.
scherʼn; scheren; ein Wort von vielfacher Bedeutung: die Haare, die Wolle abschneiden; schaben; unbillig behandeln; necken; als Neutr. schlecht geigen, und als Reflexiv. sich kümmern (sih um ánʼn schern), einen beachten.
scheuchʼn, scheuen; fürchten.
schiach, garstig, jähzörnig, unfreundlich; vom Wetter: stürmisch. Schiech ist eigentlich nichts anders, als: scheu (z. B. dö Pferd sán schiach worʼn, sie sind scheu geworden); vielleicht eine Onomatopöie von dem Laute: sch! sch! womit man Tiere aufzujagen pflegt.
schiebʼn, schieben; als Reflexiv. langsam gehen, schleichen.
schiefri, splitterig, wird von einem Menschen gesagt, welcher gleich Verweise und bissige Worte in Bereitschaft hat, wodurch man, wie von einem Schiefer, leicht verwundet wird; auch: gereizt, aufgebracht, beleidiget. Schiefer, vom Althochdeutschen scëvar (scivar, verwandt mit scindere), was abspleißt.

schierigeln (_◡◡, schürigeln), ärgern, plagen, quälen. In der Pfalz und im Württembergischen: schurnickeln.

Schlánk'l (dá), Schlankel, Schelm, gewöhnlich als Schimpfname, nur im Scherz oder halben Ernste gebraucht; von schlanken, müßig umhergehen.

schlauná, geschwind von statten gehen, mit einer Sache eilen. — Wie schlaunt's? wie geht's vonstatten? — (comment va-t-il?); von diesem Zeitworte (sliunen; verwandt mit ἐλαύνω) kommt: schleunig (sliunic). Höfer III. 92.

Schleckmál ('s) Schleckmaul, Leckermaul, Feinzüngler; von schleck'n, lecken, und: Mál, Maul,

schleimá (sih), sich schleimen; sich ärgern; von Schleim; andere Ableitungen gibt Schmeller III. 448.

schleiß'n, abstreifen, berufen; vom Althochdeutschen: slîzan, schlitzen, spalten, auseinanderreißen. Schmeller III. 458.

schlick'n, schlingen, schlucken; — schlick', vertrag es, würg es hinab.

schlief'n, schlüpfen, vom Altdeutschen: sliofan.

Schmálzl ('s), Liebling, Günstling (Favorit), z. B. dá-r Amtmann is halt 'm g'streng' Herrn sein Schmálzl, der Amtmann ist nun einmal des Gutsherrn Liebling. Vielleicht von: schmelzen; also: wer jemand am ersten weich macht.

Schmalzbleameln, Schmalzblümchen (caltha palustris, Lin.).

Schmar'n (dá), eine Art von Mehlspeise, welche in Österreich so national ist, wie der Sterz in Steiermark. — Im übertragenen Sinn: eine Kleinigkeit; nichts. — Schmar'n verwandt mit schmoren, einschrumpfen, dünsten.

Schmelz (d'), eine ausgedehnte Feldung westlich von Wien, außer der Mariahilfer-Linie, ein herrliches Terrain für größere militärische Exerzitien.

schmier'n, schmieren; im übertragenen Sinne: liebeln, löffeln; — im Spiele: in Ermangelung der erforderten Farbe oder eines Trumpfblattes dem Partner eine zählende Karte zuwerfen.

schmutz'n, lächeln, klein lachen (subridere), soviel als: schmunzeln; bei Horneck: smuczen.

schnábeln, schnäbeln.

Schnáckerl (dá), der Schlucken, der Schluchzen; von schnacken, kitzeln.

Schnadáhüpf'l ('s), eigentlich: Schnitterhüpflein: eine leichtgefügte, vierzeilige, gewöhnlich mit zwei Reimen an den geraden Stellen versehene Strophe (G'setz'l), oft während des Tanzes improvisiert, erotischen, anakreontischen oder satyrischen Inhaltes, von vollkommen lyrischer Natur, das Vorbild für meine „Flinserln". — Ausführliches hierüber siehe bei Schmeller III. 499.

schnadan, schnattern; Subst. 's Schnadán, G'schnadá.

schneb'ln, umherschnellen, um sich schlagen, sich sträuben; eine Distraktion von: schnell'n (wie rodeln von rollen).

Schneberl ('s Schneewerl), ein kleiner Schnee, einzelne Flocken: eine gemütliche Verkleinerung.

schneebluahlweiß, schneeblühweiß; eine pleonastische Verstärkung.

schneib'n, schneien.

Schneid' (d'), Schneide; Lust, Lebensgeist, Mut, Kühnheit, Hang; oft ebensoviel, als: Löffel; z. B. Ih hab' kán' Schneid' und kán'n Löffel, ich habe durchaus keine Lust. S. Scherz. Oberl. Gloss. unter schneude, schnoewen und schnoben.

schnei'n, schneiden. Part. g'schnid'n.

schnell'n, um sich schlagen, sich sträuben; Subst. Schnell'n, Sträuben, Wehren.

schneuz'n, putzen, reinigen; vom Mittelhochd.: sniuzen. — 's Liecht schneuz'n, das Licht putzen.

Schüp'l (dá, Schüb'l), Büschel; eigentlich: so viel man mit den Fingern fassen oder unter den Arm schieben kann, von: schieben, wenn nicht eine Metathese von: Büsch'l.

Schürhag'n (dá), Schürhaken; ein vorne gekrümmtes Eisen, womit die Glut angeschürt wird.

Schüsserl ('s), Schüsselchen, á goldás Schüsserl, ein goldenes Schüsselchen, wie es, dem Aberglauben des Landmannes zufolge, derjenige finden würde, welchem es gelänge, unmittelbar auf der Stelle, wo ein Regenbogen auf dem Boden aufsteht, schnell einen weißen Laken unterzubreiten.

schundi, schmutzig, verächtlich, karg; von schinden.

Schur (zu'm), zum Trotz, zum Possen; vielleicht von scheren, necken, plagen.

Schuri-Muri, Sprudelköpfchen, kleiner Polterer; ein Scherzausdruck zur Bezeichnung eines lebhaften Kindes; von schuren, sprudeln; also ein unruhiges Wesen (homo inquies).

Schustákirz'n (á), eine Schusterkerze; eine schlechte Unschlittkerze, wie sie gemeine Handwerker in ihrer Werkstätte brennen.

Schuß (dá), Schuß; die Ladung; auch: Laune; Eigenheit, Sonderlingswesen.

schwab'ln, schwäbeln, im schwäbischen Dialekt und Sinne sprechen; albernes Zeug schwatzen: siehe: G'schwáb'l.

schwáb'n (schwaib'n), schwänken, schwemmen (als Neutr. schwanken), viel trinken; Part. g'schwappt.

Schwáfferl ('s), Schweifchen; Diminut. von Schwáf, Schweif.

Schwághütt'n (d'), Sennhütte, die Hirtenwohnung auf einer Alpentrift (Schwág).

schwámmeln, schwanken, schwammig einhergehen.

schwaná, ahnen; mir schwant, ich habe ein Vorgefühl, mir klingt etwas dunkel in der Seele; vom Mittelhochdeutschen swanên (Lat. sonus; Sanskr. swanas), tönen.

schwár, schwer.

Schwerák (dá, ∪_), Schelm, Schalk; eigentlich ein schlimmes Schimpfwort. Im Russischen ist swerók eine kleine Bestie, von swer, wildes Tier.

Schwiz (dá), der Schweiß.

Schwoagárin (d' Schwoag'rin, Schwág'rin), die Schwaigerin, Sennerin, Alpenhirtin; von Schwág (Schwaig), Viehweide, Alpentrift, wo das Vieh frei umherirrt (von vîcan, weichen, gehen, palari).

Sechs (meiná), eine Beteuerung; vielleicht so viel, als: bei meinem Schwerte! Das Sechs (Sachs,

eigentlich Sahs), heißt ursprünglich: Messer (semispathium), oder überhaupt etwas Schneidendes (von secare). Höfer's Volksspr. S. 136.

seg'n, sehen; Präs. Ih siech', du siechst, er siecht; má seg'n, ös secht's, sö seg'n; Konj. Imperf. ih sächát'; Part. g'seg'n.

Seg'n (dá), der nachmittägige Gottesdienst.

sekkirn (◡—), foppen, necken, quälen, übel behandeln; vom ital. seccare.

seling' (dá), der selige, für: weiland.

Sepp'l, Joseph.

sidá, seit.

siechst ás, siehst du!?

simulir'n, nachdenken, sinnen; z'sammá-simulir'n, zusammendenken, kombinieren.

sinnli, sinnend, nach Žiska: sindli, sehnlich, durchdringend, zagend.

sö –! Eine Anrede, die soviel heißt, als: Nimm! nehmt! Da hast du! da habt Ihr!

söltán, solchen; söltás, solches; söltáni, solche usf.

Spagát*) (—◡), Bindfaden, Rebschnur; vom italien. spaghetto (lat. spacus).

spanneuch, spann-neu; ganz neu, wildfremd; vielleicht von: spinnen, frischgesponnen; gleichbedeutend mit: niat-neuch, nagelneu. (Siehe darüber van der Hagen's Bemerkungen in den Jahrbüchern der Literatur, I. Bd., S. 183.)

spearnzeln, liebäugeln, verliebte Reden (Augensprache) führen, liebeln, von speuen, spanen, anreizen, anlocken. Höfer III. 155.

speil'n (sih), sich sperren, spannen, spalten; es speilt sih, es stockt; verwandt mit: spalten.

Speunfárl ('s) ein junges, kaum der Milch entwöhntes Ferkel, vom angelsächs. spini (spene), Zitzen, und dem niedersächs. varch (engl. far), Schwein. Höfer III. 161 und I. 197.

Speuserl ('s Schbenserl), eine Frauenjacke; von spenen, spannen, anziehen.

sper, dürr, mager, trocken, langsam, mit Widerwillen; von sparen (engl. spare; σπαρνός). Verstärkungen sind: zaunsper, rab'nsper, zaunrab'nsper, o. Saft, wie ein trockener Zaun oder Rabe. Höfers Volkssprache, S. 135.

Speránz'l (◡–◡), Schelm, Schalk, Närrchen (vom ital. speranza). — Oan'n zu sein'm Speránz'l mach'n, jemand betrügen, foppen; auf die Unvorsichtigkeit oder Dummheit eines anderen seine Hoffnung bauen.

Spezi (dá–◡), Spezial, Vertrauter. Busenfreund, Saufbrüderchen.

Spieg'l (dá), Spiegel; im übertragenen Sinne, ein Schmutzfleck am Kleide, wenn er eine größere Fläche einnimmt.

spik'n, schauen, lauern, nach etwas sehen (specio); — a-spik'n, ablauschen.

spinnáfeind (spinnfeind), gänzlich abgeneigt, aufsässig, feind wie einer Spinne.

*) Sämtliche mit sp und st anfangende Wörter haben im Österreichischen einen starken Zischlaut, weshalb sie von ändern auch mit schb (schp) und schd (scht) geschrieben werden. (J. G. S.)

Spitznam' (dá), Spottname, Vulgar-Name; von bizen, beißen, woher spissig, bissig.

Spoan (dá Span), der Span; eine aus Kienholz gemachte Spleiße, welche zum Anfeuern gebraucht wird; Plur. d' Spán'; vom obigen spanen (σπάω), auseinanderziehen, spalten.

springgifti, ärgerlich, zornig, und zwar so sehr, daß man auf- oder abspringen zu müssen glaubt.

Sprisserl ('s) eines jener Hölzlein in einem Bauer, worauf die Vögel sitzen und hüpfen; von spreiten, spreizen.

Spritz'n (d'), die Spritze; Feuerspritze; daher: á Mann bei dá Spritz'n, ein Mann von Gewicht, der zu kommandieren hat, wie jener, welcher bei einer Feuersbrunst die Spritze dirigiert. — Scherzweise auch für ein schlechtes Jagdgewehr.

stád (stát), still, langsam, sachte; vom alten stan, stehen (stare).

Stád'l (dá, Stárl), der Staar (sturnus vulgaris); wohl zu unterscheiden von: dá Stád'l, siehe unten.

Stámmerl ('s), Stämmchen, Halm.

Stángerl ('s), Stängelchen, Stäbchen (Stáberl).

stár, starr.

Stad'l (dá), Scheuer, Scheune, von stan, stehen (stabulum, σταθμὸς). — Plur. d. Stadl'n.

Stäberl ('s), Stäubchen Makel.

Stag'lschnall'n (á), eine stählerne Schnalle.

staimi, stämmig..

Stall (dá), Stall; Plur. d' Stáll'; ebenfalls von stan, stehen.

Stand (dá), Stand, der Standort: in der Jägersprache: die Stelle, wo der Jäger sich anstellt, um das Wild zu erwarten.

stante pede (stanta pedi), stehenden Fußes; a contrario für: schleunig, stracks.

steif'n (sih), halsstarrig sein, etwas erzwingen wollen, auf etwas trotzen; sich aufblähen.

stell'n (sih), sich stellen; oan'n stell'n, einen andern stellen; wird von den Burschen gesagt, welche man zum Soldatenstande einberuft (stellt), und welche dann vor der konskribierenden Kommission erscheinen (sih stell'n).

stengán (má, sö), wir, sie stehen; von steh'n; Präs. Ih steh' usw.; Plur. má stengán, ös steht's, sö stengán; Konj. Impf. Ih stund' (stehát'); Part. gestand'n.

Sternschneutz'n (d'), Sternschnuppe; auch: Sternräusp'n. Nach dem Aberglauben des Landmannes bedeutet eine Sternschnuppe den Fall einer Jungfrau.

Sterz (dá), eine Art Mehlspeise aus geröstetem Mehl, welches mit siedendem Wasser übergossen und mit Schmalz zu einer dicken (starren) Masse zugerichtet wird; besonders beliebt in Steiermark. Man sollte eigentlich Stärz schreiben, indem das Wort wahrscheinlich von stár, starr, dick, steif, herkommt.

Stich (dá), Stich; koan'n Stich seg'n, nichts sehen können.

sticház'n, stottern; die Worte oft wiederholen, als ob man ersticken wollte; altdeutsch: stikezen. Höfer III. 182.

Stieg'l (dá), jene Stelle an einem Zaune, wo man hinüberzusteigen pflegt; von steigen (στείχω).

Stieglitz (dá), Distelfink, Goldfink (fringilla carduelis).

still'n, stillen, still machen, beruhigen; daher bei kleinen Kindern: sie dadurch, daß ihnen die Brust gereicht wird, beruhigen; säugen.

Stoan (á), ein Stein; im Wiener-Dialekt: ein Gulden.

Stoanfels'n (d'), Steinfels; Fels; ein Pleonasmus. Plural d' Stoanfelsná.

Stoanröt'l (dá Stoanröd'l), die Steinamsel, Steindrossel (turolus saxatilis); eine Art Drossel, welche am Kopfe und Halse dunkelblau und am Schweife ziegelrot ist.

stoarcheln (stoargeln), mit langen Beinen einhergehen; von Storch. — Stoarch'l, ein langer, hagerer Mensch.

Stockfischerei, scherzweise für Stockfischfang.

stockrab'nfinstá, sehr finster; eine pleonastische Verstärkung.

Strách (dá), Streich, Schlag.

Stráf (dá), der Streif.

stráff'n, streifen, berühren, von einer Kugel, vom Blitze u. dgl. Subst. 's Stráff'n.

Strauß (Johann Strauß), der bekannte Walzer-Komponist, geboren zu Wien 1804.

streiti (streidi), streitig; unruhig; besonders von kleinen Kindern.

Striz'lgelb, Ockergelb; weil die Erdart, welche diese Farbe gibt, in länglich runde Formen (Stritzel) gepreßt wird.

Stuck (á Stuck á), heißt so viel, als: beiläufig, ungefähr, gegen etwa.

stürz'n geh'n, sprichwörtlich: hinter die Schule gehen, die Schule absichtlich versäumen.

Stuzerl (á), Stützchen; ein dickes, kurzes, abgestutztes Ding; mithin eine scherzhafte Benennung fetter, kleiner Kinder.

Stutz'n (dá), Stutzbüchse (Stutzrohr), auch ein Stutzglas; ein Glas mit einem kurzen Fuße.

süfeln, mit nur wenig geöffnetem Munde etwas Flüssiges in sich ziehen; langsam, mit Bedacht und prüfendem Wohlbehagen schlürfen; verwandt mit dem Lat. sorbere, sorbillare.

Sult'l (Sold'l), Sultan, ein gewöhnlicher Name für große Haushunde (Kettenhunde).

Sulz' (d'), der Name mehrerer Waldgegenden; wohl von Sulze, Salzlecke für das Wild.

Sunnáschein (dá), Sonnenschein, von

Sunn' (d'), die Sonne.

Sunntá (dá), der Sonntag.

Sunntabrát'l ('s), der Sonntagsbraten.

suntán, sondern.

Surm (dá), Überfluß; eine solche Masse, besonders von Speisen, daß man darüber fast erschrickt: mahnt an σωρὸς, Haufe.

T.

Tát'l (dá, Dát'l), Vater; dá Himmeltát'l, Gott vom gotisch. atta.

Tag (dá, Dach), mein Tag, vorzugsweise: das Fest meines Namenspatrons, also der Namenstag, weil der Bauer nur diesen feiert, seinen Geburtstag hingegen gewöhnlich nur nach zufälligen, synchronistischen Begebenheiten bezeichnet; z. B. Mein Suhn is in dem Jahr gebor'n, wo má-r aus'm Amt alles schwarz

petschirter kriegt hab'n, d. i. im Jahre 1835, dem Sterbejahre des Kaisers Franz I., wo alle Kanzleien sich schwarzer Siegel bedienten. — Dá Tag (dá Dach); Plur. dö Täg' (Täch', Deg').

Talápatsch (dá, Dalápatsch, _ ◡ _), aus dem Ungarischen adoptiert; ein plumper, ungeschickter, tölpelhafter Mensch; ursprünglich eine Art ungarischer Soldaten zu Fuß. S. Adelung.

Tannágrás' ('s, Dannág'rás), Tannenreisig, die grünen Zweige der Fichten und Tannen.

Taschenfeit'l (dá, Dasch'nfeid'l), ein gemeines Taschenmesser; von Tasche und feideln, fideln, schneiden (fidere). Höfer III. 214.

Taubstummerl (á), ein Taubstummer; auch ein verlegener Mensch der tut, als ob er weder hörte, noch sprechen könnte.

Tazbär (á, Dazbär); ein abgerichteter Bär; entweder entstellt aus: Tanzbär; oder ein Bär, der auf den Tatzen aufrecht gehen kann. Anmerk. zu Hafners Werken.

Teuxl, (dá, Deix'l), der Teufel.

teux'lsángsti, teufelsängstlich; sehr ängstlich; siehe: ángsti.

Tau ('s), der Tau; sprichwörtlich: dös is koan kühl's Tau dageg'n, es hält keinen Vergleich aus.

Tee (dá), Tee; sprichwörtlich: Oan'm an'n Tee geb'n, einen etwas verweisen, streng vorhalten; sein'n Tee dazugeb'n, seinen Teil auch beitragen, mit einstimmen.

Tor ('s), das Tor; anschau'n, wie d' Kuah 's neu' Tor, anschauen, wie eine Kuh das neue Stalltor, welches sie in Zweifel läßt, ob sie wirklich in diesen Stall gehöre, sprichwörtlich für: erstaunt, verwundert anstarren.

tun (tán, toan, doan), tun; Präs. ih tu' (tua, tu-r); du tust (tuast), er tut (tuat); má tán (tuan), ös tut's (taid's), sö tán (toan); Konj. Impf. ih tát' (dád); Part. tan (dan).

Turn (dá), Turm; davon

Turná (dá), eigentlich: der Türmer; in Österreich auch der Schullehrer, oder Schulgehilfe, welcher zugleich Organisten- und Meßnerdienste verrichtet (Küster).

tokáz'n (_ ◡ ◡ tockiz'n), zittern, pochen, von tocken, tucken; niedersächs. statt zucken.

torkeln (doargeln), taumeln, unsicher auf den Beinen sein; siehe targeln bei Adelung. (Vielleicht von torquere, sich hin und her drehen.)

Tölp'l-Mirk's (á) eigentlich: Tölpel merk's! ein Merkzeichen für einen Tölpel; Warnung, Witzigung.

toll (doll), laut, lustig, mutwillig.

Trám (dá Drám), der Traum; dagegen

Tram (dá Dram), ein Balken, wodurch der obere Boden der Stube befestigt wird; verwandt mit trabs.

Trámbüch'l ('s Drámbüach'l), Traumbuch; ein Büchlein, in welchem die Träume unter gewisse Rubriken gebracht sind, deren jede ihre bestimmte Ziffer hat, welche Ziffern dann von abergläubischen Leuten im Lottospiele gesetzt werden.

trámá (drámá), träumen.

trámhäppát (drámháppet), betäubt, wie im Traume: von Trám und happen, hoppen, sich hin und her bewegen.

Trápp'l ('s, Drápp'l), kurzer Trapp; kleine, aber feste Schritte.

trenz'n und brodeln, zaudern, säumen, zögern. Trenz'n (drenz'n), eigentlich tropfenweise fallen lassen; daher mit Unterbrechungen sprechen, arbeiten (verwandt mit traîner); brodeln, siehe dieses.

treppeln, trippeln, in kurzen Schritten gehen; von Trab.

Troad ('s, Droad, Dráb), Getreide, mehr mit Bezug auf den Halm; 's Körnd'l mehr hinsichtlich des Kernes.

Truch'l (dö, Druch'l), Truhe; Diminut. 's Trücherl (Drücherl); davon: dö Tod'ntruch'l (Dod'ndruch'l), die Totentruhe, dá Sarg (oberösterr. d' Sarg, weibl.).

Trübsal (blas'n), traurige Melodien anstimmen; verstimmt, unzufrieden, unglücklich sein.

Trüll (dá, Drül), gemein für: aufgeworfene (aufgeschwollene) Lippe, wie es bei manchen von Natur aus der Fall ist, bei anderen geschieht, wenn sie zornig oder verdrießlich sind; von trillen (drillen), wälzen, aufrollen, aufwerfen. Höfer III. 238.

Trumpf (dá), d. Stechfarbe im Kartenspiele; verderbt aus: Triumph.

tummeln (dummeln), sich beeilen; schnell sein, Iterat. vom Althochdeutschen tiumôn, sich im Kreise drehen (rotari).

tunk'n, tauchen; verwandt mit tango.

Tur (dö, Dur), Tour; Gang, Wendung, Streich (Schelmerei), vom französ. tour; — dö Tour, auch so viel als: Perücke.

Tusch (dá, Dusch), Toast; vom Altdeutschen: thuz, Waffengetöse.

tusch'n (dusch'n), verheimlichen, verbergen, verschlafen lassen; von dusen, duseln, schläfrig sein; als Aktiv. duzen des Otfried: einschläfern, verheimlichen.

U.

übáschi (ibischi _ ∪ _), oberhalb.

übrá (ibrá), herüber.

übri (ibri), hinüber.

U-i, Empfindungswort der Verwunderung, der Bestärkung usw. im Munde des Österreichers so eigentümlich klingend wie sein: Ö-e, z. B. du, der hat di gern — Ui! d. h. über allen Ausdruck; oder: Ui! — dös wird nachá abá doh schon nit áh gleihwol á helli Pracht sein! eine Kette enklitischer Partikeln, die alle nicht mehr sagen, als: O Pracht!

umá-brodeln, herumzögern; siehe: brodeln.

umá-geh'n, umgehen, spuken; Subst. 's Umágeh'n, der Spuk, die Geistererscheinung.

umá-kráx'ln, herumklettern; siehe: kráx'ln.

umá-laun'ln, herumzaudern; siehe: laun'ln.

umá-sáb'ln, herumsäbeln, um sich schlagen.

umá-schneb'ln, umherschnellen; siehe: schneb'ln.

umá-wick'ln, umwinden, anschmiegen; vom Althochdeutschen wiccha, Binde.

um-patsch'n, umher waten (im Kote); siehe: patsch'n.

U-mein! oh mein! Ausruf des Staunens oder der Ergebung.

Um und Auf ('s), das Um und Auf, Habe und Gut, die ganze Barschaft.

Unáderl ('s _ ∪ ∪) Unäderchen, Mißäderchen; eine Ader, welche die Reinheit und Weiße der Haut entstellt; Makel, Fleckchen.

ung'seg'n, ungesehen, heimlich, einsam (auch: ung'seg'ná).
ungut, ungut; nix für ungut nehmá, nicht übelnehmen.
unser-oana, unsereins; auch: unser-oan's.
untá, unter; während.
untáschi (_ ◡ _), unterhalb.
unt'ránand (_◡_), untereinander.
unvásegn's (_◡_) unversehens, zufällig.
Urláb (dá), Urlaub, Abschied; siehe: vánandá.

V.

va=, als Vorsilbe dem: ver= entsprechend.
vá-bráf'ln, verkohlen, verzehren; im Bayerischen ist braschеln, braseln, so viel als: prásseln (wie erhitztes Schmalz).
vá-derná (◡ _ ◡, vá-dearná), verdienen.
vá-druck'n, verdrücken, unterdrücken.
vá-dunnert, verdonnert, verdammt, verwünscht.
vá-dutzt, verblüfft, eingeschüchtert; eigentlich: verdust, von dusen, schläfrig sein, Schwindel haben.
váflixt, verdammt, scherzweise eine euphemistische Entstellung von: verflucht.
vá-führ'n, verführen; entführen, wegtragen.
vá-geb'n, vergeben, in Anspruch genommen; nicht mehr frei; pränumeriert.
Vágißmeinnit, Vergißmeinnicht (myosotis palustris Lin.).
Vágnügenheit (d'), Vergnügtsein, Vergnügtheit.
vá-güt'n; vergüten; Ersatz gewähren.
vá-hau'n, verhauen, durchbringen, vergeuden; als Reflexiv. eigentlich ein Jägerausdruck: sich zurückziehen' sich trollen.
Váhör ('s, ◡ _), das Verhör.
vá-juck'n, vergeuden, in lustiger oder liederlicher Gesellschaft durchbringen.
Vá-kältingá ('s, ◡_◡_), Erkältung, Verkühlung.
váleih (◡ —), vielleicht, etwa, möglicherweise.
vá-loif'n, verlieren; Intens. von: vá-lier'n: vom letzterem Part. válur'n.
Váluar (dá, ◡_), der Verlust.
vá-minkelt und vámánkelt, alliterierende Redensart für: verwickelt; mánkeln heißt: heimlich handeln, täuscheln; minkeln, ebensoviel.
vá-nand (◡—), von=, auseinander; daher: 's Vánandágeh'n, das Auseinandergehen, der Abschied.
vá-pámert (vá-bámert), verliebt; etwa von: bámá, sich ein Ding zueignen; dös hemár ih bámt, im Nürnbergischen Schmeller I. 173.
vá-páss'n, (durch Warten) versäumen; vorübergehen lassen.
vá-rat'n, verraten.
vá-raucá, verrauchen; in Rauch aufgehen lassen.
vá-red'n, verreden, in Abrede stellen.
vá-rütt'n, zerrütten, verwickeln.
vá-rupft, verrupft, zerrauft, struppig.
vá-sámá (◡_◡), versäumen.
vá-schámerir'n (sih), sich verlieben; váschámerirt, soviel als: vábándelt, in Liebesbande verstrickt; vom franz. chamarre, verbrämt.
vá schreck'n, verscheuchen, fernhalten, abschrecken.

vá-schrei'n, verhexen; ins Geschrei bringen, verleumden.
vá-schwáb'n, vertrinken; siehe: schwáb'n.
vá-schwiarz'n, verschwärzen, verleumden; einem übel nachreden.
vá-soffá, versoffen; Part. von: vásauffá.
vá-sprengá, versprengen, vertreiben.
vá-strá'n (◡—), verstreuen, verlieren.
vá-trág'n, vertragen, wegtragen, verwehen.
vá-trenz'n, kleinweise vertun, vergeuden; siehe: trenz'n.
vá-tusch'n, verheimlichen, nicht laut werden lassen; siehe: tusch'n.
vá-wich'n (váwichá), verwichen; neulich, jüngst; adjekt. d. d. d. váwicháni (váwich'ni), d. d. d. vergangene, abgelaufene.
vá-wüst'n, verwüsten, verderben, unbrauchbar machen.
vá-wursteln, verwirren, verdrehen, wie eine Wurst; Part. váwurstelt, verworren, geschraubt.
vá-wuzelt, verschlungen, verwickelt; von wuzeln, walzen (volvere).
vá-zett'n, verstreuen, verlieren (váloif'n, vástrá'n); von zetten, fallen lassen (cadere, caedere).
vá-zieg'n, verziehen; Reflex. sich verziehen, nach und nach verschwinden.
vá-zwickt, verzwickt, verworren, unschön, unklar.
Vedá (dá), Vetter.
Veigerl ('s, Veicherl), Veilchen (viola martia Lin.); daher: veig'lfarb, veilchenfarb; violett.
Vierfachá (á), ein Walzer, wozu mit Händen und Füßen, also vierfach, der Takt geschlagen wird.
Vikánz'n (d', ◡_◡), Vakanzen, Schulferien.
Viktori (d'), Viktoria, Sieg; in áná Glori und Viktori, in vollster Wonne und Lust.
Vog'lmarkt (dá), der Vogelmarkt in Wien; ein Teil der ehemal. oberen Breunerstraße, wo man Singvögel und das Futter für sie feilbietet.
V'ron'l, Veronika; oft soviel, als: Mütterchen, altes Weib.
vurigi (d. d. d.), vorige.
vur-kemá, vorkommen, scheinen, sich dünken, unterkommen.
Vurkost (d'), Vorkost: ein leichtes Gedecke, welches zur Hauptmahlzeit einladen soll.

W.

wách (wāch), weich; wohl zu unterscheiden von wach (wăch), wofür man jedoch gewöhnl. munter sagt.
wácheln, fächeln; Iterat. von wáhn wehen.
Wád (d') die Weide.
wáhn, wehen.
Wál' (d'), die Weile; d' längsti Wál, die längsti Zeit.
wálisch, wälsch, italienisch.
Wángerl ('s), das Wängelchen, die Wange.
wáschelnaß, naß, wie gewaschen; tropfnaß.
Wáserl ('s), Waiserl, Diminut. von: Waise; á-n arm's Wáserl, ein armes, hilfloses Geschöpf; — wie-r á Wáserl im Eck', wie ein vergessenes, übersehenes Kind.
wássern, wässern; als Aktiv. auch: prügeln.
Wátsch'n (d'), Ohrfeige, Schlag ins Gesicht; von batten, schlagen (battre). Höfer III. 272.
Wachwer'n ('s), das Wachwerden.

Erwachen; gewöhnlich muntá wer'n, Munterwerden.
Wachtáhütt'l ('s), das Wächterhüttchen.
Wacht'l (d') die Wachtel (tetrao coturnix).
währád, während, indes.
wag'ln, wackeln, wanken.
wampát (wampet), schmeerbauchig, fett.
Wang' ('s), die Wange.
wasch'n, waschen, dös hat sih g'wasch'n, das ist ausgezeichnet, das ist etwas besonderes (hoc lautum est); wasch'n heißt bisweilen auch soviel, als: plaudern, medisieren, albernes Zeug schwatzen.
Wean, Wien; z' Wean, in Wien; d' Weaná (d' Wianá), die Wiener, auch: d' Weanstadt.
Wedá ('s), das Wetter; im engeren Sinne: Ungewitter, Wetterschaden.
wegá (weggá, weká), hinweg, fort.
wegáschau'n, wegschauen, das Gesicht abkehren; hat im Texte den Nebenbegriff, daß man Priester, welche, solang sie ihrem Amte vorstanden, in die Kirche sahen, im Grabe mit dem Gesichte von der Kirche abzuwenden pflegt.
Wei ('s), das Weib.
Weibáschuach' (d'), die Weiberschuhe, die eine Weibsperson anzieht, wenn sie heiratet. Siehe: „Menscháschuach'“.
Weibázächern, Weiberzähren, siehe: Zächern.
Weihbrunn (dá, Weichbrunn), das Weihwasser, das mit geweihtem Wasser gefüllte Becken, am Eingang in die Kirche.
Weinbákrod' (d'), Weinbergkröte: siehe Heppin.
Weinberl ('s), Rosine; á Weinberl aus'm Koasá Joseph sein'm Gugelhupf, soviel als: ein Geisteskranker im Wiener Irrenhause. Siehe Gugelhupf.
Weinberltee (dá), Tee aus Weinbeeren; scherzw. für Wein.
Weinfaltá (dá), ein gemeiner Schmetterling (papilio); etwa: der Goldfalter (phalaena chrysorrhaea).
Weingárt' (dá), Weingarten, Weinberg; Plur. d' Weingart'n.
Weinhütá (dá), Weinhüter; Wächter in den Weingärten zur Zeit, wenn die Trauben reifen.
weis'n, weisen, führen, leiten.
weiß, als charakterist. Farbe des österr. Liniensoldaten, wie grean (grün) das Abzeichen des Jägers.
weitschichti, weit auseinander gelegen, entfernt; von weit, und Schicht, Ordnung, Reihe.
weng (wenk), wenig; á weng, ein wenig.
wengerl (wenkerl), á wengerl, ein bißchen.
Werk'l (á), eine Drehorgel, ein Leierkasten, gewöhnlich beliebte Volksmelodien abspielend.
wer'n, werden; siehe wor'n.
Westitasch'l ('s), das Täschchen in der Weste.
Wichs' (d'), Wichse, Schmiere, Salbe; im übertragenen Sinne: Schläge.
Wichsá (á), ein Anflug von Trunkenheit; bisweilen auch soviel, als: Stutzer, Zierbengel, Schmückebold, Schwänkemacher.
Wicht'l, das Käuzchen, der Totenvogel (strix passerina); auch: Anferl.
Wid'l ('s), Garn, eine auf die Spille gedrehte Anzahl gesponnener Fäden: von widen, witen, winden.

wigel wagel (im Wigel Wagel sein), unentschlossen sein, wanken; zu keiner Entscheidung gelangen; eine alliterierende Redensart.

wild, böse, zornig, garstig, besonders vom schlechten Wetter.

windfeiern, wegen ungünstigen Windes landen und zuwarten (feiern) müssen, bis der Wind umschlägt.

wini, toll, wütend, rasend; von winnan, arbeiten, leiden.

wir', werde; siehe: wor'n.

Wirt'l ('s), Wörtchen.

wispern (wispeln), lispeln, von dem Laute: „bis, wis“; verwandt mit dem lat. vibro.

woaná (woan'), weinen.

wöll'n, woll'n; Präs. Ih will (wüll), du willst (wüllst), er will; má wöll'n (wolln), ös wöllt's, sö wöll'n (woll'n); Part. woll'n (wöll'n). Konj. Impf. ih wollt' (wöllt').

woil'ln, winseln, wimmern; aus winseln gebildet, wie váloil'n aus verlieren, durch Veränderung des i in oi.

wor'n (wur'n), geworden von: wer'n (wearn), werden; Präs. Ih wir', du wirst, er wird; má wer'r, ös werdt's, sö wer'n; Konj. Impf. ih wár'; Part. wor'n (woar'n, wur'n); g'west (g'wes'n).

wui (oui), ja, ein kleines Überbleibsel aus den Franzosenkriegen, aus welcher Zeit der Bauer manches fremde Wort zurückbehielt und dialektierte.

wurl'n, sich bunt durcheinander bewegen; wimmeln; Iterat. von wirren; siehe: G'wurr'l.

Wuzerl ('s), fettes, kleines Kind; von: wuzeln, wälzen.

Z.

zách (zach), zähe, träge, schwer zu behandeln.

zág'n, zeigen.

zárr'n, zerren; mühsam,

záx'ln, in kurzen Schritten gehen, hüpfen; zickzack trippeln; vielleicht von: zacken.

Zächern (dö), die Zähren, Tränen; Sing. da Zácher; vom Althochdeutschen: zahar (δάκρυ).

Zähnt' (dö), die Zähne; von: dá Zahnd, Zahn.

Zahná ('s), das Weinen; von zannen, zahnen, d. h. die Zähne zeigen, das Gesicht so verziehen, daß man die Zähne sieht.

zaunfalsch, sehr falsch, hinterlistig: hinter dem Zaune, wie ein Vogelsteller lauernd, um jemand in seine Schlinge zu bekommen. (Im Slovenischen heißt ein hinterhälterischer Mensch: saplotnik, d. h. Hinterzäunler, von sa, hinter und plot, Zaun).

zaunsper, spröde, zähe, wie ein Zaunstecken; siehe: sper.

zausát, zausig, zerzaust; von zaus'n.

zechá (– ◡), zechen.

Zeiss'l ('s), das Schild eines renommierten Gasthauses in Wien: „Zum Zeisig“.

Zeisserl ('s) Zeischen, ein bekannter Singvogel (fringilla spinus).

Zeitlang (aus), aus Langeweile, zum Zeitvertreibe.

z'ert, zuerst, anfangs, erstlich; auch z'escht, in der Ert: Höfers Volksspr. S. 57.

Zeug'l ('s), das Zeug, Fuhrwerk.

Z'hausweg (dá), das Nachhausegehn, der Heimweg,

Zidán (dö), die Zither, ein Lieblingsinstrument des Landmannes.

zidán, zittern. Subst. 's Zidán; sprichwörtlich: dá hilft kán Zidán vur'm Frost, da ist alles Sträuben vor der Gefahr fruchtlos.

zieg'n, ziehen; auch: in starken Zügen trinken.

ziemá, ziemen, gutdünken, dann überhaupt: dünken; mih (má) ziemt, mir scheint.

Zill'n (á) ein leichtes, geringes Flußfahrzeug, ein Nachen.

zimperli, verschämt, schüchtern, jungfräulich, mit dem Nebenbegriffe des Affektierten; von zimpern, sich affektiert, zärtlich benehmen. Siehe das Wort: zumpfer bei Adelung.

zipfát, kränkl ch; den Zipf haben; siehe: Nipf.

zipf'ln, wenig und in kurzen Absätzen trinken, nippen; von zipfel, bißchen.

ziz'lweise, nach und nach, in kleinen Portionen (Summen); von zizeln (zetzeln), statt: zetteln, streuen.

z'klieb'n, zerklieben.

z'náchst (z'náckst), zunächst; neulich.

z'nebst, zunebst, nebstbei.

zod'ln, langweilig gehen; von zochen, ziehen; man sagt auch zoll'n, wovon zobeln nur die Distraktion ist.

z'rinná, zerrinnen, sich verzerren; siehe: Pápp'n.

z'sammá-dividir'n, scherzweise für: zusammenzählen, summieren.

z'sammá-geh'n, zusammen gehen, passen, richtig sein.

z'sammá-g'langá, zusammenlangen, sich die Hände reichen.

z'sammá-simulirn, zusammendenken; aussinnen; s.: simulir'n.

z'sammá-tüpfeln, zusammendenken; bis auf den kleinsten Punkt in's klare bringen.

z'samm-g'wichst, geputzt, an gedonnert, im vollen Staate; von wichs'n, schmieren, salben.

z'samm-kláb'n (klaub'n) zusammenklauben; als Reflex. sich sammeln, erholen, fassen; klaub'n von klieben, spalten; also: splitterweise auflesen.

z'samm-pelz'n, zusammenschießen, niederschießen; von Pelz, auf den Pelz brennen.

z'schnell'n (sih), sich zerschnellen; um sich schlagen.

z'strát (z'schdrád), zerstreut.

z'trag'n, zertragen, überwerfen, zanken.

zua-steh'n, zustehen, bevorstehen.

zua-trag'n, zutragen, zuführen, anschwemmen.

Zuckerbachá (dá), der Zuckerbäcker.

zu-n-erst, zuerst; siehe: z'ert.

z'untást, zu unterst; z'obást, zu oberst.

zuwi, hinzu.

zuwi-papp'n, hinzukleben; an etwas befestigen.

zwá-r-álei, zweierlei.

z'weg'n we? (ze we?), warum; aus dem gotischen du hwe? — Höfers Volksspr. S. 136. Gewöhnlicher: z'weg'n was?

z'weitest, vom Weitesten her.

z'werch (libá), quer, in die Quere; die ursprüngliche Form war twerch, duerah (transversus).

zwickelhart, hart, daß man einen Keil (Zwickel) braucht, um es zu spalten.

zwoa (zwá), zwei.

zwoanz'g (zwoanz'gi), zwanzig.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Johann Gabriel Seidls
ausgewählte Werke

in vier Bänden.

Mit einer biographisch-kritischen Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Wolfgang von Wurzbach.

Mit einem Bildnisse des Dichters und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe.

Vierter Band.

Inhalt: Novellen.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Aus den „Novelletten" (1839). Seite

Der Leiermann 5
Der tödliche Knopf 10
Stumme Rache 14

Aus „Laub und Nadeln" (1842).

Das goldene Ringlein 26
Cornelia Fieramonti 40
Arabella v. Byrnswack 64
Sie ist versorgt! 91
Die Blaue 115
Juana 121

Aus dem „Pentameron" (1843).

Die Schweden vor Olmütz 151



Der Leiermann.

Es pflegt sich nun einmal manches schon
So seltsam zu gestalten;
Und wären wir nicht so prosaisch kalt,
Wir müßten's für Märchen halten.

Wer die sogenannte Trinkkuranstalt auf dem Wasserglacis in Wien*) gleich bei ihrem Entstehen besucht hat, dürfte sich wohl eines Leiermannes erinnern, welcher da, wo sich die Alleen kreuzen, seinen Leierkasten aufgestellt hatte und in den Nachmittagsstunden nicht ohne Zuspruch blieb. Um diese Zeit nämlich, wo sich ein großer Teil der Kinder Wiens mit ihren Ammen, Kindsweibern, Gouvernanten, Hofmeistern und Eltern einfindet, um bei sinkendem Abend der vornehmen Welt den Platz zu räumen, pflegte sich auch damals ein ziemlich belebter Kreis um den Spielmann zu bilden, der dem stillen Beobachter keine uninteressante Gruppe darbot.

In der Mitte stand der Spielmann, ein bärtiger Invalide mit buschigen Augenbrauen, unter welchen ein widerlich lächelndes Auge hervorblitzte; mit einem dichten Schnurrbarte, der halb schwarz, halb grau über die aufgeworfenen Lippen hing; in grauer Jacke, dunkelfarbiger Reithose mit weißen Seitenknöpfen und mit einem Stelzbeine, das er gewöhnlich weggeschnallt und dem Stumpfe seines Schenkels nur leicht als Stütze untergeschoben hatte. Neben ihm auf einem kleinen Feldsessel saß ein Junge mit halbverbundenem Gesichte, in einer Hand ein Tamburin, worauf er mit der andern, ebenfalls verbundenen Hand, ganz dumpf und taktlos die Melodie der Drehorgel begleitete. Diese Melodie selbst bestand aus einem alten, mühseligen Deutschen, welche das Ohr um so mehr beleidigte, da einige Pfeifchen ganz fehlten, andere verstimmt waren, andere aber nachpfiffen, und der Baß durchgehends um einen so unbedeutenden Teil eines Tones zu hoch war, daß man glaubte, man müsse ihn um eine Haarbreite hinabdrücken. — „Hollah! meine großen und kleinen Herrchen und Frauchen! Belieben Sie meine kleine Tanzgesellschaft zu beachten. Der Eintritt kostet einen kleinen Kupferkreuzer, auf einem Groschen liegt keine Strafe." — Mit dieser Einladung pflegte er das Kinderpublikum, in dessen Seele noch jeder Mißton zur Harmonie wird, herbeizulocken

*) s. über die Glacis die Einleitung S. VI.

und zur Betrachtung seines mechanischen Theaterchens, welches den obern Teil seiner Drehorgel einnahm, aufzumuntern. Scharenweise liefen dann die Kleinen hinzu; und so kam es dann auch, daß ich selber mehr als einmal, wenn ich mit den Kindern meiner Freunde spazieren ging, was ich nicht ungern tat, hinzutrat und die verwunschene Tanzgesellschaft, wie er es nannte, mit ansah. Meine größere Lust fand ich da wohl an dem Kindergetümmel, welches rings umher lebte und webte. Hier sah ein blondlockiger Knabe mit ernsteren Mienen dem kleinen Schauspiele zu, als mancher Hochgebildete, der ein Shakespearesches Stück eben langweilig genug findet, um die Hälfte des Dialogs zu überhören. Dort spiegelte ein kleines Pärchen, das gerade seine erste Bekanntschaft angeknüpft hatte, eine hochromantische Szene seiner künftigen Lebenszeit im Kleinen; dort äußerte sich der Trieb der Ehrsucht in einem Kinde, das am Stelzfuße des Leiermannes der Orgel noch nicht nahe genug zu sein wähnte; dort spielte ein kleiner Phlegmatiker mit einem Hunde, der den kleinen krüppelhaften Tamburinschläger beschnupperte, — kurz, wohin mein Auge fiel, sah es eine belebte Mosaik; sah es, wie durch ein verkehrtes Perspektiv, das Menschenleben in seinen schärfsten Umrissen, wenngleich winzig und zwerghaft.

Dessenungeachtet hielt mich die Beobachtung dieser großen kleinen Gesellschaft nicht ab, auch manchmal der kleinern kleinen Gesellschaft meine Aufmerksamkeit zu schenken, welche sich im Oberteile des Leierkastens selbst, nach dem Takte der taktlosen Melodie bewegte. Dieser Oberteil stellte nämlich das Innere einer Schenke dar, die eben nicht nach dem Originale eines Gasthofes erster Größe entworfen schien.

Knapp an der Türe war ein kleiner Verschlag, in welchem der Wirt stand, das Getränk ausschenkend, und den Gästen auflauernd, um jeden neuen Trunk mit einem Kreidestrich zu bezeichnen. In der andern Ecke hing ein altes Bild, mit grellem Rot und Blau auf Silbergrund gemalt. Darunter stand ein eichener Schiebtisch, über welchem, mit Blumen bekränzt, das Zeichen einer Handwerkszunft hing. Seitwärts in der Vertiefung des hoch oben angebrachten Fensters saßen zwei Musikanten, der eine die Klarinette, der andere den Brummbaß spielend. Im Vordergrunde aber drehten sich nach dem Takte der Orgelmelodie, welche für eine rege Kinderphantasie deutlich genug von den beiden Musikanten auszugehen schien, zwei Tänzerpaare ziemlich langsam. Erst in der Wendung, wo der

Draht sich an der Fuge des Bodens fing, kamen sie durch einen gewaltsamen Riß in regere Bewegung. Das eine dieser Tänzerpaare bestand aus einer wohlbeleibten Frau, der Wirtin, und einem winddürren Grundwächter, welcher selbst im Tanze sich nicht herabließ, die Insignien seiner Würde, den Stock und den Tressenhut, abzulegen. Das andere Paar bildeten ein junger Bursche ohne Rock, das Halstuch ganz symbolisch locker um den Hals geschlungen, und eine alte Krämerin mit spitzem Kinn und behaglich zugedrückten Augen. Unter den Musikanten aber stand eine erhitzte Dirne, wahrscheinlich ausruhend vom Tanze, jedoch so aufgeregt, daß sie mit offenem Munde die Tanzweise mitzulallen schien. Ein Holzkreuz, welches mit zwei Kerzen besteckt über die Tanzenden herabhing, erleuchtete die Szene.

Sämtliche Figuren waren so charakteristisch und bis in die kleinsten Nüancen ausgearbeitet, daß man sie wirklich Meisterstücke nennen und sich des Gedankens nicht erwehren konnte, wirkliche Wesen in der Vogelperspektive zu erblicken. Wenn dann noch die Stimme des Spielmannes: „Sehen Sie meine verwunschene Tanzgesellschaft!" dareinklang, so glaubte man, die belebte Darstellung eines Hoffmannschen*) Märchens zu sehen und potenzierte den Eindruck sich selber zum Humor.

Längst hatte ich des Spielmannes schon vergessen. Die Veränderung eines einzigen Verhältnisses bewirkt oft in einer großen Stadt, daß man Plätze, worauf man sich durch geraume Zeit täglich, ja stündlich herumtummelte, durch Monate wieder gar nicht berührt; so ging es auch mir. Ein Lichtpunkt meines Lebens, der mich sonst aufs Wasserglacis in Begleitung einiger Kinder heraustrieb, hatte nun seinen Stand verändert und mich in die Notwendigkeit versetzt, fast allabendlich den Weg nach einer weiten Vorstadt und allnächtlich ihn von dort zurückzunehmen.

So geschah es, daß ich oft, wenn ich mich länger verhielt, um den Weg abzukürzen, durch eine etwas abgelegene Gasse, die eine Diagonale bildete, der Stadt zuschritt, unbekümmert um die Warnungen, die man mir in Betreff einer dort befindlichen Schenke wiederholte. Nicht nur verdächtiges Gesindel sollte sich in jener Schenke umher-

*) Gemeint ist natürlich Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (geb. 1776. gest. 1822), speziell dessen „Fantasiestücke in Callots Manier" (1814).

treiben, sondern man sprach eine Zeitlang auch sogar von der Notwendigkeit, einen eigenen Wachtposten der Türe des Wirtshauses geradeüber aufzustellen, indem allnächtlich fast bei entstandenen Schlägereien der besiegte Teil auf die Straße hinausflöge und dann leicht durch Karambolage mit einem Vorübergehenden eine Fortsetzung des Tumultes entstände. Jedoch das alles schreckte mich nicht. Teils dachte ich nicht daran, teils hatte ich auf meine Gewandtheit und Gefaßtheit zu viel Vertrauen, um mich nicht nur zur Gegenwehr oder Flucht gleich gerüstet zu fühlen.

Später als je vorher (es mochte gegen Mitternacht sein) schritt ich einmal im Spätherbste wieder durch jene Straße. Musik in jenem Wirtshause zu hören, war ich gewohnt, aber diesmal fiel mir die Melodie so unwillkürlich auf, daß ich stehen blieb und horchte. Lange konnte ich mich, so bekannt mir auch die Töne waren, nicht deutlich entsinnen. Endlich fiel mir der Leiermann am Wasserglacis ein, und jeder Takt gab mir mehr Überzeugung. Derselbe alte mühselige Deutsche klang recht ohrenzerreißend mir entgegen, indem die Klarinette einzelne Töne fallen ließ, der Baß ganz taktwidrig pizzikierte und eine quiekende Stimme, um Haarbeite zu hoch, die Tanzweise nachsang. Seltsam überrascht näherte ich mich der Schenke und blickte auf gestreckten Zehen durch einen Spalt des Fensterladens in das schwach erleuchtete Innere. Wie unheimlich ward mir aber zumute, als folgendes Bild wie eine lebhaftere Erinnerung, gleichsam durch ein Seelenmikroskop vergrößert, vor meinen Augen sich zeigte. Ein Holzkreuz, welches mit zwei dampfenden Unschlittkerzen besteckt war, verbreitete ein unheimliches Halbdunkel. Hart an der Türe stand innerhalb eines räucherigen Gegitters der schlaftrunkene Wirt und summierte mit versagender Kreide uneinbringliche Schulden. In der Ecke, unter einem grellen Bilde, saß am Eichentische der wohlbekannte Leiermann mit seinem schlafenden Krüppel, vor sich ein Deckelglas mit schillerndem Wein und dem geschlossenen Orgelkasten. Seitwärts aber in der Fensterhöhlung saßen die beiden Musikanten, der Klarinettist und der Brummbaßspieler und zu ihren Füßen stand eine mattgetanzte Dirne, nachsingend die Melodie des Tanzes. Im Vordergrunde walzten taktlos wohlbekannte Gestalten, die beleibte kugelförmige Wirtin mit dem winddürren Grundwächter und der junge Bursche mit dem strickartigen Halstuch am Arme des Mütterchens, das, um nicht Schwindel zu bekommen, die Augen behaglich geschlossen

hatte. Kurzum, die sämtlichen Figuren, die ich im Spielkasten des Leiermannes so oft betrachtet hatte, bewegten sich, als ob sie der Drehorgel entschlüpft und in das Leben zurückgekehrt wären, vor mir; und glaubt' ich damals wirkliche Wesen in der Vogelperspektive zu sehen, so kam es mir jetzt vor, als ob sich die Gestalten eines grandiösen Orgelkastens vor meinen Augen umhertummelten. Lange stand ich wie angewurzelt, nie empfand ich das Wunderbare, Mystische des Lebens so lebhaft, nie, kann ich sagen, hatte ich ein Märchen so ganz selber durchlebt. Da schlug vom nahen Turme der Pfarrkirche ein mächtiger Hammerstreich; eins tönte wie ein Geisterruf ins stille Meer der Nacht; ich sprang zurück, zog den Mantel straffer übers Ohr; die Musik war verstummt, und fröstelnd eilt' ich, von Bildern meiner erhitzten Phantasie verfolgt, der Stadt zu.

Als ich am nächsten Nachmittage zufällig über das Wasserglacis schritt und der Leiermann nicht mehr auf seinem gewöhnlichen Platze stand, da rundete sich erst das Märchen, das ich durchlebt hatte, zum Ganzen und ich dachte mir: wie wär' es, wenn jene verwunschene Tanzgesellschaft, wie sie der Leiermann selbst nannte, wirklich das gewesen wäre; wenn er die armen Gestalten in seinen Kasten gebannt hätte; wenn um Mitternacht der Zauber immer aufhörte, die Gesellschaft wieder ins Leben träte, der Kasten sich schlösse, die Figuren, wie eine Uhr abschnarrt, sich noch eine Weile forttummelten und beim Schlage eins zur Ruhe legten, um am nächsten Tage ihr gespenstiges Treiben im Orgelkasten gestärkt zu beginnen! Mit der Zeit würden dann die braven Wesen, wie alles abnimmt, abnehmen an Kraft und Beweglichkeit, immer mehr Orgelpfeifchen würden ausbleiben, der Tanz immer langsamer, immer taktloser werden, die Lichter am Holzkreuze würden erlöschen, die Schenke in der abgelegenen Gasse würde aussterben und der Leierkasten für immer sich schließen.

Zwei Jahre nach dieser seltsamen Szene sprach mich ein Mann mit einem Stelzbeine um ein Almosen an. Ich erkannte den alten Leiermann und fragte ihn: „Ihr bettelt jetzt so? Was macht denn Eure verwunschene Tanzgesellschaft?"

„Sie ist vom Atem gekommen," antwortete er mit grinsender Miene und humpelte ohne Dank für meine Gabe weiter.

Der tödliche Knopf.

Gib, — und will dein Rock sich sperren,
Reiß ihn auf mit Ungestüm!
Dem du gibst, der ist dein Bruder, —
Mensch! — was ist dein Rock vor ihm!?

Zierlich eingeknöpft in einen weißen, mit rauschender Seide gefütterten Überrock, den ich eben das erstemal zur Schau trug, die Hände in den Seitentaschen, schritt ich an einem Herbsttage die Jägerzeile auf und nieder, um die Equipagen, welche dem Prater in langem Zuge zurollten, oder vielmehr ihren Inhalt, zu mustern. Wohlbehaglich eine neue Opernmelodie vor mich hinsummend, in Gedanken verloren, kann ich nicht sagen (denn in diesem meinem Feiertagswohlbehagen pfleg' ich mehr zu schauen, als zu denken), war ich wohl das drittemal auf und nieder gewandelt, ohne daß mir einer meiner Bekannten begegnet wäre. Zum vierten Male also begann ich die Tour und wendete mich eben um die Ecke, wo auf dem Marmorestrich des Wirtshauses zum grünen Jäger die Fiaker ihre Netze nach fahrlustigen Stutzern auswerfen, als mich eine Benefizannonce an der Ecke des Theatergebäudes fesselte und mich eine kleine Pause auf meiner Promenade zu machen zwang. Mit Neugier musterte ich Titel, Personenverzeichnis und Krankheitsbulletin, als mich eine gepreßte Stimme um ein Almosen ansprach. Gott weiß es, ich pflege nicht ungern zu geben, und was ich mir an Scheidemünze vom Hause mitnehme, wird tagüber zuverlässig eine Beute der Straßenbettler. Auch hatte die Gestalt, die mich ansprach und deren Züge sich mir nachher so deutlich einprägten, etwas Mitleiderregendes, nicht ohne einen Anflug von unheimlicher Ironie.

Ich las aber die Benefizannonce; ich hatte die Hände in den Taschen und den zierlichen weißen Überrock mit dem rauschenden Seidenfutter bis hinab zugeknöpft; — ich hätte also einen Knopf öffnen müssen — und diese Mühe ist denn doch weit größer, als der Gewinn des armseligen: „Gott lohn es!" aus dem Munde eines Straßenbettlers.

Ich hatte aber diesen Gewinn diesmal umsonst. Denn als ich ihn abwies, wandte er mir den Rücken, murmelte ein widriges: „Gott vergelt es!" und entfernte sich raschen Schrittes.

Das Ereignis machte weiter keinen Eindruck auf mich; nur für das ironische: „Gott vergelt es!“ hätte ich dem unberufenen Moralisten gerne von der Wache danken lassen. Übrigens war mir das viel zu umständlich; guter Dinge kehrte ich meine Aufmerksamkeit wieder den Equipagen zu und schlenderte ruhig weiter.

Das Glück hatte mich heute wirklich zum Alleinwandern verdammt, und ohne Begleiter, wie ich die Runde dreimal gemacht hatte, kam ich auch von der vierten zurück. Bei einem der Kaffeehäuser zu Anfange der Straße, wo die vornehme Welt die Revue passiert, ließ ich mich auf eine Bank nieder; stopfte mir meinen Meerschaumkopf und suchte mir durch ein paar Züge eine gesegnete Eßlust herbeizulocken oder doch vielleicht irgend einen Tischgenossen zu werben. Plötzlich sah ich mehrere Gäste von ihren Stühlen aufspringen und der Donau zueilen. Begierig zu wissen, was es denn gäbe, sprang ich ebenfalls auf und lief zum Ufer hin. Da sah ich mitten im Strome einen Mann mit dem Wasser ringen, aber eher, als ob er untertauchen als gerettet sein wollte, und hinter ihm mehrere Schiffer in kleinen Nachen, mit Seilen und Haken versehen, und eifrig bemüht, den Unglücklichen einzuholen und zu retten. Schon glaubte ich den Armen verloren; denn kaum zwanzig Fuß weit mocht' er mehr von einem Schiffe sein, an dem er sich, wenn ihn die Strömung angeschwemmt hätte, gewiß den Kopf zerschellt haben würde. Ein eisiger Schauer überlief mich, der Schrei starb mir im krampfhaft offenen Munde, meine Knie schlotterten; noch nie hatte ich einen Menschen so nahe an der Scheidelinie gesehen, welche das Sein vom Nichtsein trennt. Unwillkürlich lief ich bis hinab an den Rand des Wassers und fühlte recht lebhaft die Möglichkeit, wie ein Mensch, im glühendsten Triebe zu retten, seiner eigenen Ohnmacht vergessen könne. Die rüstigen Schiffer hatten ihn aber indes erreicht, ohne weitere Beschädigung am Hemde mit dem Haken erfaßt und zum Schiffchen herangezogen, in das sie nun den Halbtoten legten, um ihn zur schleunigsten Hilfeleistung ans Ufer zu bringen. Es gelang. Schon waren auch Träger mit einer Bahre dazugekommen. Man prüfte, als sie die nötigsten Vorsichtsmaßregeln in Eile getroffen hatten, seinen Puls. Der Mann war nicht tot. Die Leute drängten sich ungestüm hinzu; ich unter ihnen. Ein Blick auf den leise Atmenden, der langsam die Augen aufschlug — und, wie vom Blitze gerührt, fuhr ich zurück, um ja seinen Augen nicht zu begegnen. Man denke sich mein seltsam

schauriges Gefühl; — der Bettler mit dem Mitleid erregenden Zuge, mit dem Anflug unheimlicher Ironie, der mir an der Ecke des Theatergebäudes sein widriges: „Gott vergelt es!“ auf meine Abweisung zugemurmelt, lag vor mir; durchnäßt von den Wellen, denen er den Tod, welchen er vielleicht suchte, nicht abgewinnen konnte; mit blassen Zügen, halbgebrochenen Augen, offenem Munde, klebenden Haaren, schwer aufatmend, unfroh, wie es schien, seiner Rettung. Von den seltsamsten Gedanken durchkreuzt, von manchem halblauten Vorwurfe gefoltert, zog ich mich zurück und wartete von fern, um zu sehen, wo sie den Unglücklichen hinbrächten.

Das Haus, in welches man die Menschen zu bringen pflegt, deren Unglück man Versuchen auf ihr eigenes Leben zuschreiben zu müssen glaubt, ist nicht weit abgelegen. Dahin brachte man auch ihn.

In einer Stimmung, die mir selbst nicht recht klar werden wollte, ging ich zurück und begab mich zu Tische. Die Speisen aber wollten mir nicht munden; bei jedem Bissen fiel mir das ironische: „Vergelt es Gott!“ des Bettlers ein; Spielleute kamen und tummelten die Finger nach Lanners und Strauß' Tanzweisen*), in den lustigsten und herzlichsten Sprüngen und Wendungen über die Saiten hin, aber die einförmigen Anschlagenoten des Basses murrten mir allemal das widrige: „Vergelt es Gott!“ ins Ohr. Schon fast an meiner Individualität verzweifelnd, welche so reizbar wäre, daß ihr der nächstbeste Zigeunerfluch zur Schicksalsgeißel werden könnte, sprang ich auf, ging gerade dem Hause zu, nach welchem man den Geretteten gebracht hatte und beschloß, mich um seine Lebensumstände zu erkundigen und durch meine fromme Beisteuer nach Kräften den lastenden Fluch des widrigen: „Vergelt es Gott!“ von mir abzuwälzen. Zum Glücke war der Vorsteher jener Anstalt mir nicht unbekannt. Unter dem Vorwande, daß mir der Überbrachte aus gewissen Gründen nicht uninteressant sei, erkundigte ich mich, ob er wirklich einen Selbstmordversuch gewagt und was ihn dazu veranlaßt habe. Das erstere hörte ich bestätigen, für das zweite folgenden Grund angeben: „Der Arme,“ begann nämlich der genannte Vorsteher, „ist, so viel aus seinem Geständnisse erhellt, zu bedauern! — Aus einem guten Hause,

---

*) Josef Lanner, der berühmte Tanzkomponist, (geb. 1801, † 1843), von dessen Walzern noch heute viele populär sind („Abendsterne“, „die Pester“, „die Werber“, „die Schönbrunner“, „die Romantiker“. Johann Strauß senior, Hofballmusikdirektor und beliebter Komponist (geb. 1804, † 1849).

früher in angenehmen Verhältnissen, durch falsche Freunde, verunglückte Versuche, seinem wankenden Hausstande wieder aufzuhelfen, zuletzt durch gänzliche Mutlosigkeit bis an den Bettelstab herabgekommen, fristete er lange Zeit sein Leben dadurch, daß er gewisse Kopfarbeiten um geringen Lohn verrichtete. Aber die Zeiten wurden genauer; die Menschen schränkten sich mehr und mehr ein, — und so kam denn auch jener Arme um die letzte Quelle seines Verdienstes. Graben kann nicht jeder, und selbst zum Holzhauer muß man erzogen sein. Sein letzter Dreier ging endlich drauf; borgen wollte, konnte er nicht; er hatte ja keine Hoffnung, irgend einmal zurückzahlen zu können, und so geschah es denn, daß er den verzweifelten Entschluß faßte, zu betteln. Als ein Mensch von feinerem Gefühle, sah er nur zwei Wege vor sich: zu betteln — oder das zu tun, was ihm mißlang. Die Grenze zwischen beiden Versuchen war bei ihm so schmal gezogen, daß er beim ersten Mißlingen des einen notwendig zum andern greifen mußte. Und so beschloß er es denn auch. „Versuch es," sprach er, „bettle; — weist dich aber der erste, den du ansprichst, ab, so nimm es für ein Zeichen, daß dir dein Schicksal selbst diesen Trost, den du mit Landstreichern und Gaunern teilst, versage und tue das Äußerste: verlaß eine Welt, die dich verlassen hat. Findest du aber bei dem ersten, den du ansprichst, Erbarmen, so knüpfe an das Mitleid dieses wahren Bruders den Faden deines Glaubens wieder an, und klammere dich daran fest, so lange es Gott dir gönnt." — Er blieb bei diesem Entschlusse. Drei Schritte von dem Tore des Hauses, dessen Dachzimmer ihm Tags vorher aufgekündigt worden, fand er einen wohlgekleideten jungen Mann mit guten Zügen. Der Mann war jung, also lebenslustig; war wohlgekleidet, also für einen Bettler nicht zu arm; er las den Theaterzettel, also konnte er auf Unterhaltung denken; er hatte gute Züge, also konnte er auch wollen, was er tun konnte; der Arme trat leise zu ihm hin, bat ihn mit der mitleidflehenden ironischen Stimme eines Menschen, der sein Leben an die Laune eines Fremden knüpft —."

„Und ward abgewiesen, weil der junge Mann mit dem weißen, seidengefütterten Überrocke, mit den Händen in der Tasche, einen Knopf hätte öffnen müssen," fiel ich dem Vorsteher tief ergriffen ins Wort. „Nehmen Sie diese Brieftasche; was darin ist, weiß ich nicht, aber für einen Bettler genug; die geben Sie ihm, und sagen Sie ihm,

wenn er fragen sollte, warum ihn jener junge Mann wohl abgewiesen habe? — weil er einen Knopf hätte öffnen müssen; sagen Sie ihm, wenn er fragen sollte: „Was wäre denn eigentlich der Grund meines Todes gewesen?“ — „Der Knopf am Rock eines Gecken!“

Stumme Rache.

> Wohl mag das Herz im Busen grollend bangen,
> Erblickt es Ehr' und Glauben in Gefahr!
> Und doch! — der Rach' ihr Opfer einzufangen,
> Ein undankbarer, blut'ger Dienst fürwahr!

„Du hast etwas auf dem Herzen, Pietro, ich sehe dir's an!“ — sprach der Marchese Luigi zu seinem alten Diener, den er als Erbstück von seinem Vater übernommen hatte. — „Du schleichst mir so verdächtig im Hause herum, würgst immer an den Worten und verziehst die Mienen, als ob dir ein Bein im Halse steckengeblieben wäre. Ich mag das nicht leiden, alter Murrkopf! Wenn du ein Anliegen hast, — heraus damit! Den Kopf wird's nicht gelten, weder deinen, noch meinen! Ich habe schon manches Unangenehme im Leben erfahren; das wird sich wohl auch noch ertragen lassen!“

„Nun denn in Gottes Namen, Signor,“ — begann der alte Diener, sichtbar im Kampfe mit seinem Innern — „weil's sein muß! — Signor, es wird unerwartet kommen, aber leider! ist es so.“

„Nun, mach kurz!“

„Ich kann's nicht sagen, Signor,“ — stotterte Pietro nach einer langen Pause — „ich will noch einmal abwarten; — ich könnte mich doch irren!“

„Nun, so schweig, alter Rabe und krächze mir nicht tolles Zeug vor, das keinen Sinn hat!“

„Ach — keinen Sinn!“ — brummte Pietro in den Bart, rieb sich die Stirn, und entfernte sich kopfschüttelnd.

„Was er nur haben mag?“ sprach der Marchese zu sich selbst. — „Ei, vielleicht weiß er's selbst nicht. Solchen alten Träumern fährt oft allerlei durch den Kopf, und am Ende steckt nichts dahinter. Er war von jeher solch' ein Zweifelskrämer!“

Aber verhehlen konnte sich's der Marchese doch nicht, daß ihn Pietros Kopfschütteln beunruhigte. Der alte Diener war seinem Hause von jeher treu und anhänglich; er nahm an allem innigen Anteil und würde, um die Ehre und das Glück der Familie zu retten, willig seinen grauen Kopf hergegeben haben. Wenn so ein biederer, schlichter Alter etwas auf dem Herzen hat, so bedeutet es zuletzt doch mehr, als man wähnt. Der Herr des Hauses übersieht manches, was den aufmerksamen Hütern der Schwelle nicht entgeht, und eine wohlgemeinte Warnung verdient immer Dank, selbst wenn sie aus übertriebener Vorsicht entsprang. Der Marchese bereute daher fast, seinen Diener so kurz abgefertigt zu haben, und erwartete den Augenblick, wo dieser wieder darauf anspielen würde, mit dem festen Entschlusse, sich gutwillig und genau unterrichten zu lassen.

Aber Pietro ließ sich nichts weiter abmerken, und selbst darauf hindeuten wollte der Marchese nicht. Es blieb also durch einige Monate beim alten.

Inzwischen kam die Zeit heran, wo sich der Marchese mit seiner Gemahlin, der reizenden Signora Giulietta, auf seine Villa zu begeben pflegte. Pietro wurde jedesmal mitgenommen, denn der Marchese war von Jugend auf an ihn gewöhnt. Hier wurde fast die ganze Zeit mit Lustfahrten, Spaziergängen und anderen ländlichen Unterhaltungen recht angenehm hingebracht. Auch fehlte es nicht an Besuchen aus der Stadt, und oft war die schöne, herrliche Villa wochenlang von lebensfröhlichen Gästen bevölkert, zu deren Vergnügen der gastfreundliche Marchese und seine gebildete, überaus liebenswürdige Gemahlin ihr Möglichstes beitrugen. Eine besondere Vorliebe hatte der Marchese für die Jagd. Fast wöchentlich einmal wurde eine Belustigung dieser Art veranstaltet. Er begnügte sich dabei nicht, die nächste Umgebung der Villa zu durchstreifen, sondern, da er fast das Jagdrecht im ganzen Bezirke pachtweise an sich gebracht hatte, so blieb er oft einige Tage aus und trieb sich wohlgemut und harmlos im Gebirge umher.

Dem alten Pietro schienen diese Streifzüge ein Dorn im Auge. Mehr als einmal äußerte er sich gegen den Marchese darüber, daß es ihm unbegreiflich scheine, wie man sich abmühen und abquälen möge, um ein paar armen Hirschen oder Rehen den Garaus zu machen; wie man ein Vergnügen daran finde, durch Dick und Dünn zu brechen wie ein Wegelagerer; sich den köstlichen Schlaf abzusparen, Durst und Hunger zu leiden und wohl auch mancher Gefahr sich preiszustellen,

und das alles, um einige Tiere zu töten, die uns nichts getan haben und die wir nicht einmal auf unserer Tafel benötigen. Er kramte alle Gründe aus, welche Jagdfeinde vorbringen, um die Weidmannslust in ein übles Licht zu setzen und geriet beinahe in Eifer, wenn der Marchese darüber lächelte, oder ihn scherzweise einlud, es selbst zu versuchen, ob die dumpfen Mauern des Schlosses gegen die frischgrünen, duftigen Wände des Hochwaldes nicht zurückständen.

„Jeder nach seinem Behagen!“ — sprach er. — „Ich, meinesteiles, bliebe lieber in meiner Villa; lustwandelte in meinem Garten, unterhielte mich mit meinen Freunden und suchte nicht auswärts, was ich zu Hause besser habe; zumal wenn ich zu Hause eine so liebenswürdige, junge Gesellschafterin hätte, als unsere Signora Giulietta!“

Wiewohl Pietro mit seinen jagdfeindlichen Ansichten nie durchdrang, so unterließ er es, wenn wieder eine Jagd angesagt wurde, doch niemals, sie wieder vorzubringen; so daß es zuletzt dem Marchese auffiel, und er zu vermuten begann, daß diese Abneigung noch einen andern Grund habe.

„Du kommst mir mit deinem Widerwillen gegen das Weidwerk gerade so vor, wie mit deinem Geheimnisse, das du mir noch immer schuldig bist!“ — begann einmal der Marchese, als Pietro die Weisung, daß in zwei Tagen Jagd sei, kopfschüttelnd mit dem ärgerlichen Beisatze, erwiderte:

„Schon wieder eine so garstige Jagd! Die Jagden, die Jagden! —“

„Dreht sich etwa dein Geheimnis auch um die Jagd?“ — fuhr der Marchese fort.

„Es geht auf eins hinaus!“

„Und darf man das Eine, worauf Jagd und Geheimnis hinausgehen, nicht wissen?“

„Wollte Gott, Signor, Ihr erführet es nie! Und doch sollt Ihr es erfahren! Wenn's nur lieber ein anderer Euch sagte! Ich hätte schon lange gern gesprochen, — aber ich mag in meinen alten Tagen nicht brotlos werden!“

„Ist's von so arger Art?“

„Von der ärgsten Art!“

„Und warum solltest denn du brotlos werden? Wirst doch du dir nichts haben zuschulden kommen lassen?“

„Das gewiß nicht! Gott weiß, wie gut ich's mit Euch, Signor, und mit Eurem Hause von jeher gemeint habe! Habt Ihr aber nie gehört, daß ein Bote die üble Nachricht, die er, ohne darum zu wissen, überbracht hat, entgelten mußte?"

„Also willst du mir etwas Übels sagen?"

„Ich will nicht, aber ich muß!"

„Nun, so rede! Wiewohl ich nicht ahne, was es sein soll, so bin ich doch auf alles gefaßt! Mithin sprich frei heraus, was dir auf dem Herzen liegt! Ich weiß die Aufrichtigkeit eines alten Dieners zu schätzen!"

Pietro war in sichtbarer Verlegenheit. Die Schweißtropfen der Angst standen ihm auf der Stirne; scheu, als ob er fürchtete, belauscht zu sein, blickte er umher; hob mehrmals an, und verlor das Wort wieder, und brach endlich mit den Worten: „Ich kann nicht!" in Tränen aus.

„Jetzt befehle ich dir, zu sprechen!" — sprach der Marchese, der nun selbst Arges zu ahnen begann. — „Was es auch sein mag; deine Zukunft bleibt gesichert; sprich ohne Scheu!"

„Nun denn, in Gottes Namen!" — flüsterte Pietro besorgt umherschielend. — „Rund herausgesagt: Signora Giulietta hintergeht Euch!"

„Du lügst!" fiel ihm der Marchese Luigi aufbrausend ins Wort. Eine lange Pause folgte.

„Wie kannst du dich unterfangen," — fuhr der Marchese, gefaßter und ruhiger, fort — „meiner trefflichen Gemahlin so Schändliches zuzumuten?"

„Wollte Gott, es wäre nicht mehr als Vermutung, Signor! Aber ich hörte — ich sah!"

„Du hörtest nichts! sahest nichts! Du bist ein halb tauber, halb blinder Tor!"

„Seht, Signor, sagt' ich's nicht, der Bote muß oft die Nachricht entgelten!"

„Was hörtest du? was sahest du?"

„Graf Forli —"

„Ist mein Freund!"

„Um Eurer Gattin willen!"

„Leider ist er jetzt so selten zu sehen!"

„Weil Ihr, Signor, Eure Augen für die unselige Jagd braucht.

Da könnt Ihr nicht sehen, wer indessen in der Villa aus- und einreitet. So oft Ihr auf die Jagd geht, geht Forli auch auf die Jagd!"

„Alter, du bist keck! Weißt du, daß du die Ehre meines Hauses antastest?"

„Ich? Signor! — Ich will's nur nicht leiden, daß es ein anderer tut. Aber leider ist es so. Kaum kehrt Ihr der Villa den Rücken, so reitet Graf Forli zum Hintertore herein und verläßt unsere Signora nicht eher, als bis das Hifthorn von den nahen Bergen tönend, Eure Rückkehr verkündigt. Was da getändelt und gescherzt wird, — Signor, ich hab's belauscht, gehört, gesehen! Aber ich mag Eure Leidenschaft nicht reizen. Ich will Euch nur warnen, eh' es zu spät ist; eh' Ihr den Flecken nicht mehr von Eurem Namen waschen könnt!"

Der Marchese stand geisterblaß; das Blut war aus seinen Wangen und Lippen gewichen; seine Wimpern zuckten krampfhaft. Seine Hände ballten sich unwillkürlich; seine Knie wankten. Dennoch wußte er seine Fassung zu behaupten und begann nach einer Pause mit erheuchelter Ruhe:

„Pietro, ich danke dir für deinen guten Willen, sollt' ich gleich über deine Voreiligkeit zürnen. Du weißt nicht, welchen Brand du bei einem Leichtgläubigeren hättest schüren können. Zum Glück weiß ich, was ich will. Die Ehre meines Hauses geht mir über alles, merke dir das! — Meine Giulietta ist mir treu. Wenn Forli sie besucht, so tut er's mit meinem Wissen. Du aber wage es nicht mehr, vorlaut und unbesonnen Dinge zu behaupten, welche du nie wirst beweisen können! Geh und sei ein anderes Mal vorsichtiger!"

Pietro wußte nicht, was er denken sollte. Hatte er früher geträumt, oder träumte er jetzt? — Bittere Tränen vergoß er über die Verblendung des Marchese, welcher für seinen, wie es schien, felsenfesten Glauben auf die Treue seiner Gemahlin, so schlecht belohnt wurde. Tief kränkte es ihn, sich so schnöde abgewiesen zu sehen. Die Ehre des Hauses, dem er diente, ging ihm über alles; der Marchese selbst konnte dafür nicht ernstlicher bedacht sein, und nun wurde eine Entdeckung, die ihm manche schlaflose Nacht gekostet, zu der er sich erst nach so schwerem Kampfe mit sich selbst entschlossen hatte, so übel, ja, was ihn noch mehr verdroß, so leicht aufgenommen, als ob es einen Spaß gelte.

„Aber vielleicht“ — sprach er zu sich selbst — „ist es dem Marchese mit seiner Gleichgültigkeit nicht ernst! Erschüttert war er, tief erschüttert; auf seinem Gesichte malte sich mehr, als Unwillen gegen meine Vermutung! Er will vielleicht nur nicht glauben, bis er Überzeugung hat und handeln kann! Wohlan! Ist's auch ein undankbares Geschäft, der Rache und Vergeltung das Tor zu öffnen, so will ich's doch tun. Für einen Verleumder soll der alte Pietro nicht gelten!“

Der Marchese fand keine Ruhe. Pietros Entdeckung hatte ihm nun bestätigt, was er lange schon ahnte. Rasch entschieden, hatte er seinen Entschluß bald gefaßt. So leidenschaftlich er seine Gemahlin bisher geliebt, so schnell war diese Liebe wie durch einen Zauberschlag gebannt. Nur Gewißheit wollte er haben, um dann männlich sich zu rächen. Seine Gemahlin aufzugeben, wenn er von ihrer Untreue überzeugt wäre, stand unwiderruflich fest in ihm. Aber seines Hauses Ehre sollte darunter nicht leiden. Niemand, selbst nicht Pietro, sollte sagen können: „Marchese Luigi hat ein treuloses Weib; er ist betrogen worden und hätte, ohne seines Dieners Wachsamkeit, nichts davon gemerkt!“ Die schreckliche Katastrophe, wenn sie schon nicht zu vermeiden wäre, sollte auf den unbefleckten Glanz seines Hauses keinen Makel werfen. Über diesem Plane brütete er Tag und Nacht. In seinem Innern kochte und tobte es, wie in den Eingeweiden eines Vulkans; aber sein Antlitz schien ruhig, und ein glücklich erborgtes Lächeln ließ den beißenden Hohn, der sich ihm oft unwillkürlich auf die Lippen drängte, nicht zum Durchbruche kommen.

Aber die Augen schuldbewußter Frauen sehen scharf und richtig. So hatte auch Giulietta längst bemerkt, daß mit ihrem Gemahl eine Veränderung vorgegangen war. Fein und listig glitt sie über diese Vermutung weg; begegnete ihm zärtlich wie sonst; berührte alle seine schwachen Seiten und zuckte vorsichtig wieder zurück, wenn sie merkte, daß er von irgend einer zugänglich zu sein aufhörte, um nicht durch auffallende Annäherung sich verdächtig zu machen. Manchmal fiel die Rede auf Forli. Sie blieb Meisterin ihrer Mienen, ihres Errötens, ihres Atmens. Sie lenkte nie ab, wenn der Marchese von ihm sprach; heuchelte, ohne ungerecht zu sein, die größte Gleichgültigkeit und benahm sich ohne Zwang, so, daß sie selbst die

festeste Überzeugung von ihrer Untreue hätte zum Zweifeln bringen können.

Es war wieder Jagd angesagt. Tags vorher suchte Pietro in der größten Unruhe, seinen Herrn überall auf; aber erst abends konnte er ihn allein finden. Er sprach nichts, sondern übergab ihm nur mit zitternder Hand einen Zettel.

Der Marchese entfaltete ihn. Es war die Hand seiner Gemahlin; keine Aufschrift, keine Unterschrift, kein Siegel; der Inhalt folgender: „Der Marchese argwöhnt, ich möchte sagen: er weiß alles! Fürchtet aber nichts; er ist in meiner Hand! Klugheit ist nötig. Morgen ist Jagd. Kommt gewiß, damit wir uns besprechen können. Liebe scheut keine Gefahr!"

Ruhig steckte der Marchese den Zettel zu sich; maß den alten Pietro mit durchdringendem Blicke; legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach mit sanfter Stimme: „Alter, was hat dir mein armes Weib getan, daß du Komplotte gegen sie schmiedest?"

„Ich, Signor? — Um Gottes willen, ich begreife Euch nicht! Ihr seid fürchterlich verblendet oder fürchterlich — verschlossen."

Der Marchese zuckte zusammen; dieser Blick des Alten in sein Herz kam ihm unerwartet. Er faßte sich schnell und fuhr fort: „Gesteh aufrichtig, du hegst einen geheimen Groll gegen Signora! Aber umsonst! — Giulietta ist treu; ich weiß es, und niemand wird mich des Gegenteils überführen können! Dieser Zettel ist dein Werk!"

„Wollte Gott, es wäre so! — Ich fand den Zettel. Signora streute ihn am Gartentore aus, weil sie sich unbelauscht glaubte. Im nahen Gebüsche rauschte es; ich streifte vorüber. Des Grafen Diener lag auf der Lauer. Ist's Euch genug?"

„Genug, Schwachkopf, — um mir nichts zu scheinen! — Morgen ist Jagd, wie gewöhnlich. Du aber merke dir's! — Laß dieses Zeug. Giulietta ist treu, rein, unschuldig. Luigi ist nicht betrogen; die Ehre unseres Hauses hat niemand befleckt, und wagt niemand zu beflecken."

Er winkte dem Diener abzutreten. Dieser aber hielt sich nicht länger, fiel auf die Knie, ergriff krampfhaft des Marchese Hand, und rief mit Schluchzen und Tränen: „Signor, ich bin ein alter Sünder! ich habe viel, viel auf meinem Gewissen! Der Gerechte fällt siebenmal im Tage! Aber so schlecht, so verworfen bin ich nicht, daß ich zum Verleumder geworden wäre am Hause meines Wohltäters!

Nein, Signor, diese Schmach, erlaubt mir, diese kann ich nicht auf mir haften lassen! Was ich sage, ist wahr, leider wahr! Ich habe gehört, gesehen! Wenn's keinen Teufelsspuk gibt, wenn nicht Menschen andere Körper annehmen und zugleich da und dort sein können, so hab' ich mich nicht getäuscht, so seid Ihr betrogen! — Gewährt mir nur eines! Schafft Euch Überzeugung! — Mein graues Haupt mögt Ihr mir abschlagen, stückweise mögt Ihr mich zerreißen lassen, wenn ich Euch hinführe und sage: Da ist er, da überzeugt Euch, daß ich kein Verleumder bin! -- Und Ihr fändet doch, daß ich log! Signor, auf meinen Knien beschwör' ich Euch, tut mir nicht unrecht! Es drückt mir das Herz ab, wenn ich glauben soll, daß Ihr Euch von mir betrogen wähnt, während ich darauf sterben will, daß Ihr es von Signora, von Euerm Freunde seid! Stellt Euch morgen, als ob Ihr auf die Jagd ginget, kehrt heimlich zurück, harrt des Zeichens, das ich Euch gebe, und überzeugt Euch dann, daß es mir nur um Eure Ehre zu tun war, und daß Pietro kein Verleumder ist!"

Der Marchese fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als ob er sich besänne.

„Wohlan," sprach er, „alter Knabe! Weil du nicht nachgibst, dich nicht belehren lassen willst, so geb' ich nach, und will den Schwank mitmachen; meine Giulietta kann ja dabei nur gewinnen! — Ich kehre morgen unvermutet zurück, erwarte dein Zeichen, lasse mich von dir führen und lenken, wie du willst. Aber das merke dir, wenn ich finde, daß du gelogen hast, daß meine Frau unschuldig ist, — (und ich bin überzeugt, ich werde das finden!) — dann hast du meinem Hause am längsten gedient; dann kannst du in die Dienste eines andern Herrn treten, der deine Wachsamkeit besser zu würdigen weiß! Willst du es auf diese Gefahr wagen?"

„Ja!" rief Pietro nach kurzem Besinnen. — „Es gilt die Ehre des Hauses, dem ich so lange treu gedient habe, — und auch ein treuer Diener hat seine Ehre! Wenn ich Euch, Signor, falsch berichte, so will ich den Rest meiner Tage brotlos, in Jammer und Elend zubringen."

Der Marchese hatte sich mit seinem Jagdrosse kaum hinter dem nächsten Hügel verloren, als wirklich der Graf Forli sich einfand. Vorsichtig schlich er dem Gartenpförtchen zu, welches er bereits geöffnet fand, und klatschte unter dem Fenster der Signora dreimal

in die Hände. Ein kleiner Schlüssel flog herab und verschaffte dem Ehrenräuber Eintritt durch die Türe, welche aus dem Seitenflügel des Schlosses in die Hauptallee des Parkes führte.

Pietro hatte mit Luchsaugen alles beobachtet. Ungeduld und Unwille verzehrte sein Herz. Mit aufmerksamen Blicken lauerte er, im Gebüsche verborgen, bis er seiner Sache so sicher wäre, daß niemand mehr der Signora Treulosigkeit leugnen könnte. Nichts entging ihm. Jede Türe kannte er am Zuklappen; er wußte, was jedes Fensteröffnen, jede Regung eines Vorhanges, jedes Verschieben eines Blumentopfes zu bedeuten habe. Aus Vorsicht beging Signora Giulitta, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, die Unvorsichtigkeit, nie eine Türe zu verriegeln. Übrigens machte sie aus des Grafen Besuchen kein Geheimnis, um die Dienerschaft glauben zu machen, daß es keine heimlichen seien, sondern daß ihr Gemahl darum wisse. Daher nahmen die Hausleute auch wenig Rücksichten auf die Besuche. Nur Pietro ließ sich nicht täuschen. Er war ein alter Zeuge der Strenge, mit welcher im Hause des älteren Luigi über Verhältnisse dieser Art geurteilt wurde; er wußte, wie unverletzlich ihm die Ehre war, und wie er jeden, der sie anzutasten gewagt hätte, fürchterlich bestraft haben würde. Jetzt aber — er konnte sich's nicht verhehlen — leitete auch Rache seine Schritte. Giulietta war Ursache, daß er für einen Verleumder gelten sollte. Das konnte der alte Hitzkopf nicht ertragen. Er mußte sich reinwaschen, und wäre es mit dem Blute seiner treulosen Gebieterin. Leise, als ob seine Schuhe mit Filz besohlt wären, schlich er ins Schloß, um den rechten Augenblick zu erlauschen.

Giulietta empfing den Grafen Forli wie gewöhnlich in einem Gemache im zweiten Stockwerke des westlichen Eckturmes. Ein Korridor, auf welchem ein kleines Pförtchen die Wendeltreppe verschloß, die in den Garten hinabführte, lief in einen geräumigen, durch eine einzige Türe zu schließenden Vorsaal aus, aus dem man in jenes Seitengemach gelangen konnte. Ein einziges Fenster erhellte dasselbe. Es gewährte die Aussicht auf das gegenüberliegende Waldgebirge, an dessen Fuße ein wildschäumender Strom vorüberrauschte, der den Turm mit brausenden Wogen bespülte, und eingezwängt von spitzigen Felsen ungestüm dahinschoß. Hier dünkte sich die Schloßfrau sicher, denn aus demselben konnte sie jeden Menschen be-

merken, der aus dem Gebirge, in welches die Jagd sich immer tiefer verlor, herabkam und über die Brücke ging. Von dieser Seite hatte sie daher keine Überraschung zu befürchten, und Hausleute glaubte sie durch ihr zwangloses, unverstecktes Betragen für jeden Verdacht unzugänglich gemacht zu haben. Fern über die Berge her schollen die langgedehnten Klänge des Hifthorns, jede Scheu verbannend; dumpf wie lüsternes Girren, brauste der Waldstrom, und ein kühles Schmeichellüftchen wehte kosend durch das offene Fenster.

Pietro hatte sich unbemerkt bis zur Pforte jenes Gemaches geschlichen und das Paar belauscht. Seiner Sache gewiß, eilte er nun über den Vorsaal, den Korridor entlang und öffnete das Pförtchen zur Wendeltreppe, auf welcher sich schon, der Verabredung gemäß, der Marchese versteckt hielt. Er war indes, ohne von irgend jemand gesehen worden zu sein, zurückgekehrt und durch eben jene Türe ins Schloß gekommen, welche Forli mit Giuliettas Schlüssel geöffnet und, um sich ungehindert wieder entfernen zu können, offen gelassen hatte. Pietro hatte diesen Weg ihm angedeutet.

Was in des Marchese Seele vorging, läßt sich leicht denken. Sein ganzes Herz — war Rache; sein Entschluß aber, diese Rache so zu nehmen, daß die Ehre seines Hauses selbst vor Pietros Augen unbefleckt bliebe, stand fest.

„Signor, dort sind sie!“ — flüsterte Pietro, den Marchese mit Zittern am Arme fassend.

„Wenn du lügst,“ — erwiderte der Marchese drohend, — „so ist es um deinen Dienst geschehen!“

„Ich kann darauf schwören!“

„Keinen Meineid, denn ich wiederhole dir nochmals: meine Giulietta ist unschuldig, der Graf ist nicht bei ihr! Besinne dich, — noch ist es Zeit, deine Verleumdung zu widerrufen!“

„Ich bin kein Verleumder! Überzeugt Euch, Signor! Der Graf ist bei Signora!“

„Wohlan! Ich gehe! Schreibe dir die Folgen selbst zu!“ — Mit diesen Worten schloß der Marchese das Pförtchen zur Wendeltreppe ab und zog den Diener zur Türe, die in den Vorsaal führte.

„Hier bleibst du stehen und hältst Wache!“

„Das will ich gewiß gut!“

„Im Vorsaale ist keine Pforte, durch die er entkommen könnte, — nicht wahr?“

„Keine!"

„Auch im Turmgemache ist kein Seitenpförtchen?"

„Keines!"

„Ich schließe hinter mir ab; wenn du Wache hältst, kann er unmöglich entrinnen!"

„Unmöglich!"

„Und er ist bei Giulietta sagst du?"

„So wahr ich Pietro heiße, ich sah, ich hörte ihn!"

„Wohlan! Ich will dich überzeugen, daß du lügst!"

„Behüt Euch Gott, daß Ihr den Anblick Eurer Schande gefaßt ertragt!"

Leise trat der Marchese in den Vorsaal und schloß hinter sich ab. Der Alte hielt Wache vor der Tür.

„Nun hat er ihn!" — sprach er zu sich selbst. Aber alles blieb still.

Der Marchese öffnete rasch die Türe des Turmgemaches und trat wie ein Rachegeist vor das von Schreck versteinerte Paar.

Der Marchese sprach kein Wort, sondern hielt seiner Gemahlin mit der Linken den Zettel vor, den sie an Forli geschrieben und setzte diesem eine Pistole auf die Brust. Jetzt erhoben beide, von dem Bewußtsein ihrer Schuld entgeistert, bittend die Hände. Der Marchese winkte dem Grafen mit rollenden Blicken, aufzustehen und seinen Hut zu nehmen. Er gehorchte und wollte sprechen. Der Marchese hielt den Finger auf die Lippen, zum Zeichen, daß er schweigen solle, und drängte ihn mit vorgehaltener Pistole zum Fenster. Der Graf schien nicht zu begreifen, was jener wolle. Jetzt deutete der Marchese gebieterisch hinab in die Tiefe und hielt ihm die Pistole drohend vor die Stirne. Nun begriff ihn der Graf. Da war keine Wahl, hier Tod und unten Tod; hier sicherer Tod, unten mögliche Rettung. Mit einem Blicke der Verzweiflung auf Giulietta, die ohnmächtig zur Erde sank, schwang er sich aufs Fenster — und sauste hinab in den schäumenden Strom.

Die stumme Rache war vollbracht. Mit kräftigem Arme hob der Marchese sein treuloses Weib vom Boden auf und legte es auf das Ruhebett, wo es in totenähnlicher Erstarrung dahinlag. Er selbst atmete tief auf, sammelte seine Sinne wieder und riegelte die Türe auf. Das alles war das Werk weniger Minuten gewesen.

Pietro stand erstarrt, als er den Marchese allein herauskommen sah.

„Um Gottes willen!“ — rief er — „Ihr habt doch keinen Doppelmord begangen, weil alles so still ist?“

„Geh hinein,“ — fuhr ihn der Marchese drohend an — „suche du den Schänder meiner Ehre, ich hab' ihn nicht gefunden. Aber wecke mir meine gute treue Giulietta nicht, sie schläft!“

Pietro zögerte, aber der Marchese zwang ihn vor sich her, mit den Worten:

„Jetzt will ich hier Wache halten!“

Mit geschärftem Bicke umherspähend, trat Pietro in den Vorsaal; er war leer. Er ging weiter, trat vorsichtig ins Turmgemach, — aber der Graf war nicht da. Giulietta lag in festen Schlummer versenkt, wie es schien, und regte sich nicht. Mit ängstlicher Hast durchspähete Pietro jeden Winkel des Gemaches, öffnete mit leiser Hand jeden Schrank, zog den Vorhang von jeder Blende, — Giulietta war allein, — Forli nirgend zu finden! Wohl fiel Pietros Blick auf das offene Fenster, unwillkürlich sah er hinab in die grauenerregende Tiefe; aber Torheit schien es ihm, nach dem Flüchtlinge da zu spähen, wo kein Strauch auf kahlem Felsen, kein Grashalm an der glatten Wand des Turmes einen Anhaltspunkt darbot.

Wütend schlug er sich vor sein graues Haupt, wankte fast ohnmächtig aus dem Gemache und rief, als ihn der Marchese mit ironischem Lächeln fragte: ob er ihn gefunden habe? — zähneknirschend:

„Signor, mit dem ist der Teufel! Er — ist verschwunden!“

„Er war nie hier, Narr!“ — antwortete der Marchese — „Giulietta ist unschuldig, du bist entlassen. Da — nimm! Weil du meinem Vater treu gedient hast, so sollst du deinen Lebensrest nicht in Not und Elend verleben. Diese Börse sichert deine Zukunft. Aber merke dir's, daß die Frauenehre ein heiliges Gut ist, das man nicht unvorsichtig antasten soll. Bist du nun überzeugt, daß Giulietta unschuldig ist?“

„Signor, ich bin von nichts mehr überzeugt!“ — stammelte Pietro, dessen Haupt wüst und sinnlos war. — „Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich der alte Pietro bin!“ —

Tief erschüttert verließ er das Schloß und verlebte den Rest seiner Tage in Abgeschiedenheit. Wiewohl er für sich fest überzeugt war,

wiewohl sein Herz ihm sagte: Giulietta sei treulos gewesen; so konnte er doch seinen Augen nicht widersprechen und hätte wider Willen Giuliettas Ehre vor aller Welt verteidigen müssen. Nur das Bewußtsein, nicht ganz ohne Rachegefühl gegen seine Gebieterin, die ihm minder hold war, gehandelt zu haben und insofern wenigstens zum Teil nicht ganz ohne eigenes Verschulden zu leiden, machte ihm diese kränkende Zurücksetzung erträglich. Nur von fern zuckte es manchmal durch seinen Kopf, daß er doch recht gesehen und der Marchese auf kluge Weise, welche zu ergründen er sich freilich umsonst bemühte, die ganze Ehrensache geräuschlos abgetan habe.

In dieser, für sein Gewissen so tröstlichen Ahnung bestärkte ihn die Nachricht, daß Giulietta zehn Monden nach diesem Falle vom Marchese zu ihren Eltern gesendet worden und bisher nicht zurückgekehrt sei. Niemand fand darin etwas Arges; man erzählte sich, es sei aus Gesundheitsrücksichten geschehen. Auch sprach der Marchese fortwährend mit der größten Achtung und Liebe von seiner Gemahlin, reiste öfter ab, um sie, wie er vorgab, zu besuchen, und teilte das Geheimnis niemandem mit, als seinem Tagebuche. Nur Pietro schöpfte Verdacht, aber er hütete sich wohl, irgend etwas davon laut werden zu lassen. Was mit dem Grafen Forli geschehen sein mochte, wußte niemand. Er blieb verschollen und verschwunden.

Das goldene Ringlein.

Die Herbstsonne warf ihre scheidenden Strahlen eben auf die waldigen Abhänge des Kamm in Obersteier, der seinen goldumschimmerten Gipfel stolz in dem ruhig spiegelnden Schwarzensee beäugelte. Tiefe Stille lag über das ganze kühle Putzental mit allen seinen Verzweigungen und Nebenkesseln ausgebreitet. Von den Inneralpen herüber erscholl kein Herdengeglock mehr, denn die Alpe war bereits „aufgelassen“. Nur der Neualpenbach rauschte von den nördlichen Vorbergen herab mit dumpfem Gebrause in den See und belebte die unendliche Einsamkeit. Das Gold auf den Höhen erblaßte mehr und mehr; ein violetter Duft umsäumte den Rand der Gebirge, und die durchsichtige Kristallhelle des Horizontes ging

allmählich in ein dämmeriges Tiefblau über. Die Luft wurde kühler; einzelne Windstöße pfiffen aus den Felsklüften am Ufer her, und schwere, weißlichgraue Wolken wälzten sich über den Lercheckspitz im Süden und rangen und wogten um sein Horn und senkten sich in seine Einsattelungen nieder, als ob sie dort ihr Nachtlager halten wollten. Der See fing zu murren und seine Wogen zu kräuseln an, und im Tale dunkelte es früher als gewöhnlich.

Bangen Herzens trat Rosel aus der Fischerhütte, die knapp am westlichen Ufer des Sees stand, und spähete rechts und links und betrachtete mit ängstlichen Blicken die aufsteigenden Wolken. Wie eine schwere Ahnung drückte es die Brust des Mädchens, und sie atmete tief auf, wie wir in bösen Träumen tun oder wenn der Alp uns drückt. Langsam schlich sie am Ufer auf und nieder und heftete ihr Auge erwartungsvoll auf den schmalen Fußpfad, der am gegenüberliegenden Abhange dem waldigen Kamm zuführt. Aber die Gestalt, welche sie dort zu sehen erwartete, wurde noch immer und immer nicht sichtbar, und sie tröstete sich zuletzt damit, daß es wohl schon etwas zu dunkel sei, um einen einzelnen Menschen zu erkennen, der jenen Bergpfad herabwandelt. Sie mochte ihren Lenz, den wackeren Älpler, wohl übersehen haben, so getreu und scharf auch sonst die Augen der Liebe für den Gegenstand sind, den sie erspähen wollen. Gewiß löst er, dachte sie sich, hinter dem Gestrüppe schon einen Kahn los, um ihr entgegenzuschiffen und ihren freudigen Willkommsgruß mit feurigen Küssen zu erwidern. Sich in ihr Schicksal ergebend, setzte sie sich daher auf einen modrigen Baumstrunk am Ufer nieder und sah sehnsüchtig in die Gegend hinaus, deren Umrisse in der sinkenden Dämmerung immer undeutlicher zu werden begannen.

„Ei nun denn," sprach sie zu sich selbst, „wenn ihn deine Augen auch nicht erreichen, vielleicht ist deine Stimme glücklicher! Er muß ja in der Nähe sein! Wo sollt' er denn nur weilen? Seit wir uns kennen, verging kein Abend, wo er nicht vor der Hütte noch mir entgegengejauchzt, oder, wenn es schon finster war, nicht an mein Fensterlein geklopft hätte. Wenn er vermutete, daß ihn etwas abhalten könnte, so hat er mir's immer vorher gesagt, damit ich um seinetwillen nicht in Angst wäre! Vielleicht will er mich überraschen?! — Warte, warte, du Böser! — Wenn du meine Stimme hörst, so sollst du dein mutwilliges Zögern wohl aufgeben! Ich will dich locken, du loser Vogel, du!"

Und nun preßte sie das jugendfrische Gesichtchen mit dem lieblichen Grübchenkinne zwischen dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand, ihr linker Arm, quer über den Schoß gelegt, diente jener Stütze lässig zur Unterlage, und laut und schwellend begann sie in die Abendlandschaft hinaus zu singen:

„Mein Herzerl is trai,
Is kan Falschheit dabei;
Wann's a nid is von Gold,
Is's do just, wie's sein sollt'!

I geh' wohl zum Brünnerl,
I trink' aba nid,
Und i wart' auf mein Büab'l,
Aba kima tut's nid.

Schau' auffi, schau' abi,
Schau' hin und schau her;
Such' üb'rall mein Büab'l,
Schau's gleichwöllst nid her.

A Fischerl in Wassa,
Und's Wasser in Fisch,
Und mein Lenz is ma liaba,
Wia's Geld auf'n Tisch.

Mein Schatz is a Jaga,
A lustig's Mand'l,
Er tragt an schean Gamsbart,
Und a Sammatband'l.

Und er is schon mein Schatz,
Und er kann's gar nid laug'n;
I kenn eam's in Herzen an,
Und in die Aug'n!

Was glaubst denn, was moanst denn?
Wo bleibst denn, wo loahnst denn?
'N Büabl sein g'rechta Platz,
Is bei sein Schatz!"

Leise verhallte der brechende Ton ihrer Stimme. Der Widerhall gab neckend aus den Klüften und Gräben das Schlußwort ihres Liedchens wohl sechsfach zurück; aber die Kehle, die es allein in der rechten Weise erwidern konnte, ließ sich noch immer nicht hören.

„Noch einmal will ich es versuchen," flüsterte sie kleinlaut vor sich hin, „wenn er mich jetzt auch nicht hört, so hört er mich heute wohl nicht mehr. Dann muß ich ihn dem Schutze Gottes anheimstellen und ruhig abwarten, was der Morgen bringen wird!"

Mit ungestümerem Pochen stand sie auf und stieg den Felsenvorsprung hinan, welcher etwa hundert Schritte weit von der Hütte tiefer in den See hineinragt. Dort steht man ziemlich frei, und die Stimme kann ungehemmt über die Wasserfläche hintönen. Oft vernahm Lenz von dieser Stelle aus den Ruf seiner geliebten Sennin, oft winkte sie ihm von dort aus mit dem flatternden Busentuche zu, wenn er den Bergsteig gegenüber herabklomm, oder schwenkte ihm den schön bebänderten Hut entgegen, wenn er auf leichtem Kahne fröhlich heranruderte. Mit aller Kraft der Stimme sang sie nun dort ihre ländliche Alpenweise, daß es rings widerhallte, und nach jedem Absatze lauschte sie mit gespanntem Ohre, ob nicht ein lieberes Echo als das der fühllosen Felsen den Ruf der Liebe beantwortete. Endlich kam es ihr vor, als ob eine bekannte Stimme fernher die Melodie ihres Jodlers wiederholte. Sie wirbelte ihn nochmals und lauter über den See hin und horchte voll banger Erwartung. Zuerst stimmten die Felsen den Chor an; kaum war aber dieser verklungen, als leiser und gedehnter eine menschliche Kehle den ganzen Jodler wiederholte. — „Er ist es," rief sie freudig aus, „er hat mich nicht vergessen! Ich werde ihn heute noch sehen! Die bösen Drachen haben ihm nichts zuleide getan, und die neckenden Bergmänner seine Schritte nicht verlockt in den Abgrund!"

Mit gestärktem Mute lief sie nun ihrer Hütte zu, sah bei dem Geltvieh*) nach, bei den zehn reinlichen Kühen, die sie zählte, und bei den meckernden Ziegen, und richtete, was noch zu schaffen war, um das letzte Stündchen des Tages mit ihrem Herzliebsten recht nach Behagen verplaudern zu können.

Indessen war die Nacht hereingebrochen. Neuerdings stiegen trübe Ahnungen und bängliche Besorgnisse in Rosels Herzen auf. Fast besorgt, etwas Trauriges sehen zu müssen, wenn sie vor die Hütte trete, zögerte sie lange, die Türe zu öffnen. Ein geängstigtes Herz ist abergläubisch und knüpft seine Hoffnungen an das Kleinlichste. So tat es auch Rosel. — „Wenn der Span (der hell=

*) Vieh, das keine Milch gibt, Kühe, die nicht trächtig sind.

flackernd neben dem Herde stak) noch dreimal lustig knistert, ehe das Gewicht der Wanduhr abschnarrt, so sehe ich ihn heute noch," sagte Rosel zu sich selbst und blickte starr auf den Zeiger der Wanduhr, der immer näher gegen den gefürchteten Punkt rückte, wo das Gewicht abschnarren sollte. Der Span aber brannte ruhig fort wie eine Kerze, als täte er ihr es zum Trotze. Jetzt schlug die Uhr neun, rasselnd erscholl das Losungszeichen, und der Span hatte nicht ein einziges Mal noch geknistert. Der Angstschweiß trat auf die Stirne der Sennin. Nur wer die Qual des bangen Erwartens kennt, mag ihre Unruhe ermessen. Wohl zehnmal trat sie an die Türe, um hinauszurufen in die Nacht; wohl zehnmal zog sie den Fuß wieder zurück und beschwichtigte ihr klopfendes Herz, so gut es ging, mit dem kargen Troste: „Was nützt es dir? Soll er kommen, so wird dich sein Eintreten um so freudiger überraschen! Soll er nicht kommen, so wird ihn auch dein ängstliches Spähen nicht herbeizaubern!"

In dieser Stimmung harrte sie noch manche Viertelstunde lang, ohne etwas erharren zu können. In wildem Reigen jagten die Wolken am Himmel hin, vom dunstigen Südsturme fortgewälzt. Nur selten blickte der Mond durch einen Riß des schwarzgefalteten Schleiers hervor, der über das Tal ausgebreitet lag. Der See warf hohe Wellen und schlug mit ungestümerem Brausen als seit langer Zeit an die Ufer. Das Putzentaler Bächlein, das sich bei ruhigem Wetter lautlos in den See verliert, machte sich durch sein Rauschen bemerkbar und ließ vermuten, daß im nordöstlichen Bergwinkel ein Regenguß niedergegangen sei. Pfeifend strich der Wind quer über das Wasser hin, oft augenblicklich seine Richtung verändernd.

„Lieber Gott!" seufzte Rosel, welche das unheimliche Knistern und Klirren der Balken und Fenster aus der Hütte getrieben hatte, „wenn dieses Unwetter meinen Lenz auf dem See überrascht hätte! Vielleicht sah er als kundiger Weidmann den dröhnenden Sturm voraus und zögerte deshalb, zu mir herüberzurudern! Und ich Unvorsichtige verlockte ihn durch meinen Ruf, sich aus Liebe zu mir der Gefahr preiszugeben! — Wenn ihm etwas Übles begegnet, so bin nur ich schuld! — O verhüt' es, lieber Gott! Ich will ihn ja gerne, zur Strafe für meine Unbesonnenheit, nicht eher wiedersehen, als bis im Frühjahre die Alm wieder grün wird! — Gern will ich dir an der alten Föhre in der Inneralm ein schönes Bild mit Rauschgold und Bändern aufhängen, wenn du mir nur diesmal ein

tröstliches Zeichen gibst, daß er glücklich dem Tode im Wasser oder den Ringen der großen Wasserschlange entrinnen werde!"

Betend sank sie am Ufer auf die Knie und blickte mit tränennassen Augen zum Himmel empor, von welchem eben durch einen Wolkenspalt der Mond ihr ins Gesicht leuchtete, als ein heftiger Windstoß die Wellen des Sees brausend gegen die Stelle warf, wo sie kniete, daß ihr der Gischt fast die Kleider benetzte. Erschrocken sprang sie zurück; aber ihr Entsetzen erreichte die höchste Stufe, als sie von dem Ungestüme der Flut einen leeren Nachen mit abgerissenem Seile knapp an das Ufer getrieben sah. Sie bog sich fast unwillkürlich über das Weidengebüsch hin, an welchem das schwanke Fahrzeug eben vorüberstreifte. Ein Strahl des Mondes, der eben auf das Schifflein fiel, ließ sie einen Hut gewahren, der im Vorderteile desselben lag; das grüne Band und der Gemsbart bestätigten ihre Ahnung, daß es der Hut ihres Lenz sei. Mit verzweifelter Anstrengung streckte sie, mit der linken Hand sich am Weidenstamme festklammernd, die Rechte nach dem Seile aus, um den Kahn ans Ufer zu ziehen; aber eine neue Welle, welche ihn kräftig wegstieß, entriß ihr das schon Erfaßte wieder mit solcher Gewalt, daß sie beinahe das Gleichgewicht verlor. Ermattet sank sie zurück und sah nur von weitem noch das Schifflein wie zum Spotte über die Wellen hintanzen. Trostlos wankte sie in die Hütte und bemerkte dort erst, daß ihre rechte Hand blutete. Das durch die Gewalt des Wassers derselben entwundene Seil hatte sie wundgerieben und zugleich das goldene Ringlein vom Finger gerissen, welches Lenz am Tage des ersten Kusses ihr zum Andenken gegeben hatte.

Der stürmischen Nacht folgte ein stiller, grauer Herbstmorgen. Ringend und wogend senkten sich die Nebel ins Tal hinab und glitten langsam über den Spiegel des wieder beruhigten Sees dahin. Dann hoben sie sich wieder und kletterten hier und dort einen Fels oder ein Horn hinan, zwängten sich, dichter geballt, durch die Bergeinschnitte und Wassergräben und kehrten wieder, als ob Gnomen ihnen den Durchzug wehrten, in den großen Kessel des Seetales zurück, über welchen bereits, durch einen mattschimmernden Strahlenkreis bemerkbar, ziemlich hoch die Sonne stand. Unbemerkt war sie über dem Kamm aufgestiegen und bekämpfte schon seit Stunden das Heer emporqualmender Erd- und Wasserdämpfe.

Es mochte von der zehnten Vormittagsstunde nicht mehr ferne sein, als der Nebel, der sich allgemach in feinen Staubregen aufgelöst hatte, gänzlich verschwand und das heiterste, sonnigste Blau im großen stundelangen Becken des Sees sich abspiegelte. Die frischaufatmende Gegend glich einer Schweizerlandschaft im Frühlinge. Nur die leichte, blendende Flockendecke, die der gestrige Regensturm auf den Einsattelungen der Kaiserscharte und auf dem Horne des Lercheckspitzes zurückgelassen hatte, gemahnte das Auge, daß es frischgefallenen Schnee, den Vorboten des nahen Winters, nicht bräunliches Kees, den letzten Rest des entschwindenden, vor sich habe. Laue, wohltätige Sonnenstrahlen milderten den scharfen Hauch der Alpenlüfte und blitzten aus den taubeperlten Kelchen lieblicher Genzianen (Gentiana caulescens, rubricata), welche der nächtliche Regen hervorgelockt hatte, millionenfach zurück.

Ein süßer Trost kam in Rosels Seele, als sie erwacht aus dem wüsten traumlosen Schlafe, in den die Ermattung sie geworfen hatte, vor die Hütte trat und ihr die Natur so reizend, so liebevoll, so arglos entgegenlächelte, als hätte sie nie etwas in ihrem Vorrate gehabt, was Herzen schrecken und brechen kann. Die frische Gottesluft in langen Zügen einschlürfend, stand sie am Ufer und schaute auf die flimmernde Wasserebene hinaus, als sie von der andern Seite einen Nachen abstoßen sah. Mehr als tröstliche Ahnung, eine süße, mit jedem Ruderschlage sich steigernde Hoffnung erfüllte des Mädchens Herz. Der Nachen kam näher und steuerte in gerader Richtung der Stelle zu, wo sie stand, als ob sie das Ziel wäre, dem er zuflog. Sie wollte rufen, aber eine freudige Beklemmung ließ ihr den Schrei im Munde ersterben; sie wollte mit dem Busentuche winken, aber Spannung und Ungeduld lähmten ihren Arm; nur ihr Auge weigerte den Dienst nicht, unabgewendet starrte es auf das sanftgewiegte Schiffchen hin, in welchem sie zwei männliche Gestalten erblickte. Jetzt schien eine derselben ihrer ansichtig geworden zu sein. Ein wohlbekannter Jodler hallte herüber, daß die Berge wiedertönten und das fröhliche Erkennungszeichen zehnfach zurückgaben. Kein Zweifel! Es war die Stimme ihres Lenz! — Der böse Berggeist hat ihn nicht behalten, um aus den Tropfen seines Blutes Granaten zu gießen; der scheußliche Drache hat ihn nicht hinabgerissen in die Finsternis seiner moosigen Bergschlucht; die riesige Wasserschlange hat ihre Ringe nicht um ihn geflochten,

um ihre Brut am Seeborne mit ihm zu füttern! — Er lebt! Er schwenkt den Hut und hat seine Sennin nicht vergessen.

So jubelte sie und stand noch immer, als der Nachen bereits am Ufer entlang herabglitt, um anzulegen. Noch hatte der Fischer von der Außeralm den Kahn am Pflocke nicht festgebunden, als Lenz schon am Ufer die Büchse flink über die Schulter warf, seinen Hut mit dem stattlichen Gemsbart in die Stirne drückte und, den Dienst seines Fuhrmannes, der ihm einen „guten Anblick" wünschte, mit einem herzlichen Händedruck erwidernd, über das Weidengestrüpp wegsprang, um seiner lieben Sennin entgegenzueilen.

Ein brennender Kuß und eine stumme, stürmische Umarmung waren sein Willkommsgruß, der sie aus ihrer Betäubung erweckte. — „Bist du's wirklich, Lenz?" schluchzte sie, und ein Tränenstrom war seine Antwort. Dann folgten Liebkosungen und Fragen und zuletzt die Bitte um Erzählung der Ereignisse, welche ihn abends vorher abgehalten hatten, mit dem gewohnten Gasselspruche sich vor ihrem Fenster Einlaß zu erbitten.

„Ja, liebste Rosel," sprach er mit einem tiefen Seufzer, „gestern wär's bald mein letztes Ende gewesen. Ich dachte wohl nicht mehr, deine Hütte zu sehen und dich! Ich sagte der Alm mein Lebewohl, und glaubte meine Büchse für ewige Zeiten beurlaubt zu haben! So nahe, Kind, als gestern, war mir der Tod noch nie, selbst vor fünf Jahren nicht, als ich unterm Gupfe des Dachsteines, abgeschnitten von aller Welt, auf einem einschichtigen Felsen stand. Wohl tausend Klafter tief gähnte der Abgrund zu meinen Füßen, und mein Notschuß erreichte nur das Ohr der Gemsböcke, die pfeifend über das Kees wegsprangen. Ober mir, höher als ich, wenn ich mir selbst auf den Kopf stiege, ragte die Kalkwand empor, über die ich hinabgetaumelt war. Gesicht und Hände bluteten mir, und nur ein fußbreites Streiflein von frischem Gleck*) lief, wie ein grünes Band, längs der senkrechten Felslehne zum nächsten Geröll hinüber. Ich entblößte die Füße, benetzte sie mit dem Blute, das mir warm aus fünf Wunden rieselte, damit sie klebricht würden und nicht abglitschten, empfahl mich meinem Gott, und trat, mit halbem Leib ins Reich des Todes hinaushangend, meinen Gang an, der durch des Himmels Gnade kein Todesgang wurde! — Nun ist's vorüber,

*) Gleck = Wildheu.

hab' ich gleich nicht vergessen, wie arg es war. Aber in der verflossenen Nacht, als sich gestern und heute schieden, da war's ärger, Kind! — Drum sag' ich, es soll der Mensch sich nicht von seinem Elemente trennen, der Fischer nicht vom See, der Älpler nicht von der Alm! Ich hätt' es bald teuer bezahlt! Noch dreht sich mir das Herz im Leibe um, wenn ich an die gräßlichen Bilder denke, die auf mich eindrangen. Nicht nur mein Leben war bedroht, liebe Rosel, stelle dir vor, auch meine Treue war's. Ich habe den Beweis noch in den Händen, daß es wirklich so gewesen ist, und ich nicht bloß in der Todesangst mir's eingebildet habe! Doch nun bin ich gerettet, habe dich wieder, und bin zugleich um das Bewußtsein reicher geworden, daß der liebe Herrgott einen Menschen, der ein reines Herz hat, in jeder Not beschirmt und vor dem Falle bewahrt!"

Mit Schaudern hörte Rosel, wie arg ihr armer Lenz bedroht war. Als sie aber von der Hutspitze bis zu den Bundschuhen ihn gemustert und sich überzeugt hatte, daß ihm auch kein Härchen gekrümmt sei, als sie vernahm, daß er nebst der Lebensgefahr auch die Treuprobe glücklich bestanden habe, da verwandelte sich ihr Entsetzen in Neugierde. Sie wollte alles wissen, alles erfahren und vergaß dabei auf alles, was sie selbst ihm zu sagen hatte, sogar auf das goldene Ringlein, dessen Verlust ihr doch nichts mehr ersetzen konnte, denn der goldenen Ringlein gibt es wohl auf jedem Jahrmarkte die Fülle, aber nicht an jedes knüpft sich das Andenken des ersten Kusses.

Indes Rosel ihm ein wohlschmeckendes Schmalzkoch zurichtete, erzählte er ihr, neben dem Herde lehnend, sein nächtliches Abenteuer. Es war folgendes:

Später als gewöhnlich war Lenz gestern den Bergpfad vom Kamm herabgestiegen. Ein Wildschütz, dem er lange schon auf der Spur war, hatte ihn tiefer ins Gebirg' gelockt. Vielleicht war's sein Glück, daß ihn der Zufall mit keinem dieser wüsten Gesellen zusammenführte. Ohne einen Schuß getan zu haben, eilte er nun dem Ufer des Schwarzensees zu, um während der Dämmerung auf seinem klaren Spiegel noch wohlgemut auf und nieder zu schiffen, und dann zu seiner lieben Sennin zu eilen, die indes ihr Tagewerk vollendet haben würde.

Keines Unfalles gewärtig band er den Nachen vom Pflocke los, den wohlbekannten Nachen, der ihn so oft schon über die ruhige

Wasserfläche, oft auch über grollende Fluten, an das Ziel getragen hatte. Unbekümmert um die Wolken, die von Süden heraufzogen, und um die einzelnen Windstöße, die ihn gegen die Stürme in den Windfällen der Urwaldung wie Weste bedünkten, schiffte er längs dem oberen Ufer des Sees dahin. Eben war die vollste Stille der Dämmerung eingetreten; einzelne Sterne wurden sichtbar, und das drohende Gewölk schien sich zerstreuen zu wollen. Lenz befand sich gerade in der Nähe seines Lieblingsplätzchens. Dies war nämlich ein großer Block, welcher am obern Ende des Sees aus dem Wasser hervorragte. Wahrscheinlich hatte der Sturm einmal einen mächtigen Baumstamm gebrochen und herabgeschleudert, welcher hier im Wasser stecken blieb, und dessen bemooster Strunk nun wie ein Polstersitz die Fischer und Älpler zur Rast einlud. Gerne banden sie an einem der kahlen Äste, die er wie hilfeflehend ausstreckte, den Kahn fest, setzten sich auf den seltsamen Seestuhl und bliesen auf der ländlichen Schwebbelpfeife ihr Abendlied, oder sangen ihre Schnaderhüpfeln in die Welt hinaus, und jodelten dazu, daß die ganze Umgebung wußte, wie lebensfröhlich dort ein Alpenbewohner sei. Und so tat es auch gestern Lenz. Wie ein König des Schwarzensees thronte er auf dem einsamen Baumsessel, nachdem er seine Büchse und seinen Jägerhut in das Schifflein gelegt hatte, und erwiderte, das Gesicht in die Hände und die Arme aufs Knie gestützt, den herübertönenden Ruf der Liebe beiläufig mit folgenden G'stanzeln:

„Mein Herzel in Leib,
Fangt ma z'stuchez'n an,
Wann i d'rauf denk'n tu',
Was i für an Schatz han!

Descht ob'n auf der Alm,
Wachst a seidengrau's Hai,
Und zwa blutjunge Laitl'n,
Valieb'n sie hald glei!

Wann kan Fischerl nid war',
Wurd kan Raischerl nid g'macht,
Wann kan Dirnd'l nid war,
Gang' kan Bua bei da Nacht.

Und wan der Weg glei weit is,
Und's Nachterl hübsch lang,
Und wan's Dirnderl nur rar is,
Is nit schad um an Gang!

'S Nachterl is finster,
Es glitzert kan Stern:
Wann soll i denn kima,
Wann hast d'as denn gern? —

Dö Fischerln in See
Schwimman hin, schwimman he,
Schwimman auf und nieda;
Kim nur haind glei wieda!" — —

Aber plötzlich brauste der Wind heftiger, und die Wolken jagten sich im wilden Reigen über die Berge her. Aus der Dämmerung ward, wie durch einen Zauberwink, finstere Nacht, und dumpfes Sausen kündigte ihm an, daß der See in übler Laune sei. „Ha," dachte er sich, „jetzt ist es Zeit, der Warnung des Elements zu gehorchen und dem sicheren Ufer zuzusteuern. Nicht geheuer ist es in solchen Augenblicken auf den Fluten. Unheimliche Geister bewohnen ihr kristallenes Haus, und die mächtige Wasserschlange, welche die Fischer von der Außeralm erst vor einem Monate wieder gesehen haben wollen, ist mehr als eine Fabel." — Ein frostiger Schauer überlief ihn, und in ängstlicher Hast bückte er sich, um den Kahn, mit welchem der Wind sein Spiel trieb, heranzuziehen. Aber ein heftiger Stoß, in welchem der losgelassene Süd schwül und stickend herblies, spritzte ihm eine Welle ins Gesicht, daß er Mühe hatte, sich festzuklammern. Er rieb sich die Augen, und langte ungestümer nach dem Taue, mit dem das Schifflein befestiget war, fuhr aber mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Derselbe Windstoß hatte den Nachen weggerissen und trieb ihn bereits, ein Spiel der hochgehenden Wogen, in den See hinaus. Lenz rief und rief, aber umsonst. Das fühllose Fahrzeug tanzte, seines Angstrufes spottend, lustig über die Fluten hin; der pfeifende Sturm verwehte seine Worte, und der See kräuselte, siedend und schäumend, die Wasser empor, ohne sich um den ausgesetzten Bergbewohner zu kümmern. Er konnte seine sonderbare Lage gar nicht begreifen. Wie oft saß er hier, wie oft besuchte er den See; jedes Gestrüpp, jeder Fels, jede kleine Strömung war ihm bekannt; er hätte nie gedacht, daß man auf einer so oft besuchten, so genau bekannten Stelle in Todesangst geraten könne. Neckend trieb der Wind den untreu gewordenen Kahn bald näher, bald weiter; oft streckte Lenz den Arm aus, um danach langen zu können, so nahe hatte ihn eine günstige Woge herangeschaukelt;

aber ein neidischer Windstoß warf ihn wieder ebenso schnell in die Mitte des Sees hinaus. Lenz konnte nichts tun, als sich mit Geduld und Gottvertrauen in sein Schicksal fügen.

Heftiger tobte der Sturm; dichter ballten sich die Wolken zusammen, und finsterer lagerte die Nacht mit ihrem feuchten, qualmenden Nebel und dem gespenstigen Gefolge ihrer Schreckenbilder und Dunstgestalten um den armen Älpler her. Mit hohlem Gemurmel schlugen die Wellen an seinen Sitz und leckten lüstern bis zu seinen Füßen empor. Nur manchmal warf aus zerreißenden Wolken der Mond einen Blick herab, um ihn das Schauerliche seiner Lage nur noch deutlicher erkennen zu lassen. Ein fast unbezwingbarer Schwindel ergriff ihn, wenn er vor sich hinsah, und im halben Schimmer nichts erblickte, als die tausend wirbelnden und kräuselnden Windungen des Wassers; es war ihm, als ob der Pflock, auf den er sich mit beiden Händen festklammerte, selbst schwankend durch die Fluten hintriebe. Mit jeder Minute stieg seine Angst. Ewig lange Stunden der Qual brachte er so zu, bis es ruhiger wurde, die Wellen des Sees sich legten, der Sturm schwieg und aus abquillendem Nebel die Mondenscheibe hell und klar hervortrat. Noch einmal versuchte er es, ob seine Stimme von keinem Fischer oder Älpler vernommen würde, aber auch diesmal vergebens. Er fühlte sich nun überzeugt, die Nacht in dieser unheimlichen Umgebung zubringen zu müssen. Von seinem Nachen war keine Spur zu entdecken, und die Hoffnung, daß derselbe Wind, der ihm das Werkzeug seiner Rettung entführte, es ihm auch wieder zubringen könnte, schwand immer mehr, denn kein Lüftchen regte sich jetzt, als ob der Odem der Berge sich erschöpft hätte.

Langsam rückte die Zeit vorwärts. Es mochte gegen Mitternacht sein. Ein schwere Betäubung bemächtigte sich der Sinne des Ausgesetzten. Gewaltsam ermunterte er sich wieder und sann dieses und jenes, und gab sich alle Mühe, die Bilder und Erscheinungen, die sich ihm vors Auge drängten, abzuwehren; aber seine lebhafte Einbildungskraft und die Erinnerung an all die Märchen und Sagen, die er von Kindheit auf gehört und an die er auch zum Teile geglaubt hatte, ließen ihm keine Ruhe. Mit grinsenden Gespenstern und scheußlichen Fratzengesichtern bevölkerte sich die Gegend vor ihm, und ein Heer neckender Gnomen und boshafter Kobolde tanzte und hüpfte und schaukelte sich, so weit seine Blicke reichten, auf den flimmernden Fluten und auf rauchenden Nebelstreifen. Die kalten Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne,

und halb ohnmächtig kauerte er sich auf seinem Sitze zusammen, um nicht eine Beute der Unholde zu werden, welche sich an ihn herandrängten und ihre Polypenarme nach ihm ausstreckten, um ihn hinabzuziehen in das kühle Kristallhaus. Jetzt nahte das Fürchterlichste; seine Haare sträubten sich empor, und ein eisiger Krampf lähmte seine Glieder. Ein Ungetüm so lang als der See, den schuppigen Rücken in tausend Ringe zusammenschiebend und wieder auseinanderschnellend, wälzte sich heran und schlang sich, den tückischen Kopf mit den stechenden Feueraugen hoch emporgereckt, in immer engern Kreisen um den Baumstrunk. In brünstiges Gebet sich ergießend, harrte er, bis das Scheusal ihn zusammenschnüren oder den moosigen Block, auf dem er saß, wie ein Stäbchen aus dem Grunde ziehen und zersplittern würde. Aber plötzlich zerfloß die Erscheinung wieder im Nebel, um einer andern, noch gefährlicheren Platz zu machen. Es kam ihm nämlich vor, als ob sein Nachen wieder heranschwankte. Und in dem Nachen saß eine Gestalt mit himmlisch schönen Zügen. Ein leichtes Nebelkleid umfloß den zarten Leib der wunderbaren Maid, die ihm, winkend und lockend, zulächelte. Was die Märchen der Fischer von den holden Nixen und schmeichelnden Wasserfrauen erzählen, glaubte er verwirklicht vor sich zu sehen. Mit der rechten Hand berührte die reizende Fee den Saum der Fluten, welche, der leisen Berührung gehorchend, das Schifflein ruhig fortwiegten; in der linken hielt sie ein funkelndes Goldringlein empor. Als sie ihm so nahe gekommen war, daß er seinen Hut und seine Büchse im Kahne deutlich erkennen konnte, öffnete sie den lieblichen Mund und flötete mit leiser, rührender Stimme: „Komm, lieber Älpler! Ich kenne dich schon lange! Schon lange hab' ich dich umschwebt. Auf Klippen und Scharten schirmte ich dich vor dem Falle; vor dem Zahne der Drachen und vor den Schlingen der Berggeister hab' ich dich bewahrt, und du willst mich nicht kennen!? — Sieh — ich habe dich hergelockt auf diese Stelle; ich habe dich eben jetzt gegen die Wasserschlange geschützt, die schon ihre drohenden Ringe um dich zog! Folge mir, in meinem Reich ist's kühl und still. Du sollst meinen kristallenen Thron teilen, und meine Nixen sollen dir ein schwellendes Lager bereiten auf duftenden Wasserlilien. Mir dienen die plätschernden Quellen und die rieselnden Bächlein; die lustigen Fischlein umhüpfen mich, und die fallenden Sterne suchen mich heim in heiteren Nächten. Komm, komm! Täusche meine Sehnsucht nicht länger! — Ich weiß wohl, daß irdische Liebe dich

fesselt und daß du Treue bewahren willst, weil du an Treue glaubst! Armer, betörter Sterblicher! Auf Erden blüht dieses edle Kraut nicht; es ist seltener als das Edelweiß in den Klüften der Alpen! Sieh dies goldene Ringlein! Kennst du es? Es ist das Kleinod, welches du deiner Geliebten am Tage des ersten Kusses an den Finger stecktest; weil du heute nicht kamst, so hielt sie dich für treulos und warf es in die Flut. So wenig baut sie auf deine Beständigkeit, so schnell gibt sie dich auf. Morgen schon ersetzt ein anderes Ringlein vom Wildschützen auf der Außeralm die Stelle des deinigen. Und du willst dich noch länger täuschen lassen? — Du dauerst mich! Sieh, mein Reich steht dir offen; meine dienstbaren Geister harren, dich festlich zu empfangen. — Zögere nicht länger, und verwandle mein Flehen nicht in zürnenden Ungestüm. Verschmähte Liebe ist Wut! Wenn du mir nicht willig folgst, so lass' ich meine brausenden Quellen aus und meine orgelnden Stürme und gebiete meiner Dienerin, der Wasserschlange, daß sie dich umklammere und dich hinabreiße in mein smaragdenes Haus zum Opfer meiner Rache!" — So hörte er in seiner Betäubung die reizende Wasserfrau bitten und drohen; er sah das goldene Ringlein blitzen zwischen den Fingern ihrer linken Hand, und ein schrecklicher Zweifel stieg auf in seinem Innern. Aber ein Gedanke an Gott, den Hort treuer Liebe, besiegte seinen Zweifel wieder, und er schrie mit lauter Stimme: „Fahre hin, Ausgeburt der Hölle! Ich baue auf irdische Treue mehr als auf höllische Versprechungen! Und wenn du mich hundertmal fragst, ob ich dir folgen will, so ruf' ich hundertmal: Nein!"

„Nein," brüllten die Felsen am Ufer zurück; „nein," donnerten die Wogen, und „nein," wimmerte es, wie der Seufzer einer Sterbenden, durch die schwirrenden Lüfte hin. Und die Gestalt sank wie ein Nebelgebild in die Fluten, und der Nachen trieb wieder neckend in die Mitte des Stromes hinaus.

Lenz war in völliger Erschöpfung auf die Äste zurückgesunken, welche die natürliche Lehne seines Ruhesitzes bildeten. Ohne sich klar bewußt zu sein, lehnte er so, bis der schneidende Morgenwind und der fallende Tau ihn aus seiner Betäubung weckten und ihm den Anbruch des Tages meldeten. Wie froh war er, als der erste Sonnenstrahl durch die ringenden Nebel brach. Mit Tränen der dankbarsten Rührung betete er zu seinem Gott, der ihn aus Not und Gefahr so glücklich errettet hatte, und weihte den Baumstrunk,

welcher ihm zum Pfühle gedient, nun auch zu einem Betschemel im Dome der Alpenwelt ein.

Seinen Nachen konnte er zwar nicht erblicken, aber sein Hilferuf ward vom Ufer alsbald erwidert. Nicht lange währte es, so ruderte der Fischer von der Außeralm auf demselben Schifflein, das ihn gestern hierher gebracht hatte, heran, um ihn wohlbehalten seiner lieben Sennin entgegenzuführen. Der gute Fischer mochte wohl geahnt haben, woher der Notruf erscholl. Mit lächelnder Miene nahm er den Älpler in den Kahn auf, und reichte ihm mit freundlichem Gruße den Hut und die Büchse, die er im aufgefangenen Nachen gefunden hatte, und nebst diesen auch ein goldenes Ringlein, welches ebenfalls, wie er sagte, am Boden des Fahrzeuges lag. Staunend erkannte Lenz das goldene Ringlein, das Rosel am Finger trug, und der Zweifel, ob, was er geschaut und erfahren, Traum oder Wahrheit sei, fing an von neuem ihn zu quälen. Erst als er die liebe Sennin von weitem am Ufer erblickte, und sie erwartungsvoll auf den See hinausstarren sah, jubelte er laut auf in dem frohen Bewußtsein, daß sie ihn nicht vergessen habe. —

So erzählte Lenz seiner Rosel. Bald schaudernd und angstvoll, beruhigt und gerührt, lauschte sie seiner Erzählung und liebkoste ihn und dankte Gott für seine Rettung.

Aber das goldene Ringlein, dessen Verlust und Wiederfinden ihr als wahre Fügung des Himmels erschien, war ihr nun doppelt wert, und mit Tränen der innigsten Rührung steckte sie es wieder an den Finger.

Cornelia Fieramonti.

Dreiunddreißig Jahre mögen beiläufig verflossen sein, seit der Major M***, welcher jetzt in einem freundlichen Landstädtchen, wo ich dessen Bekanntschaft machte, seine Pension verzehrt, als Kapitän in der französischen Armee diente. Die gewaltsamen Veränderungen, welche damals über das Königreich beider Sizilien hereingebrochen waren, und die dadurch veranlaßten Truppenbewegungen führten ihn nach dem Lande der Abruzzen, wo er mit seiner Kompagnie in eine schöne, reiche Stadt am Fuße des wildromantischen Felsgebirges verlegt wurde, das sich in schauerlichen Defileen und schluchtenreichen

Engpässen, von einem reißenden Bergstrome bald bespült, bald durchbrochen, bis zum nächsten Städtchen, vierzehn Miglien weit hinzieht. Die Wirren der Zeit hatten recht ungünstig auf die Sicherheit des Landes zurückgewirkt. Raub und Mord war so allgemein geworden, daß man sich kaum innerhalb der festen Stadtmauern sicher dünkte. Wer auf Reisen ging, oder wer in manchen Gegenden nur bis zur nächsten Ortschaft zu fahren hatte, nahm von seiner Familie Abschied, als ob es einen Gang aus der Welt gelte, setzte sich bewaffnet bis an die Zähne in die Sedia*) und trieb den Vetturin**) mit dem quälenden, gewöhnlich nicht ungegründeten Verdacht zur Eile an, daß er seinen gewissen Verräter vor sich selbst auf seinem eigenen Fuhrwerke sitzen sehe. Als die Franzosen ins Land kamen, suchten sie diesem gräßlichen Unfuge zwar nach Kräften Einhalt zu tun, aber das Netz des Raubfrevels war zu fest ums Land gezogen, als daß ihre Maßregeln nach Wunsch fruchten konnten. An allen festen Punkten waren Piketts aufgestellt, auf verdächtigen Passagen streiften Patrouillen, in den größeren Ortschaften lagen hinlängliche Besatzungen, um beim ersten Rufe nachdrückliche Unterstützung leisten zu können; Reisenden, die darum ansuchten, wurden Schutzwachen bewilligt und über eingefangene Räuber alsogleich Standrecht gehalten. Doch die Kühnheit Verworfener, welche nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben, findet in der Strenge selbst nur einen Sporn, der Frechheit auch die List zu gesellen, und so wurden oft jene, welche schützen und helfen sollten, eher ein Opfer der gereizten Banditen, als die Reisenden, zu deren Schutz und Hilfe sie beordert waren.

Auch meine Instruktion — (ich lasse den wackern Major selbst erzählen) — lautete dahin, mit meiner Truppe zu jeder Stunde bereit zu sein, gegen die Räuber auszurücken, mich selbst aber, bei Strafe der Kassation, ohne höheren Auftrag keine Miglie weit von meinem Standorte zu entfernen, indem man den Einwohnern der Stadt selbst, in welcher ich lag, nicht unbedingtes Vertrauen schenkte.

Das wäre nun freilich für einen Militär, jung und tatenlustig, wie ich damals war, eine peinliche Aufgabe gewesen, wenn ich nicht in andern Verhältnissen einigen Ersatz gefunden hätte. Mars und Venus stehen, wie bekannt, seit alter Zeit auf vertrautem Fuße.

*) Kutsche
**) Fuhrmann.

Vielleicht schreibt sich daher die magische Gewalt, welche Säbel und Epaulettes auf die weichen Herzen der Damen üben. Ich war im Hause eines Marchese einquartiert, eines ältlichen Gecken, welcher nichts als Karten und Weiber kannte, übrigens als Hausherr nichts zu wünschen übrig ließ, indem er mir höchst zuvorkommend begegnete, mich wahrhaft fürstlich bewirtete und fetierte und nie glücklicher war, als wenn ich ihn bei irgend einem verliebten Abenteuer zum Ratgeber oder Hehler wählte. Nur von Ehrensachen wollte er nichts wissen, denn dazu fehlte ihm außer dem Mut auch die Ehre, die er überhaupt nur im Klange des Goldes zu suchen schien. Er schwebte daher gewaltig im Irrtume, wenn er sich mein Vertrauter zu sein rühmte, denn abgesehen von unserer gänzlich verschiedenen Denkweise, war es mir auch durch meine Stellung verboten, in nähere Beziehungen mit ihm zu treten. Unser Umgang beschränkte sich auf Alltagsgegenstände, auf Konversation, Galanteriesachen, und wie all der Tand heißen mag, der uns oft in unserem Stande die Zeit verkürzen helfen muß, wenn die Gelegenheit mangelt, Männliches zu leisten.

Immer bemüht, mir etwas Angenehmes oder wenigstens etwas Neues zu sagen, war er auch der erste, welcher mir unter dem Siegel des Geheimnisses mitteilte, daß die schöne Kontessa Fieramonti ein Auge auf mich geworfen habe. Er war der erste, der es mir sagte; gemerkt aber hatte ich es schon längst selbst, wenn auch nicht ein zierliches Briefchen auf goldgerändertem Rosapapier mir schwarz auf rosenfarb die schriftliche Überzeugung verschafft hätte. Es ist das nun einmal unser Los im fremden Lande, daß die Damen unsere Alliierten sind, wenn sich die Männer auch noch so trotzig auf die Beine stellen. Anfangs lockt uns Neugier und Zerstreuungssucht, dann tritt die Eitelkeit mit ins Spiel, zumal wenn wir ohne unser Zutun Avancen machen, und zuletzt verstrickt und verkettet man sich so ernstlich, daß man seinem Gotte dankt, wenn an einem Morgen die Chamade*) wirbelt und ein unvermuteter Marschbefehl alle Fesseln und Bande wie gordische Knoten zerhaut.

So war auch ich in der Kontessa Fieramonti glänzendem Salon eher heimisch, als ich noch recht daran dachte, ihr den Hof

*) Das Trommelsignal.

zu machen, und bald wagte ich es, trotz der angedrohten Kassation, meinen Posten zu verlassen, und ihren zärtlichen Einladungen nach ihrer herrlichen, fünf Miglien von der Stadt in einem wunderlieblichen Bergtale gelegenen Villa zu folgen. Um meine Schleichwege wußte niemand als mein Bursche, eine ehrliche Haut, treu wie ein Pudel und verschwiegen wie ein Fisch; dabei war er auch schlau wie ein Fuchs, und ich konnte mich auf ihn unbedingt in allem verlassen. Da von meinen Ausflügen niemand etwas erfahren durfte, so wählte ich zur Hin- und Rückfahrt immer die Nacht. Zur Bemäntelung meiner Unsichtbarkeit während manchen Tages war ein hinreichender Vorrat plausibler Lügen und Vorwände bereitet, wobei mich mein Bursche wacker unterstützte. — Was ihm aber nie recht zu Sinne wollte, waren meine nächtlichen Fahrten eine Wegstrecke entlang, welche seit jeher schon im Rufe der Unsicherheit stand. So oft ich ihm ankündigte, daß er mir eine flinke Sedia mit einem zuverlässigen Vetturin auftreiben sollte, bat er mich dringend mit kindischer Ängstlichkeit, so gefahrvolle Rendezvous aufzugeben, da sich gewiß innerhalb der Mauern hinlänglicher Ersatz fände. Er schilderte mir das Gefährliche meiner Lage mit so lebhaften und natürlichen Worten, daß ich ihm nichts anderes zu entgegnen wußte, als ein gebieterisches: „Tais toi!“ welches er immer mit wehmütigem Achselzucken aufnahm; er warnte mich vor den neugierigen Blicken meiner Kameraden, von welchen meine Neigung für die Kontessa nicht unbemerkt blieb; vor allem aber bezeichnete er mir einen jungen Conte als den Mann, vor dem ich mich am meisten in acht zu nehmen hätte, indem er um die Zeit, wo ich mich heimlich fortstehle, um meine Wohnung herumlauere, als ob er meinen Schlichen auf die Spur gekommen wäre. Dies letztere interessierte mich am meisten, ich ahnte irgend einen Nebenbuhler und brütete, noch ehe ich mich überzeugt, an einem Plan, ihn abzufertigen. All die anderen Schreckbilder, die mir mein Mentor im Soldatenkittel ausmalte, ließen mich kalt. Fast wöchentlich einmal stieg ich über die Gartenmauer an der Rückseite des Palais, dessen Seitenflügel ich bewohnte, und eilte vermummt der porta piccola der Stadt zu, welche über einen abgelegenen Anger nach der Straße führte. Dort wartete bereits mein Bursche mit einer Sedia, drang mir noch Pistolen und Säbel auf, machte das Kreuz über mich, als ob ich in die Schlacht zöge, und ich schwang mich hinauf, stopfte mir meine Pfeife, mahnte den

Vetturin zur Eile und dachte nun weiter an nichts mehr, als wie freundlich mir, beim ersten Sonnenstrahle, vom Balkone des Gartenhauses meine schöne Cornelia entgegensehen werde.

Mir fiel es gar nicht bei, daß sich in dem Hohlwege, den ich passierte, oder in dem einsamen, verlassenen Hause, an welchem ich auf der Hälfte des Weges vorüber mußte, verdächtiges Gesindel aufhalten könnte, und aller Natur zuwider schien es mir, daß Banditen einen nächtlichen Liebesritter, der nichts bei sich trug als ein tolles, ungestümes Herz, raubgierig anfallen sollten. Dafür, dachte ich, sorgt der blinde Gott am besten selber. Auch der Umstand, daß die Kontessa, welche die Gegend doch genau kannte, nie eine Warnung oder Anspielung über ihre Lippen kommen ließ, bestärkte mich in meiner Zuversicht; denn wer ist besorgter, wer sieht schärfer, wer wacht eifriger, als die Liebe — und daß mich Cornelia liebte, mit aller Leidenschaft des südlichen Himmels liebte, bewies mir jeder Blick aus ihren feurigschwarzen Augen, die sie kaum im Abendzirkel ihres Salons vollkommen zu beherrschen imstande war.

Es war der zweite Februar. Cornelia feierte ihr Namensfest durch eine glänzende Abendgesellschaft in ihrem Palais. Ich, nebst zweien meiner Kameraden, waren unter den Geladenen. Es regnete Sonette, Impromptus, Oden und Pfänder der Huldigung und Liebe.

Ganz besonders tat sich Conte Trevolpi hervor, ebenderselbe junge Mann, vor welchem mich mein Bursche gewarnt hatte. Er soll früher von Cornelia gerne gelitten gewesen sein; jetzt schien sie sich seine Bewerbungen nur mehr deshalb gefallen zu lassen, um die Blicke der Späher von ihrem Verhältnisse zu mir abzulenken. Als solchen hatte auch ich bisher ihn geduldet und ihm sogar einige Aufmerksamkeit bewiesen.

Er war über die Maßen reich, was er bei jeder Gelegenheit fühlen ließ. Sogar in seinem Äußeren gab er dieses zu erkennen. Seine Garderobe war verschwenderisch fourniert; täglich wechselte er wenigstens viermal die Kleider, deren eines kostbarer war als das andere. Was von weitem auffiel, war der herrliche blitzende Brillantring, den er am Mittelfinger seiner rechten Hand trug. Er mochte wenigstens zehntausend Scudi im Werte haben, denn die ganz eigentümliche Fassung in Herzform allein schon machte ihn zu einem aus-

gezeichneten Prachtstücke. Wohlbewußt seines Schatzes, versäumte er daher nicht, den funkelnden Edelstein so zu drehen und zu wenden, daß er beim Kerzenlicht oder im Sonnenstrahle die Leute stechend blendete. Beim Spiele markierte er mit seltenen Goldmünzen, welche, wenn er ging, gewöhnlich als Trinkgeld in die Hände der Domestiken wanderten, die ihn fast vergötterten. — „Trevolpi hat gestern Tausende gewonnen oder verloren!“ waren Reden, die man fast täglich führen hörte. Besonders machte er seinen Reichtum gegen jene geltend, welche nichts als ihren Rang in Staatsdiensten, ihre Stellung im Leben, ihr ausgezeichnetes Talent, oder wie wir ihren Säbel dagegen setzen konnten.

Seit einiger Zeit, vielleicht seit er merkte, daß ich der schönen Cornelia nicht ganz gleichgültig sei, kehrte er diese beleidigende Außenseite auch mir zu. Meine Aufmerksamkeit gegen ihn ging daher anfangs in Gleichgültigkeit, und seit ich Argwohn gefaßt, sogar in gereizte Spannung über. Mit Mühe zwang ich mich, manches hingeworfene Wort unbeachtet zu lassen, und nur aus Schonung gegen Cornelias Haus, nahm ich vieles mit Zurückhaltung hin, was mich sonst um alle Mäßigung gebracht hätte. Jedoch ein Vorfall, nicht unerwartet, aber höchst unwillkommen an einem so festlichen Tage, führte plötzlich eine eklatante Szene herbei.

Der Conte saß mit mehreren seines Gelichters an einem Tische, wo Champagner in Strömen floß; das merkte man auch an der Lebhaftigkeit des Gespräches und an dem ununterbrochenen Klirren der Gläser, die auf Cornelias und der ganzen Stadt Wohl und Heil gefüllt und geleert wurden. Dabei schrien die Zechbrüder im neapolitanischen Patois laut und toll durcheinander und taten sich um so weniger Zwang an, als sie meinten, daß sie von den wenigsten, namentlich auch nicht von uns Franzosen, verstanden werden. Allein ich war der Mundart des gemeinen Volkes so ziemlich kundig, indem ich mich, auf meinem Marsche durchs Land, viel mit Bauern und Pöbel herumzubalgen hatte.

Schon längst war mir's vorgekommen, als ob bei mancher Rede des Conte die Augen seiner Tischgesellschaft auf mich hinüberglitten, und wie ein elektrischer Schlag zuckte der Argwohn durch mein Inneres, daß er sich vielleicht über mich lustig mache. Um mir Überzeugung zu verschaffen, schlenderte ich am Arme eines Kameraden ganz nahe am Tische vorüber. — Conte Trevolpi gab, als

er mich erblickte, mit seinen Augen auf mich hinwinkend, wieder einen Witz im Patois des Neapolitaners zum besten, welcher von seinen Freunden mit brüllendem Gelächter aufgenommen und mit einem rauschenden Toast erwidert wurde. — Ich hatte den Sinn seiner Schmährede genau verstanden; sie enthielt einen beißenden Sarkasmus und sagte soviel als: „Wieviele solche französische Liebesbettler könnte ich wohl mit meinem Ringe da kaufen?!" — Dabei drehte er seinen Brillantring so boshaft nach außen, als ob er mir den Vorwurf der Nichtigkeit recht blendend in die Augen blitzen wollte.

Denken Sie sich einen zwanzigjährigen Kapitän, einen Franzosen, den höchsten Repräsentanten seiner Nation in einer kaum okkupierten Stadt, den begünstigten Galan der Hausfrau — und Sie werden leicht begreifen, daß ich das Unmögliche leistete, indem ich mich zurückhielt und mich für den Augenblick begnügte hinzutreten, den Bonmotisten auf die Achsel zu klopfen und ihm mit einem durchbohrenden Blick, ebenfalls im Patois seines Landes, zu antworten: „Herr, es gibt schlechte Witze, deren Folgen kein Brillantring ersetzen kann!"

Erblassend bis ins Innerste sah er mir nach, als ich mit meinen Kameraden ohne Abschied zu nehmen fortging.

Am anderen Morgen begab ich mich mit meinen beiden Kameraden, welche Zeugen des Vorfalles waren, in des Conte Palais. Es hieß: „Er sei vor Tagesanbruch schon auf die Jagd geritten!" — Mit glühender Ungeduld verschob ich die Sache auf den nächsten Tag.

„Signor schläft noch!" war der Bescheid, womit man uns abfertigen wollte. Ich sah nun, mit wem ich zu tun hätte, und bestand darauf, daß man ihn wecke. Eingeschüchtert entfernte sich der Kammerdiener und kam nach einer kleinen Pause mit der Antwort zurück, daß wir uns gedulden möchten, bis Signor sich angekleidet hätte.

Endlich ging die Türe auf, und der Conte erschien im eleganten Negligee, gegen welches sein verstörtes, totenblasses Gesicht mit dem schwarzen Kinn- und Schnurrbarte seltsam abstach. Die Locken hingen ihm wirr und wild um die Stirne. Sein ganzes Wesen verriet die peinlichste Verlegenheit. Mit erzwungener Nonchalance schob er den schamlos blitzenden Brillantring am Finger auf und ab, bemühte sich,

uns unverschämt nachlässig zu grüßen, und fragte, was unser Begehren sei und ob die Sache denn gar keinen Aufschub leide?

„Signor!" begann ich — „Sie wissen, welche Anspielungen auf mich und meinesgleichen Sie sich gestern erlaubten, wahrscheinlich in der Meinung, daß ich Ihres Dialektes unkundig sei. Zum Glücke bin ich es nicht, — und ersuche Sie daher, vor diesen Herren, die Zeugen der empörenden Szene waren, mir Genugtuung zu leisten!"

„Hab' ich Ihnen nicht genug getan?" erwiderte der Poltron halblaut mit keckem Doppelsinne.

„Keine Witze, Signor!" — fuhr ich mit erhobener Stimme fort, die seinen Ohren nicht angenehm klang. — „Wir sind nicht aufgelegt zum Scherzen. Versuchen Sie's immerhin mit den französischen Liebesbettlern; einem Liebesmogul wie Sie kann's nicht fehlen, zumal wenn ihm solch ein Talisman am Finger blitzt. — Die Wahl der Waffen steht Ihnen frei: Säbel, Degen, Pistolen; — entscheiden Sie, die Stunde mögen Sie ebenfalls selbst bestimmen, aber heute noch, am liebsten gleich!"

Als der Conte Ernst sah, knickte seine Mannheit — wenn man einen Anflug burschikoser Anmaßung so nennen kann, — wie ein Strohhalm zusammen.

„Nicht als ob ich mich vor Ihrer Klinge fürchtete!" versetzte er mit verändertem Tone, — — „ich bin Kavalier und wenn ein Ebenbürtiger mir gegenüberträte, — wüßte ich wohl, was auf eine solche Aufforderung zu erwidern wäre. Warum ich aber mein Leben aufs Spiel setzen soll wegen eines Scherzes, der gar nicht Ihnen galt, weiß ich in der Tat nicht. Überhaupt finde ich eher, daß ich der Beleidigte bin, indem Sie eine Rede belauschten, die Sie nichts anging und in Ihrer blinden Leidenschaftlichkeit einen Skandal verursachten, welcher der edlen Hausfrau um so unangenehmer sein mußte, je gütiger sie mich auszuzeichnen gewohnt ist. Ich dächte, es sollte Ihnen selbst daran liegen, über eine Geschichte einen Schleier zu breiten, die weder Ihrer Stellung zusagt, noch dazu beitragen kann, Sie einem Hause akzeptablel zu machen, welches Sie so gastfrei aufnahm."

„Schweigen Sie, Schamloser!" — donnerte ich ihn an — „häufen Sie nicht Schmähung auf Schmähung! Was aus Ihnen spricht, ist Feigheit! Es brächte meiner Klinge wenig Ehre, mit dem Blute einer Memme besudelt zu werden, sonst lebten Sie vielleicht jetzt nicht mehr! — Wohlan! — Sie wollen nicht Genugtuung leisten, wie ich

sie fordere! — So erklären Sie denn vor diesen Zeugen, daß Sie zu niedrig sind, um einen Mann von Ehre beleidigen zu können, daß Sie mir künftig nie und nirgend mehr in den Weg treten wollen und daß ich bei dem geringsten Anlasse das volle Recht habe, Sie, da Sie den Mann verleugnen, wie einen mutwilligen Jungen zu züchtigen!"

Nie in meinem ganzen Leben ist mir ein Mensch verächtlicher vorgekommen, als dieser aufgeblasene Mundfechter, wie er plötzlich vor mir zum bübischen Wichte zusammenschrumpfte, in alles willigend, was wir forderten, die Schilderung seiner Nichtswürdigkeit mit fügsamer Demut bestätigend. Wie ein Pasquille auf die Menschheit stand er da, der junge wohlgewachsene Zungenheld, mit der edlen Römermiene, ein echter Cäsarkopf, bärtig und gelockt, mit Augen, aus denen Geist und Herz zu sprechen schien, — und doch so charakterlos, so unverschämt, so gleichgültig gegen Ehre und Schande! —

Mir war vor Zeugen die größte Satisfaktion zuteil geworden, die ein Beleidigter je erhalten kann. Vollkommen befriedigt, ja in der festen Überzeugung, den widrigen Spötter nicht nur aus meiner Nähe, sondern auch aus Cornelias Nähe für immer verbannt zu haben, begab ich mich am nächsten Abend absichtlich in das Haus der Kontessa, um zu meiner Rechtfertigung öffentlich in ihrem Salon zu erklären, was zwischen mir und dem Grafen vorgefallen war und wie er sich gegen mich benommen habe. Der scheinbare Eindruck war — allgemeine Erbitterung gegen ihn; ob der wirkliche ein gleicher war, ließ mancher schlechtverborgene Seitenblick aus stechenden Augen mich fast bezweifeln. Doch was kümmerte das mich; war doch meine Stellung auf würdige Weise gesichert, war doch Cornelia mit meinem Benehmen so sehr einverstanden, daß sie mir noch an demselben Abende die Versicherung zuflüsterte: „Ich sei ihr durch diesen Beweis meines Mutes noch werter geworden!" —

Einige Wochen lang blieb der Conte verschwunden. Es hieß, er sei in Familienangelegenheiten verreist. Bald aber lieferte er den Beweis, welchen unglaublichen Grad von Unverschämtheit anmaßender Geldstolz erreichen könne. Ich traute meinen Augen kaum, als ich eines Abend den Cercle der Kontessa besuchte und unter den Anwesenden auch den sauberen — Conte Trevolpi bemerkte. Er bewegte sich so unbefangen und vorlaut, als ob nichts geschehen wäre, war über mein Erscheinen so wenig verlegen, daß er durch seine Ansprache

sogar mich verlegen machte, und überschüttete Signora mit einem solchen Strome von Artigkeiten, als ob er einbringen wollte, was er durch wochenlange Abwesenheit versäumt hatte. Mir kochte das Blut in allen Adern; ich glaubte, ich müsse den ehrlosen Gecken zum Fenster hinauswerfen; aber je mehr ich es ihn merken ließ, desto zutunlicher ward er gegen mich, desto galanter gegen Cornelia. Ich fühlte lebhaft, daß wir beide länger in einem und demselben Hause nicht aus- und eingehen könnten, und beschloß darüber mündlich oder schriftlich, je nachdem zu dem einen oder dem andern schnellere Gelegenheit sich darböte, gegen Cornelia mich zu erklären.

Der Zufall führte ein neues Intermezzo herbei. Ich kehrte nach ein paar Tagen mit meinen Kameraden von einem Spazierritt zurück. Der Weg führte uns an dem Kaffeehause vorüber. Da saß denn eben wieder der unleidliche Conte, von acht oder zehn Dandys umringt, so breit und vornehm, als ob die ganze Stadt sein Eigentum wäre. Ich hatte ihn wohl von weitem bemerkt — (denn mein ganzes Herz wendete sich, wenn es seine Nähe nur ahnte), tat aber, als ob ich ihn nicht sähe, sprach auf meine Begleiter hinüber, die mir zur Seite ritten, und trabte langsam vorbei. Kaum waren wir einige Schritte entfernt, als uns ein näselndes Spottgelächter, wie Hohnruf neckender Masken, nachscholl, auf welches eine Coda von gellenden Pfeifchen folgte. Ich blickte rasch um, und sah zwanzig Finger gegen uns gerichtet, konnte also keinen Augenblick zweifeln, wem diese ehrenrührige Salve gegolten habe. —

„Ruhig!" sagte ich zu meinen Begleitern, welche wuterfüllt umkehren und den Klub auseinandersprengen wollten, „ruhig! — Wir müssen uns erst überzeugen, dann aber laßt ihn mir, dem es galt!"

Am Ende des Corso wendeten wir unsere Pferde und ritten wieder, als ob es ohne Absicht geschehe, zurück. Der Klub erwartete uns ruhig; kaum waren wir aber vorüber, als uns abermals Gelächter und Pfeifen nachtönte.

Da hielt ich mich nicht länger, sprang von meinem Pferde ab, welches sogleich einer meiner Kameraden am Zügel faßte, stürzte auf die Rotte dieser ungezogenen Laffen zu, die betroffen auseinanderfuhr, trat ohne weiteres meinen Mann, den Conte, an, und versetzte ihm mit den Worten: „Memme, du weißt, wozu du mich berechtiget hast!" ein paar so derbe Streiche in sein schamloses Gesicht, daß er betäubt zurücktaumelte. Seine ganze Leibgarde charak-

terisierte sich in diesem Augenblicke als ebenso feig, wie er es war. Niemand wagte es, mir nur von ferne ein Hindernis in den Weg zu legen; ruhig schritt ich, während er sich mit blutrünstiger Nase zusammenraffte, meinem Pferde zu, schwang mich hinauf, und ritt mit meinen Freunden so lange den Corso auf und ab, bis sich der letzte jener Lärmer vom Platze verloren hatte.

Eine Erklärung gegen Cornelia schien mir unerläßlich. Ich sandte ihr ein Billett folgenden Inhaltes:

„Signora! So teuer und angenehm mir auch die Stunden sind, die ich in Ihrer Nähe zuzubringen das Glück habe, und so unvergeßlich mir das Andenken daran ewig bleiben wird, so gebietet mir doch die Ehre, meinen sehnlichsten Wünschen Abbruch zu tun. Was vor längerer Zeit in Ihrem Hause, was gestern auf dem Korso vorfiel, ist Ihnen bekannt. Sie werden einsehen, daß ich ein Haus, welches Trevolpi betritt, nicht länger betreten kann, wenn auch mein Leben daran hinge. Ihre Güte beliebe zu entscheiden, wer von uns beiden dem andern weichen muß. Ihrer gefälligen Antwort nicht ohne Beunruhigung entgegensehend" usw.

Noch denselben Tag kam die Antwort, abgefaßt in den zärtlichsten Ausdrücken, mehr im Tone der Bitte und Entschuldigung, als der einfachen Erwiderung. In mancher Wendung sprach sich so glühende Leidenschaft aus, daß ich mich überzeugte von Cornelias Seite sicher zu sein. Sie erklärte sich zu allem bereit, was ich in betreff des Conte fordern würde. Er solle nie mehr über die Schwelle ihres Palais treten, ja sie werde schon einzuleiten wissen, daß er in kurzer Frist die Stadt für immer verlassen müsse. Noch gäbe es Mittel, solchen lästigen Bewerbern, solchen frechen Zungenhelden den Mund zu stopfen. Sie erwarte mit Ungestüm den Augenblick, wo sie wieder in der unbelauschten Einsamkeit ihrer Villa sich davon überzeugen könne, daß ein unangenehmer Vorfall, welcher meine Ehre so glänzend rechtfertigte, meiner Liebe keinen Abbruch getan habe.

Diese Versicherungen genügten mir um so mehr, als Trevolpi wirklich nicht nur aus Cornelias Hause, sondern auch aus dem Angedenken ihrer ganzen Umgebung verbannt schien. Nur abends manchmal war es mir, als ob ich ihn an mir vorüberhuschen oder mir nachschleichen sehe, und mein Bursche wußte mir zu sagen, daß er sich öffentlich gerühmt habe, mir doch noch einmal irgendwo zu

begegnen, wo ich am unliebsten gesehen wäre. Daß ich mich vor ihm zu hüten hätte, war gewiß, und ich versäumte nicht, Cornelien meine Besorgnisse mitzuteilen, wenn er von meinen nächtlichen Fahrten, wie ich leider befürchten müßte, wirklich eine Ahnung hätte. Allein sie beruhigte mich mit der bestimmt ausgesprochenen Bemerkung, daß er bis zur Zeit, wo sie ihre Villa bezöge, schon verreist oder mittelbar verhindert sein würde, mich in irgend einer Hinsicht zu beirren. Bei dem bekannten Einflusse, welchen die Contessa durch Adel und Stellung in der Stadt hatte, schien es mir nicht unwahrscheinlich, daß sie ihrem Versprechen den nötigen Nachdruck geben und es durch ihre Verbindungen wohl dahin bringen könnte, den Conte fernzuhalten oder wenigstens unschädlich zu machen. Ich hatte mehr als einmal früher schon die Erfahrung gemacht, daß Frauen solange sie uns wahrhaft ergeben sind, in dieser Beziehung alle Hebel in Bewegung setzen, und oft das unmöglich Scheinende leisten, um uns von der Stärke ihrer Liebe und der Macht ihres Einflusses zu überzeugen.

Ziemlich beruhigt sah ich daher dem Tage entgegen, wo die Contessa auf die Campagna ging. Und als mein erster Ausflug, den ich allerdings nicht ohne Besorgnis wagte, glücklich abgelaufen war, dünkte ich mich so sicher, als ob nicht das Geringste weiter zu befürchten stände. Cornelias Fürsorge ließ sich auch nicht verkennen. Mein racheschnaubender Nebenbuhler war zwar noch nicht verreist, allein so oft mir eine Fahrt nach der Villa bevorstand, war er zu einer Jagd, zu einer Abendgesellschaft auf einer nahen Villa, zu einem Spiele oder zu irgend einer andern Partie engagiert, die ihn hinderte, mich beobachten zu können. Auch war ich selbst vorsichtiger geworden, wozu die fortwährenden Warnungen meines Dieners nicht wenig beitrugen; ich wechselte die Plätze, wo ich einstieg, die Orte, von denen aus ich meine Exkursionen unternahm, meine Vermummung, die Zeit meiner Abfahrt.

Eines Sonnabends, welchen ich wieder dazu bestimmt hatte, Signora zu besuchen, warnte mich mein Diener ganz besonders. Seinem Talente als Spion zu meinen Gunsten konnte ich volles Zutrauen schenken, daher ließ es mich nicht ganz gleichgültig, als er mich dringender denn je bat, heute nicht zu verreisen, indem er bestimmt wisse, daß der Conte mir entweder auf dem Hinweg oder auf der Heimfahrt auflauern wolle. Jemand von Cornelias eigener

Dienerschaft sollte der Verräter sein. Doch was half das alles! ich hatte der Contessa versprochen zu kommen, ich mußte mein Wort halten, wenn ich nicht für wortbrüchig oder gar für mutlos gelten sollte; zudem waren seit kurzem Nachrichten eingelaufen, welche es nicht unwahrscheinlich machten, daß ich meinen Standort vielleicht bald ganz unerwartet und plötzlich verlassen müßte. War ich da meiner, mir so treu ergebenen Signora nicht schuldig, Wort zu halten, sie von den lautgewordenen Gerüchten in Kenntnis zu setzen, Verständigungsmittel für die Zukunft zu verabreden und, je näher vielleicht der Abschied war, desto fester mich in ihrem Herzen einzubürgern? — Also weg mit allen Skrupeln! — Hatte mir der Gott der Liebe so oft glücklich durchgeholfen, warum sollte er bei dem wichtigsten, vielleicht für lange Zeit sogar letzten Gange mir abhold den Rücken kehren?

Alle Furcht aus meinem Herzen verbannend, bestieg ich daher bei anbrechender Nacht verkleidet, wie gewöhnlich, mein Fuhrwerk, verwies noch meinem Burschen seine übertriebene Ängstlichkeit, und rollte, mancherlei sinnend und träumend, dem Gebirge zu, hinter dessen Ausläufern die Straße sich drei Miglien weit durch den felsenumstarrten Engpaß hinzieht.

Es war indes rabenfinster geworden; kaum, wie eine Ahnung von Weiß, zog sich zwischen den schwarzen Bergwänden die wohlgebahnte Straße hin, gerade nur so viel immer vorwärts sichtbar, als für das jedesmalige Ausgreifen des rüstigen Gaules hinreichte. Schauerlich rauschte jenseits des Steingeländers, welches die Straße rechts umsäumte, der Waldstrom im tiefgewühlten Bette und verlieh der Gegend doch wenigstens einiges Leben, ohne welches sie vielleicht noch unheimlicher gewesen wäre. Ich war jedoch an all' diesen nächtlichen Spuk bereits gewöhnt, ohne eben sagen zu können, daß ich die Straße kenne, da ich sie bei Tage noch nie passiert hatte. Nachdem ich aus dem Sinnen und Denken allmählich in einen leisen Schlummer verfallen war und vielleicht anderthalb Miglien verschlafen hatte, erwachte ich wieder, wie es schien eben noch früh genug, um meinen Vetturin vor dem völligen Einnicken zu bewahren.

Mich fröstelte. Mein Mantel war feucht, vom fallenden Tau der Nacht. — „Geschwind ein Pfeifchen geschmaucht," dachte ich, „und die behagliche Wärme wird wiederkehren." — Die Pfeife steckte vollgestopft samt Tabaksbeutel, von der Hand meines sorgsamen Burschen bereitet, in der Seitentasche meines Mantels. Mit lüsternen

Lippen sog ich einstweilen den lieblichen Vorgeschmack aus dem Bernsteinmundstücke und schickte mich an, Feuer zu schlagen. Ich durchsuchte alle Falten meiner Kleidung, alle Winkel der Sedia, — aber weder Schwamm noch Stahl war zu finden. Die Schuld lag an mir. Ich führte diese Instrumente sonst immer selbst bei mir, weshalb mein Bursche sich darum nicht kümmerte. Bei der Eile, mit der ich die Kleider gewechselt, mochte ich sie vergessen oder verstreut haben. Dessenungeachtet schalt ich auf meinen Burschen, daß er nicht statt meiner daran gedacht hatte; denn niemand ist ungerechter und ungeduldiger, als ein Tabakraucher von Profession, wenn er die Pfeife im Munde hat und sie nicht anzuzünden imstande ist. Ich sprach meinen Vetturin um Feuer an, aber zu meinem Verdrusse war er von der Untugend des Rauchens frei, und gab mir noch dazu den schlechten Trost, daß auf der ganzen Straße kein Haus sei, wo man Licht zu finden hoffen könnte. Bitterböse warf ich mich in meine Ecke zurück, schob die ungenießbare Pfeife wieder in die Tasche und suchte mir, nachdem ich den Vetturin zur Eile angetrieben, den Rest des Weges mit meinem gewöhnlichen Mittel zu verkürzen, nämlich mit — Schlafen.

Ein wunderlieblicher Morgen glühte aus zerreißenden Nebeln hervor, als ich in das Tal einlenkte, dessen Mitte Cornelias Villa einnahm. Der ganze unfreundliche Weg war vergessen, als ich sie von weitem, in Begleitung eines vertrauten Dieners hoch zu Rosse wie eine junge Amazone, mir entgegenkommen sah.

In Freuden und Leiden, in Geplauder und Tändeleien verging uns der goldige Sonntag. Sie war zu heiter gestimmt, als daß ich sie durch das Gerücht von der Wahrscheinlichkeit eines baldigen Abmarsches um ihre Laune hätte bringen mögen; und wenn ich ihr so ins Auge sah, so ganz selig war im Bewußtsein, die schönste Dame des Landes mein nennen zu dürfen, so erfaßte mich süße Zuversicht, und ich hielt jede Trennung für unmöglich. — Auch auf Trevolpi kam die Rede, und ich verhehlte meiner süßen Donna nicht, was ich von seiner Rachsucht jetzt mehr als je befürchte.

„Seid unbesorgt, Signor," sprach sie mit flüchtigem Erröten, — „ich weiß, daß er Euch nachstellt; aber bald wird er diese Gegend für immer zu verlassen haben. Wer meiner Liebe in den Weg treten will, nehme sich in acht! Ich weiß zu schützen, wen ich liebe — zu schützen um jeden Preis!"

Und dabei leuchtete ein so wildes Feuer aus ihren blitzenden Augen, daß ich mich doppelt glücklich fühlte, von ihr geliebt und nicht der Nebenbuhler ihres Erkorenen zu sein.

Die Nacht nahte auf Flügeln. Wenn ich noch vor Tagesanbruch unbemerkt meine Station erreichen wollte, galt kein Säumen mehr, so schwer mir auch der Abschied fiel. Cornelia begleitete mich bis an den Saum des Tales. Ihr glühender Abschiedskuß brannte mir tief ins Herz. Zerrissen von den widersprechendsten Empfindungen sprang ich auf meine Sedia und winkte ihr so lange noch zu, bis das Tal und mit ihm die reizende Armida,*) die es bewohnte, hinter den Felsen verschwand. Meine Seele war erfüllt von den seltsamsten Eindrücken; Hoffnung, Beklommenheit, Sehnsucht, Unruhe und wie all' die Gefühle heißen, die sich in einer Brust regen, welche das Bewußtsein leichtsinnig verletzter Pflicht und unbesonnen genährter Liebe, die am Ende doch zu keinem ernsten Ziele führen kann, nicht ganz in den Hintergrund zu drängen vermag, kämpften in meinem Innern. Dumpfe Betäubung und gedankenloses Hinbrüten trat nach und nach an die Stelle träumerischer Aufgeregtheit, und jene quälende Unbehaglichkeit, welche den merkbaren Übersprung aus der Poesie der Leidenschaften in die Prosa der Wirklichkeit immer begleitet, bemächtigte sich meiner mit ganzer Kraft. — Ein himmlisches Weib! rief nachzuckend die fiebernde Phantasie. — Wozu soll's aber am Ende führen? warf der berechnende Verstand hin. — Wenn du wirklich bald von hinnen solltest?! — Schrecklicher Gedanke! schrie das Herz auf. — Gut wär's, gut wär's! verwies der Kopf, — und so gab es einen Zank und einen Hader in mir, daß ich fast müde ward, die Parteien anzuhören, und in den alltäglichen Seufzer ausbrach: „Wär' ich lieber schon wieder glücklich zu Hause!"

„Alle Wetter!" — fuhr ich plötzlich auf, daß der Vetturin ängstlich aufschrack. „Wie man doch im Liebestaumel auf alles vergißt. Da hab' ich mir so fest vorgenommen, mich für den Rückweg mit Feuerzeug zu fournieren, und nun führ' ich die Pfeife so zurück, wie ich sie hergebracht. Ein eigenes Schicksal! Wenn ich auf Ahnungen hielte, so glaubte ich, daß es etwas zu bedeuten habe."

Zum zweiten Male die Tantalus-Szene der vorigen Nacht durch-

*) In Torquato Tassos „Befreitem Jerusalem" die Tochter des Königs von Damaskus, welche die christlichen Helden durch ihre Schönheit und Zauberkünste bestrickt.

lebend, rollte ich schon ins tiefste Dunkel der Bergschlucht hinein, noch mißmutiger als gestern, indem ich heute nicht einmal schlafen konnte. Die erste Hälfte des Rückweges fuhr ich langsam, indem es immer merklich bergan ging; es mochte auf Mitternacht zugehen, als wir den höchsten Punkt der Straße erreicht hatten. Aus flockigem Gewölke trat, wahrhaft ersehnt von mir, der Mond hervor, der mir heute um so willkommener war, je unheimlicher es in meinem Innern aussah. Aber der blasse Mond in einer grotesken Abruzzenlandschaft ist ein gespenstischer Maler, besonders für einen Abenteurer in meiner damaligen Stimmung. Er zauberte mir auf die tiefgefurchten Kalkfelsen, von welchen düstere Bäume und struppige Sträucher in wirrer Unordnung niederhingen, so fratzenhafte Bilder hin, daß ich Mühe hatte, mein Mißbehagen zu unterdrücken. — Ich hätte einen Napoleonsd'or für einen Funken Feuers gegeben, um meine unbehagliche Stimmung in ringelnden Rauchwölkchen verdampfen zu können.

Jetzt näherten wir uns dem verlassenen Hause, welches beiläufig die größere Hälfte des Heimweges bezeichnete. Ich wähnte anfänglich, mein Auge täusche mich — aber mein Vetturin bestätigte mir durch die Worte: „Nun, Signor, dort ist Licht zum Anfeuern der Pfeife!" daß ich recht gesehen hatte. Wirklich schimmerte durch die niedrigen Fenster des Erdgeschosses ein matter Glanz, ob von Lampe oder Kerze, das galt mir gleich: war's doch gewiß Feuer genug für meinen Bedarf.

„Ist hier ein Wirtshaus?" fragte ich meinen Vetturin.

„Gewesen!" — antwortete er. — „Wer jetzt drin sein mag, weiß ich nicht. Seit langem schon wohnte niemand hier; noch gestern war's um diese Zeit finster."

Ich ließ halten und rief mit lauter Stimme, aber nichts rührte sich; nur von der gegenüberstehenden Felswand scholl mein Ruf kurz abgebrochen zurück.

„Sie werden schlafen!" sagte ich, sprang ab und eilte, nur auf den Genuß denkend, der mir nach langer Entbehrung bevorstehe, dem Hause zu.

Mein Pochen blieb unerwidert. Ich drehte die Klinke, und die Tür sprang knarrend auf. Eine finstere Hausflur, vielleicht die Küche des Hauses — denn unterscheiden konnte ich nichts — nahm mich auf. Rechts flimmerte durch einen Spalt Licht; ich öffnete eine

zweite Türe — und trat in eine kleine, räucherige Stube, welche von einer weit herabgebrannten, flackernden Kerze matt erleuchtet war. Ohne eine Menschenseele zu gewahren, näherte ich mich dem Steintische in der Mitte, auf welchem eine Flasche stand, in der die Kerze steckte, und wollte mir die Pfeife anfeuern. Aber plötzlich gerann all' mein Blut zu Eis, denn der gräßlichste Anblick, den ich je in meinem Leben gehabt, bot sich mir zur Schau.

Auf dem Tische vor der Flasche, zu welcher ich mich eben hinbeugen wollte, lag ein abgeschnittener Menschenkopf. Frisches Blut träufelte noch auf den Boden, auf welchem in einer Lache Blutes der Rumpf des Gemordeten schwamm. Unfähig ein Glied zu regen, stand ich da; wie kaltes Wasser rieselte es mir über den Rücken, während Todesschweiß auf meine Stirne trat und meine Haare vom Schreck elektrisiert sich auf dem Schädel borstig emporsträubten. — Du bist verloren, dein eigen Bild liegt vor dir! rief's in mir, und ich, der ich (Gott weiß es!) nicht zitterte, wenn die Kugel in der Schlacht die halbe Hirnschale meines Kameraden mir vors Gesicht schmetterte, war so sehr außer Fassung gebracht, daß mir die Zähne aneinander schlugen und die Knie schlotterten. Die Augen weit aufgerissen, wurzelte ich im Estrich, alle Sinne bis auf den des Gesichtes, versagten mir ihren Dienst, und dieser einzige sog sich so voll an Entsetzen, daß ich vergehen zu müssen glaubte. Mir war's, als ob die Wände sich plötzlich auftäten und aus hundert klaffenden Spalten blutgierige Banditen mit gezückten Messern ausspien. Ich wagte, — wiewohl alles ruhig und ausgestorben blieb, nicht mich umzuwenden, denn ich dachte, sie ständen mir schon im Rücken. Aber der gräßliche Anblick vor mir gestaltete sich immer deutlicher. Mir war's, als wäre mir der Kopf trotz seiner wild verzerrten Züge nicht unbekannt. Die schwarzen Locken, der buschige Kinn- und Schnurrbart, die weitgeöffneten Augen — kein Zweifel! — ich kannte diesen Cäsarskopf, er saß noch gestern auf dem Memmenrumpfe meines Nebenbuhlers Trevolpi. Diese Überzeugung erweckte mich halb und halb aus meiner Erstarrung; ich ließ die Augen hinabgleiten auf den Rumpf, der mit ausgebreiteten Armen dalag. Die rechte Hand, krampfhaft ausgestreckt, reichte über den Schatten des Tischrandes hinaus. So viel ich beim heller aufflackernden Scheine des kargen Kerzenstumpfes bemerkte, fehlte ihr der Mittefinger, an welchem der Conte im Leben jenen wohlbekannten blitzenden Brillantring

trug. Gewiß war er von Mördern hieher geschleppt, ermordet und beraubt worden, vielleicht eben als er mir auflauern wollte, um sich an mir zu rächen.

Noch hatt' ich nicht so viel Kraft und Mut gewonnen, um den Versuch des Entkommens zu wagen. Da knisterte die Kerze plötzlich zuckend auf und verlosch, durch den Hals der Flasche fallend, mit zischendem Geprassel. Ich fuhr unwillkürlich zusammen; nicht mit Bewußtsein, sondern von bewußtloser Angst gepeitscht, raffte ich mich auf und rannte mit vorgestreckten Armen, als ob ich durch einen Phalanx bewaffneter Feinde durchbrechen wollte, wohl zehnmal von Wand zu Wand taumelnd, ins Freie, kletterte wie eine gehetzte Katze die Sedia hinan, und schrie mit kreischender Stimme: „Fahr zu, was du kannst! doppelten Ersatz für deine Mähre, wenn sie fällt!"

Der Vetturin rief alle Heiligen an, ohne eigentlich zu wissen warum, und hieb auf sein Pferd los, daß es wie im Sturme dahinschnob. Zum Glücke ging es jetzt abwärts, die Straße war gut, und noch sah ich mich im Geiste rings von Mördern umgeben, als schon mein Bursche, der mich am verabredeten Orte erwartete, dem Vetturin sein „Halt!" zurief. Gut, daß meine Pfeife, deren Rohr ich im Krampfe zum Ringe zusammengebogen hatte, keine Pistole war, sonst hätte ich meinen armen Philibert ohne Gnade zusammengeschossen.

Daß ich meine Pfeife unter solchen Umständen nicht angefeuert, brauch' ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Ich möchte den Helden kennen, welcher in einer solchen Situation die Kaltblütigkeit besäße, ruhig seine Pfeife ans Licht zu halten, dem rumpflosen Haupte ein gemütliches „Adieu!" zuzuflüstern, und behaglich schmauchend weiterzufahren! — Ich gäbe noch jetzt alle Affairen und Handstreiche meines vielbewegten Lebens darum.

„Herr, was ist Ihnen begegnet?" fragte mich Philibert besorgt, als er bemerkte, daß ich mehr wanke als gehe.

„Nichts, nichts!" sagte ich, dankte meinem Gott, als ich in meine Stube trat und warf mich erschöpft aufs Bett hin.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als mich die Allarmtrommel aus meiner Betäubung weckte.

„Was gibt's?" rief ich meinem eintretenden Burschen zu.

„Wir marschieren, Herr!" erwiderte er freudig. „Ich habe schon alles eingepackt und besorgt. Ich habe es sogar Ihnen selbst schon

gesagt, als sie vom Wagen stiegen und den Vetturin so überaus splendid mit ihrer ganzen Börse bezahlten; aber Sie antworteten mir nichts. Nun, dacht ich bei mir, bereitet ist alles; laß den Herrn rasten, solang's noch geht! er scheint der Ruhe zu bedürfen. Gestern ist der Befehl angekommen; ich hatte große Mühe, Ihre Abwesenheit zu verschweigen und schwebte in tausend Ängsten für den Fall, daß Sie sich etwa verspäteten!"

„Wir marschieren also?" wiederholte ich, mich umkleidend, und wie Zentnerlast fiel es mir vom Herzen. — „Das ist wahrhaft Gnade des Himmels!"

Mein Bursche begriff zwar nicht, warum mir das plötzlich so lieb wäre, aber lieb war es auch ihm, das sah ich ihm an den Augen ab. „Gut, daß wir wegkommen aus diesem Neste!" jubelte er. — — „Bei Gott, ich hatte keine Ruhe, solange ich Sie hier wußte!"

In einer Stunde standen wir in Reih' und Glied. Es ging ins Calabresische hinein, wo der Geist der Widersetzlichkeit gegen unsere Waffen eine Truppenverstärkung nötig machte.

Auf dem Marsche hatte ich Zeit genug, über das Abenteuer jener verhängnisvollen Heimfahrt nachzudenken. Seltsame Kombinationen gestalteten sich vor meiner Seele. Doch was ich auch immer ahnen und mutmaßen mochte, es war ja nun alles vorüber, ich war wieder ein freier Mann, und Cornelias Züge schimmerten, gleich dem Widerschein eines Regenbogens, aus der Vergangenheit in die frische Gegenwart herüber. Nur eines beunruhigte mich mehr und mehr, je schwieriger es mir wurde, eine Abhilfe zu treffen. Obgleich es nämlich damals das Leben eines Menschen galt, welcher mir bis ins Innerste verhaßt war, welchen ich nicht unter den Lebenden sehen konnte, von dessen Rachsucht ich mehr zu fürchten hatte, als ich in meiner leidenschaftlichen Verblendung sehen wollte, — so war's denn doch ein Raubmord, ein fürchterliches Attentat gegen die öffentliche Sicherheit, ein Verbrechen, welches augenblicklich hätte angezeigt und aufs Genauste untersucht werden sollen. Konnte ich es aber tun? — Womit hätte ich meine Fahrt durch jenen Engpaß motivieren sollen, da ich strengen Befehlen gemäß mich nicht halb so weit von meiner Garnison entfernen sollte? — Die Sache anzeigen, hieß: mich selbst verraten, mir selbst den Prozeß machen, mich der Strafe der Kassation überliefern. — Wer an meiner Stelle hätte die Selbstverleugnung besessen, auf Gefahr seiner eigenen Ehre und seiner Charge eine Anzeige zu

wagen, die am Ende vielleicht doch zu keinem befriedigenden Resultate geführt hätte, indem die Räuber dieser Gegend so sichere Schlupfwinkel im Gebirge hatten, daß unsere Vorsicht und Strenge wohl manchen Frevel verhinderte, wenn aber einer begangen war, man dem Täter nur äußerst selten auf die Spur kam.

So sehr mich daher das Bewußtsein auch drückte, so gerne ich wenigstens einem vertrauten Freunde mein Abenteuer mitgeteilt hätte, so hatte ich doch nie den Mut dazu, und war in der Tat froh, durch neue Ereignisse, militärische Strapazen, unerwartete Begebenheiten und Geschäfte zerstreut, und von der täglich wiederkehrenden Erinnerung an mein Verhältnis zur schönen Contessa und an das blutige Haupt des Conte abgelenkt zu werden.

Ein Jahr mochte bereits vergangen sein. Wie der Abglanz eines unheimlichen Traumes zuckte es nur manchmal noch durch mein Gehirn, wenn ich Corneliens gedachte. Dazu gesellte sich eine leise Neugier zu wissen, wie nach meinem plötzlichen Verschwinden alles sich gestaltet und gelöst haben mochte, und eben diese Neugier gab mir den sichersten Beweis, daß die Zeit bereits das ihrige getan habe, meine gestörte Ruhe wieder ins Gleichgewicht zu setzen. Indes war auch in Calabrien die Ruhe hergestellt, und unsere Truppe folgte dem Ruf nach Capitanata, also in die Nähe der Landschaft, wo ich jenes Abenteuer bestanden hatte. Unsere Bestimmung war abermal, als Reserve in einer nördlichen Grenzstadt zu bleiben und den Räubern, falls sie, von unseren Soldaten herabgedrängt, südwärts durchbrechen wollten, den Weg zu sperren.

Die Unsicherheit hatte wieder um vieles zugenommen; je enger man das Mordgesindel einschloß, desto härter nahm es die Gegend mit, auf deren Umkreis es beschränkt war, desto grausamer verfuhr es bei seinen Streifzügen und Überfällen. Man nahm, durch die Not gezwungn, zu den äußersten Mitteln seine Zuflucht. Tod war die Strafe für jeden, der einen Räuber beherbergte, ihn verbarg, ihm Speise oder Trank gab, ihm zur Flucht verhalf, ja nur unterließ, sein Erscheinen an irgend einem Orte anzuzeigen. Eine Ortschaft, in deren Bereich Raub oder Mord verübt wurde, hatte die Verpflichtung auf sich, binnen kürzester Frist die Täter ausfindig zu machen und einzubringen, widrigenfalls sie ohne Gnade rasiert wurde, eine harte Maßregel, aber vom kräftigsten Erfolge. Eingebrachte Verbrecher wurden standrechtlich behandelt, ihre Köpfe an der Außen-

seite des Hauses, welchem sie angehörten, oder in welchem die Tat verübt worden, eingemauert, durch ein eisernes Gitter geschützt, und darunter mit kurzen Worten der Name des Verbrechers und die Art des Verbrechens bezeichnet. — Die Familie des Gerichteten oder der Bezirk, zu welchem er dienstpflichtig war, hatte unter strenger Haftung zu sorgen, daß solch ein Schandmahl unversehrt an Ort und Stelle blieb. Nur auf diese Weise war es möglich, dem furchtbaren Unfuge der Räuber Einhalt zu tun, wiewohl selbst jetzt noch keine Woche verging, ohne daß Berichte über verübte oder versuchte Frevel einliefen. Sogar auf der meilenlangen Ebene, unfern vor der Hauptstadt der Provinz, wohin wir Offiziere öfter zu fahren hatten, um aus der Kriegskasse den Sold für unsere Mannschaft zu fassen, war es nicht allzusicher. Dessenungeachtet beneideten wir fast einander um jede solche Fahrt, indem sie uns doch aus der traurigen Garnisonierung in einer abgelegenen Landstadt wieder für ein paar Tage unter Menschen brachte.

Der gewöhnliche Sammelplatz, wo wir Militärs uns dann zusammenfanden, war das Hotel, dem schönen Zollhause gegenüber, wo Meister Stefano Pharao-Bank hielt. Manche Rolle Scudi trug ich aus der rauchdurchqualmten Spielstube mit, und manchen Napoleonsd'or ließ ich dort sitzen; denn wiewohl ich eben kein Spieler aus Leidenschaft war, so konnte ich doch der Lockung nicht ganz widerstehen, wenn ich einen der Pointeurs recht im vollsten Glücke sah, auf seine Karte zu setzen. Auch war es mir von jeher interessant, Spielergruppen zu beobachten und den grellen Wechsel der Mienen zu beobachten, welchen jede Wendung des Glückes in ihren Gesichtern hervorbringt. Am meisten fiel mir ein langer, hagerer Mann auf, den ich jedesmal als Zuseher, aber nie als Pointeur sah. Sein ovales, gelbes Gesicht, von struppigen, aus schwarz ins grau spielenden Haaren umstarrt, sein spärlicher Backenbart, seine kleinen stechenden Augen, zwischen denen eine mächtige Adlernase hervorragte, deren Spitze fast über den zahnlosen Mund zum aufwärtsgebogenen Kinne hinabreichte, gaben ihm ein unheimliches Ansehen. Immer schwarz gekleidet, saß er lässig hingestreckt hinter einem der Pointeurs, sprach nie ein Wort, zog die Handschuhe nie aus, legte auch den Hut nie ab, als ob er jeden Augenblick zum Fortgehen bereit wäre und verfolgte dabei den Gang des Spieles mit solcher Aufmerksamkeit, als ob er die Kontrolle der ganzen Galerie

führte. Er kam mir mit seinem gespenstischen Ernste, mit seiner unverbrüchlichen Schweigsamkeit wie ein Nekromant vor, wie einer jener Zauberer oder Alchimisten, deren Schilderung man häufig in unseren alten Volksbüchern findet, und ich muß gestehen, daß ich eine förmliche Scheu vor ihm fühlte; dennoch wußte, wie gesagt, gerade dieses sein unheimliches Wesen meine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und es kam mir vor, als ob es nur von ihm abhinge, jede Bank zu sprengen, jeden Pointeur gewinnen oder verlieren zu machen.

Eines Abends fand ich eine besonders zahlreiche Spielgesellschaft. Es war, als wenn die Offiziere von allen fünf Straßen der Seeprovinz, welche sich in der Hauptstadt vereinigen, zusammengekommen wären. „Paroli“ — „Sept le va“ — „Pace“ — „Quatorce le va!“ scholl es in bunten Stimmen durcheinander, und Gold und Silber klang so lockend und blitzte so verführerisch, daß es Mühe kostete, sich von dem tollen Spielfieber nicht auch anstecken zu lassen. Ich suchte mit den Augen, wie gewöhnlich meinen Nekromanten auf. Er saß hinter einem blutjungen, kaum siebzehnjährigen See-Kadetten, dem man es ansah, daß er im Kriegsleben wohl noch eben so sehr Neuling war als am Pharao-Tische. Er pointierte ganz wütend drauf los, bog ein ums andere Mal Paroli ein*), verlor aber bei jedem Abzuge, und wenn ja einmal seine Karte mit der linksgelegten des Bankiers übereintraf, so gabs ein Plié**), und seine Hoffnung ward wieder zu Wasser. Ich hätte dem jungen Manne nicht so viel Geld zugetraut. Eine Rolle nach der andern wanderte auf den Tisch vor die Karte; immer stand voller Satz, — und sobald er verlor, schnell vor der quer geschobenen Karte der Gleichbetrag. Aber Rolle um Rolle verschwand; die Farben wechselten im Gesichte des leidenschaftlichen Spielers rascher als in den Taillen***), die hellen Schweißtropfen perlten ihm über die Stirne, man sah ihm die Höllenangst an; aber je hartnäckiger er das Glück forcieren wollte, desto höhnender floh es ihn. — „Jetzt bin ich blank!“ rief er halblaut, sich unwill-

---

*) Im Pharaospiel das Aufwärtsbiegen der Ecke einer Karte, um dadurch anzuzeigen, daß der Inhaber seinen Gewinn zusammen mit dem ursprünglichen Einsatze neuerdings aufs Spiel setze.

**) Beim Abheben zweier gleicher Karten (Doublet, Plié) fließt der Bank die Hälfte des Einsatzes zu.

***) Taille, das Abziehen der Karten.

kürlich umwendend zu dem schwarzen Niemandsfreunde, der wie der Tod hinter ihm saß, und schob eine Rolle Napoleonsd'ors hin.

„Junger Mann, überlassen Sie mir das Spiel!“ sprach ihn plötzlich der Schwarze an. Es waren die ersten Laute, die ich aus seinem Munde hörte, aber sie klangen so hohl, so hölzern wie aus dem Grabe.

Der Verlierende ließ es fast bewußtlos geschehen. Der Bankier machte eben den letzten Abzug, nur eine Karte restierte.

„Fausse taille!“ bemerkte der neue Pointeur tonlos und strich den Satz sammt Äquivalent ein.

„Der Same ist da!“ flüsterte er seinem Klienten zu und besetzte zwei neue Karten mit dem ganzen Gelde. Seine Karte zog wieder. Er ließ den Satz stehen und bog die Ecke der Karte aufwärts. — „Paroli!“ „Gewonnen!“ „Sept le va!“ — „Gewonnen“ — und so ging's fort, daß sich die Züge des jungen Schützlings freudig verklärten und süße Hoffnung aus seinen Augen leuchtete, während die übrigen Pointeurs die Bank reichlich fütterten, und der rettende Unbekannte mit eisigem Phlegma sein Geschäft fortsetzte.

Schon hatte der Kadett seinen ganzen Verlust zurückgewonnen und wollte eben retirieren, als der Fremde mit lauter Stimme „Bank“ rief, den Handschuh abstreifte, und statt des Satzes einen blitzenden Brillantring, den er vom Finger zog, vor die Karte legte.

Mir fuhr es wie ein Messer durch die Seele, als ich den funkelnden Stein sah. — Die herzförmige Fassung, das helle Wasser, die Größe — alles sagte mir: „Das ist Trevolpis Ring!“

Mit unveränderter Miene strich der Geheimnisvolle die ganze Bank ein, die ihm der Croupeur erblassend zuschob und gab sie dem Seekadetten, welcher verlegen sich weigerte. — „Da, junger Mann,“ sprach er, den Ring wieder ruhig an den Finger steckend, — „da! jetzt aber gehen sie, — und greifen sie nie mehr öffentliche Gelder an, um Spiele zu spielen, die sie nicht verstehen. Wohl bekomme die Summe!“ Ein grinsendes Lächeln begleitete diese schneidenden Worte.

Errötend bis in den Hals zog sich der Beschämte, welcher sich schwer getroffen fühlte, zurück, stammelte einige halbverständliche Worte des Dankes und verlor sich aus dem Zimmer, während der Nekromant wieder seinen vorigen Posten einnahm und stumm, als ob nichts geschehen wäre, zusah.

Ein eisiges Grauen überlief mich, als ich so hinter seinem Stuhle stand. Jetzt nahm er langsam den Handschuh hervor, um ihn wieder anzuziehen, wobei ich den Ring ganz nahe zu betrachten Gelegenheit fand. Ich hätte darauf schwören mögen, daß ich recht ahne, und faßte alsogleich den Entschluß, meinen Argwohn geeigneten Ohren mitzuteilen, was innerhalb der beiden Tage, die ich noch hier zu verweilen hatte, geschehen sollte. In der Zwischenzeit hoffte ich mich wo möglich noch besser zu überzeugen, daß meine Augen mich nicht täuschten.

In den Morgenstunden des folgenden Tages hatte ich Geschäfte. An der Mittagstafel sprach man von nichts anderem, als von Kriegsaffairen, Räubergeschichten, politischen Chancen und dergleichen. Ein Offizier, der später an unsern Tisch kam, brachte die Neuigkeit, daß man auf der Ebene vor der Stadt in einem Graben einen jungen Militär von der Marine, welcher, wie man wisse, gestern Geld gefaßt, ermordet und beraubt gefunden habe. Die Sache schien mir zu auffallend mit dem Betragen des geheimnisvollen Unbekannten zusammenzuhängen, als daß ich es hätte über mich bringen können, keine Notiz davon zu nehmen. Abends fand ich ihn wie gewöhnlich am Pharaotische; auch des Ringes wurde ich wieder ansichtig. Am andern Tage teilte ich dem Stadtkommandanten bei meiner Abschiedsvisite meinen Verdacht mit und reiste ab.

Als ich im nächsten Monate wieder zu Meister Stefano kam, war der Unbekannte verschwunden. — Auf meine Nachfrage hieß es: „Er sei, als verdächtig, eingezogen und seither nicht mehr gesehen worden.“

Nach langen Jahren kam ich als Rittmeister in Diensten einer fremden Macht, zu deren Fahnen ich, teils aus veränderter Neigung, teils durch Zeitereignisse veranlaßt, indes übergetreten war, noch einmal in die Stadt, wo die Liebe zur schönen Cornelia mich so nahe an den Rand des Verderbens geführt hatte. Ich erkundigte mich um die Familie Fieramonti. — „Sie sei ausgewandert,“ erwiderte man mir; warum? wohin? konnte oder wollte mir niemand genau sagen. Vielleicht wußte ich den Grund besser, als alle andern.

Neugierde trieb mich sogar in den Engpaß, wo das verhängnisvolle Haus stand. Ich fand es noch halb verfallen, tür- und fenster-

los. Unter dem Simse grinste durch ein Eisendrahtgitter ein halbeingemauerter Totenschädel herab, darunter kaum lesbar mehr die Inschrift: „Gaetano Bramarba verübte in diesem Hause an Conte Carlo Trevolpi einen gräßlichen Raubmord, wofür er gerichtet wurde, am — — — —“ Das Datum war schon verwischt und verwittert. Ein eisiger Schauder überlief mich, als ich in die dielenlose Stube trat und den Tisch erblickte, vor welchem ich damals in atemloser Todesangst gezittert hatte.

Arabella von Byrnswack.

— — — „Das sind die Fischer von Byrnswack,“ rief mein Coachmann auf mich zurück, als ich ihn um die Bedeutung der Töne fragte, die über einen waldigen Rücken der Lowther-Hills aus der Tiefe heraufklangen. Es war ein ziemlich nebelloser Abend, einer der schönsten, dessen ich mich seit meiner Entfernung von Edinburgh zu entsinnen wußte. Die letzten Strahlen der Sonne tauchten hinter den hohen Wipfeln des Waldes hinab, den wir durchschneiden mußten, um zu irgend einer erträglichen Taverne zu gelangen, die uns ein annehmbares Nachtlager darböte. Der unebene Boden täuschte uns oft und machte uns glauben, daß wir das Flachfeld schon erreicht hätten; kaum waren wir aber in die Talsohle hinabgekommen, als ein neuer Rücken vor uns aufstieg und unseren Irrtum uns erkennen ließ. Vier Stunden mochten wir so zwischen unerquicklichem Gestrüppe über kohlenhältiges Gestein hingerollt sein, als sich der stämmige Zerhau des alten Forstes wirklich lichtete, aber auch zugleich der erste Stern von der Spitze des nächsten Hügels uns entgegenblickte, den wir mit Recht für die letzte Scheidewand halten konnten, die uns noch von unserem heutigen Ziele trennte. Eben am Fuße dieser Anhöhe war es, wo die unterbrochenen Klänge eines nicht allzu fernen, mehrstimmigen Gesanges meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und sie, infolge des hingeworfenen Bescheides, den mir mein Wagenlenker gab, nur noch spannten. Immer gewöhnt, die Perle der Poesie lieber in der rauhen Muschel herzlicher Natürlichkeit, als sie in der verschnörkelten Fassung der sogenannten feinen Welt zu suchen, gab ich mich mit Leidenschaft jeder Aufregung

hin, die meinem Hange nach dem Seltenen, Erhabenen und Kräftigen auch nur einige Befriedigung versprach. Die Hütte des Schafhirten, der Abendtisch des Grubenmannes, der Märchenkreis in der windumheulten Behausung eines grauen Ruinenwächters, das Reisegespräch eines abergläubischen Kutschers sprachen mich stets mehr an, als der Besuch im Palast eines Baronets, als das neugierig gedankenlose Hinschlendern durch die Höfe und Hallen des Register Office, als ein Ritt durch die mächtig langen Highstreet, oder als der ganze namenreiche Kommentar eines redseligen Cicerone. So wuchs denn auch jetzt meine Neugier mit jeder Wegmeile, die wir zurücklegten, und ungeduldig über die notgedrungene Langsamkeit meines Wagens sprang ich aus, um der Aussicht in das Tal, das ich jenseits erwartete, wenigstens um ein Viertelstündchen früher zu genießen. Jetzt wichen die riesigen Stämme auseinander und gönnten dem kleineren Buschwerke Platz, das sich wuchernd in wilder Ordnungslosigkeit zwischen sie hineingedrängt hatte. Des Taues nicht achtend, den der Abend in dicken Tropfen ausspritzt, drang ich auf den erhabensten Punkt vor und fand meine Erwartung nicht getäuscht. Mir gerade gegenüber erhob sich wieder ein Berg, aus dessen dunklem Waldkranze die Ruinen eines Schlosses, hell und weiß, wie ausgebrannte, verkalkte Reste einer vom Feuer aufgezehrten Riesenbaute emporragten und ein ganz eigenes Widerspiel zu dem schwarzen, schauerlich düsteren Trümmerwerke bildeten, das aus dem Tale, in der Dämmerung kaum erkennbar mehr, heraufsah. Die Niederung selbst war von dem Vorsprunge der Anhöhe, worauf ich stand, noch verdeckt; aber ein Rauschen wie ferner Ruderschlag und die Wiederholung jener Melodie, die mich eigentlich vorausgetrieben, bestätigten mir die Richtigkeit der Aussage meines Kutschers, daß es Fischer wären, die da sängen. Und heller, die rauhen Stimmen jetzt zu wehmütigem Einklang ordnend, tönte es empor und schwoll an und trug mir, aufgenommen von den günstigen Schwingen der Abendluft, die aus dem Tale in das Antlitz wehte, ziemlich deutlich die Worte einer Ballade zu, deren Kehrzeilen beiläufig so klingen mochten:

Rüstig durch den See mein Boot!
Trank für Trank, und Tod für Tod!

Die getragene, ich möchte sagen, schaurigluſtige Tonweise dieses Liedes, durch die nordisch ernste Umgebung und die Ruhe des Abends zu einem Eindrucke gesteigert, wie ich nicht bald einen ähnlichen empfunden, trieb mich in vollster Eile hügelab. Jetzt breitete sich

ein großes Tal vor mir aus, in dessen Mitte ein See zitterte und mit den Kähnen spielte, auf denen rüstige Fischer seinen Spiegel durchschnitten. Andere, und zwar die, deren Lied mich herabgezogen, saßen vor ihren kleinen Hütten, besserten Netze aus, verfertigten Fischergeräte oder hatten sich's um den dampfenden Kessel bequem gemacht, dessen kargen Inhalt, ihr nationales Hafermus (Parich), sie durch Gesang sich würzten. Am nördlichen Ende des Sees lag die düstere Ruine, die mir schon vom Hügel aus aufgefallen, und vollendete das Malerische dieses Anblickes. Die Fischer ließen sich durch das Erscheinen eines Fremdlings nicht irre machen, sondern sangen weiter:

> Die blasse Maid im wilden Arm,
> Ihr Haar in grimmer Faust,
> So geht es auf, so geht es ab,
> Daß alles saust und braust,
> Sie tauchen nieder, —
> Kommen wieder;
> Schlürfen, ringen,
> Klagen, singen:
> Rüstig durch den See, mein Boot,
> Trank für Trank, und Tod für Tod!"

Als sie geendet hatten, näherte ich mich dem Ältesten unter ihnen, einem rüstigen Greise, dem man die Vertrautheit mit Sturm und Wellen in den Augen ansah. Er bezeugte sich meiner Frage nach der Bedeutung und dem Entstehen der Ballade, die sie abgesungen, nicht unwillfährig.

„Beim St. Cuthbert,"*) sprach er endlich, „ich habe mit dieser Geschichte schon manchem Wanderer seine Nachtrast verdorben. Aber Ihr, edler Herr, scheint mir keiner von den Verzagten, die vor Angst die Decke übers Ohr ziehen, um eher einzuschlafen, als der Böse ihren Schlummer in Beschlag nehmen kann; und ebensowenig einer von den Spöttern, die alles für eitel erlogen und abgeschmackt halten, was ihren aufgeklärten Köpfen nicht eingeht. Nehmt Platz auf diesem Weidenstrunke; das Seil unserer Kähne hat ihn trotz einer Gartenbank gekerbt. — Überschaut Ihr den See in seiner ganzen Ausdehnung, der bis hinter jene Ruinen trichterförmig zu-

*) Schottischer Nationalheiliger, Bischof von Durham u. Einsiedler, † 687.

läuft und in dem Bergstrome, dessen Rauschen Ihr wohl ruckweise vernehmen mögt, seinen Abfluß zu haben scheint? — Dieser See heißt in der Landessprache der Byrnswack-See; wir Schiffer nennen ihn nur Dismal-Swamp, das Grauen-Moor, denn so gut und freundlich er jetzt scheint, so grauenvoll kann er aufbrausen zur Zeit, wo er sein Opfer haben will. Jene schwarzen Trümmer sind die Reste des Schlosses Byrnswack, wovon der See den Namen hat. Als vor fünfhundert Jahren unser König, David Bruce, der Gefangene eines Weibes, der tollkühnen Margarethe wurde, trotzte dieses Bollwerk lange dem Feinde und ward zuletzt auch wieder ein Sitz des Friedens, während sein Bergnachbar da drüben, Schloß Asborn, in wildem Brande zusammenstürzte. Gegen das Ende jener blutigen Tage soll sich die schauerliche Geschichte zugetragen haben, in welcher die drei Punkte, die ich Euch genannt, die Hauptrollen spielen und welche, wie wir Fischer es nur zu gut wissen, noch immer fortlebt in den Tiefen dieses Sees!"

Nach diesem Eingange, der mir zeigte, wie innig der Erzähler von der Wahrheit des geheimnisvollen Märchens überzeugt sei, das ich von ihm zu erwarten hatte, begann er seine Erzählung. Ich würde mich umsonst bemühen, den einfachen, körnigen, aber eben deswegen um so mächtiger ergreifenden Ton zu treffen, in welchem der alte Fischer seine Sage vortrug. So unwahrscheinlich sie an und für sich ist, in seinem Munde klang sie wie ernste Wahrheit. Seine Schilderung glich einem tiefblauen, düsteren Nachtgebilde, durch das nur ein Blitz als feurige Mahnung an den zuckt, der lebt, um zu schirmen und zu rächen. Ich erzähle ihm hier die Hauptmomente seiner Mitteilung in jener Färbung nach, welche sie durch die Eindrücke annahm, die sie auf mein Gemüt hervorgebracht hat.

1.

Zwei kräftige Hochlandsgestalten stiegen vom Rücken des Berges in das Tal hinab, in dessen Mitte der See wie Feuer flimmerte. Der Tag neigte sich schnell und schneller und schon breitete sich über die weite Landschaft lautloses Schweigen aus, von nichts unterbrochen als von wehmütigen Zithertönen, die aus dem nahen Schlosse herabzuklingen schienen. Die beiden Jünglinge waren von den langentbehrten friedlichen Klängen so angenehm überrascht, daß sie durch die lauschige Dämmerung vorsichtig näher schritten, um ja

die liebliche Nachtigall dieser Einöde nicht zu verscheuchen. An einem Abhange des Ufers lagerten sie sich und schlürften mit gespanntem Ohre die Töne, die einen gar heiter-milden Gegensatz zu dem rauhen Trompetengeschmetter bildeten, das sie durch sieben Monde gehört hatten. Sie waren nämlich mit ausgezogen wider Eduard III. und seine heldenmütige Gattin und trugen nun statt der erträumten Lorbeeren nichts nach Hause als ein verlorenes Halbjahr und den Überdruß einer mißglückten Unternehmung. Die Stimmung unterdrückten Trotzes, die traurigen Spuren eines ergrimmten Freiheitseifers, die rauchenden Denkmäler verübter Grausamkeiten waren ihnen bis hieher gefolgt, und eine süße Ahnung einer möglichen Beruhigung, bestärkt von den farbigen Bildern jugendlicher Erinnerungen, ging in ihren Herzen auf, als sie wieder die ersten unkriegerischen Akkorde einer friedsamen Zither von dem Söller einer verschonten Feste klingen hörten.

„O zeige dich, Friedensengel dieses Tales," rief Artur, der jüngere der beiden Wanderer aus, indem er, seines Gefühles nicht länger mächtig, aufsprang, — „o zeige dich und nimm den Dank eines Wanderers, dem du an der Schwelle seiner Heimatberge dein Lied als glückliche Vorbedeutung entgegenschickst!"

Richard, der Ältere, belächelte die losbrechende Begeisterung seines Bruders, wiewohl er selbst recht behaglich hingestreckt lag und den immer lauter rauschenden Tönen eben nicht zu zürnen schien. Endlich erhob er sich, schlug seinen dunkelblauen Plaid, mit dem er sich einen spitzen Kalkstein zum Sitze gepolstert hatte, wieder um die Schultern und mahnte seinen schwärmerischen Bruder, über den Klang der Saiten nicht des Klanges der Becher zu vergessen, der ihnen in der nächsten Nachtherberge denn doch wohl ergötzlicher sein dürfte.

Zögernd gehorchte Artur und folgte, die Augen unverwandt dem Teile des Schlosses zugekehrt, aus welchem die Zither klang, seinem rüstig voranschreitenden Bruder.

Der Mond war indes im Osten gelb und leuchtend emporgestiegen und übertünchte mit einem Male die nordöstliche Wand des grauen Waldschlosses, daß jeder Ziegel daran deutlich zu unterscheiden war. Die beiden Wanderer schritten jetzt längs dem Ufergebüsche, ziemlich nahe am Schlosse fort, von dem sie nur ein Wildbach trennte, der weiter rückwärts in die Tiefe zu stürzen schien. Die

Klänge, die eine Weile geschwiegen hatten, begannen nun lauter und vernehmlicher von neuem.

„Siehst du," rief Artur plötzlich mit gewaltsam gedämpfter Stimme, „siehst du, Richard? Dort am Erker, der über den Bach hinausragt! O hemme deine Schritte. Laß uns hinter jene stämmige Eiche treten! Der Gott der Liebe hat sie hier gepflegt, um lauschenden Wanderern zum Verstecke zu dienen. Siehst du die Nymphe dieser Einöde? Die tonreiche Beleberin dieser Waldnacht? Bei dem großen Könige, dessen Namen ich führe, ich müßte mich desselben schämen, wenn mich dieser Ruf zu einem Abenteuer kalt vorüber ließe!"

Richard wollte seinen Bruder fortziehen, ohne ihm zu antworten, aber dieser beschwor ihn bei seinem Zorne emporzublicken oder zu gestehen, daß kein ritterliches Blut der Arboch in seinen Adern fließe, das doch niemand der Kälte je geziehen hat! Wirklich lehnte sich über den Erker hinaus eine weibliche Gestalt, deren mondbeleuchtete Züge etwas Geisterhaftes an sich hatten. Ein Kranz brauner Lockenringe faßte das bleiche, leidende Antlitz ein. Ein leichter Samthut bedeckte den Scheitel des feenartigen Wesens, und die weißen Federn dieses Hutes flatterten luftig im Nachtwinde, der mit ihnen wie mit Lilien spielte.

„Laß immerhin die seltsame Erscheinung gewähren," fiel Richard, die Gestalt nur eines flüchtigen Blickes würdigend, ein, — „was kümmert sie uns? Du hast der schönen Frauen viele schon gesehen!"

„Aber keine so schöne, Bruder! Ich las die Schrift der Verzweiflung, die Schrift der Hoffnung, die Schrift des Dankes auf dem Antlitze mancher Schönheit, mit der uns das Schicksal des Krieges zusammenführte, aber so süße Hingebung, so überirdische Wehmut fand mein Auge noch auf keiner Stirne! Wer weiß, welche Dornen an dem Kranze ihres Lebens haften. Wer weiß, ob sie nicht in den Fesseln herzloser Roheit schmachtet. O blick hinauf! Siehst du, Bruder! Sie nickt! Sie winkt! Die einladende Bewegung ihrer Hand gilt uns! O laß uns dem Rufe der Schönheit, dem Rufe der Ehre folgen! Ich weiche nicht eher von der Stelle, als bis ich von dem Lose dieses Wesens unterrichtet bin!"

„Nun meinethalben," entgegnete Sir Richard ungeduldig, — „ich aber teile deine tolle Sucht nach Abenteuern nicht. Laß dich

immer von den blinden Eingebungen deiner Leidenschaft leiten, mir rät die Vernunft, der hereingebrochenen Nacht wahrzunehmen und die Taverne zu suchen. Zum letzten Male komm' — oder ich übersteige den Bergrücken dort allein. Ich mag nicht länger der Narr deiner unzeitigen Begeisterung sein. Lebe wohl — morgen hoff' ich dich kalt wiederzusehen, die Nacht wird deinen heißen Sinn, mein' ich, doch wohl abkühlen!"

Mit diesen Worten hüllte er sich tiefer in seinen Plaid und wandte sich zu gehen. Das wirkte auf Sir Artur doch. Im Kampfe, den seine aufgeregten Sinne mit dem Gefühle der Bruderliebe kämpften, siegte die letztere und schnell sich losreißend von dem bezaubernden Anblicke rief er seinem Bruder nach: „Halt ein, Richard, — ich folge dir!"

Da kehrte Richard freudig um, streckte seinem Bruder die Hand entgegen und umarmte ihn mit den Worten: „Ich hab's ja doch gewußt, Artur, — daß dein Bruder dir lieber sein würde als ein eitles Gaukelspiel."

Kaum aber waren sie eine Strecke Arm im Arme so fortgeschritten, als die Töne der Zither von neuem noch süßer, noch schwellender erklangen und folgendes Lied, von düsteren Akkorden begleitet, in die stille Nacht hinaustönte:

Ein Kranz ist wohl mein Leben,
  Jedoch ein Dornenkranz;
Die Stunden, die es weben,
  Sind ohne Farb' und Glanz.
Und wenn der Tag zerstreuet,
  Was mir im Herzen glüht, —
Die düst're Nacht erneuet
  Mein altes Leid — und Lied!

Da war es um Artur geschehen. Diese Worte, von einer so liebreichen Silberstimme gesungen, griffen ihm in die tiefsten Tiefen seines Herzens. Welchen Eindruck machte aber erst der Inhalt des Liedes auf ihn!? Jetzt war seine Ahnung, daß hier eine gequälte Unschuld schmachte, mit einem Male bestätigt. Stürmisch rief er seinem Bruder „gute Nacht!" zu und rannte durch Gestrüpp und Buschwerk zur Eiche zurück, welche ihre kräftigen Äste über den Bach hin freundlich dem Söller entgegenstreckte.

Die blasse Sängerin schien ihn nicht zu bemerken und fuhr mit wachsender Wehmut fort:

Du bist mir, süße Freude,
Bist mir ein fremdes Ding:
Ein Joch ist mein Geschmeide
Und Fessel heißt mein Ring.
Kein rettend Plätzchen grünt mir,
Wohin mein Wunsch auch zieht,
Und zum Begleiter dient mir
Mein Leid nur — und mein Lied!

Artur hatte sich indes auf einen vorragenden Ast des Baumes geschwungen und erwiderte die Klage der schönen Unbekannten aus dem Stegreife mit folgendem:

Was deine Brust auch quäle,
Das schwerste Wetter flieht'
Darum ergeuß der Seele
Geheimes Leid im Lied.
Enträtsle die Verkettung:
Denn ewig ist kein Schmerz;
Noch wacht zu deiner Rettung
Ein Ritter und sein Herz.

Erstaunt neigte sich jetzt die nächtliche Sängerin über das Geländer des Erkers hinaus, fuhr aber schnell wieder zurück und verschwand durch die offene Tür des Gemaches. Sie schien nur in demselben die Lichter verlöscht zu haben; denn plötzlich war es hinter den Scheiben, die erst noch hell funkelten, finster geworden.

Artur dehnte sich auf seiner schwanken Warte so gut es gehen mochte, um ja keine Bewegung seiner wunderbaren Dame zu übersehen. Jetzt trat sie wieder heraus, und wenn ihn sein Ohr nicht täuschte, so lispelte sie „schönen Dank“ für ihn herüber.

„O, wofür Dank?“ rief er mit feurigem Entzücken, indes seine Blicke unersättlich an dem reizenden, vom Monde magisch beleuchteten Bild hingen, — „wofür Dank? Daß Ihr mich durch Euer himmlisches Lied in eine Zauberwelt entrückt, — daß Ihr mir das Rätsel meines Daseins gelöst habt! Ich wollte, daß es mir gelänge, je den Dank so liebenswürdiger Lippen zu verdienen! Darum enträtselt mir die Verkettung Eures Schicksals. Nennt mir die Dornen, die den Kranz Eures Lebens verunzieren; nennt mir, was Eure Stunden des Glanzes und der Farbe beraubt! Zerbrechen will ich das Joch, das Ihr Euer Geschmeide, zertrümmern die Fessel, die Ihr Euern

Ring nennt! Ich will Euch die Freude nicht als Gast, nein, als ewige Gesellschafterin in die Hallen Eures Schlosses führen, will den Pfad wieder grünen machen unter Euren Schritten und Euch beweisen, daß der Ritter mit seinem Herzen zu Eurer Rettung nicht umsonst gewacht hat!“

In steigender Begeisterung würde der Liebesritter sein schweres Herz erleichtert haben, hätte ihn die holde Schöne nicht durch ein gebietendes „Gemach, Herr Ritter, gemach!“ zur kälteren Überlegung zurückgebracht. — „Mäßigt doch den brausenden Strom Eurer Rede,“ sprach sie mit gedämpfter Stimme, „wir sind hier nicht allein! Oder ist Euch der Ruf meines Geschlechtes so wenig heilig, daß Ihr ihn blind Eurer Leidenschaft aufopfern könntet! Schweigt, Fremdling, oder Ihr seht mich nimmer wieder!“

Wie angedonnert sank Artur zurück und hielt sich mit Mühe an dem Aste fest, dessen Laub ihn bisher verborgen hatte. Alle seine Hoffnungen waren mit einem Male getäuscht. Er sah sich schon erhört, schon geweiht zum Verfechter unterdrückter Weiblichkeit — und plötzlich stieß ihn ein Wort zurück von der Schwelle des Paradieses. Er konnte diesen raschen Absprung von der höchsten Wonne zur kältesten Enttäuschung nicht schweigend ertragen: — „Willst du nicht,“ begann er dringender, „willst du nicht, Grausame, daß ich mich von dieser Höhe häuptlings in den schäumenden Strom hinabstürze, so entferne dich ja nicht, wie du es — wehe mir Armen! — zu tun gewillt scheinst; laß mich ein freundliches Wort hören! Sprich, wer du bist? Welcher neidische Stern hat dich, Schmuck der Städte, gebannt in dieser Einöde düsteres Grauen, wo noch kaum die Brände des Krieges verraucht sind!“

„Nun so sprecht leiser,“ — entgegnete die Schöne, wieder vortretend. — „Bedenkt, wenn mich ein Diener belauscht, wenn — es wäre entsetzlich! Ihr könnt ja wohl aus meiner Tracht, aus meinem Lied einen Teil meines Leides erraten. Euch mehr zu sagen, ist hier nicht die Zeit — hier nicht der Ort!“

„Hier nicht! Gott! wo sonst? — o redet, redet! — Wo sonst?! — Fordert mein Blut, mein Leben, nur nicht Scheiden, nicht Nimmerwiedersehn!“

Die Geheimnisvolle schien zusammenzuschauern. Lange schwieg sie, das Haupt bald gesenkt, bald die krampfhaft geöffneten Augen starr zum Himmel aufschlagend. Endlich brach ein dumpfer Seufzer

dieses Schweigen des Seelenkampfes, und sie begann hastig: „Es sei, Ritter, hört!"

„Sprecht, sprecht," entgegnete Artur, „ich will lauschen, um ja keinen Laut zu verlieren!"

„An der Hinterseite des Schlosses, wo der See ausströmt in den Wildbach, der hier vorüberbraust, findet Ihr ein kleines eisernes Pförtlein. Macht es Euch möglich, dahin zu gelangen; Ihr werdet mich dort finden!"

Mit diesen Worten verschwand die Gestalt vom Balkone.

2.

Nicht im geringsten seines Bruders gedenkend, der längst schon den Bergpfad eingeschlagen, eilte Artur über Stock und Stein dem bezeichneten Ziele zu. Schon war er nicht mehr zu fern. — Die Riegel klirrten, und das Pförtchen öffnete sich knarrend im Mondscheine. Noch aber trennte der schäumende Waldstrom den Abenteurer vom jenseitigen Ufer. Kein Weg führte hinüber; nur ein morscher Föhrenstamm streckte sich halb gebrochen quer hin und klapperte, bewegt von dem aufspritzenden Wellenschlage. In verzehrender Ungeduld rannte er längs dem Strome hinunter bis zu dem finsteren Kessel, in welchem er das Wasser des Sees aufnimmt. Aber auch hier wollte sich kein Mittel zu seinem Zwecke darbieten. Schon argwöhnte er, daß die Grausame ihr Spiel mit ihm getrieben, als er im Schilf ein kleines Boot bemerkte. Hastig sprang er hin, band die Barke los, warf sich hinein und zwang sie so rüstig durch die Flut her, daß er in kurzem das jenseitige Ufer erreichte. Mit welcher glühenden Eile flog er der Erscheinung entgegen, die starr wie eine Bildsäule im halboffenen Pförtchen lehnte. Von dem Scheitel, welchen früher ein Samthut bedeckt hatte, floß nun ein schwarzer, wallender Schleier.

Artur sank vor ihr auf das Knie nieder, sie schwieg; sah himmelan, fuhr bei seinem ersten Worte wie schmerzlich getroffen zusammen und reichte ihm dann die Hand, um ihn, wie es schien, in das Innere des Schlosses zu leiten. Aber so heiß des Ritters Hand war, so eisig war die der Dame, und weit entfernt zu erwärmen in den zuckenden Fingern des Begeisterten, starrte sie vielmehr immer krampfhafter, als ob sie keiner Lebenden gehörte. Artur jedoch empfand das nicht, und hätt' er's empfunden, so würde solch ein

Beweis zagender Schüchternheit seine Glut nur gemehrt haben. Schon fühlte er sich leise fortgezogen, — aber plötzlich hält die Rätselhafte wieder an, läßt seine Hand sinken, seufzet tief auf und verzieht den schönen Mund, der allein noch unter dem Schleier hervorblickt, zu einem höhnischen Lächeln.

Jetzt faßt sie ihn wieder beherzter als vordem, um ihn noch schneller loszulassen. Ihr schlanker Leib neigt sich vorwärts, als ob es ihn fort in die Ferne zöge, ihre Füße aber wurzeln im Boden und versagen ihr treulos den Dienst. Wild wirft sie das Haupt empor, daß der Schleier zurückrollt und seinen schwarzen Wellen die braunen des Gelockes in Fülle nachdringen. — „Unerklärbares Wesen," ruft Artur aus, „wie schön macht dich der Kampf, den du kämpfest; wie unaussprechlich reizend der innere Sturm, der aus deinen Zügen spricht! Was es auch sei, zögere nicht länger, mir als Führerin zu dienen! Wohin kannst du mich führen, wo es nicht gut wäre?!"

Mit einem stechenden Blicke durchbohrt jetzt die Bleiche seine Brust, daß er selbst befremdet zurückweicht und nicht umhin kann zu glauben, die Gefahr, die ihnen, wenn sie gesehen würden, im Schlosse drohe, sei denn doch größer, als er wähne. Ein Seitenblick auf die Barke, die ihn eben herübergebracht, gibt ihm jedoch einen raschen Entschluß ein. — „Du zitterst," spricht er, „und vielleicht mit Recht! Drum laß uns lieber, bis droben alles still geworden, der herrlichen Nacht hier unten genießen. Der Kahn, der mich zu dir gebracht, schaukelt hier auf der Flut, besteig ihn mit mir, und schütte mir, während wir tändelnd den See durchschneiden, die Tiefen deines Herzens aus!"

„Ja, das laß uns tun, holder Fremdling," ruft die liebliche Gestalt so freudig, als ob ein schweres Unglück dadurch verhütet würde, — „bis zum Morgen laß uns schiffen, — wenigstens bis sie vorüber ist, die böse grause Nacht, die uns auslacht mit ihrem mondfahlen Gesichte!" — Und mit diesen Worten folgt sie dem Jünglinge, der voraneilt über die Stufen an den Rand des Sees, um das Boot zu besteigen.

Als ihr aber Artur die Hand reicht, um sie stützend in den Raum des Bootes zu leiten, scheint die Unschlüssige mit einem Male gewaltsam wieder umgestimmt.

„Nicht doch," beginnt sie, „ich hab' Euch in mein Schloß ein=

geladen, und Ihr sollt mir folgen. Die Diener ruhen nun wohl alle, der — hier fuhr sie fröstelnd zusammen — der, den Ihr am meisten zu fürchten hättet, ruht auch! Darum kommt! Nur eines ist, womit Ihr Euch den Schritt über diese Schwelle erkaufen müßt. Schwört mir auf den Kreuzgriff Eures Schwertes eine Bitte mir zu erfüllen, von deren Gewährung mein Glück, mein Heil, mein Leben abhängt! Wollt Ihr mir diesen Schwur leisten?"

„Ich weihe mich deinem Dienste, rätselhafte Schöne," entgegnete Artur, einen feurigen Kuß auf ihre zitternde Hand drückend.

„Nicht küssen," entgegnet sie, die Hand zurückziehend, — „schwören sollt Ihr! Die Erfüllung einer Bitte, deren Inhalt ich in meinem Gemache Euch nennen werde, sollt Ihr mir beschwören!"

„Nun höre denn die verschwiegene Nacht den Schwur, jede deiner Forderungen blindlings zu erfüllen! Jetzt aber zaudere auch nicht länger, in dein Gemach mich einzuführen."

Durch den Schwur beruhigt, führte ihn die Schloßfrau zurück zum Pförtchen und durch dasselbe, das sie sorglich hinterdrein wieder zuriegelte, in das Innere des Schlosses. Durch lange dunkle Gänge ging die Wanderung. Nur hin und wieder schimmerten rote Ampeln wie Blutstropfen, oder mattblaue wie halbgebrochene Augen durch die formlose Nacht. Altes Säulenwerk, mit seinen scharfabgegrenzten Schnörkeln wunderlich hervorstarrend, glich hier krampfhaft ausgestreckten Armen, dort garstigen Fratzengesichtern und vermehrte noch das Gespensterhafte des lautlosen Schweigens, welches selten nur das Geklapp lockerer Quadersteine oder der Fall eines Tropfens, in denen die Wand ihren hundertjährigen Moder ausschwitzte, eintönig unterbrach. Ja die verschleierte Führerin selbst, die mehr schwebte als ging, hatte etwas Geisterhaftes an sich. Ihre eisige Hand, ihr leise fortwischender Fuß, ihr gesenktes Haupt gemahnten ihn, als ob er einer Botin aus dem Grabe folgte, bis ihn das Erwärmen ihrer Hand unter seinen Fingern, und als sie weiterglitten, der Schlag des Herzens und die entzückende Wärme des ungestüm wogenden Busens überzeugten, — daß sie wirklich lebe. Anfangs wagte er die leise Berührung seiner Leiterin nur mit einem zaghaften Drucke zu erwidern, bald aber widerstand er dem günstigen Dunkel nicht länger und drückte die Hand ihr kühner, preßte sie heftig an seine Lippen, heftiger an sein pochendes Herz und hielt nur dann wie um Verzeihung flehend ein, wenn sie, seiner Kühnheit zürnend, die

Hand zurückzuziehen und eine Buße zu fordern schien, die, ehe sie noch gefordert wurde, schon erlassen war.

Jetzt ging eine hohe Flügeltür auf, die in einen geräumigen, von einer weißen Schwebelampe nur matt erleuchteten Vorsaal führte. Eine zweite Tür ging auf, und Artur sah sich in dem Gemache der Schloßfrau, vor demselben Fenster, demselben Erker, von welchem aus ihm die Wunderbare zuerst in das Herz gesungen. Seine ersten flüchtigen Blicke verschlangen die Umrisse des hohen, altertümlichen Saales. Mächtig gewölbte Bogen kreuzten sich an der Decke mit laubartigen Gesimsen. Das marmorne Estrich war stellenweise von bunten Teppichen überspannt, die Wände behangen mit silberdurchwirkten Purpurdecken. An einem Schranke, auf dem nichts weiter stand als ein Paar goldene Becher und eine Phiole, lehnte noch die Zither, deren Klänge die beiden Wanderer in der Dämmerung verspätet hatten. Gepolsterte Lehnstühle, mit Damast und buntblumigem Brokat überkleidet, umherstehende Silbergefäße, reichgestickte Vorhänge, ein hohes, auf silbernen Stangen ruhendes Himmelbette, — kurz alles zeigte von Wohlstand, ja von Pracht. An der einen Seite des Zimmers ging eine Nische in die Wand, welche von einem schweren Seidenvorhange verdeckt war. Das Zimmer war von einem hohen, kostbar gearbeiteten Armleuchter, der auf dem Tische stand, hell genug erleuchet, um den nächtlichen Gast jeden Reiz seiner Wirtin erkennen zu lassen. Er stand, als sich zum ersten Male im klaren Lichte die ganze Anmut der Schloßfrau vor ihm entfaltete, wie geblendet. Alle Erinnerungen aus den Träumen seiner Jugend, aus der Märchenwelt, in die er sich von redseligen Mägden oder Knechten so gern hinüberschwatzen ließ, aus den Phantasien seiner feurigsten Jünglingsglut, schienen verkörpert vor ihm zu stehen. Ein langes, wortloses Anschauen, mit einem Blicke vom gelockten Haupte bis zum niedlichen Fuße und wieder zurück von der schlanken Schmäle des Leibes bis zur heiteren Breite der Stirne fliegend, war der erste Eindruck des ersten Näherns.

Aber auch die Wirtin war nicht minder ergriffen, als der Jüngling mit seinem golden um die Schultern fließenden Haare, seinem geraden Wuchse, seiner nordisch-kräftigen Gestalt so hold verschämt vor ihr stand und dem hellen, blauen Auge zu zürnen schien, das, ihm untreu, so kühn ihren Augen zu begegnen strebte. Und wie ungleich war sich dies Begegnen! — Artur, mit seinem Blick

gerade den Weg zum Herzen suchend und wohl auch findend, überwuchs mit jedem Momente seine Schüchternheit mehr, während seine Wirtin den unsicheren Blick bald erhob, bald senkte, bald starr auf ihn heftete und alle Stufen des Seelenkampfes im stürmischen Fluge durcheilte. Sogar etwas Grauenerweckendes hatten ihre Züge, und nur in der Lieblichkeit ihrer Stimme, wenn sie sprach, glich sich der unerklärliche Zweifel, den jene rege machten, wieder aus.

„Ihr seid wohl," begann sie, nachdem sich die erste Scheu verloren hatte, „seid wohl ein Fremdling in diesem Lande?"

„Nicht so ganz, als Ihr meint," versetzte Artur ruhiger, — „meine Eltern hausen auf ihrem Schloß an der Nordostgrenze dieses Landes, wohin mich der Weg mit meinem Bruder führt, den Ihr wohl an meiner Seite bemerkt habt!"

„Euer Bruder? Und er verließ Euch?" — fügte sie fast ängstlich hinzu.

„Das heißt, ich verließ ihn, schöne Frau! denn er verläßt mich nicht so leicht! Er ist der ältere, ein wahrer Bruder, der dem Vater das ihm anvertraute Gut unversehrt nach Hause bringen will. Langen Kampf hat es mich gekostet, allein in Eurer Nähe zu bleiben; aber um so hohen Preises willen kann man ja wohl dem Zorn eines allzuernsten Bruders trotzen!"

„Er harrt also wohl Euer in der Nähe?"

„Wir wollten uns morgen wiedersehen; er schlug die Bergstraße über jenen Waldrücken ein, um in der nächsten Herberge zu übernachten. Nun ich Euch aber so freimütig Rede gestanden und Euch zudem noch sage, daß mein Name Artur von Andoch ist, so laßt auch mich wissen, wie ich Euch nennen soll!"

„Mein Name ist Arabella von Byrnswack; das mög' Euch einstweilen genügen. Als was Ihr mich in diesen Hallen zu betrachten habt, das hat Euch mein Lied, denk' ich, so gut verraten, daß ich mehr Euch zu gestehen erröten müßte. Nun wißt Ihr alles, was ich Euch sagen darf!"

„So grüß' ich Euch denn als liebenswürdige Frau dieses Schlosses," entgegnete Artur, durch diese Gewißheit nur noch gespannter. —

„Als Frau," sprach sie tonlos nach, — und fügte aufstehend und zum Schranke tretend hinzu, „die Euch bittet, als ihr unverhoffter Gast die karge Bewirtung, die sie um solche Stunde bieten kann, nicht zu verschmähen!"

Ohne fremde Beihilfe war schnell der Tisch gedeckt, vor welchem sich Arabella mit ihrem Gaste niederließ. Doch seine Lippen sehnten sich nach anderer Kost und sehnten sich so heftig, daß sie die Beredsamkeit als Bittwerberin brauchten und zuletzt lispelnd die Frage taten: Ob Arabella dem nächtlichen Abenteurer nicht ganz abhold sei? Sie sah ihn mit einem tiefen Seufzer an und durchlief ihn mit einem Blicke, der ein Spiegel aller Leidenschaften war, wenn sie vereint ein Herz bewältigen. Ihr Haupt sank auf seine Schulter, und ihre schwimmenden Augen schlugen sich auf zu ihm und schienen den Kuß zu fordern, um den er nicht zu bitten wagte. Erst als er sich herüberneigte, die süße Frucht zu brechen von ihren schwellenden Lippen, zog sie wieder mit weiblicher Schlauheit zurück und machte die Wiederholung des Schwures, den er vorm Pförtchen schon geleistet, zum Bedinge.

„Du hast geschworen, mein Ritter," rief Arabella ruhigeren Tones, „zweimal geschworen und würdest ein zweifach Meineidiger, wenn du den Schwur brächest! Aber die Zeit drängt, und der Augenblick, wo du dein Wort lösen sollst, ist nahe! Wir müssen scheiden! Von dir hängt es ab — wie?"

„Als der Deinige bis in den Tod!" rief Artur feurig und ergriff mit Hast den Goldpokal, welchen Arabella fast unwillkürlich vom Schrank herübergelangt und auf den Tisch gestellt hatte.

„Nun so leere denn jetzt den Abschiedstrunk," spach sie, Arturs Mienen mit ängstlicher Gespanntheit beobachtend; — „die Mitternacht ist nicht mehr fern, und du hast, um deinen Schwur zu erfüllen, noch weit zu pilgern!"

Artur hatte den Becher hinuntergestürzt; Arabella betrachtete ihn einige Zeit schweigend und ließ seinen heftig pochenden Puls auf ihren Fingern ruhen. Fieberhafte Hitze durchzuckte ihn ein um das andere Mal, wozu wohl die Neugierde, den Gegenstand seines Eides zu erfahren, das Ihrige beitrug. Jetzt sprang er auf.

„Nun, kühner Jüngling, zeige," rief sie, „zeige, wie sehr du mir ergeben bist, und beweise durch die Erfüllung deines Doppeleides, ob dir daran liegt, mich je wieder zu sehen!"

Mit diesem Worte zog sie den Gast, der vor Neugierde und Erwartung glühte, zum Alkoven und riß krampfhaft abgewandt, als ob es ihr die peinlichste Überwindung kostete, an der schweren Vorhangquaste, daß die Gardinen rauschend zurückflogen. Artur

stürzte dem Ruhebette zu, das sich ihm zeigte und auf dem, eingehüllt in weiße Laken, eine Gestalt mit stark vorstechenden Umrissen ruhte. Arabella riß ihm zugleich das Schwert heraus und hielt es ihm, den Kreuzgriff voran, wie eine Mahnung an seinen Schwur, mit schweigendem Erstarren vor. Er näherte sich, von unwillkürlichem Schauer ergriffen, faßte den Laken und zog ihn, während der dumpfe Schlag der Schloßuhr jeden Ruck begleitete, langsam mit wachsendem Grauen zurück. Der zwölfte Hammerstreich zitterte eben gellend nach; da sank das weiße Tuch vom Bette nieder, — der Leichnam eines Mannes lag vor dem Entsetzten.

„Was soll ich," rief er aus, — „mit dem? Was hat das Leben mit dem Tode gemein? Fort! Laß mich diesen Anblick vergessen!"

„Vergiß diesen Anblick nicht, Meineidiger!" schrie Arabella verzweifelnd und hielt ihm nochmal sein Schwert vor: — „Entweder löse, was du mir schwurst, — oder faß es an diesem Griff und stoße mir als Siegel deines Meineides die Spitze durch die Brust!"

„Zurück, du Schreckliche! Ich will nicht forschen, will nicht fragen! will nicht begreifen lernen, wie du am Fenster eines Zimmers auf Ständchen sinnen konntest, auf dessen Bette der Tod schlief; wie du mir einen Trank der Gastfreundschaft darbieten konntest, wo ihm ein umgestürzter Lebenskelch zur Seite lag; — wie du —"

„O halt ein, Grausamer! Verdamme nicht, wo du den Grund nicht weißt! Dieser Tote ist mein — Oheim. Er besuchte mich und starb plötzlich bei mir, wir waren uns gram, — das weiß die Welt. Fände man ihn tot bei mir, so könnte mich ein entsetzlicher Verdacht treffen. Könnt' ich da wohl einen Diener ins Geheimnis ziehen? Könnt' ich mein Leben in feile Hände legen? — Unentschlossen, was ich tun sollte, starrte ich heute zum Erker hinaus, da sah ich dich von weitem. Dein edler Anstand, dein ritterliches Wesen, der Zug der Milde, der deiner Kühnheit zum Schleier dient, — flößten mir Vertrauen zu dir ein. „„Nur Rittertreue, Rittereid kann dich retten!"" so rief es laut in mir! Ich mußte mich zwingen, die Verzweiflung in Wehmut umzuheucheln, denn diese zieht an, während jene, wie der Wahnsinn, schreckt. Es gelang mir; dir galt mein Locken, — dich hab' ich, — du schwurst mir, — du mußt mich retten! Du mußt mich vor mir selbst entschuldigen, denn nur dem Retter meines Lebens, meines Glückes darf ich Pflichten opfern, denen ich sonst Leben und Glück geopfert hätte."

„Was also forderst du," spricht Artur ruhiger, sein Schwert einsteckend und Arabellen fest ins Auge fassend.

„Nimm diesen Leichnam, trag ihn fort aus diesen Mauern, so weit du kannst, — mindestens bis zu den Trümmern des Asborn-Schlosses, das abseit der Straße vom Bergrücken dort herübersieht. Findet man ihn dort, so kann auf mich hier kein Verdacht mehr fallen. Du aber eile deinem Bruder nach, — und wäre dir's möglich, je mich wiederzusehen, so fordere jeden Preis von mir, den ich dir im stillen ja schon zugetrunken. — Doch eile jetzt, — Mitternacht ist vorüber! Noch einen Labetrunk auf den Weg, damit du ihn recht bald zurücklegen mögest!"

Mit Schaudern stürzt Artur den Becher hastig aus, hüllt den Leichnam in das Tuch und schickt sich, die gräßliche Bürde auf der Schulter, zu seinem nächtlichen Grabgang an. Ihn ungeduldig ziehend eilt Arabella voraus. An der Pforte drückt sie ihm noch mit der Bitte, wenn es ihm möglich wäre, wieder zu kommen, mit ihren eiskalten Lippen einen Kuß auf den Mund.

3.

Erst als Artur mit seiner unheimlichen Bürde über den See gesetzt hatte, kehrte ihm die vollkommene Besinnung zurück. Sein düsteres Leichenamt kam ihm so schauerlich und zugleich so seltsam vor, daß er versucht war, alles für einen Traum zu halten. Aber die immer drückendere Schwere des Leichnams, der einförmige Anschlag der herabhangenden Arme und die Gewalt, die es oft brauchte, um das Tuch, das im Dorngestrüppe hin und wieder hangen blieb, zurückzuhalten, — gemahnten ihn nur zu deutlich an die Wahrheit. Was wollte er auch tun? Mußte er nicht, im Nachklange einer so kriegerischen Zeit, seiner eigenen Sicherheit zu Liebe, so viel als möglich eilen, um des Toten los zu werden?

Mit angestrengten Kräften eilte er daher dem Ziele seines fürchterlichen Ganges zu. Aber oft drohte er seiner Bürde zu erliegen. Eine Ermattung, die er sich selbst nicht zu erklären wußte, fesselte allmählich seine Glieder. Bald stieg ihm das Blut in betäubender Wallung zu Kopf und trieb ihm große Schweißperlen auf die Stirne; bald gerann es ihm eisig um das Herz und schnürte es ihm in widerlichem Krampfe zusammen. Seine Knie waren wie abgeschlagen,

die Füße so gelähmt, daß sie mehr zurückglitten als vorstrebten. Seine eigene Empfindung Lügen strafend, raffte er sich noch einmal auf und klomm den Rücken des Waldberges hinan, auf dessen Höhe das ausgebrannte Trümmerwerk emporragte. Da ward der dumpfe Schmerz in seinem Innern plötzlich schneidend. Jetzt trennte ihn nur mehr ein schmaler Steig von der Ruine, welche sich seitwärts von der Straße aus abgesengtem Zwergholz erhob; er konnte aber nicht mehr weiter. Kraftlos sank er nieder, daß die Leiche kollernd von seiner Schulter fiel, preßte die Hände heftig gegen den Leib, den es wie kreuzweis gelegte Messer durchzuckte, und schöpfte mit steigender Angst endlich die furchtbare Gewißheit — daß er vergiftet sein müsse.

Gejagt von dem Sturme der Verzweiflung, drängten sich an seinen Sinnen die Bilder alles dessen vorüber, was er seit Sonnenuntergange durchlebt hatte, und alles bestätigte seine Ahnung, daß er vergiftet sei. Arabellas Kampf, ihre Augen, ihre eisigen Hände, ihre Hast, ihre hingeworfenen Anspielungen, — kurz alles erschien ihm jetzt als Vorbote des Schicksals, das seiner harrte. Und welches Schicksals? Darin lag das Entsetzliche. Er brauchte nicht erst seine Phantasie zu erschöpfen, daß sie ihm Bilder vorspiegelte, die trotz all ihrer Schrecken doch noch minder schrecklich waren, als der kalte, nackte, nüchterne Tod! Sein Schicksal lag vor ihm, er hatte sich den Spiegel mitgetragen, in welchem er sein eigenes Ich schauen konnte, wie es in wenigen Minuten sein würde! Mit der Neugierde der Verzweiflung raffte er die Linnen von dem Leichname weg, und faßte ihn und lehnte ihn an einen Baum sich gegenüber, und schaute ihm mit kreischendem Hohngelächter in das monderhellte Antlitz und in die glotzenden, weit aufgerissenen Augen, und rief ihm, die krampfige Hand schüttelnd, zu: „Holla, Kamerade! So geht es dem, der seinem besseren Sterne den Rücken kehrt und der Lockung seiner Sinne folgt! So geht es dem, der den klaren Trank der Vernunft verschüttet, um vom Taumeltranke der Leidenschaft zu schlürfen. Sie hat mir den rechten Trank zu geben gewußt, mit dem wir uns Bruderschaft zutranken, weil ich meinen lebendigen Bruder von mir gestoßen! O Richard, o mein Richard!"

Mit diesem Jammergeschrei fiel er sinnlos zu Boden und blieb, von dem glühendsten Schmerz in seinen Eingeweiden gefoltert, eine Weile liegen. Als ihm die Besinnung wiederkehrte, sah er einen Mann vor sich stehen, der ihn warm bei der Hand hielt und ihn

mit ängstlicher Besorglichkeit, des toten Rastgenossen, wie es schien, gar nicht achtend, ein um das anderemal beim Namen nannte.

„Großer Gott, was ist dir, Bruder?" fragt ihn Richard, denn er war jener Mann. — „So sprach meine Ahnung recht? Eine folternde Bangigkeit hieß mich, eh' ich noch die Taverne erreicht hatte, umkehren. Ich bereute, dich so schnell aufgegeben zu haben, denn das ganze finstere Schloß mit seinen Zinnen schien mir unheimlich, um wie viel mehr noch jene singende Sirene, die es recht darauf abgelegt zu haben schien, dich zu locken und zu umgarnen! Was ist dir aber? Wie bring ich dich unsern Eltern wieder?"

„Als einen stummen Mann, Richard!"

„O scherze nicht, Artur! Ein kaltes Entsetzen faßt mich an, du siehst so totenblaß, deine Augen rollen im Kreise, deine Beine schlottern, deine Finger zucken krampfhaft. Was soll aus dir werden?"

„Was dieser ist," — schreit Artur auf, hinweisend nach dem Leichname, den Richard erst jetzt bemerkt, — „ich bin vergiftet!"

Angedonnert wankt Richard zurück, er kann es nicht glauben, aber des Bruders Antlitz spiegelt den durch die Adern schleichenden Tod nur zu deutlich.

„Gräßlich, gräßlich!" bricht nun Richard los, „wie werd' ich heimkehren! Wie den Blick der Eltern ertragen, wenn sie das anvertraute Kleinod des Bruderlebens von mir zurückfordern! Wie Teuker vor Telamon floh und ein neues Salamis suchte*), wird es mich forttreiben, aber ich werde kein Asyl auf dieser Erde finden! Denn ich bin schuld an meines Bruders Tode! Warum ließ ich dich von mir! Warum konnt' ich mich durch das Wort des Bruders erzürnen lassen! Warum unterdrückt' ich, aus falscher Scham, den ersten Ahnungslaut, der in meinem Innern rief: Kehr um, suche du ihn, weil er dich nicht sucht! Doch halte deine fluchtbereite Seele noch zurück! Sage mir, wie, wo, warum es geschah! Sage mir, wer dieser Tote ist! Sage mir mit der letzten Kraft deiner Stimme alles, damit ich dich, mich, unsere Eltern an deinem Mörder, — oder (ja mein Inneres sagt es mir) — an deiner Mörderin räche, — und vielleicht auch den hier!"

---

*) Teukros, der Sohn des Telamon aus Salamis, der beste Bogenschütze unter den Griechen vor Troja, wurde von seinem Vater, als mitschuldig am Tode seines Bruders Ajax, Landes verwiesen und ging auf Apollos Rat nach Cypern, wo er ein neues Salamis gründete.

Noch einmal rafft Artur alle Lebenskraft zusammen, um der Herold seines eigenen Unglückes zu werden.

„Also mit dem Abschiedstranke hat sie dich vergiftet!“ ruft Richard wie wahnsinnig, den zurücksinkenden Bruder mit Mühe stützend!

„Ja mit dem Abschiedstranke!“ röchelt Artur, — „räche mich!“

Mit diesen Worten sinkt er und verhaucht in wildem Krampfe sein Leben.

Jetzt erst bricht Richards Jammer ohne Rückhalt los. Seine Klage hallt fernhin durch den schweigenden Wald und prallt schauerlich zurück von dem Trümmerwerke des Schlosses Asborn. Wie ein Rasender wirft er sich ein um das andere Mal auf den vielgeliebten Leichnam nieder, zieht bald sein Schwert, entschlossen, seinem Leiden schnell ein Ende zu machen, bald hebt er die Hand zum Wolkenhimmel empor und schwört, den tödlichen Trank sie furchtbar entgelten zu lassen. Von diesem heißen Triebe nach Rache beseelt, brütet er über einem entsetzlichen Plane, der auch in wenigen Augenblicken schon zur Reife gediehen ist. Mit gewaltsam verhaltenem Schmerze entkleidet er seinen toten Bruder, tauscht Wams, Mantel, Schwert und Barett mit ihm, hüllt dann die teueren Glieder in sein eigenes Kleid, bedeckt beide Körper mit Reisern und eilt im hastigen Laufe durch Busch und Dornen von hinnen.

4.

Etwas westlich abwärts hinter den Ruinen von Asborn lag eine kleine Hütte, welche in der kriegerischen Zeit Wegelagerern zum Schlupfwinkel diente. Deswegen blieb sie auch von ihnen, ihres eigenen Vorteiles willen, verschont. Jetzt bewohnte dieselbe ein alter Grubenmann, der einen wiederaufgefundenen Kohlenschacht im Gebirge mit seinen Knechten bearbeitete. In der Hütte dieses Grubenmannes spricht Richard ein und bringt bei demselben, der sich wenig um den Gemütszustand seines Gastes bekümmert, den Tag in düstrem Sinne hin.

Auch mehrere Briefe schreibt er allda und übergibt sie dem Grubenmann, als er abends von der Arbeit heimkehrt, mit der Bitte, selbe, falls er am kommenden Morgen nicht zurückkehrte, unten auf dem Schlosse Byrnswack erbrechen zu lassen. Zugleich drückt

er ihm eine Börse in die Hand, um der Vollziehung dessen, was er wünscht, gewiß zu sein.

Als es zu nachten begann, macht er sich auf den Weg und erreicht nach einer kurzen Stunde Schloß Byrnswack. Eine unfreundliche, stürmische Nacht scheint zu seinem stürmischen Innern recht wohl zu passen. Er benützt genau die Angaben, die ihm sein sterbender Bruder gleichsam als Vermächtnis zurückgelassen; hüllt sich tief in Arturs Mantel, drückt seine blaue, rot und weiß geränderte Mütze weit in die Stirne herab und schleicht sich unter das verhängnisvolle Erkerfenster.

Aber im Schlosse ist heute alles still und finster, nur in einem entlegenen Flügel schimmert ein matter Schein durch die Fenster. In Arabellas Gemache zeigt sich wohl ein Licht, aber kein lebendes Wesen läßt sich durch die Scheiben gewahren. Richard macht Geräusch, ahmt in Haltung und Gebärde seinen armen Bruder nach und harrt mit ungestüm klopfendem Herzen, ob sich denn nicht jemand zeigen würde.

In der Tat klingt das Fenster wieder wie gestern, und Arabella neigt sich, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, herab. Mit einem Schreie des Entsetzens aber fährt sie zurück, da sie die Gestalt des Jünglings erblickt, den sie längst schon für erkaltet hielt. Hatte sie sich in der Phiole vergriffen, oder war das Gift zu schwach für eine kräftige Jünglingsnatur, oder schwebte über ihm sichtbar Gottes Finger; — kurz, ihr staunendes Gemüt findet keinen anderen Ausweg, als sich zu fassen und was gestern mißglückte, heute sicherer zu versuchen. Der Mitwisser ihres Verbrechens lebt, sie sieht sich verraten, sieht sich den Gerichten des Landes überliefert und vielleicht bald in ihren eigenen Netzen gefangen. Fassung ist also vor allem nötig, und sie gibt in ihrer schrecklichen Lage wieder einen Beweis, wie sehr das Weib Meisterin des Augenblickes ist. Das Staunen des Entsetzens in Überraschung der Freude umlügend, neigt sie sich zum Erker hinab und überzeugt sich nun vollends von der Wahrheit dessen, was sie noch immer nicht recht zu fassen weiß.

„Ich habe das Kleinod, das du mir anvertrautest, auf Asborn abgesetzt und komme nun, meinen Lohn zu holen!" lispelt Richard mit verstellter Stimme empor, — „bist Du's zufrieden?"

„Also wirklich, Artur!" stöhnt Arabella, während sie ihm „Schönen Dank!" hinablispelt. Die Macht des Giftes ward an ihm

zu schanden, aber er darf nicht leben, wenn sie leben soll. Ihr Herz, in dem ein Funke Menschlichkeit, wenn auch gewaltsam unterdrückt, noch glimmt, regt sich zwar und sträubt sich wie von Mitleid, oder vielleicht von mehr als Mitleid erfaßt, — aber sie muß jede Neigung zurückpressen, wenn sie nicht zur Feindin des eigenen Lebens werden will. Er muß noch einmal einen Trunk tun, muß noch einmal auf die Ruine, muß neben jener Leiche zur Leiche werden; nur wenn man die beiden Körper nebeneinander findet, ist jeder Verdacht aufgehoben.

„Willst du nicht herauf," ruft sie so sanft und lieblich, als es der schwarze Plan in ihrer Seele zuläßt.

„Nein, komm lieber du zu mir, schöne Arabella," flüstert er empor. — „Der Sturm hat sich gelegt, der Himmel klärt sich, und der Mond tritt aus den Wolken. Wir wollen zuerst der nächtlichen Stille genießen und dann in deinem Gemache wie gestern mit einem erquickenden Trank uns laben."

„So harre denn, — ich komme," entgegnet sie und schließt das Fenster. Ehe sie aber hinabeilt, mischt sie noch zweifach so viel Gift als gestern in den Goldbecher und stellt ihn, seiner Wirkung gewiß, auf den Schrank.

Richard erwartet Arabellen schon am Nachen, den er am Ufer des Sees bereit hielt. Sie öffnet das bewußte Pförtlein und eilt mit erlogener Fröhlichkeit auf ihn zu. Der Mond, soeben hinter dichteres Gewölk zurückgetreten, begünstigt Richards Vermummung. Die schuldbewußte Schöne zögert anfänglich, das Boot zu besteigen. Als aber Richard dringend darauf besteht und auf die einzelnen Lichter im Schlosse weist, deren Verlöschen er zu erwarten vorgibt, eh' er die Schwelle desselben zu betreten wagte, sträubt sie sich nicht länger seinem Wunsche nachzugeben.

In langen Ringen fallen ihr die braunen Haare über Nacken und Schultern; ein leichtes Nachtkleid umhüllt die feenartige Gestalt und in ihrem leidenden, vom blassen Mondsilber übergossenen Antlitze mochte selbst für den noch Reiz liegen, der wußte, daß es der Seelenspiegel einer Giftmischerin sei. — — Mit banger Zudringlichkeit schmiegt sie sich, als sie kaum den Nachen bestiegen, dem schweigenden Schiffer an, der, abgewandt von ihr, lässig mit dem Ruder die Flut teilt.

„Was bist du doch so still, Artur von Andoch," schmeichelte

ihm Arabella, sich fester an seinen Arm drängend. — „Was hast du, Stiller, Geheimnisvoller?“

Keine Antwort. Nur sein Arm zuckt krampfhaft zurück, daß ihre Hand, ohne Erwiderung gefunden zu haben, niedergleitet. Die Nacht ist indessen dunkler geworden. Ein plötzlicher Wind fängt aus dem Berggeklüft hervorzublasen an und stört die Ruhe des Sees. Sie haben nun seine Mitte erreicht, er wird unruhiger, gärt, ruckweise murrend, auf und legt sich wieder, wie ein Raubtier, das auf einen Fang lauert und manchmal lüstern auffährt, aber seine Stimme wieder dämpft, um sich nicht vor der Zeit zu verraten.

Ein heftiger Windstoß schaukelt jetzt den Nachen, daß Arabella, ängstlich den Fährmann umklammernd, bittet: „O zurück, Artur, zurück!“

„Zurück?“ lacht Richard, mit kaltem Hohn, in die Nacht hinaus.

„Was hast du, Rätselhafter! — Siehst du nicht, der See geht hoch — willst du, daß wir ertrinken?“

„Ertrinken! das ist das Losungswort!“ schreit Richard, seinen Mantel zurückschlagend, indes ihm der Sturm die Mütze vom Haupte reißt, — „kennst du mich, Mörderin meines Bruders?“

Ein lauter Schrei ist alles, was Arabella, wie vom Donner niedergeschmettert, hervorbringen kann.

„Erbarmen,“ wimmert sie, als sie sich von ihrer Ohnmacht erholt, „Erbarmen! Verdamme nicht, ehe du gehört.“

„Ich hab's gehört, Entsetzliche; hab's aus meines sterbenden Bruders Munde gehört, dein Trank hat ihm den Tod gegeben. — „„Räche mich!““ war sein letztes Wort!“

Dies donnert er auf die Kniende nieder, windet ihre flatternden Locken um seine Faust und zerrt sie mit sinnloser Wut an den Rand des schwankenden Nachens. Umsonst hängt sie sich an seine Knie, umsonst schwört sie Reue, umsonst verspricht sie sklavische Genugtuung; er ist taub für alle Bitten, blind für die Ströme von Tränen, die über die verzerrten Spuren jugendlicher Schönheit herabquellen, ehern für jedes Umfangen, jede Berührung, jedes lebenfordernde Drücken und Pressen, wodurch sie Arturn selbst in seiner Sterbestunde noch Verzeihung abgeschmeichelt hätte.

„Trank für Trank,“ knirscht er, im Ausbruche der glühendsten Rachsucht; — „trinke du nun im See den Tod, den er aus deinem

Becher getrunken! — Und sollt' ich in alle Ewigkeit an dich gekettet die Tiefe dieses Sees bewohnen müssen, — dich rettet kein Gott mehr aus meinen Händen! Trank für Trank und Blut für Blut!"

Hinunter drückt er ihr nun das Haupt, daß die Lippen den tödlichen Wellentrank in röchelnden Zügen einschlürfen müssen. Da verliert der Kahn das Gleichgewicht; er selbst, ihr Haar noch um die Faust gewunden, stürzt mit ihr in die Flut hinab, und der schwarze Mund des Sees hat beide verschlungen. Ein Blitz zischt ihnen nach, — und kräuselnd schließt sich über ihnen die rächende Flut.

5.

Am andern Morgen bewegte sich im Schlosse Byrnswack alles hin und wieder. Die Nachricht des alten Grubenmannes aus dem Asborn-Walde, der den Junker Richard umsonst zurückerwartete, und seine Briefe hatten diese Bewegung hervorgebracht. Man wollte ihm anfangs gar nicht glauben. Die Schloßfrau ganze Tage lang nicht zu sehen, war man bereits gewöhnt, indem es dann gewöhnlich eine etwas strenge, auf Kerker und Ausgangsverbot hinausgehende Abrechnung mit ihrem alten Gemahle galt. — Von einem Oheim Arabellens wollte man nichts wissen. Da man aber Arabellens Zimmer offen, des Lords Gemach leer und im ganzen Schlosse, trotz alles Nachsuchens und Rufens, nicht die geringste Spur von beiden fand, so sendete man wirklich Boten nach den Stellen aus, die in den erbrochenen Briefen bezeichnet waren. Bald kehrten auch die Boten zurück und brachten aus dem Asborn-Walde die Leichname des Lords und des fremden Jünglings, vom See aber die Mütze eines Ritters und den Gürtel Arabellas, so daß über die Wahrheit dessen, was der Grubenmann aussagte und die von ihm vorgezeigten Briefe bestätigten, kein Zweifel mehr blieb.

Was man aus letzteren, aus dem Geständnisse des Kastellans, der des harten Schloßherrn eben so harter Knecht war, und aus den höchst wahrscheinlichen Mutmaßungen der übrigen Schloßbewohner rücksichtlich des Beweggrundes entnehmen konnte, der Arabellen zu zweifachem Giftmorde getrieben haben mochte, war folgendes:

Arabella war das Kind armer Eltern, nach deren Tode sie ein reicher aber geiziger Oheim, weil sie schön und darum auch für eine Wucherseele wie die seinige einträglich zu werden versprach, zu sich in das Haus nahm. In einem Alter von siebzehn Jahren

lernte sie einen Jüngling kennen, der ihr ganzes Wesen so sehr einnahm, daß sie nichts empfand, nichts dachte, nichts begehrte als ihn. Dem planreichen Onkel kam das, wie leicht denkbar, in die Quere. Der Gegenstand eines Gefühles, das ihr die Freiheit über sich und ihm die Freiheit über sie zu nehmen drohte, mußte für lange, womöglich für immer entfernt werden. Bruce, der unglückliche Schottenkönig, brauchte Leute; Arabellas Oheim wußte den schönen kriegerischen Abgott seiner Nichte unter die Zahl der ersten Scharen zu bringen, die für Fürst und Vaterland ein Opfer wurden, ohne mit ihrem Blute den Baum der Freiheit zu begießen. Nicht genug aber: an des verlornen Geliebten Stelle suchte der hartherzige Mann seiner halbverzweifelten Ziehtochter einen gefühllosen, tyrannischen Gemahl, den Lord Byrnswack, aufzudringen, der im ganzen Hochlande der Devil*) von Byrnswack hieß. Arabella bot alle Mittel auf, welche dem weiblichen Herzen zu Gebote stehen, um zu rühren, zu schrecken oder abzustumpfen, — — aber der Preis des Bündnisses war reicher Lohn für den Oheim der schönen Braut, und dieser Oheim war reich, also wohl auch lüstern, noch reicher zu werden. Zweimal entfloh die arme Gepeinigte und irrte in den Wäldern um Edinburgh, mitten im Getümmel des Krieges umher, — aber Krieg, Wut der Wegelagerer und Beschwerde des Umherirrens rieb sie nicht auf, um sie einem herberen Schicksale zu überlassen. Beide Male wurde sie zurückgebracht und nur noch härter als vordem gehalten. Noch ein drittes Mal gelang es ihr zu entkommen, aber auch diesmal griff man sie auf und schleppte sie nun nicht mehr zu ihrem Oheim, sondern geraden Weges auf Schloß Byrnswack, wo sie mit dem Lord vermählt wurde. Getrennt von allen Verwandten, selbst von ihrem Oheim, der ihr gegen den Devil von Byrnswack jetzt noch ein Engel schien, im Herzen kein anderes Gefühl als Liebe zu ihrem hingeopferten Geliebten, Schmerz um ihn, Haß gegen seinen Mörder, Abscheu vor ihrem aufgedrungenen Gatten, lebte sie durch dreißig Monden das Qualleben einer Gefangenen. Ihr Gatte sah sie nur an, um sie zu schrecken, sprach nur mit ihr, um sie zu verwunden, gönnte ihr die geringste Freude nur als Folie, auf welcher eine nachfolgende Entbehrung um so greller abstäche. Kurz, er verstand vom Grund aus die Kunst, sich einem Herzen ganz

*) Teufel.

verhaßt zu machen, um es desto peinlicher zu quälen, wenn er es zur Liebe zwänge.

Lange trug sie dieses eherne Joch mit stiller Hingebung. Als aber der Lord sich nicht mehr damit begnügte, sie nur zu quälen, sondern auch mit frecher Hand in die heiligsten, unantastbarsten Seiten der Weiblichkeit zu greifen versuchte; da keimte ein gräßlicher Gedanke mit einem Worte, das sie zuerst von seinen Lippen gehört, in ihrem Innern auf, der Gedanke: — Mord. Und dieser Gedanke ist — Kind im ersten Augenblicke seines Lebens, im zweiten — Riese. Riesig stand es mit einem Male vor ihr: „Nur sein Tod bricht deine Ketten!" — Was kann ein schönes Weib, selbst wenn es ein Drache bewacht, sich nicht durch List erschleichen, wenn es gilt, ihre Leidenschaft ans Ziel zu bringen. So hat sich wahrscheinlich auch Arabella Gift zu verschaffen gewußt, mit welchem sie den Lord, als sie ihn auf ihr Zimmer gelockt, tötete. Aber Blut gleicht jenem unverlöschlichen Feuer, das, einmal entzündet, selbst unter dem Wasser der Reue fortbrennt, bis es alles ringsum aufgezehrt. Den Lord zu vergiften — war leicht; den Leichnam des Lords wegzuschaffen — aber schwer, fast unmöglich. Einen Diener ins Vertrauen zu ziehen, war zu gefährlich. Sie mochte daher einen Fremden in das Netz zu locken gesucht haben, der, wenn er den Leichnam weggeschafft, mit ihrem Gatten ein gleiches Los teilen müßte. Daß dieses Arturn traf, war gewiß ihr selbst am schmerzlichsten: aber wer einen Schritt zur bösen Tat getan, muß auch den letzten tun. Wenn man im tiefen Walde, nahe der Ruine von Asborn, von der man ohnedies so manches sich erzählte, neben dem Leichnam ihres Gatten einen zweiten fände, so wäre — dachte sie — jeder Verdacht von ihr entfernt. Die Trümmer des Schlosses Asborn hatte sie höchst wahrscheinlich darum gewählt, weil bis dahin das Gift seine Wirkung getan haben mochte und die Gegend umher zu einsam war, als daß dem Sterbenden jemand hätte zu Hilfe kommen können. Doch Gottes Gerechtigkeit hatte es anders gefügt. — So viel ergab sich aus den vorliegenden Dokumenten, den genaueren Hergang mußten Vermutungen ersetzen.

Das ist beiläufig die Erzählung, die mir in ihren Umrissen und Grundlinien der alte Fischer als den Stoff der Ballade angab,

deren Absingung mich herabgelockt hatte; — aus meiner Feder floß sie vielleicht zusammenhängender und wahrscheinlicher; erschütternder aber und kräftiger klang sie gewiß im Munde des rauhen und kräftigen Naturmenschen. Er hielt sich, ohne es zu wissen, streng an die Idee der göttlichen Nemesis, welche wie ein schwarzer Faden durch die ganze Sage läuft, und stempelte jede Unwahrscheinlichkeit durch den Beisatz: „Beim St. Cuthbert! so war's!“ zur unleugbaren Gewißheit.

„Beim St. Cuthbert, so sagt es der Vater dem Sohn und der Sohn dem Enkel!“ waren auch die Schlußworte seiner Erzählung, und mit ausgestrecktem Finger auf die Mitte des Sees weisend, in welchem es sich allmählich wie ein kleiner Wirbel zu drehen begann, fügte er hinzu: „Seht Ihr, dort drinnen war's, wo sie untersanken, und wenn der See stürmt, so soll man noch unter der Oberfläche, wie unter einem Glase, den Junker Richard sehen, wie er, Arabellens Haar um die Faust gewunden, auf schwankem Boote die Wellen durchfliegt. Sah ich es auch selbst nicht, so sah es doch mein Großvater, und der wird meinen Vater so wenig belogen haben als dieser mich!“

Mit warmem Danke drückt' ich dem Alten ein Goldstück in die Hand und bat ihn, mir den kürzesten und bequemsten Weg zur nächsten Herberge anzugeben.

„Dieser ist noch immer derselbe,“ entgegnete er, „welchen Richard gewandelt, vorüber an jenem weißlichten Trümmerwerk über den Asborn-Bühel. Seht Euch droben nur nicht um, der Anblick hat selbst für unsereins etwas Eigenes, um wie viel mehr für einen so gefühlvollen Gentleman, als Ihr seid: die schwarze Ruine dort — die Sünde, die weiße hier — die Rache, und der See in der Mitte — die Sühnung! Sagt noch einmal, daß ein roher Schotte, dessen Element das Wasser ist, so ganz sinn- und herzlos sei.“

Mit diesen Worten schüttelte er mir zum Abschiede die Hand und setzte sich wieder zu seinen Kameraden, während ich in meine Kutsche einstieg, die mir längst schon nachgekommen war und, erfüllt von der Bedeutung der Punkte, die mich umgaben, den Asborner Bergrücken langsam hinanfuhr. Ich war kaum zur Anhöhe gekommen, als es wieder vernehmlich, wie früher, zu mir emporklang:

„Die blasse Maid im wilden Arm,
Ihr Haar in grimmer Faust,
So geht es auf, so geht es ab,
Daß alles saust und braust,
Sie tauchen nieder, —
Kommen wieder;
Schlürfen, ringen,
Klagen, singen:
Rüstig durch den See, mein Boot,
Trank für Trank, und Tod für Tod!"

Sie ist versorgt!

1.

An dem langen, glattgebohnten Eichentische in der grauen, rauchdurchqualmten Gaststube des Adlerwirtshauses zu N. ging es gewöhnlich recht lebhaft zu. Lebenslustige Offiziere und eifrige Beamte saßen mit wohlhabenden Bürgern und Honoratioren aller Farben in trauter Eintracht beisammen und unterhielten das mannigfaltigste Gespräch, das man sich nur wünschen kann. Was der eine nicht wußte, gab der andere zum besten. Kriegsabenteuer und Marschfatalitäten wechselten mit Bureauanekdoten und Stadtneuigkeiten ab; manches Wort über Landwirtschaft, Obstbaumzucht, Viehhandel, Güterverkauf und Wetterschaden scholl dazwischen; manchmal stahl sich sogar eine geistreiche Kunstansicht, ein guter Witz, oder ein pikantes Quid pro quo mit ein, und mitunter gab es wohl auch Momente, wo ein Anflug von einer poetischen Stimmung die verschiedenartigsten Köpfe unter einen Hut brachte.

Eine stereotype Figur in diesem bunten Menschenquodlibet bildete der Postmeister Droschke, ein starker Fünfziger, mit mehr Leben in Sprechweise und Benehmen, als man seinem alt-jungen, verwitterten Gesicht und seinen wehmütigen Beinchen, welchen man die eindringlichen Mahnungen des Podagra von weitem ansah, beim ersten Anblicke zugetraut hätte. Er legte viel Gewicht auf seine hohen Steifstiefel mit den gewaltigen Klirrsporen, auf seinen blankgeknöpften, nach Uniformart geschnittenen Überrock, auf seine samtene reichlich mit Gold verbrämte Kappe, und tat überhaupt gar sehr

militärisch. In seinem Hause ging es schmal her, er besaß die Post erst im zweiten Jahre, und, wie viele wissen wollten, nicht schuldenfrei. Droschke war, was man einen herumgehetzten Hasen nennt, der in seinem Leben gar manches versucht, erfahren, unternommen und teils aus Unbeständigkeit, teils durch Verhältnisse gezwungen, wieder aufgegeben hatte. Das letzte Geschäft, welches er betrieben, war eine Krämerei in einer Grenzstadt, welche erst durch die letzten Friedensbestimmungen dem Nachbarlande bleibend zugesprochen wurde. Sein Unternehmen hätte ihm vielleicht dort Konto tourniert, wenn er sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, den Bankier zu spielen, und wenn nicht die Chancen des Kriegsglückes, welches von den verbündeten Heeren ganz in der Nähe versucht wurde, für ihn die Quelle mancher verunglückten Spekulation und manches freiwilligen Opfers geworden wäre. Die Trümmer seines schiffbrüchigen Vermögens, von einigen mitleidigen Freunden zu einem mäßigen Sümmchen arrondiert, bildeten das Fundament, auf welchem er das Gebäude seiner Postmeisterschaft aufführte, welches jedoch auch nicht fest genug stand, um ihm nicht allerlei bedenkliche Sorgen für die Zukunft zu erwecken. Allein er besaß die Tugend des Hineinlebens in den Tag in hohem Grade, nahm jeden Taler als baren Gewinn hin und kümmerte sich eben um nicht viel mehr, als wie er behaglich auskommen und etwa seiner liebenswürdigen neunzehnjährigen Tochter Adolfine vor dem Eintritt in ihr zweites Lebensdezennium eine annehmbare Partie verschaffen könnte. Dem Vater schien es übrigens weit mehr darum zu tun, als der Tochter selbst, welche zu still und eingezogen war, um ihm die Schritte zu diesem Ziele zu erleichtern. Adolfine lebte nur für das Haus, welches sie seit dem Tode ihrer Mutter weit ersprießlicher leitete, als es je bisher der Fall war. Nur selten zeigte sie sich in der sogenannten großen Welt des kleinen Städtchens, in deren Freuden und Zerstreuungen sie wenig Befriedigung zu finden schien. Sie tat nicht mehr dazu, als was hinreichte, um sich von dem Rufe einer Sonderlingsnatur zu bewahren, hinter welchem sich gar oft nur die Eitelkeit versteckt, und wußte selbst bei den wenigen Gelegenheiten, wo sie in größeren Kreisen auftrat, einen so würdigen Ernst, eine so sanftmütige Ruhe zu bewahren, daß ihr nicht nur alle Männer, sondern sogar alle Frauen und Mädchen der Stadt volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ohne abstoßend zu sein, verbreitete sie durch den Adel ihrer Mienen und

durch den Anstand ihrer Reden und Handlungen einen solchen Nimbus um sich her, daß selbst die frivolsten Dandys sie mit ihren zweideutigen Galanterien verschonten und sich, um in ihrer Nähe weilen zu dürfen, anstrengten, doch bisweilen etwas Vernünftiges zu denken und zu sprechen. So viele Männer daher sich auch bewarben, bei einem so liebenswürdigen weiblichen Wesen etwas zu gelten, so wußte die allzeit fertige Kombinationsgabe der Kaffeeplauderinnen, trotz aller Anstrengung, doch nicht einen Mann in der Stadt zu bezeichnen, auf welchen sich die beliebte Redensart: „Dem gehört sie zu!“ hätte anwenden lassen.

Ein einziger Mann, und dazu eben nicht der liebenswürdigste, rühmte sich, die schöne Adolfine doch einmal noch als Braut nach Hause zu führen. Es war der allbekannte Rittmeister Starinsky, ein wilder Haudegen, dem alle Philosophie und alles Studium in den Sarraß*) gefahren zu sein schien, indem er ihn als letzte Instanz in allen Gesprächen und Situationen betrachtete. Er besaß etwas Vermögen und konnte auf die nächst erledigte Stelle eines Eskadronschefs mit Sicherheit rechnen; zudem stand er in dem Rufe eines tüchtigen Fechters, und auch sein Äußeres hatte zwar viel Martialisches, aber eben nichts Widerliches oder Abschreckendes an sich; Gründe genug, um ihm Mut zur kühnsten Bewerbung zu geben, wofür er den Antrag, eine wenig bemittelte Postmeisterstochter zu heiraten, denn doch nicht hielt. Als guter Taktiker sah er es aber zuerst auf den Vater ab, — und diesen zu gewinnen, war eben nicht schwer. Ein paar Abende bei Champagner und Karten, eine fidele Bruderschaft, durch einen kleinen Geldvorschuß betätigt, — und Droschke kannte nun keinen herzlicheren, solideren, achtungswerteren und liebenswürdigeren Menschen mehr, als den Rittmeister.

„Mädchen, Mädchen,“ sprach er oft hingeworfen zu seiner Tochter, „wenn du nicht meine rechte Hand im Hause wärest, — so wüßte ich dir einen Bräutigam, einen Bräutigam, der für dich wie geschaffen ist!“

Adolfine lächelte wehmütig zu solchen Reden und suchte sie als Scherz auszulegen, wiewohl sie wenig Grund hatte, der Charakterstärke ihres Vaters etwas zuzutrauen. Dieser rückte auch immer näher und näher und wiederholte seine Anspielungen immer ein-

*) polnisch, schwerer Säbel.

dringlicher, bis er zuletzt gar einen Namen nannte, welchen Adolfine lange schon zu hören gefürchtet hatte.

„Nun, Mädchen, was sagst du zu diesem Namen?“ sprach Droschke wohlgefällig schmunzelnd. „Frau Rittmeisterin, bald ohne Zweifel Frau eines Eskadronchefs! — Wie manchem Mädchen würde das Herz bei diesen Titeln hüpfen! Ich denke, du könntest dir keine vorteilhaftere Partie wünschen!“

„Lieber Vater!“ wiederholte das Mädchen, „das ist alles wohl nur Ihr Scherz! Das Schicksal hat mich zu Ihrer Haushälterin gemacht; so traurig der Umstand war, welcher mir diese Verpflichtung übertrug, so sehr fühle ich mich durch das Bewußtsein befriedigt, Ihnen gewissermaßen unentbehrlich geworden zu sein. Nicht als ob ich meine geringen Dienste so hoch anschlüge; — aber die Gewohnheit dürfte sie vielleicht in Ihren Augen höher stellen, als sie es verdienen! Ich kenne Ihre Bedürfnisse, Ihre Neigungen und Antipathien, Ihre Stimmungen und Launen, und fühle mich glücklich durch den Gedanken, Ihnen doch manches besser tun und leisten zu können, als es eine Fremde vermöchte. Ich müßte glauben, daß Sie mit meinem Bestreben nicht mehr zufrieden seien, daß Sie mich aus dem Hause haben wollen, oder daß Ihnen eine Tochter unmöglich die Stelle einer Gattin ersetzen könne, — wenn das Ihr Ernst wäre, was Sie mir seit einiger Zeit schon zu verstehen geben —!“

„Ei nicht doch, nicht doch, Töchterlein!“ versetzte Droschke mit lebhafter Rührung, in welche sein bewegliches Gemüt gar leicht geriet, so war es nicht gemeint! Du bist mein alles, und alles, was du mir tust und machst, könnte mir kein Engel aus dem Himmel besser nach Wunsch und Willen tun. Gott wolle verhüten, daß ich dich je von meiner Seite ließe, oder dir von der Seite ginge! — Dafür müßte vor allen gesorgt sein! — Aber sieh! Ich bin nicht mehr jung, die leidige Gicht fährt mir manchmal ganz unsanft in die Beine; — über kurz und lang würdest du allein in der Welt stehen!“

„Ich bin nie allein,“ seufzte Adolfine halblaut, „der liebe Gott wird wohl dafür sorgen, daß es nie dahin komme!“

„Das sind schwärmerische Ideen,“ fuhr Droschke fort, „die nicht ins praktische Leben passen! Freilich wird der liebe Gott dafür sorgen, aber durch wen? Durch deinen Vater! So ist es der Welt Lauf. Was das Wohl der Kinder betrifft, so sind die Eltern die Vollstrecker des göttlichen Willens, und als solcher muß ich, so schwer

es mir auch fällt, gegen deine Neigung zu sprechen, dir rund heraus sagen, daß ich ernstlich daran denke, dir einen braven Mann zuzuführen. Wäre dein Herz nicht mehr frei, könntest du mir einen nennen, — eh bien! — mit Freuden gäb' ich meinen Segen dazu, überzeugt, daß du eine gute Wahl trafest. Aber da du frei bist und mir keinen nennen kannst, so nenne ich ihn dir, — meinen wackeren Freund und Bruder Starinsky!"

Adolfine verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl zurück. „Fasse dich, Töchterlein!" tröstete sie der Vater, zärtlich mit ihr beschäftigt, „das ist Gewitterregen, Streifhagel! Geht bald vorüber, — ist bei euch allen so! Auch deine selige Mutter fiel in Ohnmacht, als mich ihre Mama ihr als Bräutigam vorstellte, und doch war sie in vierzehn Tagen darauf meine Frau, lebte zwanzig Jahre mit mir in gutem Einvernehmen, und brachte mir zwar nur ein Pfand der Liebe, aber ein köstliches, unvergleichliches, dich — Adolfine! Überlege die Sache ruhig, erwäge alles dafür und dawider, und du wirst sehen, daß dein Vater nichts von dir fordert, wozu er nicht das Recht und die Pflicht hätte!"

Adolfine hatte sich erholt und hörte die Worte ihres Vaters schweigend und gedankenvoll an. Lange saß sie noch, wie eine Statue mit tränenlosen Augen vor sich hinstarrend, als der Alte schon fort war, und schien in ihrem Geiste Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft betrachtend zu durchwandern.

2.

„Sie ist versorgt!" rief Droschke eines Abends mit ungewöhnlicher Begeisterung aus, stürzte seinen perlenden Champagner hastig hinunter, und forderte die ganze Gesellschaft an dem langen, glattgebohnten Eichentische, die er heute bewirtete, zur Nagelprobe auf.

„Ja, sie ist versorgt!" wiederholte er freudig, „und ich wünsche jedem Vater, der eine Tochter hat, wie meine Adolfine, daß er recht bald auch seine Freunde so um sich versammeln und mit ihnen auf das Wohl eines lieben Bräutchens anstoßen könne!"

„Also wirklich? Ihre Adolfine ist Braut?" scholl es aus zehn Kehlen zugleich, und niemand wollte recht glauben, daß eine Sache wahr sein könne, von welcher nicht schon wenigstens ein halbes Jahr vorher in der ganzen Stadt geplaudert worden. Mit ge-

steigerter Neugierde fragte man um den Namen des vielbeneideten Bräutigams.

„Raten Sie, meine Herren,“ erwiderte Droschke, seelenfroh die Hände reibend, „raten Sie, Sie kennen ihn alle! Er ist oft in unserer Gesellschaft und wäre auch heute hier, wenn er nicht wegen Familienangelegenheiten eilends bei Nacht und Nebel hätte abreisen müssen.“

„Rittmeister Starinsky?“ scholl es von allen Seiten.

„Getroffen!“ versetzte Droschke lachend. „Wenigstens hab' ich Ihnen das Rätsel nicht allzu schwer gemacht; man weiß hier so gut, wer abreist, als wer ankommt, und wenn's um Mitternacht geschähe. Der martialische Herr Rittmeister streckte vor meiner Tochter die Waffen und will jetzt in den Armen der Liebe sein wildes Heldenfeuer zu sanfteren Trieben ermäßigen! Nun, meine Herren, hab' ich die Sache nicht gut gemacht?“

Die Akklamationen der Gesellschaft auf diese Frage waren weder einstimmig, noch lebhaft. Aber Droschke war so sehr in seine Freude versunken, daß er, alle mangelnden Stimmen ersetzend, ausrief: „Trefflich hab' ich's gemacht, trefflich! — Ja, wenn ein Postmeister nicht wüßte, wie man vorwärts kommt, das wär' übel! Anfangs wollt' es freilich nicht vom Flecke; das Mädchen legte manches Wenn und Aber als Radschuh an; allein ich rief die Vorspann der väterlichen Autorität zu Hilfe, und nun ging's im gestreckten Galopp ans Ziel! Wie gesagt, eine Hauptaufgabe meines Lebens ist gelöst, Starinsky ist mein Schwiegersohn, meine Adolfine ist versorgt!“

Man wollte den guten Mann nicht aus seinem Himmel herabwerfen, zumal da man wußte, wie hartnäckig er, trotz seines Wankelmutes im allgemeinen, auf Lieblingsideen bestand, sobald man sie ihm anfocht. Einige wünschten ihm daher höflichkeitshalber Glück zu seiner Wahl, andere fragten ihn aus Neugierde um das Wie und Wann, die meisten aber steckten die Köpfe zusammen, und wählten das aufgeworfene Hochzeitsthema zum Gegenstande ihrer Privatunterhaltung. Hätte er diese mit belauscht, so würde ihm vielleicht mancher Skrupel in betreff der Wahl seines Schwiegersohnes aufgefahren sein. Wenigstens lautete das allgemeine Urteil über den Rittmeister nicht am günstigsten. Daß er ein guter Soldat sei, konnte niemand leugnen, allein im ganzen galt er für einen raschen,

rauhen Mann ohne feinere Bildung, ohne feste Grundsätze, gewöhnt an ein vielbewegtes Abenteurerleben, welches sich in der Regel nur schwer gegen das stille, einförmige Treiben der Häuslichkeit vertauschen läßt. Selbst Starinskys Kameraden wußten wohl viele Beispiele von seiner Unerschrockenheit, seiner Keckheit und seiner Bravour, aber wenige oder keine Züge von Herzlichkeit, Edelmut und Zartgefühl herzuzählen. — „Für einen solchen Eisenfresser hätte eher," hieß es, „eine Amazone gepaßt, als so ein gemütliches, stilles Wesen wie Adolfine! Nun, — die Liebe wirkt ja Wunder," — so setzte der fromme Wunsch hinzu, — „vielleicht kann eine Frau von so sanftmütigem Charakter auch dem Rittmeister einige Sanftmut beibringen, und sich eben in diesem Bewußtsein glücklich fühlen!"

Droschke nahm von allen diesen Bemerkungen, die ihm wenigstens bruchstückweise zu Ohren kamen, keine Notiz, denn vor seinen Augen schimmerten nur die Worte: „Sie ist versorgt, sie ist versorgt!" — Er selbst konnte kaum begreifen, wie schnell das gegangen war, und wie bald sich das Mädchen, trotz seines anfänglichen Weigerns, gefügt hatte. Allein er sah, wie alle eigensinnigen Menschen, nur auf das Resultat und forschte nicht nach den schweren Kämpfen, die es seiner armen Tochter kostete, bis der Entschluß, sich blind dem väterlichen Willen zu fügen, zur Reife kam.

Es waren die bittersten Stunden ihres Lebens, welche sie nach jenem Tage zubrachte, an welchem sich ihr Vater hinsichtlich des Rittmeisters entschieden geäußert hatte. In der Einsamkeit ihres Stübchens, im Laubdunkel des Gartens, in der Stille der Nacht hielt sie mit ihrem Herzen und mit ihrem Kopfe Rat und unterzog ihre ganze Gefühlswelt der gewissenhaftesten Musterung; — aber wo sie auch immer anfragte, überall klang es zurück: „Lieber sterben, als ohne Neigung heiraten!" — Ein eisiger Schauder, wofür sie keinen hinreichenden Grund fand, durchrieselte sie bei dem Gedanken, ihre Tage, so kurz auch deren Zahl wäre, in Zukunft an des Rittmeisters Seite zubringen zu müssen. Ihr Entschluß schien gefaßt, er lautete: „Nie, nie!" — Allein der Wille ihres Vaters sprach ja entschieden dagegen, und ihr Vater liebte sie innig, das wußte sie, und ein Kind, das man innig liebt, wird man ja doch nicht absichtlich zugrunde richten wollen! — Dieser Zweifel drängte sich ihrem edlen Gemüte zu ungestüm auf, als daß sie ihn geradezu hätte abweisen können. — „Wohlan," sprach sie zu sich selbst, „mein

eigenes Herz hab' ich gehört, ich will auch noch die Stimme der Freundschaft hören!"

Die achtbare Frau des Stadtarztes, eine wackere Hausfrau und zärtliche Mutter, war das einzige Wesen, welchem sich Adolfine näher angeschlossen hatte. In der Angst ihres Herzens eilte sie daher zu ihrer guten Amalie, fest entschlossen, sich unbedingt den Aussprüchen derselben zu unterwerfen, indem sie als gewiß voraussetzte, daß er mit dem ihres eigenen Herzens harmonieren werde. Mit inniger Offenheit legte sie das rückhaltslose Bekenntnis ihrer Seele ab.

„Und was gedenkst du nun zu tun?" fragte Amalie, nachdem sie mit großer Aufmerksamkeit dem Geständnisse zugehört hatte.

„Ich will ledig bleiben!" versetzte Adolfine fest. „Lieber sterben, als ein Verhältnis eingehen, welches dem Drange des Herzens widerstrebt!"

Amalie faßte ihre Freundin zutraulich bei der Hand, sah ihr forschend ins Auge, und sprach: „Liebe Freundin, bedenke wohl, was du sprichst. Man soll auf einen Schritt, der zur Erreichung eines Lebenszweckes führt, nicht so leicht verzichten, wie auf eine Einladung zu einem Balle oder zu einer andern gleichgültigen Handlung. Du bist ein Mädchen; Gattin und Mutter zu werden, ist deine Bestimmung hienieden. Tausende, die es wünschen, können sie nicht erreichen, dir führt der eigene Vater den Mann zu, an dessen Seite du den Anforderungen des Lebens an dich entsprechen kannst; einen Mann, welcher seine Fehler und Schwächen hat wie jeder Mensch, aber einem ehrenvollen Stande angehört, männlichen Sinn mit gereifter Erfahrung verbindet und auch die Mittel besitzt, um dich anständig zu erhalten. Für seinen moralischen Wert mag dir der Umstand bürgen, daß ihn ein Vater wählte, der in jedem Falle an seiner Tochter mehr verliert, als er an seinem Eidam gewinnen kann. Er bringt ein Opfer, um dich zur Frau zu machen, und das tut er sicherlich nicht ohne Grund. Ich an deiner Stelle schlüge ein!"

„Aber ich liebe ihn nicht, kenne ihn ja kaum!" schluchzte Adolfine, durch den unerwarteten Rat ihrer Freundin schmerzlich überrascht.

„Vielleicht liebtest du ihn, wenn du ihn näher kenntest!" fuhr jene fort. „Ach! Liebe, Liebe, vieldeutiges Wort, und eben in seinem unhaltbarsten Sinne am leidenschaftlichsten gesucht und ge-

priesen! Und wenn uns nun die Liebe zur Ehe geführt hat, da müssen wir uns durch manches lange Jahr erst gewöhnen, es mit einem andern Wort und Gefühle zu vertauschen, welches besser ins Leben paßt. Warum sollte eine Ehe, die schon da beginnt, wohin es andere erst bringen müssen, schlechterdings unglücklich sein? Ich lebe fünfzehn Jahre mit meinem Gatten, ich liebe ihn inniger als je, er ist mein wahrer Freund; — aber jene schwärmerische Liebe, welche man fast ausschließend zur Bedingung einer glücklichen Ehe macht, ist längst vorüber. Hältst du es denn für unumgänglich notwendig, früher zu träumen, um dann zu erwachen? — Ich denke, man könne ja auch wach vom ersten Augenblicke an in ein Verhältnis treten, in welchem Wachsein so nötig ist. Der Mann, den dir dein Vater gewählt, ist nicht mehr zu jung, desto ernster wird er das Leben nehmen; — ein großer Vorteil! Er hat nichts Abstoßendes in seinem Äußeren; — was braucht es mehr? — Schönheit ist vergänglich und verführerisch. Für seine Herzensgüte und alles übrige ist, wie gesagt, die Sorgfalt eines Vaters hinreichende Bürgschaft. Hat er Mängel an sich, so bleibt dir das befriedigende Bewußtsein vorbehalten, dir einmal sagen zu können: ‚Mein Mann ist durch mich besser geworden!‘ — Und heiratet man denn nur, um eine Frau zu sein? Sieh her, liebe Adolfine, — hier mein Karl, hier mein Heinrich, dort meine Cölestine, — wo wären sie, wenn ich einst so gesprochen hätte wie du? — Gleiche Früchte hofft die Welt von jeder unseres Geschlechtes; wie willst du es nennen, wenn wir Gelegenheit haben, dieser Forderung der Welt an unser Herz zu entsprechen und wir sie täuschen? — Ich möchte es Sünde nennen; wo nicht einen Raub, doch wenigstens ein sträfliches Versäumnis! — Obwohl ich manche trübe Stunde, manchen Tag der Angst und der Entbehrung verlebt habe, so bereue ich es doch nie, geheiratet zu haben! — Die Sache ist so klar, so offen, so ohne alle Hindernis, daß ich nicht begreife, warum du zögern solltest. — Wir sind keine Engel und haben auch daher keine Ansprüche auf Engel; wir leben auf einer Erde, wo man sich mit seinen Wünschen fein bescheiden muß, wenn man nicht bitter enttäuscht werden will. Wenn du von diesem Gesichtspunkte ausgehest, so sehe ich nicht ein, wie du mit der Wahl deines Vaters unzufrieden sein könntest; — es wäre denn, daß du mir nicht alles gestanden hättest, was dir auf der Seele liegt.“

Adolfine errötete; tiefe Bewegung malte sich in ihrem sprechenden Auge; allein ihre Zunge sträubte sich, ein Geständnis zu tun, welches sie noch keiner sterblichen Seele gemacht hatte.

„Du bist vielleicht nicht mehr frei?" forschte Amalie, in den Herzenstiefen ihrer Freundin lesend. — „Du liebst schon? Hast du schon gewählt?"

Adolfine sank weinend ihrer Freundin um den Hals.

„Hier?" fragte Amalie.

„Dort!" — erwiderte Adolfine, gegen Himmel deutend, indem ihr tränenumflortes Auge der Bewegung ihrer Hand nachfolgte.

„Dort?" wiederholte Amalie überrascht. „Du hast also schon geliebt, und deine Liebe folgte dem entrissenen Gegenstande nach jenseits?"

Adolfine nickte schweigend und lag lange schluchzend in Amaliens Armen. Erst nach einer feierlichen Pause wechselseitiger Rührung gestand sie ihrer Freundin folgendes. — Vor drei Jahren, als noch feindliche Invasionen die Grenze beunruhigten und ihr Vater im äußersten Orte der Provinz seine Krämerei betrieb, gab es Truppendurchzüge ohne Ende. Eine Seltenheit war es, wenn ein Militärkörper länger als einige Tage in der Grenzstadt lag. Unter die Ausnahmen dieser Art gehörte der Aufenthalt eines Jäger-Bataillons von der befreundeten Armee des Nachbarlandes, welches mit einem heimischen Artillerie-Train einige Monate hindurch die stabile Besatzung des nicht unwichtigen Punktes bildete. Ein Hauptmann des Jäger-Bataillons, welches größtenteils aus Freiwilligen gebildet war und viele Studenten unter seinen Führern zählte, war bei Droschke einquartiert. Das Erscheinen des jungen, liebenswürdigen Offiziers, welcher ebenfalls erst durch den Drang der neuesten Ereignisse bewogen, das Banner der Minerva mit der Fahne des Mars vertauscht hatte, fiel eben in Adolfinens ersten Lebensfestmond, wo ihr erwachendes Gefühl nach Idealen haschte. Sie schien es an dem männlich schönen Ernest Heim, dem mutvollen Vorkämpfer seiner patriotischen Kriegerschar, gefunden zu haben. Kurze Wochen reichten hin, um einen Bund für die Ewigkeit zu knüpfen. Die Macht der ersten Liebe wirkte in zwei Herzen gleich gewaltig, und nach beendigtem Kriege versprach Ernest, als der einzige Sohn wohlhabender Eltern, seiner schönen Adolfine,

sie als Braut nach Hause zu führen. Damals lebte noch Adolfinens Mutter; sie wußte allein um diese Liebe, für welche Droschke, in Spekulationen aller Art bis über die Ohren vertieft, zu jener Zeit wenig Interesse gehabt haben würde. Aber ein Ereignis der traurigsten Art zerstörte diesen innigen Verein. Eines Morgens war der Hauptmann aus seinem Zimmer verschwunden; ein Zettel, den er zurückgelassen, meldete, daß er durch das Los bestimmt worden sei, die Ehre des Bataillons gegen die kecken Anmaßungen eines gereizten Herausforderers zu verteidigen. Zugleich enthielt der Zettel die Bitte, was zu geschehen habe, wenn das Duell mit seinem Tode enden sollte, nebst einer kurzen, überaus herzlichen Zeile an Adolfine, welche seinen Abschied und den Schwur ewiger Liebe aussprach. In verzweifelter Angst erwartete diese den Ausgang des Tages. Aber noch war es nicht Mittag, als man den Hauptmann tödlich verwundet zurückbrachte. Der Stich seines Gegners, eines Offiziers von dem Korps der Feuerwerker, war ihm durch die Brust gegangen; er war wohl noch der Sinne, aber nicht der Stimme mehr mächtig. Adolfine sah ihn verscheiden; sein letzter Blick drang ihr unvergeßlich in das Innerste der Seele.

„Und diesen Blick," schloß Adolfine, „kann ich nicht vergessen; er band mich fester als der lauteste Schwur. In Ernest hab' ich mein Ideal gefunden; ich weiß, ich werde keinen Mann je finden, der mir das sein könnte, was er mir war. Meine Liebe ist mit ihm gestorben für diese Welt; sie lebt jenseits in der Erinnerung an ihn!"

„Wohl dir, liebe Freundin!" versetzte Amalie, „du hast deine Jugendliebe, rein und heilig, für alle Zeit bewahrt und gesichert! Sie bleibt als ein abgeschlossenes Ganzes, unangetastet und unentweiht, ein schönes Eigentum deiner Seele. So unglücklich du warst, so beneidenswert stehst du in dieser Beziehung vor Tausenden, deren erste Liebe abglimmt und verflackert wie Kerzenlicht oder durch nachfolgende Enttäuschungen getrübt und ihres ätherischen Lichtglanzes beraubt wird. Du hast in der Erinnerung an den Verklärten einen Trost für alle Fälle des Lebens, ein Asyl in Leiden, einen Stern in jeder Nacht. Aber um so sträflicher wär' es, dem Leben ganz entsagen, jede Anforderung der Welt an dich zurückweisen, jede Pflicht von dir abschütteln zu wollen. Was du deinem

Ernest warst, ist übertragen auf ein anderes Gebiet, auf das Gebiet geistiger Erhebung; er ist der Schutzgeist, der dich hienieden umschweben wird, wo du weilest; — was er dir im Leben hätte werden können, hat er durch seinen Tod auf jenen vererbt, der bestimmt ist, dein Gatte zu werden, der durch deines Vaters Mund dir angezeigt ist. Darum, Adolfine, rate ich dir nochmals, schlag ein! Der Schatten deines verblichenen Ernest wird dir gewiß nicht zürnen, wenn du ihm beweisest, wie schön du die Rolle des Schauspieles zu Ende führen kannst, dessen Vorspiel du mit ihm durchlebtest!"

Lange sträubte sich Adolfine gegen Amaliens Vorstellungen; aber diese war zu sehr Meisterin des Wortes, um ein so schwärmerisches Gemüt nicht gänzlich zu bewältigen.

Adolfinens Worte, als sie kam, waren: „Nie, nie! Lieber sterben als heiraten!" — Als sie ging, umarmte sie ihre Freundin mit dem Ausrufe: „Da hast du mein Wort, Amalie, — der Rittmeister wird mein Gatte; — aber du hast es auf deinem Gewissen!"

Amalie war in ihrer Ehe als Gattin und Mutter zu glücklich, um zu fürchten, daß ein braves Mädchen als Gattin und Mutter unglücklich werden könnte.

3.

Vierzehn Tage nach dieser Unterredung läuteten eines Abends die Glocken des Pfarrturmes zur Trauung. So wenig man es auch darauf abgesehen hatte, so war doch die Kirche gedrängt voll, denn alles nahm an der schönen braven Braut innigen Anteil, und vielleicht hatte sich mancher junge Mann, der jetzt einen unbemerkten Zuseher abgab, vor kurzem noch mit der Hoffnung geschmeichelt, einmal an der Stelle zu stehen, welche jetzt der Rittmeister im stolzen Bewußtsein des errungenen Sieges einnahm.

Einfach und anspruchslos, in nettem, weißem Kleide, eine weiße Rose in ihren dunklen Locken, schritt Adolfine an der Seite ihres Bräutigams durch das Spalier der Neugierigen. Manche wollten behaupten, daß sie eher einem Schlachtopfer gliche, als einer Braut, denn nur wenige waren der Meinung, daß sie sich als Gattin des Rittmeisters glücklich fühlen würde. Ihr Blick war ernst und ruhig, allein es war mehr die gleichgültige Ruhe entschiedener Resignation,

als jene ungetrübte heitere Spiegelung erfüllter Sehnsucht, welche über das Antlitz glücklicher Bräute solch einen ätherischen Schimmer haucht. Wie ein Werkzeug fremder Willkür ließ sie alles mit sich geschehen, was die Zeremonie erforderte. Sie verriet weder eine Spur von Freude, noch von Leid, und selbst das Jawort, diese verhängnisvolle Silbe, welcher das Ohr aller Neugierigen, als einem truglosen Prognostikum der Zukunft, mit reger Spannung lauscht, klang weder rasch, in ungeduldiger Freude sich überstürzend, noch weinerlich zitternd vor banger Ahnung, sondern deutlich und bestimmt, wie der Ausdruck der besonnensten Überlegung. Nur der Blick schien der Szene untreu und blieb, während des ganzen Trauungsaktes, starr zur Gottesmutter emporgeheftet, welche von dem Altarblatte lächelnd auf die Geopferte herabsah.

So ruhig aber die Tochter blieb, so bewegt gebärdete sich der Vater. Aus dem seligsten Lachen in das lauteste Schluchzen der Rührung überspringend, streifte er mehr als einmal ans Lächerliche und machte endlich nach vollzogener Feierlichkeit seinem Entzücken mit dem wiederholten Ausrufe: „Sie ist versorgt, sie ist versorgt!" in verschwenderischen Küssen und Umarmungen Luft.

Der Rittmeister war in bezug auf das weibliche Geschlecht kein Neuling. Er mochte es daher gar wohl eingesehen haben, daß ihn Adolfine nicht aus Liebe heirate, sondern nur, weil es ihr Vater wünschte und weil sie eben nichts gegen die Person ihres Bräutigams einwenden konnte. Er begnügte sich vorderhand mit dieser negativen Haltung, und gedachte sich durch nachgiebige Aufmerksamkeit gerechte Ansprüche auf eine gleiche Begegnung von seiten seiner Gattin zu begründen. Ohne daher mit ungestümer Zudringlichkeit gleich im ersten Augenblicke alles geltend machen zu wollen, was der Ehering in seinem goldenen Reifen einschließt, ließ er sie ohne Widerrede gewähren, um sie nach und nach an ihren Stand zu gewöhnen. Der günstige Eindruck konnte nicht fehlen. — Adolfine, welche in des Rittmeisters Wohnung mit dem Gefühle einer Sklavin einzog, die das Harem ihres neuen Herrn betritt, erkannte diese zarte Schonung ihrer Freiheit mit Dank an und erwiderte sie mit Beweisen herzlicher Achtung. Als der Rittmeister sah, daß die Behandlung wirke, setzte er sie mit lobenswerter Geduld fort und dachte sich: „Die Weiber muß man selbst kommen lassen. Sie gewähren uns nach und nach alles, was wir wollen, wenn wir nur

tun, als ob uns nichts daran läge. Ein Fabius manöveriert gegen sie wirksamer, als ein Hannibal!"*)

Wenn ihm etwas an ihr unangenehm auffiel, so war es ihr momentanes Versinken in sich selbst, ein unerklärbarer Tiefsinn, der oft in völlige Verlorenheit überging. — „Dagegen hilft nur Zerstreuung, — und eine Reise zerstreut am besten!" — Er machte ihr daher den Vorschlag, mit ihm einen Ausflug zu seinen Verwandten zu unternehmen, welchen er ohnehin versprochen habe, seine liebe junge Frau ihnen vorzustellen. Es war das erstemal, daß sie sich auf länger von ihrem Vater trennen sollte; es war aber auch das erstemal, daß sie ihr Gatte um etwas bat. Er hatte ihr in so vielen Dingen bis jetzt nachgegeben; das Gefühl der Billigkeit forderte es von ihr, dieses Opfer zu bringen, so schwer es ihr auch ankäme. Starinsky stellte sich entzückt über Adolfinens Einwilligung, und in wenigen Tagen darauf rollte der Reisewagen über die Grenze der Nachbarprovinz.

Bei des Rittmeisters Verwandten fand Adolfine eine überaus herzliche Aufnahme, welche ganz geeignet war, sie heiterer zu stimmen. Unterhaltungen, Spazierfahrten, Besuche in der Residenz, wo Schauspiel, Oper, militärische Aufzüge und Merkwürdigkeiten aller Art die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, wechselten mit häuslichen Festen und traulichen Familienzirkeln, und jenes herzliche Sichgehenlassen, jene ungezwungene Behaglichkeit, welcher sich jeder Mensch im Schoße der Heimat und im Kreise der Seinigen rückhaltloser hingibt, ließen Adolfinen auch an ihrem Gatten manchen Zug entdecken, der sie ihm geneigter machte und näher rückte, als es sonst vielleicht in Monaten geschehen wäre. Sie fing allmählich an, sich in ihr Verhältnis leichter und zwangloser zu finden, und gestand sich mehr als einmal selbst, daß sie es denn doch nicht so schlimm getroffen habe, als sie fürchtete. Nur wenn an manchem stillen Abende sich das Bild des armen Ernest vor ihre Seele drängte, da stieg es ihr heiß in die Wangen und unruhiger rang sie dann mit dem quälenden Zweifel, ob es Untreue gegen ihren Gatten sei, wenn sie an Ernest denke, oder Frevel an Ernests Schatten, wenn sie jenem hielte, was sie ihm doch vor

---

*) Quintus Fabius Maximus, genannt cunctator, der Zauderer, erkannte, daß er Hannibal in offener Feldschlacht nicht überwinden könne, und suchte ihn daher durch kleine Gefechte und andere Schachzüge zu ermüden.

dem Altare zugelobt. Nur die Erinnerung an Amaliens Reden konnte sie dann beschwichtigen und das Pflichtgefühl zu jener Stärke steigern, mit welcher es in einem unverdorbenen Herzen den Sieg über alle anderen Empfindungen davonzutragen imstande ist.

Adolfinens Rückkehr verursachte sowohl ihrem Vater, als Amalien die innigste Freude. Sie fanden sie viel heiterer, viel lebhafter, viel zufriedener als vor ihrer Abreise, und wenn Droschke nun um so freudiger sich schmeichelte, seine Tochter gut versorgt zu haben, so fühlte sich Amalie getröstet durch das Bewußtsein, daß sie ihrer Freundin wenigstens nicht allzuübel geraten. Der nächste Sonntag wurde dazu bestimmt, durch ein kleines Festmahl im Freien mit guten Freunden und Bekannten die Zurückkunft des Ehepaares herzlich zu feiern.

4.

Auf einem schattigen Hügel vor der Stadt war der Tisch gedeckt, an welchem sich Droschke mit Adolfinen, deren Gatten und einer gewählten Anzahl frohgestimmter Herren und Frauen ungezwungener Heiterkeit hingab. Im üppigsten Schmucke des Frühlings dehnte sich die Ebene mit ihren Saatfeldern, Dörfern, Wäldchen und Gehöften bis an den Fuß der nördlichen Hügelreihen hin, über welche das Hochgebirge, vom Höhenrauche des Mittags bläulich umduftet, in undeutlichen Umrissen hereinragte. In hundert und abermal hundert Krümmungen wand sich das bläuliche Flüßchen von dem westlichen Fichtengehölze her über die buntgeschachte Fläche des Tales. Seinen Windungen bald sich nähernd, bald sie fliehend, lief die Heerstraße wie ein braunes, straffgezogenes Band dem fernen Süden zu. Ein erquickliches Lüftchen wehte bisweilen durch die säuselnden Buchenwipfel, die der Gesellschaft zum grünen Schirmdache dienten, und lüstern äugelte der Sonnenstrahl durch das bewegte Laub auf die Kristallflaschen herab, deren würziger Inhalt bald dazu dienen sollte, die Zungen der Männer gesprächiger zu machen, als sie bis nun schon waren. Droschke war in seinem Seelenvergnügen und blickte auf sein Töchterlein, welches zwischen einem Kameraden Starinskys und Amalien saß, oft so zärtlich hinüber, als ob er seinen Tischnachbar, den Rittmeister, zum Wettstreite auffordern wollte. Aber je lustiger die Tischgesellschaft wurde, desto sinnender blickte Adolfine vor sich hin, und Amalie hatte

viele Mühe, ihrer Freundin Teilnahme an einem Vergnügen einzuflößen, wofür sie von jeher nur wenig Interesse zeigte. Erst mehrmaliger Aufforderung, über dieses oder jenes, was sie auf ihrer Reise gesehen, sich zu äußern, gab sie endlich nach und entfaltete, einmal ins Gespräch verflochten, eine solche Fülle gemütlicher Züge und treffender Bemerkungen, daß Starinsky selbst gestehen mußte, es sei gar vieles von dem, was er jetzt höre, spurlos an ihm vorübergegangen.

Das Thema war nun gegeben und wurde im mannigfaltigsten Wechsel durchgeführt. Reiseabenteuer aller Art kamen an die Reihe, und da mehrere Herren vom Militärstande an der Tafel saßen, so sprang das Gespräch gar bald vom Reisen aufs Marschieren und vom Gebiete des Friedens auf das des Krieges über. Gleichzeitig ging es auch an die Toaste, und je öfter die Gläser klangen und je lauter die auf Ordre der Herren Offiziere herbeigekommene Bataillonsbande ihre lieblichen Tonstücke anstimmte, desto lebhafter wurde erzählt und geschildert und mitunter auch — extemporiert.

Adolfine war indes wieder in sich selbst zurückgesunken und gab ihrer Nachbarin, der es nicht entging, nur halbe, wohl gar ironische Antworten, womit sie nicht verwunden, sondern einem verwandten Herzen nur andeuten wollte, wie sehr sie selbst verwundet sei. Den übrigen Gästen fiel es weniger auf, da jetzt die militärische Partei die Oberhand in der Konversation behauptete, und Vater Droschke meinte, seine Tochter horche der Musik so aufmerksam zu, für welche sie immer eine besondere Vorliebe hatte. Das war wohl auch der Fall, aber was für Empfindungen mit den Klängen in Adolfinens Herz einzogen, wie mancher Ton durch alle ihre Nerven schmerzlich nachzitterte, davon hatte vielleicht niemand außer Amalien eine Ahnung.

Eben wurde wieder ein lustiges Jägerstückchen aufgespielt, in welchem die Waldhörner die Hauptstimme führten, als dem Rittmeister, dem der Champagner schon ziemlich feurig aus den Augen leuchtete, eine Erinnerung zündend durch den Kopf zu fliegen schien. Adolfine bildete ihm gegenüber den völligen Kontrast. Regungslos und starr saß sie, als ob die Töne der Melodie sie ganz umstrickt und gefesselt hätten, während Starinsky einen kräftigen Schluck tat und sich den Schnurrbart strich, was so viel hieß, als daß er das Wort verlange.

„Kameraden," begann er, „weil wir denn eben so fröhlich beisammensitzen, so muß ich euch doch auch etwas aus meinem Leben zum besten geben, was ich nicht nur euch, sondern auch meinem wackern Herrn Schwiegerpapa und meiner herzliebsten Adolfine längst schon schuldig war."

„Heraus damit!" scholl es aus dem Munde aller Männer, indes Amalie Miene machte, als ob sie etwas für weibliche Ohren Unliebsames befürchtete.

„Nu, nu," rief der Rittmeister, — „es ist nicht so, wie die Gnädige vielleicht glaubt! Freilich ist's kein Kinderscherz, — aber ich meine, deutschen Frauen bringt's keine Unehre zu hören, daß deutschen Männern das Herz auf dem rechten Flecke sitzt!"

Adolfine zuckte unwillkürlich zusammen. Gerne wäre sie aufgestanden, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen; allein ein Blick auf Starinskys erhitztes Antlitz benahm ihr wieder alle Kraft, etwas zu wagen, was ihr vielleicht in diesem Augenblicke das erste rauhe Wort hätte zuziehen können.

„Ich bin euch noch allen den Bericht schuldig," fuhr Starinsky fort, „wie ich denn eigentlich zu meiner dermaligen Charge gekommen bin. Ich habe die Sache immer als eine Art von Geheimnis betrachtet, aber da ich hier unter guten Freunden bin, welche sie nehmen werden, wie sie zu nehmen ist, so glaub' ich frei von der Leber sprechen zu können. Vor kaum vier Jahren war ich noch an der Militärschule der Hauptstadt als Fechtmeister placiert. Mein Fach verstand ich wie keiner weit und breit, und wer aus meiner Schule hervorging, hatte keinen wackern Gegner zu scheuen. Das Arkanum*) meiner Kunst bestand, außer all den gewöhnlichen Handgriffen und Fertigkeiten, namentlich in dem Studium des menschlichen Auges. Nur den Blick meines Widerparts brauchte ich zu fixieren, und ich wußte genau, wohin sein nächster Stoß oder Hieb berechnet war, während ich ihn teils durch meine Ruhe, teils durch kühne Ausfälle dekontenancierte und unfehlbar — desarmierte, wenn ihm nichts Ärgeres widerfuhr. Der Ruf meiner Schüler, welche gewöhnlich die besten Raufer ihres Korps wurden, verschaffte mir ein ausgebreitetes Renommee. Gewiß jeder meiner jetzigen Kameraden wird von dem Meister Furioso gehört haben, unter welchem

*) Das Geheimnis.

Namen ich damals in der Armee besser bekannt war, als unter meinem wahren Namen. Als der Krieg ausbrauch, gab es vollauf zu tun. Alles wollte sich von mir hieb- und stichfest machen lassen, um dem Feinde kühn die Stirne bieten zu können. Übrigens stand ich damals noch bescheiden im Hintergrunde, und schickte nur meine Schüler in die Welt hinaus, welche rechts und links die glatten Muttersöhnchen zeichneten, daß ihnen die Gesichter aus dem Leime gingen. Um diese Zeit war's, wo in den Grenzorten Truppen verschiedener Nationen, welche mit uns alliiert waren, zusammen garnisonierten. Da gab es denn gar manche Reibung. Jeder wollte seine Nationalität auf Kosten der übrigen geltend machen, und so war's denn kein Wunder, daß oft mancher arme Teufel das Bad ausgießen mußte. So lag denn auch in einer dieser Ortschaften durch längere Zeit ein Artillerie-Train, welchem ein Bataillon Freiwilliger aus dem uns verbündeten Nachbarstaate zur Verstärkung beigegeben wurde. Diese beiden Truppenkörper wollten durchaus nicht zusammensehen. Unsere Bombardiers, tüchtig gebildete, ruhige Männer, von mehr Studium als Agilität, bedienten ihre Geschütze, daß es eine Freude war, führten aber ihre Degen mehr zur Zierde, als zum Gebrauch, und bildeten eine geschlossene Gesellschaft, welche sich um die übrigen wenig kümmerte. Die fremden Jäger hingegen, blutjunge Feuerteufel, welche kaum den Hörsälen der Universität entschlüpft, ihre Hieber eben mit dem Säbel vertauscht hatten und nun vor Übermut nicht wo aus, wo ein wußten, ärgerten sich gar gewaltig über unsere gesetzten Herren und spöttelten und neckten sie, wann und wo sie konnten. Trotz aller Mäßigung von seite der Unsrigen kam's nur allzubald zu ärgerlichen Auftritten, welche mehrere Herausforderungen zur Folge hatten. Daß die Unsrigen dabei im Nachteile blieben, ist natürlich; sie waren an etwas Ernsteres gewöhnt, als an renommistische Fuchteleien. Ein paar tüchtige Offiziere kamen mit bedeutenden Schmarren davon. Einer, ein Familienvater, nebstdem ein trefflicher Mann vom Fache, blieb auf dem Platze. Die jungen Raufbolde wurden dadurch nur kühner und erlaubten sich die empörendsten Insolenzen. Da wendeten sich die Offiziere des schwer gekränkten Korps unmittelbar an den Kommandanten, und eine List gab der ganzen Sache eine andere Wendung. Der Kommandant, der mich wohl kannte und mir in diesem Punkte viel zutraute, schrieb mir zu und machte mir den

Antrag: ‚Ob ich nicht die Ehre jenes Korps retten, und wenn es mir gelänge, eine Leutnantsstelle in einem beliebigen Truppenkörper als Lohn für meine Dienste annehmen wolle.‘ — Das war mir ein gefundener Handel. Ich sage ihm vorläufig zu, mache mich eilends auf den Weg, komme bei Nacht und Nebel an und sitze bereits am nächsten Mittag, verkappt in die Uniform eines Bombardiers, an der Table d'hote so breit und keck, als ob ich mein Lebtag nichts anderes gewesen wäre. Schon am Abende des ersten Tages gab es einen kleinen Auftritt; allein der ausländische Zungenfechter, auf den es abgesehen war, befand es für gut, das Feld zu räumen, eh' ich mit dem schweren Geschütz anrückte. Die Sturmglocke mochte er gewaltig gezogen haben, denn des andern Tages wimmelte an den Nebentischen alles von grünen Herrchen, welche so trotzige Reden führten, als ob sie die ganze Welt par force jagen wollten. Mir juckte und zuckte es in den Fingern, daß ich mehr als einmal nach der Klinge fuhr, aber meine Quasi-Kameraden wollten nicht der angreifende Teil sein und hielten mich gewaltsam zurück. Das kitzelte die Herren nebenan zur Übergebühr, und von Seitenblicken kam es zu Stichreden, von Stichreden zu Anspielungen, bis endlich ein zwanzigjähriger Enkel Teuts*), welcher vielleicht kaum vor einigen Monaten aus dem Flausrocke gekrochen war, sich ganz breit und vierschrötig auf einen Stuhl neben uns hinwarf und den vor ihm liegenden Degen eines unserer Offiziere mit den Worten: ‚Weg mit der Nadel da!‘ unsanft beiseite schob.

‚Die Nadel bleibt da!‘ schrie ich auf, und schob den Degen auf seine vorige Stelle zurück. — ‚Es könnte noch eine Fliege zu spießen geben! —‘

‚Seht mal! Das ist doch gar zu drollig!‘ scholl es unter wildem, ungebärdigem Gelächter durcheinander.

‚Wenn's beliebt, so können es die Herren noch drolliger haben!‘ rief ich drohend. ‚Unser Spiel ist ohnedies noch nicht im reinen; vielleicht schlägt diesmal unsere Karte!‘

‚Va banque!‘ spöttelte der Keckste unter ihnen. ‚Es gilt, gilt!‘ lärmten alle zusammen, als ob sie uns samt Haut und Haaren fressen wollten.

‚Wie's beliebt, meine Herren!‘ entgegnete ich. ‚Wollen Sie mir

---

*) angeblich ein altgermanischer Gott (= Tuisko).

ein jeder einzeln die Ehre geben, oder wollen Sie lieber Ihren besten Mann stellen, — mir ist es gleich! Aber das sag' ich Ihnen, daß wir uns nicht eher wieder in dieser Stube finden, als bis Sie uns eingestehen, daß auch wir den Degen zu führen wissen!'

Mit diesen Worten stand ich auf; alle meine Scheinkameraden folgten mir; ruhig schnallten wir unsere Degen um und verließen das Zimmer und die staunenden Großsprecher, welche nun wahrscheinlich gar furchtbar erbittert die Köpfe zusammensteckten und Rat hielten.

Ich schlief ganz ruhig; denn ich war meiner Sache gewiß. Am andern Morgen weckte mich mein Bursche und übergab mir einen Zettel mit dem Bedeuten, daß es Eile damit habe. Er enthielt die Antwort auf meine Herausforderung. — „Um 6 Uhr werden Sie im Eichenwäldchen Ihren Gegner finden. Es gilt die Ehre des Degens. Wir scheuen keine Zeugen." — Unterschrieben war das sämtliche Offizierkorps des fremden Jägerbataillons. Ich sprang in aller Hast aus dem Bett, ließ in der Eile unsere Offiziere zusammenholen und schnallte meinen Degen in voller Überzeugung um, daß ich es mit all den Eisenfressern der Reihe nach zu tun haben würde. Aber sei es, daß sie gelost oder daß sie die ganze Sache ihrem anerkannt besten Fechter übertragen hatten, kurz, ich fand, als ich auf den Platz kam, nur einen einzigen Gegner, welcher für die übrigen Anwesenden den Gang tun zu wollen erklärte. Mich dauerte fast der junge, hübsche Mann, welcher nicht ganz unbefangen schien, und daher um so gewisser ein Opfer des gefährlichen Spieles zu werden versprach. Die Stellung wurde genommen; erblassend bis ins Innerste trat der bildschöne Junge mir gegenüber. Als aber die Degen klirrten und aller Augen auf unsere Klingen gerichtet waren, da wuchs er plötzlich empor, rollte ganz wild die Augen, als ob ihm die Courage mit einem Male in die Glieder gefahren wäre, und drang wütend auf mich ein, daß ich in der Tat Mühe hatte mich zu decken. Allein eben in seinem übertriebenen Feuer gab er manche Blößen, die ich anfangs nicht benützte, um ihn irre zu führen. Mein Auge scheinbar gegen seine Kehle richtend, auf die er es daher zunächst abgesehen wähnte, erwartete ich nur den Augenblick, wo er bei einem Ausfalle die Brust bloß gäbe. Meine Berechnung war gut, der hitzige Neuling ging dem Meister Furioso in die Falle. Eben glaubte er mich kalt zu machen, als er, wie eine Leipziger Lerche gespießt, auf meiner Nadel stak. Der Stich war ihm durch die Brust gegangen, nach wenigen Stunden

ging er zu unserem getöteten Kameraden hinüber, um ihm zu sagen, wie die Herren von der Kanone die Ehre des Degens gerächt hatten. Von dieser Zeit an ließen uns die jungen Raufbolde Ruhe, und bald darauf marschierten wir vereint der Schlacht entgegen. Der Kommandant hielt getreulich Wort; als Leutnant einrangiert, zog ich aus, nach der ersten Schlacht war ich Kapitän, und ein Jahr darauf trat ich infolge eines vorteilhaften Tausches zu der Husaren-Eskadron über, welche ich bald als Chef zu kommandieren gedenke.

Starinsky hatte geendet, und alles wünschte ihm Glück zu seiner glänzenden Karriere, als plötzlich ein Schreckensruf Amaliens die Aufmerksamkeit unterbrach, mit welcher man bisher des Rittmeisters Berichte gefolgt war. Adolfine lag ohnmächtig in den Armen ihrer Freundin.

„Um Gottes willen, was haben Sie gemacht?“ rief Amalie, welche die Fortsetzung einer Erzählung, deren Beginn sie schon mit der ängstlichen Besorgnis vernommen, nicht mehr zu hindern vermocht hatte. Adolfine gewann mit jedem Worte, das aus dem Munde ihres Gatten kam, die volle Gewißheit, daß er der Mörder ihres unvergeßlichen Ernest Heim war. In höchster Aufregung, mit atemloser Spannung lauschte sie seinen Reden, bis bei der traurigen Katastrophe ihre ganze Kraft mit einem Male zusammenbrach, und sie leblos, wie eine geknickte Blume, zurücksank.

„Herr Schwiegersohn,“ stotterte Droschke, seiner Tochter beispringend, „das ist eine fatale Geschichte! Wir haben vergessen, daß wir's mit zarten Nerven zu tun haben!“

„Wird sich geben!“ entgegnete Starinsky, ebenfalls mit Adolfinen beschäftigt, „als Frau eines Kriegers muß sie sich an dergleichen Abenteuer gewöhnen!“

„Ach! Sie verstehen sie alle nicht!“ seufzte Amalie und suchte die Leichenblasse durch stärkende Mittel zur Besinnung zurückzubringen „Gehen Sie, gehen Sie,“ sprach sie zu dem Rittmeister, „lassen Sie mich mit ihr allein. In solchen Fällen wissen wir Frauen besser, was frommt!“

„Was?“ versetzte Starinsky mit einiger Heftigkeit, welche die Wirkungen des Champagners zu verraten schien. „Ich sollte meine Frau verlassen, wenn sie der Hilfe bedarf? — Potz Blitz, so wenig als meine Standarte!“

Mit diesen Worten faßte er sie ganz kräftig um die Mitte und

hob sie vom Stuhle auf, um sie in das nahe Gartenhaus zu tragen.

Adolfine öffnete langsam die Augen, aber ein lauter Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen, als sie ihres Gatten Blicken begegnete und sich von seinen Armen umschlungen fühlte. — „Fort, fort!“ ächzte sie mit sterbender Stimme und verfiel in einen Starrkrampf, der ihr zum zweiten Male Wärme und Besinnung raubte.

Das fröhliche Festmahl endigte mit einer Szene allgemeiner Bestürzung. Trotz aller angewendeten Versuche war Adolfine nicht zu erwecken. Zum Glücke war Amaliens Gatte, der Stadtarzt, auch mit an der Tafel: allein selbst dieser konnte dem besorgten Vater keine andere Beruhigung gewähren, als daß eben nichts versäumt worden sei. Übrigens schüttelte er bedächtig den Kopf und erklärte den Zustand für so bedenklich, daß es durchaus unzulässig wäre, sie in die Stadt zu bringen. Nur auf sein Zureden entfernte sich der Rittmeister, und auch die übrige Gesellschaft zerstreute sich, um der Erkrankten die nötige Ruhe zu gönnen.

5.

Erst spät in der Nacht kam Adolfine zu sich. Ihre Nerven waren so sehr angegriffen, daß eine schwere Krankheit zu befürchten stand. Am frühen Morgen wurde sie in einer Sänfte in die Stadt zurückgebracht.

Jetzt ließ sich Starinsky durch die Vorstellungen des Arztes nicht länger abhalten, an Adolfinens Lager zu treten. Die Wirkung seines Erscheinens war die nämliche, wie gestern. Wie Espenlaub zitterte sie am ganzen Leibe, schlug die Hände krampfhaft vors Gesicht, und erwiderte die Frage ihres Gatten, wie sie sich fühle, mit einem noch ängstlicheren: „Zurück, zurück!“

Weder Amalie, noch ihr Gemahl, welchem sie das Geheimnis der Unglücklichen mitgeteilt hatte, wollten schon jetzt, wo noch nicht alle Hoffnung aufzugeben war, den sonderbar Ergriffenen von dem Grunde dieser ihm unerklärlichen Erscheinung unterrichten. — „Wenn sich das Übel wieder gibt,“ dachten sie, „so ist es ja zur Erhaltung des häuslichen Friedens unumgänglich notwendig, Adolfinens Seelenleid einem Gatten geheim zu halten, welcher weder Bildung, noch Gefühl genug besäße, um solch ein tiefgewurzeltes Wehe schonend zu entschuldigen. Sollte sie aber — was leider nur zu wahr-

scheinlich war — dem Überreiz ihres Nervensystems erliegen, wozu ein Geheimnis profanieren, in welchem die Unglückliche den einzigen Trost für ein zerstörtes Dasein fand?" — Starinsky und Droschke wurden daher mit der Erklärung hingehalten, daß in Adolfinens Organismus lange schon eine Störung vorbereitet gewesen sein müsse, zu deren Ausbruch zufällig jene grelle Schilderung Anlaß gab, worüber man sich jedoch damit vertrösten könne, daß wahrscheinlich jedes andere ähnliche Begebnis, etwa ein Unglücksfall auf offener Straße, oder ein Leichenzug, oder eine ergreifende Lektüre u. dgl. eine gleiche Wirkung gehabt haben würde. Der Rittmeister ließ sich bald überreden, und wußte sich auch im Kreise seiner Kameraden bei Wein und Kartenspiel möglichst zu beruhigen. Aber Vater Droschke fand keine Ruhe; fast stündlich eilte er zu seiner kranken Tochter und belauschte jeden Atemzug der Dahinsiechenden und erinnerte sich wohl mehr als hundertmal mit immer lauterer Selbstanklage an seinen voreiligen Jubelruf: „Sie ist versorgt, sie ist versorgt!"

Am meisten litt Amalie, welche sich den Vorwurf, zu einer so unglücklichen Verbindung geraten zu haben, mit jedem Besuche schmerzlicher erneuern mußte. Selbst von ihrem eigenen Gatten fand sie sich diesfalls wenig beschwichtigt, denn er konnte es nicht verhehlen, daß an des Rittmeisters Seite für Adolfinen keine Genesung möglich sei.

Nach wiederholten Anfällen, welche in der höchsten Potenz nahe an Wahnsinn grenzten, verfiel die Unglückliche in ein deutlich ausgesprochenes Nervenfieber, welches von dem Arzte für höchst bedenklich erklärt wurde. Amalie fürchtete nun mehr als je, daß die Kranke in den Phantasien ihrer Fieberhitze an sich selbst zur Verräterin werden und ihrem Gatten, den man nun nicht länger fern halten konnte, einen offenen Blick in ihr unbewachtes Innere gönnen würde; allein wunderbarerweise blieb sie sich selbst in diesem Zustande getreu und äußerte wohl unverhohlen ihren Abscheu gegen Ernests Mörder, ohne jedoch im geringsten den Grund davon ahnen zu lassen. Droschke war in Verzweiflung und bat seinen Eidam dringend, Adolfinens Ruhe nicht mehr zu stören. Immer schwächer wurde die Leidende: ihre Züge veränderten sich auffallend, und eben als der Arzt sie für unrettbar verloren erklärte, äußerte sie zum erstenmal wieder, daß sie sich ganz wohl fühle und nun keine

Schmerzen mehr empfinde. Eine überirdische Ruhe schien über ihr blasses, eingefallenes Antlitz ausgegossen, als sie eines Tages nach Amalien verlangte, um ihr, wie sie sagte, etwas Wichtiges mitzuteilen.

Nur ungern ließ der Arzt seine Frau zu ihr, da er nicht nur die Krankheit selbst für ansteckend erklären mußte, sondern Amalien so sehr angegriffen sah, daß er nicht wenig Grund hatte, für die Mutter seiner Kinder auch in geistiger Hinsicht besorgt zu sein. Allein dem Wunsche der Todkranken konnte er diese, vielleicht letzte Bitte nicht abschlagen.

Als Amalie kam und, hingerissen vom Gefühle, ihre Freundin umarmen wollte, winkte ihr diese fern zu bleiben und sprach mit leiser Stimme: „Tritt nicht näher, liebe, einzige Vertraute meines Herzens! Auf meiner Zunge sitzt der Tod. Ich wollte dich nur bitten, daß du dir meinetwegen keinen Vorwurf machst! Ich danke dir vielmehr, danke dir innig; denn ich fühle es klar, nur auf diesem Wege konnte ich eher dahin kommen, wohin ich mich sehne. Schon winkt mir ein bekanntes Antlitz; — ich komme, Ernest, — ich komme! Lebe wohl, Amalie! Tröste meinen Vater, und sag ihm: Jetzt erst ist seine Tochter — versorgt!"

Es waren ihre letzten Worte. In einer Stunde darauf, während sie, ruhig lächelnd, mit emporgeschlagenen Augen dalag, — war sie nicht mehr. —

„Ihr unglückliches Duell hat Ihnen Ihre Frau gekostet!" rief Amalie mit schneidender Ironie dem Rittmeister zu, welcher mit mehr Rührung, als man ihm zugetraut hätte, an das Lager der Verklärten trat.

„Weiß Gott!" schwor er, sich eine Träne aus dem Auge wischend, „ich duelliere nicht mehr in meinem Leben. Der junge Jäger muß mir's angetan haben!"

Droschke stand vernichtet und fand weder Worte noch Tränen, aber seinen starren Mienen merkte man es an, daß der Tod seiner Adolfine auch ihm das Herz gebrochen habe.

Amalie aber gelobte es sich stillschweigend in die Hände ihrer verklärten Freundin, nie mehr zu einer Verbindung zu raten, wobei ein Herz sich Zwang antun soll.

Die ganze Stadt sprach teilnehmend von dem unglücklichen Schicksale des liebenswürdigen Geschöpfes, dessen sie sich seit langem

zu rühmen hatte; aber niemand als der Arzt und seine Frau wußten um den eigentlichen Grund dieses betrübenden Ereignisses. Sie bewahrten das Geheimnis, das ohnedies niemanden zur Beruhigung dienen konnte, getreulich, bis durch dessen Enthüllung niemand mehr zu kränken war. Doch dieser Zeitpunkt trat gar bald ein, denn der Rittmeister ging, ehe er noch zum Eskadronschef vorrückte, in Pension, und übersiedelte in eine andere Provinz. Droschke aber lag schon im nächsten Jahre auf dem Friedhofe neben seiner Tochter, welcher er einen einfachen Grabstein hatte setzen lassen, worauf als Inschrift der Ausdruck seines voreiligen Jubels eingegraben war, nämlich die drei Worte: „Sie ist versorgt!"

Die Blaue.

Wieder blickten zwei feurige Schwarzaugen durch das blecherne Siebfensterchen an der Türe, als ich kaum vor meines Freundes, des jungen Doktors J., Wohnung die Klingel gezogen, und wieder fragte mich ein helles Stimmchen: „Wer wünscht Einlaß?" — Und wieder ging, als ich meinen Namen nannte, die Türe auf, und ein niedliches Wesen äußerte mit Bedauern: „Ach! lieber Herr, heute haben Sie sich leider umsonst bemüht; der Doktor sind in der Stadt zu Gaste."

Wie verschieden ist eine solche Abfertigung von dem dummdreisten Begegnen übermütiger Kammerdiener, von den groben nichtssagenden Antworten achselzuckender Türsteher, welchen man sich an dem Grenzzollamte mancher Antichambre auszusetzen hat. Nicht selten, ich muß es gestehen, war ich sogar mit jener höflichen Abweisung nicht begnügt, sondern ich fragte um das Detail der Einladung, um den Ort, um die Stunde der Rückkehr, um dieses und jenes, was eben interessant genug war, um keine uninteressante Antwort zu veranlassen. Mir kam es dann immer vor, als ob ich nicht vor einer Magd, sondern vor einem Fräulein stände; mit leiser Scheu betrachtete ich das liebe, blasse Gesicht mit dem leidenden Zug über dem Auge; bemerkte mit schonender Neugier, wie sie meinen Fragen um ihr früheres Schicksal auswich, und konnt' es nicht über das Herz bringen, den Hut auf den Kopf zu setzen, so

lange ich auf der Türschwelle mit der angenehmen Pförtnerin zaudernd sprach und sprechend zauderte.

Längst schon hatte ich den Doktor selbst über dieses Mädchen aus der Fremde (denn dafür bürgten Tracht und Mundart) fragen wollen; aber trotz des Vertrauens, das ich sowohl auf ihn, als auf das liebe Kind setzte, wagte ich es doch nicht; denn es gibt gewisse Verhältnisse, die erst dann verletzend werden, wenn man auf sie anspielt, und als eine solche Anspielung wollte ich meine Frage um das Mädchen durchaus nicht gedeutet wissen. Endlich in einer Stunde froheren Beisammenseins, wo ich über die Langweiligkeit und Unbestimmtheit des Junggesellenlebens, das ich damals noch führte, mich ausließ, gab sich die Gelegenheit von selbst.

„Was mein Garçonleben betrifft," meinte der Doktor, „so bin ich recht gut daran; ich fühle alle Bequemlichkeiten desselben, und vor dem Unbequemen, worin man als ein Ungeübter, Eckiger, Ungefügiger, kurz als ein Mann oft gerät, bewahrt mich meine — Jette!"

„Ihre Jette?" begann ich, „das feine sittige Wesen, das mir immer öffnet? Es mag wohl ein recht gutmütiges, häusliches Geschöpf sein: man merkt es ihr in allem an."

„Und für mich ginge sie denn gar durchs Feuer," erwiderte der Doktor; „ich sollte es nicht sagen, aber ich verdanke die aufrichtige Zuneigung des Mädchens meiner Gutmütigkeit und meinen unbefangenen Ansichten über gewisse Gegenstände des gewöhnlichen Vorurteiles. Sie ist eine Rheinländerin — der Zufall führte sie mir auf meiner letzten Reise durch Deutschland entgegen."

„Das dacht' ich mir wohl gleich, daß sie jener Gegend angehöre. Sie ist wohl eine Waise? — Ich merkte längst, daß es mit ihr ganz besondere Bewandtnis haben möge, und ihre ganze Erscheinung spricht mich seltsam an."

„Ich will Ihnen die Geschichte des armen Kindes erzählen unter der Bedingung, daß sie meinen redlichen Absichten keine unlauteren Motive unterschieben. Hören Sie denn:

Auf meiner Reise kam ich in ein Dorf am Rhein, welches von drei Seiten Berge, von der vierten den majestätischen Strom zu natürlichen Grenzen hat. Es war eben Sonntag; die Glocken leierten in lieblicher Harmonie das Landvolk aus allen Richtungen zusammen. Bursche und Dirnen wandelten in ihren Festtagskleidern

der Kirche zu. Recht anmutige Gesichter sahen mir entgegen und nickten mir freundliche Grüße. Wohlhabenheit und besonders Reinlichkeit spiegelte sich in Tracht und Haltung. Auffallend waren mir die blendend weißen Schürzen der Dirnen, auf welche sie sich nicht wenig einzubilden schienen, wiewohl sie nur eine geringe Zugabe zu dem einfachen, geschmackvollen Staate bildeten, welcher ihre schlanken Gestalten umschloß. Um so befremdender war es daher für mich, als ich eben um die Kirchenecke bog, ein hübsches, blasses Mädchen — es war Jette — ganz allein mit einer blauen Schürze zu bemerken. Mit frohem Gruße eilte sie auf die übrigen zu, aber, als ob eine Verpestete unter sie träte, wichen alle zurück und ließen sie mit dem verächtlichen Rufe: „Eine Blaue" seitwärts stehen. Weinend wankte sie zurück, lehnte sich an die Dorflinde — hinter welche ich mich stellte, um sie näher zu beobachten — und rang laut schluchzend die Hände. Die Unglückliche flößte mir Teilnahme ein. Ich sah, wie die Mädchen flüsternd und spöttelnd im Vorübergehen sich von ihr abwendeten, wie sie wohlgefällig und stolz an ihren weißen Schürzen tändelten und zupften, während auf Jettes blaue Schürze die Tränen trostloser Verzweiflung niederrollten. Daß die Farbe der Schürze etwas zu bedeuten habe, vermutete ich nun wohl, ohne jedoch den Zusammenhang derselben mit der öffentlichen Meinung einzusehen. Einer der Bursche, welche sie im Vorbeischlendern mit frechen Witzreden neckten, ließ mich beiläufig den Grund ahnen. Das arme Mädchen ertrug allen Hohn gelassen und starrte lange regungslos vor sich hin. Plötzlich, wie von einem raschen Entschlusse durchzuckt, wankte sie, fast versagenden Fußes, durch ein Seitengäßchen fort. Ich ihr nach. Am Ufer des Rheins hielt sie an. Ich hinter ihr; sie sah mich nicht. Jetzt faltete sie die Hände, betete stumm und inbrünstig, riß sich dann die blaue Schürze vom Leibe, erhob sich zum Sprung in die Wellen — und erwachte von einer langen todähnlichen Ohnmacht erst auf meinem Zimmer, auf welches ich sie bringen ließ, unbekümmert um die Bemerkungen des Dorfvolkes, welche mir gleichgültig sein konnten. Als sie zu sich gekommen, entdeckte ich ihr meinen Stand, und bat sie ruhig und unbesorgt zu sein, und in mir einstweilen nichts als den Arzt zu sehen.

Sie fügte sich meinen Bitten willenlos, als ob sie Befehle wären, und versank zu meiner großen Freude in einen erquickenden

Schlummer, während dessen ich Zeit fand, mich von ihrem Schicksal näher zu unterrichten. Mein Gastwirt, zu dessen Hausleuten Jette bis heute gehört hatte, ermangelte nicht, mir ihre Leidensgeschichte ausführlich, mit manchen unliebsamen Glossen und spöttischen Derbheiten entstellt, mitzuteilen. Es war eben keine Kunst, das Wahre von der Zutat gemeinen Vorurteils zu unterscheiden, und so gestaltete sich denn folgende Erzählung als treuer Bericht über Jettes Schicksal.

Das Dorf, in welchem ich ihr Lebensretter geworden, war ihr Geburtsort, ein Ort, welcher wegen seiner Abgeschiedenheit auch in den Sitten der Einwohner etwas Abgegrenztes, Eigentümliches hatte, so zwar, daß — wie es leicht geschieht, gewisse Sprichwörter, Gewohnheiten und Witze nur innerhalb des Kesseltales, in welchem das nette Dörfchen lag, gangbare Münze waren. Ihrer Eltern, armer Pächtersleute, frühzeitig beraubt, wurde sie von der Besitzerin eines benachbarten Schlosses, einer alten, lesesüchtigen, aber guten und herzlichen Dame, aufgenommen und wie eine Tochter des Hauses gehalten. Die Geistesrichtung ihrer Erzieherin blieb nicht ohne Nachwirkung. Auch Jette hatte bald aus bunter, ungewählter und tendenzloser Lektüre, in romantischer Einsamkeit, das Gift der Überspanntheit und Schwärmerei eingesogen. Strenge Abgeschiedenheit, gänzliche Unbekanntschaft mit der Welt und Mangel an einer festeren und geistigen Stütze zogen diesen Auswuchs einer lebhaften Phantasie groß. Da starb plötzlich ihre Wohltäterin eher, als sie für Jettens Los noch gesetzliche Fürsorge getroffen hatte. Jette war zum zweitenmal verwaist, im Augenblicke der tätigsten Entwicklung ihres Innern. Ihrem Schicksale nunmehr allein überlassen, an eine zartere Behandlung gewöhnt, als man bei einer ungebildeten Dorfbewohnerin erwarten kann, verdung sie sich in dem kleinen, aber wohlbestellten Gasthofe des Dorfes, wo ich eingekehrt war, als Aufwärterin. Hier, wo Reisende, welche längs dem alten Rhein hinabziehen, häufig einsprechen, fand sie Gelegenheit genug, sich durch ihre ungewöhnliche Bildung bei den Reisenden und dadurch auch anfänglich bei ihren Wirtsleuten beliebt zu machen.

Einmal kam — so gestand sie mir in der Folge auch selbst, als ihr meine Versicherung, daß ich von ihrem Schicksale bereits genau unterrichtet sei, den Mund geöffnet hatte — ein reisender Maler an, ein junger Mann, braungelockt, mit Spitz- und Kinn-

bart, feurigen Augen, hoher Stirne, in welche der breite Hut, mit vorquellenden Locken, tief hinabgedrückt war; lebhaft in seinen Wendungen, treuherzig in seinen Reden — ein Wiener. Jette machte nicht minderen Eindruck auf ihn, als er auf sie. Als Gesellschafter eines reichen Kavaliers konnte er sich die Zeit seines Bleibens nicht selbst bemessen. Übrigens war sie lang genug, um zwei Porträts zu malen, zwei Ringe zu wechseln, und voreilig ein süßes Band zu knüpfen, dessen bittere Frucht Jettens Lebensglück vergiftete. Der Maler reiste ab — ungern, mit gebrochenem Herzen, wie er vorgab — aber er reiste ab — und war schon fern, weithin über alle Berge, als das Gerücht die Schuld der armen, betrogenen Jette der Welt kund gab. Bald begannen nun die wahren Foltern ihrer Seele. Nachdem sie schwächlich längere Zeit im Hause umhergeschlichen, manchen schmerzenden Seitenblick der Hausleute, manches harte Wort der Nachbarn geduldig hinabgedrückt hatte, sollte sie — es war am Sonntage, wo ich ankam — zum ersten Male ins Freie. Schon rief aus der nahen Kirche die Orgel. Ein süßer Drang, alle Sündenlast abzuwälzen von ihrem Herzen, trieb sie an, ihren ersten Schritt auf geweihten Boden zu tun, um zu bereuen, zu büßen. Sie bat um ihren Sonntagsstaat. Schweigend schob ihr die zweite Magd des Hauses ihn auf den Stuhl hin. Schon schloß sich das faltige Röckchen um die schlanken Hüften; schon saß das nette Häubchen auf dem schön gescheitelten Haare; schon wollte sie die blanke Schürze umbinden — da bemerkte sie — und fuhr entsetzt zurück — daß man ihr statt der weißen Schürze eine blaue hingelegt hatte. Jetzt erst sah sie die Bedeutung eines Ausdruckes ein, dessen sie wohl öfter schon als eines argen Schimpfes erwähnen gehört hatte, ohne jedoch seinen Sinn zu ahnen.

In ihrem Geburtsorte nämlich, sowie auch in Bayern und anderen deutschen Provinzen, herrscht seit alter Zeit die Gewohnheit, daß Mädchen, welche sich einen gleichen Fehltritt wie Jette hatten zuschulden kommen lassen, keine weiße Schürze mehr, sondern nur eine blaue tragen dürfen. Es wird ihnen dadurch ihr Vergehen sozusagen immer unter die Augen gehalten; in der Kirche läßt sie niemand in den Stuhl; bei feierlichen Aufzügen finden sie keine Begleiterin; auf Kirchweihfesten keinen Tänzer; jeden freieren Scherz müssen sie sich gefallen lassen, und wagen sie irgendwo über ihr trauriges Los eine Klage anzubringen, so heißt es nur: ‚Laßt sie, 's ist eine Blaue!‘

Nur zu schmerzlich erfuhr auch Jette, wie schrecklich ein Fehltritt durch die sonst gleichgültige Farbe eines wertlosen Kleidungsstückes werden könne; wie der Vergeltung nichts zu unbedeutend sei, um ihr Opfer damit zu züchtigen. Notgedrungen, ja fast unwillkürlich (denn ihrem Bitten und Flehen um die älteste, abgetragenste Schürze, wenn sie nur weiß wäre, gab niemand Gehör) band sie den blauen Laken um; nahm sich ein Herz, trat ins Freie, mitten unter die Dirnen, die zur Kirche schritten, um sich gleichsam unter den Reinen zur Stätte der Buße einzuschwärzen. Schön geschmückt mit schneeweißen Schürzen zogen die Dorfmädchen einher, großenteils ihre Gespielinnen in frühester Jugend, zu fröhlichen Paaren, traulich geschlossen, feiertäglich erbaut. Sie konnte dem Drange ihres Herzens nicht länger widerstehen; das Bewußtsein der Genesung nach schmerzlichem Ringen mit dem Tode; die Hoffnung, des Wiedersehens Freude werde keinem Vorwurfe Raum geben, ließen für einen Augenblick auf ihr schimpfliches Wahrzeichen vergessen. Wie schmerzlich sie daran erinnert wurde — davon war ich selbst Zeuge.

Noch kämpfte die Arme im Wachen und in Fieberträumen mit den qualvollen Nachwehen ihrer zwar verdienten, aber harten Züchtigung, als ich ihr entdeckte, daß ich im Begriffe stehe, nach Wien zurückzukehren, daß ich sie mitnehmen, und ihr in allen Ehren die Führung meines Hauswesens überlassen wolle.

Mein schlichtes Wesen, mein unbefangenes Mitleid, mein rascher Antrag, — kurz, alles bestimmte sie, mir zu folgen. Ich hielt ihr redlich Wort, das muß ich mir selbst nachrühmen; sie vermißt nichts bei mir — nichts — als —"

„Vielleicht die Möglichkeit, den zu sehen," fiel ich ein, „der ihres Leidens Urheber war —?"

„Diese Möglichkeit ist ja hier in größerem Grade als irgendwo vorhanden," versetzte der Doktor. „Der Maler war ein Wiener, und sein Herz, sie schwört darauf noch jetzt, nicht schlecht. Wenn mir mehr gelingen sollte, Freund, als ich im ersten Augenblicke beabsichtigte! Was sagen Sie dazu —?"

„Daß dies eine Ihrer herrlichsten Kuren wäre. — Ein gebrochenes Herz heilen, Doktor, welch schöner Triumph! — Ich habe mich zwar nie mit Steckbriefen befaßt, aber wenn ich den jungen, braungelockten Maler mit dem Spitz- und Kinnbarte und den feurigen Augen wo fände, ich würde seine Freundschaft suchen, in einer

Stunde gemütlichen Beisammenseins sein Herz ausholen und die weichste Seite seines Innern berühren, um die Schuld der Vergangenheit in sein Gedächtnis zurückzurufen. Wenn er sich dann wünschte, seinen Fehler gut machen zu können, wie wollt' ich ihn freundlich am Arme fassen und ihn zu Ihnen führen, lieber Doktor! Solch ein Ausgleich des Schicksals mag eine himmlische Stunde geben!"

Der Doktor schüttelte mir die Hand; Jette trat eben ein. Sie mochte wohl bemerken, daß uns die Augen naß wurden, als wir sie ansahen.

Juana.

„Nun, was sagt Ihr zu diesem Stimmchen, Sennor? — Ist es nicht glockenrein? Nicht ein Stimmchen zum Küssen, zum Verlieben, zum Rasendwerden?" fragte der wohlbeleibte Marquis von Villa-Marinquez, Kontador des Rates de hazienda*) zu Madrid, seinen Begleiter, den Musikdirektor der königlichen Garde, Joseph Melchior Gomis.

„St! St!" winkte ihm dieser, um ja keinen Ton der Wunderkehle zu verlieren, welche wie eine unbelauschte Nachtigall das Schweigen der Nacht mit ihren schwellenden Klängen belebte. Kalt rieselte es dem jungen Meister vom Wirbel bis zur Zehe nieder; es war der süße Schauer des Entzückens. Seine Augen, in welche sich unwillkürlich Tränen schlichen, verbarg er in der hohlen Hand, um ja durch nichts im Genusse gestört zu werden. Der wohlbeleibte Kontador hingegen war ein Enthusiast ganz anderer Art. Seine schwarzen, stechenden Augen leuchteten mit eigentümlichem Glanze aus dem braunroten Gesichte hervor. Um die aufgezogene Adlernase, welcher seine Rechte verschwenderische Prisen Spaniols zuführte, spielte ein lüsternes Lächeln, und sein ganzes Wesen schien zu verraten, daß seine Begeisterung nicht sowohl dem Gesange, als der Sängerin gelte.

Die herrliche Stimme, welche zwar nur ein einfaches kastilia-

*) Contador, Schatzmeister. Hacienda, der öffentliche Schatz, das Finanzwesen.

nisches Volksliedchen vortrug, aber dabei einen solchen Aufwand von Kraft, Klarheit und Schmelz kund gab, wie man es nur selten im Leben zu hören pflegt, scholl unter den Arkaden eines Häuschens hervor, welches unfern der Segovia-Brücke lag und in seinem Erdgeschosse mehrere Krämer und Kleinverkäufer beherbergte. Nur durch ein einziges, kleines Gitterfenster schimmerte Licht, und eben aus diesem Fensterchen klang die Melodie, welche den ältlichen Ratsmann und den jungen Kapellmeister, jeden auf eigene Weise, ansprach und fesselte.

„Beim heiligen Isidor," rief jetzt Gomis aus, als die letzten Töne der Schlußstrophe leise verklungen waren, „das ist eine Stimme, Marquis, eine Stimme, wie ich noch keine in Spanien gehört habe, die darf der Welt nicht entzogen bleiben, es wäre Frevel an der Kunst, Frevel an der Natur, die solch ein Kleinod nur ihren liebsten Schoßkindern schenkt! Ihr habt mich hergeführt, edler Kunstfreund, Ihr wißt zuverlässig etwas Näheres, wer das Wesen ist, dem der Himmel solch eine Wunderkehle verliehen hat! O redet, sprecht, die Ungeduld verzehret mich!"

„Nun also glaubt Ihr, Sennor," erwiderte der Kontador schmunzelnd, „daß Don Diaz von Villa-Marinquez Geschmack hat? Daß er weiß, was eine Stimme zu heißen verdienet? Daß er sich's angelegen sein läßt, sich umzutun, wo etwas für die Kunst zu gewinnen ist? — Das Mädchen, das diese herrliche, silberreine, unschätzbare Stimme besitzt, wohnt dort in jenem düstern, dumpfen, unbeachteten Laden, dessen Gitterfenster Ihr beleuchtet seht, und ist nichts mehr als ein armes, schlichtes Wäschermädchen, wie sie unter Tags zu Hunderten am Manzanares umherstehen und nach dem Takte ihrer Lieder das Leinen walken."

„Nicht möglich!" entgegnete Gomis überrascht. — „Jammerschade, daß diese Perle im Schlamme vergraben liegt!"

„So reißt sie heraus aus dem Schlamm! Das war so meine Absicht, als ich Euch hiehergeführt. Ihr seid der Mann dazu; Ihr habt die Musik aus dem Fundament studiert, habt Euch in Valencia mit Mozart und Haydn Tag und Nacht beschäftigt, habt selbst so viel Schönes komponiert und instrumentiert, daß man Euch sogar nach unserer sehr edlen, rechtlichen, treuen und heroischen Stadt berief, um unseren murrköpfigen Gardesoldaten militärischen Gemeingeist einzumusizieren. Wenn Ihr Euch der armen Juana an-

nehmet, so kann sie sicher sein, ihr Glück zu machen; und Ihr selbst habt eine Primadonna gefunden, deren Händen Ihr das Schicksal jeder Komposition beruhigt anvertrauen mögt!"

Dieser Gedanke fand bei Gomis Anklang. Der innere Drang, sich dem dramatischen Fache zu widmen, hatte ihn eben von Valencia fortgetrieben, wo er seit seinem sechzehnten Jahre als Gesanglehrer im Chorherrenstifte angestellt, von seinem Meister P. Pons nur für den ernsten Kirchenstil gebildet wurde, bis sich ihm in seiner zweiten Anstellung als Musikdirektor der Artillerie-Bande ein neues, lebhafteres Feld der Tätigkeit öffnete. Der Reichtum an kräftigen, aufweckenden Melodien, die ihm fortwährend in den Ohren klangen, die Kunst effektreicher Instrumentierung, deren er vollkommen mächtig zu sein sich bewußt war, und die genaue Kenntnis dessen, was der Stimme zusagt und was der Begleitung zu überlassen ist, flößten ihm die Überzeugung ein, daß er bestimmt sei, den tiefgesunkenen Ruf der spanischen Opernmusik auf einen glänzenden Standpunkt zu erheben; allein er fand in Madrid seine Hoffnungen gewaltig getäuscht. Das Theater de la Cruz, welches sich damals allein noch mit Opernvorstellungen befaßte, brachte nichts auf die Bretter als die bekanntesten und leichtesten Tonwerke von Rossini und dessen Nachäffern. Schlechte Sänger, ein ungeübter Chor und ein mangelhaftes Orchester gewährten dem einheimischen Tonsetzer nur eine unsichere Bürgschaft für das Gelingen einer größeren Komposition. Mit lebhafter Teilnahme griff er daher des Kontadors Vorschlag auf, welcher bei glücklichem Erfolge nicht nur seinen sehnlichsten Wünschen Erfüllung, sondern auch der vaterländischen Kunst einen dankenswerten Zuwachs zu versprechen schien.

„Ihr habt recht, Don Diaz," begann er nach einer Pause, „es wäre ein köstlicher Fund! Wenn nur Juana auch sonst geeignet ist, Ihr versteht mich wohl — und wenn sie nur auch will!"

„O ich versteh' Euch," versetzte der Kontador mit lächelnder Faunenmiene: „Ihr wollt so viel sagen, als ob Juana nebst ihrem schönen Stimmchen auch ein hübsches Lärvchen und ein interessantes Figürchen habe, was denn auf der Bühne auch mitunter eine Hauptsache zu sein pflegt. — Hat das alles, Sennor, — alles; ist ein Mädchen, ein Mädchen, dem ich schon manche blanke Dublone unter die Augen hielt, um es anzukörnen; aber da ist eine alte

Mutter, eine echte Büßerseele, welche das lebenslustige Püppchen, von dessen Fleiße sie zehrt, vom Platz weg in den Himmel fördern will, und ihm jeden Schritt und Tritt bewacht wie ein Argus; da ist vor allem ein junger Vetter, ein rüstiger Arriero*), rein andalusisches Vollblut, dem die Alte das Goldtäubchen zuzupflänzeln scheint; ein Kerl, der unerträglich wäre, wenn er nicht zum Glück die meiste Zeit im Jahre auf der Straße sich mit Fuhrwerk umhertriebe; und da ist denn endlich auch der starre Trotzkopf der Dirne selbst, welche lieber am Manzanares für geringen Lohn waschen und sich placken will bis sie Kreuzweh bekommt, um, wenn's gut geht, einmal ihrem barschen Andalusier als treues Eheweib die Maultiere anschirren zu helfen, statt von mir für ein paar Zärtlichkeiten einige Dublonen hinzunehmen, die ihrer Mutter auch nicht übel bekommen dürften. — Wie gesagt, die Dirne muß zu ihrem Glücke gezwungen werden, sie muß hinaus in die Welt, und ich wollte drauf schwören, in Jahr und Tag wird die Welt von ihr zu sprechen haben!"

„Wenn sie aber nicht will?" bemerkte Gomis, welchem des Kontadors Rede mannigfaches Bedenken erregte.

„Sie wird wollen, sie muß wollen!" fiel der Marquis fast heftig ein; „man muß den Nächsten zu seinem Glücke zwingen, wenn er selbst blind ist. Laßt das nur mich machen. Die Mutter ist mir eben nicht abhold, denn sie zählt mich zu den besten Kunden. Was ich der Tochter je Schönes sagte, geschah unter vier Augen, wenn sie mir die Wäsche ins Haus trug; die Alte hält mich für einen spröden Hagestolzen. Zudem liebäugelt sie mit dem Gelde um so lieber, je seltener es ihr ist. Auch ist sie in ihre Juana über die Maßen vernarrt. Wenn es nun heißt, daß man dieser ein glänzendes Los bereiten will, wodurch sie in ein paar Jahren reich genug wird, um mit ihrer Mutter und ihrem Zukünftigen — wohlgemerkt! der Arriero darf dabei nicht vergessen werden — fürs ganze Leben versorgt zu sein; wenn man bei der Alten gleich selbst den Anfang macht und ihr so viel auswirft, daß sie der Hände Juanas nicht weiter zu bedürfen scheint, — was gilt's, in den Köpfen beider brennt's lichterloh auf, und die liebe Eitelkeit, welche das Weibervolk von der Wiege bis zum Grabe beherrscht, macht sie geschmeidig,

*) Maultiertreiber, Lohnkutscher.

daß sie ganz ernstlich mit sich sprechen lassen. Man gibt dann der jungen Kandidatin eine ehrsame Duenna bei, welche die Mutter selbst wählen kann, spricht von dem Ruhme und dem Verdienste, wenn die gute Juana allenthalben auf allen Chören des Landes zum Preise Gottes fromme Lieder singt und durch ihren kindlichen Gesang alle guten Herzen erbaut; schildert die Notwendigkeit, sie, ihrer vollkommenen Ausbildung wegen, nach einer Stadt zu bringen, wo die Musik jetzt zu Hause ist, z. B. nach Paris, und während ich die Alte beschwichtige und tröste, seid Ihr, Sennor, mit unserer Kunstjüngerin bereits über der Grenze und könnt dann, von mir unterstützt, für ihren Unterricht nach Euerer besten Einsicht sorgen, um sie vielleicht schon nach Jahr und Tag als Primadonna im Triumphe nach Madrid zurückzuführen."

Gomis dachte zu edel, um die niedrigen Absichten, welche aus des Marquis Worten hervorleuchteten, genau zu erkennen. Begeistert von der Kunst und ihrer Würde, ließ er sich's gar nicht träumen, daß es gemeine Seelen gäbe, die sich den Mantel der Gönnerschaft nur deshalb umhängen, um darunter die Schändlichkeit ihrer Zwecke mit einer Ausdauer zu verfolgen, welche, im Guten angewendet, den wärmsten Dank der Mitwelt verdienen würde. Er hörte nur Juanas Stimme; es war ihm, als sähe er sie schon mit dem Künstlerkranz in den Locken über die Bühnen aller Hauptstädte schreiten, als vernähme er schon den Beifallsjubel, welchen seine eigenen Melodien, von ihren wunderkräftigen Lippen strömend, bei den Besten seiner Zeit erwecken. Vor seinem inneren Auge tat sich eine neue Welt auf, heller erleuchtet von der Glorie des Ruhmes, als die Ufer des Manzanares vom Glanze des Vollmonds, der seinen hellsten Schimmer auf den schwärmenden Künstler herabgoß. — „Ja," rief er aus, „edler Don Diaz, Ihr sollt Euer Geld nicht verschwenden; die Kunst zahlt reichliche Zinsen. Juana wird einen Lehrer an mir finden, dem es Ernst ist mit der Kunst, Ernst mit dem Glücke seiner Schülerin. Die Welt müßte taub geworden sein und alles Gefühl verloren haben, wenn solch eine klare, unschuldsvolle, kräftige Stimme, geleitet und ausgebildet nach den Regeln des wahren Kunstgeschmackes, nicht durchdränge durch das Getöse der Alltäglichkeit und nicht den Weg sich bahnte zu den Herzen aller Besseren. Ihr habt mir eine hohe Aufgabe gestellt, edler Freund und Gönner, und ich will sie lösen, so wahr ich Künstler bin!"

„Das ist ein Wort, wie ich's von Euch erwartet habe," sprach der schlaue Kontador, dem Musikdirektor warm die Hand schüttelnd. „Morgen führ' ich Euch zu Juanas Mutter, und ich müßte nicht mit den Menschen umzugehen wissen, wenn wir nicht schon beim ersten Sturme Sieger wären! Ehe eine Woche vergeht, gehört das Mädchen uns — das heißt — der Kunst, der Welt, der Nachwelt!"

„Horcht — horcht!" unterbrach ihn Gomis, denn von neuem erklang die liebliche Stimme durch das Gitterfenster. Ein einfaches heiliges Liedchen, in welchem sich das fromme Kind seinem wachenden Schutzengel empfahl, eh' es die Lampe auslöschte und zu Bette ging, tönte, zur Andacht stimmend, in die stille Nacht hinaus. Vom Kontador fortgezogen, schlich Gomis auf den Zehen dem niederen Fensterlein zu und warf einen neugierigen Blick in das stille Leben der nächtlichen Sängerin. Auf einem Schemel kniend, über welchem, von einer Schwebelampe beleuchtet, das Bild der Gottesmutter hing, ergoß sie die kindlichen Gefühle ihres keuschen Busens in rührendem Gesange. Ein leichtes Nachtkleid umfloß ihren schlanken Wuchs; ihr sanftes, ausdrucksvolles Gesicht, um welches die dunklen Locken einen reizenden Rahmen bildeten, war gegen den Himmel gekehrt, und der sanfte Glanz der Unschuld leuchtete aus ihren sprechenden Augen.

Mit funkelnden Blicken verschlang der Marquis, über des Meisters Schultern hinwegglotzend, die Züge des holden Geschöpfes. Gomis aber stand fest gebannt von stiller Begeisterung und fühlte lebhaft, daß es nichts Schöneres geben könne, als die Perle der Kunst in der Fassung der Unschuld.

Don Diaz war ein Menschenkenner. Was Gomis nie geglaubt hätte, geschah in einem kurzen Stündchen. So sehr sich Juanas Mutter anfangs gegen den Antrag sträubte, welchen man ihr hinsichtlich ihrer Tochter machte, so gab sie doch allmählich nach, als der Marquis von den goldenen Bergen zu sprechen begann, welche ihr selbst und dem Glücklichen, der einst ihr Schwiegersohn werden sollte, in kurzer Frist winken würden. Das Anerbieten, ihren Unterhalt vollkommen zu sichern, bis Juana sich mit ihrer Stimme mehr verdienen könnte als bisher mit ihren Händen, gewann die Alte ganz und gar. Mit Tränen in den Augen betrachtete sie die zwanzig Dublonen, welche Gomis ihr aufzählte, damit sie

sähe, daß es ihm Ernst sei, ihr Töchterlein in die Lehre zu nehmen und für die schönste aller Künste heranzubilden.

„Bei der Asche meines Seligen," rief sie aus, „das hätt' ich mir im Traume nicht einfallen lassen, daß ich eine solche Nachtigall an meiner Juana hätte. Ich habe sie wohl oft singen hören, wenn sie mit den andern Mädchen am Flusse stand und wusch, oder wenn sie abends beim Auskleiden ein frommes Liedchen anstimmte, das mich nebenan in meinem Stübchen einlullte! — Aber was verstehe ich von Kunst und all dem gelehrten Krame, den die edlen Herren da im Munde zu führen pflegen? Gesungen ist gesungen, meint' ich immer, und so sang ich denn in früherer Zeit gar oft am Isidorfeste*) mein Stückchen auch mit, wer weiß, ob nicht eben so schön als Juana, nur daß mich keine solchen Kenner hörten, wie der ehrenwerte Herr Kontador und der hochgelehrte Herr Musikmeister!"

„Aber wo steckt denn nur Euere Juana?" fragte der Marquis ungeduldig. „Sie muß doch auch gefragt werden, ob sie mit unserem Plane und mit Euerer Zustimmung einverstanden ist, denn Zwang tut in keiner Sache gut, am allerwenigsten in der freien Kunst, durch die sie ihr Glück machen soll."

„Ei das versteht sich!" versetzte die Alte, „zwingen will ich sie nicht; dazu ist sie mir viel zu lieb. Wenn sie nicht so fleißig für mich arbeitete, so müßt' ich darben. Eben heute ist sie schon seit frühem Morgen auf den Beinen. Doch seht, dort kömmt sie eben. Die wird Augen machen, wenn sie hört, was sie für ein Kapital an ihrem Stimmchen hat."

„Jetzt überlasse ich das Feld Euch, edler Meister," sprach Don Diaz, welcher wohl wußte, daß seine Person dem Mädchen nie angenehm war. — „Ihr wißt die Worte besser zu setzen und das Erhabene, Göttliche der Kunst, der Ihr huldiget, klarer und eindringlicher zu schildern, als ein Laie meinesgleichen. Von Euerer Überredungsgabe hängt es jetzt ab, das ganze Glück eines guten, frommen Wesens zu begründen, und zugleich dem Vaterlande eine Künstlerin zu werben, wie es noch keine gehabt hat!"

„Der Segen des Himmels komme über Eure Herrlichkeit,"

---

*) Am Feste des heiligen Isidro labrador (des Ackersmannes), des Patrons der Stadt Madrid († 1130).

dankte ihm die Alte mit großer Rührung, „ich küsse Euch die Füße,“*) und dabei wollte sie seine Hände küssen, die er vornehmgnädig zurückzog. Indes war Juana eingetreten und setzte, schwer aufatmend, ihren Wäschkorb ab.

„Ist dir's sauer geworden, gutes Kind?“ fragte Don Diaz mit blinzelnden Augen, eine Fassungsprise schlürfend, das Mädchen, welches schüchtern grüßend zurücktrat. „Nun es soll nicht lange mehr so bleiben. Hier hab' ich dir einen Herrn gebracht, der sich deiner Mutter und deiner selbst annehmen wird. Ich lasse euch allein mit ihm; ich hoffe, daß du den Wink des Schicksals ebenso wirst zu schätzen wissen, wie Deine würdige Mutter.“

Juana war über diese Worte nicht wenig erstaunt und betrachtete den schön uniformierten Musikdirektor, welcher, als Diaz fort war, sie freundlich begrüßte, mit großen, forschenden Augen.

„Du kennst mich nicht, liebes Kind,“ begann Gomis mit einschmeichelnder Freundlichkeit, „aber deiner Mutter ist mein Name und der Zweck meines Besuches schon bekannt, und sie hat gegen beide nichts einzuwenden. Ich hoffe daher, daß auch du mir Gehör schenken wirst. Nicht wahr?“

„Ich muß mir's zur Ehre rechnen,“ erwiderte Juana, „wenn so vornehme Herren sich herablassen, mit einem Mädchen meinesgleichen zu sprechen.“

„Du bist brav, gut, fromm, fleißig, du erhältst deine Mutter; Eigenschaften genug, um derentwillen dich selbst jeder Grande von Spanien zu achten schuldig ist. Du besitzest aber noch einen Vorzug, dessen du dir vielleicht selbst kaum bewußt bist, einen Vorzug, dessen sich unter Tausenden kaum eines rühmen kann, einen Vorzug, der, wenn du ihn gehörig zu schätzen weißt, dir und deiner Mutter nicht nur eine sorgenfreie, sondern sogar eine glänzende Zukunft verspricht.“

„Ihr wollt mich eitel machen,“ erwiderte Juana, immer heftiger errötend, wenn's wirklich zu unserem Glücke wäre, so hätte mich der Himmel wohl selbst darauf verfallen lassen. Bete ich doch täglich zu Gott, daß er die Arbeit meiner Hände segne, und mich so viel verdienen lasse, als hinreicht, um uns ehrlich zu ernähren; ihm gilt mein erstes, ihm mein letztes Lied!“

---

*) besar los piés, spanische Redensart, um einen hohen Grad der Dankbarkeit auszudeuten.

„Das eben hörte ich," fuhr Gomis fort; „daß mich der Zufall dein Lied hören ließ, darin erblicke ich gerade den Willen des Himmels, welcher dir einen Schatz in die Brust legte, den nur ein Musiker ganz zu würdigen vermag. Hast du nie singen gelernt?"

„Nein, mein edler Herr!"

„Und hast doch in deiner Stimme so viel Ausdruck, so viel Biegsamkeit, so viel Schmelz!"

„Ich singe, wie mir ums Herz ist; tue absichtlich weder etwas dazu, noch dawider."

„Das ist die wahre Kunst, die das Rechte trifft, ohne es zu beabsichtigen. Hast du nie öffentlich gesungen?"

„Ei ja wohl, am Festtage des heiligen Isidor, oder zur Fastnachtszeit auf der Insel draußen, ja, fast alle Samstage, wenn die Mädchen am Ufer zusammenkommen und tanzen, Plumpsack spielen oder Pfänder geben."

„Und hat dir nie jemand gesagt, daß du hübsch singst, und dir mit deinem Gesange etwas verdienen könntest?"

„Ach, geht, edler Herr, wer sollte mir denn dafür etwas geben, außer vielleicht einen Kuß. Ja, den hat mir Vetter Ruy schon öfters angetragen, aber die Mutter duldet es nicht; richtig und auch, jetzt entsinn' ich mich, der hochansehnliche Herr Kontador, aber von dem wollt' ich keinen, auch wenn's die Mutter zuließe."

„Wer spricht denn von Küssen, kindisches Mädchen? Ich meine, ob du nie darauf verfielest, dir mit deinem Gesange Geld zu verdienen und dadurch deine Mutter noch besser zu unterstützen?"

„Tun denn das wohl ehrliche Mädchen?"

„Warum denn nicht? Wozu hätte denn Gott manchen Menschen eine besonders reine, rührende Stimme gegeben, wie z. B. dir, Juana, als zur Freude, zur Erbauung, zur Besserung ihrer Nebenmenschen? Wenn du froh bist, so singst du, und wenn andere dich singen hören, so werden sie fröhlich mit dir, und ist es denn eine Sünde, wenn man jemanden froh macht? Ist es eine Sünde, wenn man in der Kirche singt, und trägt es nicht zu deiner Andacht bei, wenn du die Hallen des Isidordomes oder der Isabellakirche von schöner Musik ertönen hörst? Hast du nie gehört, daß selbst die wildesten Menschen gerührt werden, wenn sie ein sanftes Lied hören, und es sollte Sünde sein, wilden Menschen das Herz zum Besseren zu stimmen? — Wenn du nun auf eine Art, welche keiner

Seele zum Schaden gereicht, etwas für dich, für deine Mutter erwerben könntest, und wenn dein Gesang das Mittel dazu wäre, würdest du Anstand nehmen, es zu tun?"

„Wer sollte mir aber denn für mein Singen etwas zahlen? Die Leute, die mich kennen, hören mich ja umsonst, und diejenigen, die mir etwas zahlen wollten, kennen mich nicht!"

„Sie sollen dich aber kennen lernen! Sieh, Juana, diese Goldstücke, die zahlte jemand deiner Mutter bloß in der Hoffnung aus, irgend einmal vielleicht von dir etwas zu hören! — Ja, staune nur, frage deine Mutter, sie kann dir's selbst nicht anders sagen!"

„Wahrhaftig Töchterlein," beteuerte die Alte und zählte die zwanzig funkelnden Dublonen auf, „all diese schönen Goldstücke schenkte mir der Herr Musikdirektor da, lediglich für die Erlaubnis, dich, wenn du wolltest, in der Musik unterrichten zu dürfen."

„Um des Himmels willen, Mutter, gebt ihm das Geld zurück. Wer so viel gibt für so wenig, der kann nichts Gutes wollen. Ihr wollt mich nur versuchen, edler Herr, wollt mit mir armen Mädchen Eueren Scherz treiben."

Gomis hatte Mühe, das ängstliche Mädchen zu beschwichtigen; ja ohne der Mutter Zureden wäre es ihm wohl schwerlich gelungen. Die Bitte Juanas, sie nicht aus einer Welt herauszureißen, in welcher sie trotz ihrer Armut zufrieden sei, und sie dafür einer unbekannten, vielleicht unsicheren Zukunft entgegenzuführen, machte auf das weiche Gemüt des Meisters einen tiefen Eindruck. Allein die Begeisterung für seine Kunst, der er selbst schon manches Opfer gebracht, verlieh ihm Beredsamkeit und Feuer; er schilderte ihr den lohnenden Erfolg ihrer Bestrebungen mit den glühendsten Farben, regte ihre Eitelkeit mit allen möglichen Kunstgriffen an, und stellte es ihr sogar als eine heilige Pflicht dar, eine Gabe, die Gott nur wenigen verleiht, nicht unbenützt zu lassen, sondern sie zur Ehre dessen, der sie damit geschmückt, zum Frommen ihrer Mutter, zum Nutzen und Vergnügen der Welt zu gebrauchen.

„Ihr sprecht so schön und so herzlich," begann sie nach einer Pause mit tränenfeuchten Augen, „es ist mir wohl so zumute, als wenn Ihr's gut meintet, und da es meiner Mutter auch gut dünkt, so kann ich nichts entgegnen. Aber was wollt Ihr denn eigentlich mit mir beginnen, damit ich so glücklich werden könne, als Ihr sagt? — Ich bin ungelenk, ohne Bildung, ohne Geschick für die

Welt, Ihr werdet's bereuen, mich in die Lehre genommen zu haben, ich werde Euch nur Schande machen!"

„Das wirst du nicht," versetzte Gomis mit sanfter Stimme, „du darfst nur singen, so machst du dir Ehre und der Natur, welche dich so freundlich bedacht hat. Alles übrige wird sich geben wenn du nur fleißig bist, und das bist du ja! Du wirst Neues sehen, Überraschendes hören, unter liebreichen, gebildeten Menschen dich bewegen, du wirst mit mir in eine Stadt kommen!"

„Ich soll fort von hier?" fiel ihm Juana ins Wort. „Aus meiner Vaterstadt? Nimmermehr."

„Wenn ich dich begleite?" beruhigte sie die Mutter, ihr die Wange streichelnd. „Der edle Herr wird mich wohl von dir nicht trennen wollen!"

„Oder wenn Ihr Euerer Juana eine vertraute Freundin beigäbet, deren Wahl Euch überlassen bliebe!" bemerkte Gomis in bezug auf das mit dem Kontador Verabredete. — „Ihr seid an eine größere Reise nicht gewöhnt. Auch soll, während Euere Tochter fern ist, was nicht so lange dauern dürfte, vollkommen für Euch gesorgt sein!"

„Nicht doch, edler Herr," versetzte die Alte, „ich fürchte mich vor keiner Reise. Die Not hat mich abgehärtet, und was die Beschwerden des Weges allenfalls verderben könnten, wird durch das Bewußtsein, meine Juana bei mir zu haben, alsbald wieder gut gemacht werden. Ja, ja, Kind, wohin du gehst, gehe ich auch; trennen laß ich mich von dir nicht, und wenn man mir noch zehnmal so viel vorzählte, als mir der edle Herr da gab."

Der Musikdirektor mußte ihr das zugestehen, wenn er nicht unverrichteter Dinge weggehen sollte. „Nun seht, liebe Juana," fuhr er fort, „auch darauf kommt es nicht an. Euere Mutter geht mit Euch!"

„Wirklich, Mutter?" fragte das Mädchen. „Um meinetwillen verließt Ihr die Stadt, in der Ihr alt geworden seid, das schöne Madrid, unsere Vaterstadt!"

„Es ist ja zu deinem Glück und zu meinem."

„Was wird aber Vetter Ruy sagen, wenn er zurückkommt und unsere Wohnung leer findet!"

„Der edle Herr Musikdirektor wird die Güte haben, einen Brief aufzusetzen, in welchem ihm alles klar gemacht und erzählt wird, daß

er, wenn du glücklich zurückkehrest, auch seinen Anteil an deinem Glücke haben soll; daß wir nicht eher um seinen Rat fragen konnten, weil er mit seinem Fuhrwerk gar weit hin nach Valencia zog, und erst nach drei Monaten heimzuziehen willens war, und weil das Glück ein Vogel ist, den man schnell ergreifen muß, wenn er nicht wegfliegen soll für immer. Diesen Brief geben wir in der Posada ab, wo er gewöhnlich zuspricht, damit er weiß, warum er das Haus leer findet, und nach kurzer Frist überraschen wir ihn selbst wieder in Madrid."

„Aber er wird traurig sein!"

„Der Gedanke, daß du dein Glück machst, wird ihn trösten."

„Er wird glauben, daß ich ihn vergessen wolle."

„Deine Rückkunft wird ihn vom Gegenteile überzeugen. Er ist so oft fern von dir, du könntest ihm ja den nämlichen Vorwurf machen. Das Glück läuft den Menschen nicht immer ins Haus, wie viele müssen es über dem Meere suchen."

„Also kannst du dich entschließen, Mädchen, mir zu folgen?" lenkte Gomis ein.

„Meine Mutter findet es für gut," antwortete das Mädchen schluchzend, „meine Mutter begleitet mich, Ihr, edler Herr, nehmt es auf Euer Gewissen — nun denn, so sei es! Aber lehrt mich nicht etwas, was ich einmal gern wieder vergessen möchte! Es würde Euch gewiß keinen Segen bringen."

„Wohlan, Juana," erwiderte Gomis, „so begrüß ich dich denn als meine Schülerin. Ich will stolz darauf sein, deinem kindlichen Gemüte eine neue Welt aufzuschließen, in welcher Herzensreinheit ein ebenso unschätzbares Kleinod ist, als im bürgerlichen und häuslichen Leben. Nur ein guter Mensch kann ein guter Künstler werden. Merke dir das, Mädchen, und betrachte alles, was du von mir lernen willst, immer nur als eine Art von Gebet zu deinem Schöpfer, der das Talent dir gab, durch welches du das Lob der Menschen ernten wirst. An diesem Gedanken halte fest, dann wirst du eifriger lernen, herzlicher singen, froher leben, und mitten unter den Huldigungen und Beifallsspenden, welche dir bald in reichlichem Maße zuströmen dürften, ebenso brav, ebenso einfach und anspruchlos bleiben, wie du es noch gestern warst, da du, belauscht von mir und dem Kontador, dein frommes Abendliedchen sangst."

Don Diaz Marquis von Villa-Marinquez drückte dem

Musikdirektor mit schmunzelndem Lächeln die Hand, als dieser in voller Eile kam, ihm seinen Sieg über alle Bedenklichkeiten Juanas zu melden. Zwar schien der Umstand, daß die Alte sich selbst zur Begleitung ihrer Tochter angeboten habe, dem wohlberechnenden Kontador eben nicht sehr willkommen; allein da es nicht leicht zu ändern war, so vertröstete er sich darüber mit der Erfahrung, daß auch Mütter ihre schwachen Seiten haben und sich bisweilen hinters Licht führen lassen. Lieb war es ihm, zu vernehmen, daß der wilde Arriero so leicht aus dem Felde geschlagen wurde, was er nicht erwartet hatte. Er erklärte, den Brief an ihn selbst besorgen zu wollen; gab dem Musikdirektor Anweisungen und Verhaltungsregeln aller Arten, welche dieser, für Intrigen kurzsichtig, wie jeder wahre Künstler, nur als seltene Beweise ungewöhnlicher Kunstliebe dankbar hinnahm, und suchte Juanas Reise nach Frankreich auf alle mögliche Art zu beschleunigen. Schon in der nächsten Woche brach Gomis mit seiner liebenswürdigen Kunstjüngerin und ihrer Mutter auf. Beim Abschiede von Madrid gab es viele Tränen, fast ohnmächtig mußte das Mädchen in den Postwagen gebracht werden. Bis nach Pardo leistete der Kontador, als ziemlich unbeachteter Begleiter, dem Zuge Gesellschaft, und schied mit der Bitte, Gomis möchte ihm gleich nach seiner Ankunft in Paris Nachricht geben und seine Korrespondenz eifrig fortsetzen, bis Don Diaz vielleicht selbst Gelegenheit fände, sich von Juanas Fortschritten persönlich zu überzeugen.

Etwa fünf Wochen nach Juanas Entfernung von Madrid kam Vetter Ruy zurück; er hatte ungewöhnlich geeilt; eine dunkle Ahnung trieb ihn mit Hintansetzung manches Nebengewinnes nach Hause. Seine erste Frage, als er in die Posada trat, wo er mit seinen Maultieren anzuhalten pflegte, ehe er in die Stadt ging, war die, was es Neues gebe. Man übergab ihm den Brief, den Juanas Mutter für ihn zurückgelassen hatte. Voll banger Ungeduld bat er den Wirt, ihm dieses Schreiben vorzulesen. — Ein wildes Feuer glühte immer drohender in seinen dunkeln Augen; seine Lippen zuckten; krampfhaft zerrte er an seinem kurzen braunen, blau und rotgestreiften Gewande, drehte mit verbissener Wut die Kreuzchen und Sternchen ab, mit denen er Hut und Jacke geschmückt hatte,

und rannte in weitausholenden Schritten auf und nieder, bis er zuletzt wie rasend ausbrach: „Beim Blute des Herrn! Dahinter steckt ein Schelmstück, ein Schurkenstreich. Aber wehe, wehe dem, der mir meine Juana abspenstig machen will. Und wenn ich mit Banditen Bruderschaft trinken, und wenn ich dem Henkerbeile entgegengehen müßte, so schwör ich ihm Rache, die blutigste Rache, die je ein beleidigter Andalusier an seinem Feinde genommen!"

So groß Paris ist, so kann doch nicht leicht etwas verborgen bleiben, was für das Leben oder für die Kunst eine ungewöhnliche Ausbeute verspricht. Die schreibseligen Feuilletonisten, welche sich, um ihre Abonnenten mit Neuigkeiten zu sättigen, selbst aus Lügen kein Gewissen machen, setzen alle Douaniers, alle Gastwirte, alle Aufwärter, alle Pflastertreter und Eckensteher in Requisition, um die Spalten ihrer Blätter mit Notizen zu füllen und mit irgend einer Nachricht oder Bemerkung zuerst auftreten zu können. — Ehe noch Gomis mit seiner Schülerin und ihrer Mutter in einer Mansarde fest saß, hieß es schon in einigen Journalen: „Eine ausgezeichnete kastilianische Natursängerin sei in Begleitung des rühmlichst bekannten spanischen Kapellmeisters J. M. Gomis in Paris angekommen, um sich für die große Oper auszubilden; man mache daher das musikalische Publikum auf das Erscheinen eines jugendlichen Talentes aufmerksam, welches bald in der Kunstwelt Epoche machen dürfte." — So unlieb diese vorlaute Anzeige dem Musikdirektor in bezug auf seine schüchterne Schülerin war, so verschaffte sie doch ihm selbst den Vorteil, schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes von den meisten Journalisten und Theaterdirektoren, mitunter auch von anerkannten musikalischen Autoritäten besucht zu werden, welche ihm allen erdenklichen Vorschub zu leisten versprachen, wenn er Juana soweit gebracht haben würde, daß sie die ersten Proben ihrer Kunst öffentlich ablegen könnte.

Auf die lebhafte Jungfrau machte das bunte, vielbewegte, heitere Leben in Paris, welches gegen das trägstolze, zurückhaltende, durch politische Spannungen in seiner freien Entwickelung vielfach gehemmte Treiben in Madrid gewaltig abstach, einen tiefen Eindruck, dem sie sich freudig hingab. Die Neuheit der ganzen Umgebung,

die gefällige Form, in welche der Luxus die gewöhnlichsten Gegenstände zu kleiden weiß, der leichte, muntere Sinn der Franzosen, das alles trug dazu bei, ihr schüchternes Wesen bald in natürliche Lebendigkeit zu verwandeln. Sie lernte spielend, und lernte um so lieber, je schneller sie jedesmal die Früchte ihres Fleißes einerntete. Sie wurde belobt, ausgezeichnet, aufgemuntert, durch rege Teilnahme belohnt. Nicht nur in der Musik, welcher sie bald schon mit einem gewissen Selbstgefühle oblag, sondern auch in Sprachen machte sie die erfreulichsten Fortschritte. Eine ganz eigentümliche Anziehungskraft äußerte die Bühne auf sie; der magische Zauber der Bretterwelt, von welchem sie bisher nichts geahnt hatte, setzte ihre Phantasie in die vollste Tätigkeit. Wie den Offenbarungen einer höheren, überirdischen Sphäre lauschte sie den gewaltigen, herzenbestürmenden Tonwogen der Harmonie, auf welchen die rührenden Melodien ruhig, wie segelnde Schwäne, hinglitten. Dazu die augenerquickenden Dekorationen, der blendende Prunk der Kostüme, der geräuschvolle Pomp der Aufzüge und Komparserien und bald die atemlose Stille, bald der jubelnde Beifall und die unmittelbare Rückwirkung auf das Alltagsleben, auf alle Klassen der Bevölkerung, und es ist kein Wunder, daß ein Wesen, welches Tag für Tag hörte, wie es selbst auch dazu bestimmt sei, von all diesen Wundern der Kunst unterstützt, als belebende Seele solch eines riesigen Ganzen dazustehen und durch einen Ton seiner Kehle tausend fühlende Herzen zu erschüttern, nach und nach hineingerissen wurde in jenen seligen Taumel, der das sehnsüchtige Herz betäubt und es dem ruhigen Gange des praktischen Lebens entfremdet. Je weiter sie in der Kunst vorwärts schritt, desto tiefer sank das Traumbild einer anspruchlosen, in all ihrer Not glücklichen Kindheit hinter ihr hinab. Eitelkeit, die traurige, fahle Schlingpflanze, die sich so wuchernd um den grünen Baum des Künstlertums emporrankt, schlug unvermerkt in ihrem Herzen Wurzel. Den Augen der Mutter entging es wohl nicht, aber was konnte die arme, alte Frau im fremden Lande, unter fremden Menschen, deren Sprache sie nicht verstand, deren Sitte sie nicht begriff, als warnen und klagen, und zuletzt bereuen, daß sie ihrer Tochter zu etwas geraten habe, was allem Anscheine nach zwar zum Ruhme, aber nicht zum Glücke führen würde. Anfangs tat es ihr freilich wohl, Juanas Gelehrigkeit allenthalben beloben, ihre Stimme bewundern, ihr die glänzendste Zukunft prophe-

zeien zu hören, aber bald ward jedes Lob, jedes Wort der Bewunderung, jede ruhmredige Prophezeiung zu einem Dolchstiche für ihr besorgtes Mutterherz. Sie kränkte sich tief und zehrte ab und wünschte zuletzt nichts sehnlicher, als wenigstens nicht mehr Zeugin von Triumphen zu sein, welche ihr das Herz ihrer Tochter ganz und gar entzögen. Gomis merkte wohl alles, aber er konnte nicht mehr zurück. Juanas Ausbildung war zu einer Sache der Kunst geworden; er war es nicht nur seinem Mäcen, dem Kontador, schuldig, welcher mit seinen Unterstützungsbeiträgen nicht zurückblieb, sondern auch seinem Vaterlande, der Weltstadt Paris, eine Aufgabe zu lösen, für deren Resultat er sich mit seinem eigenen Künstlerrufe verpfändet hatte. Seine Zukunft war mit Juanas Schicksale in künstlerischer Hinsicht zu eng verknüpft, als daß er sie mitten auf einer Bahn, welche sie so vielversprechend beschritt, hätte zurückhalten sollen. Zwar ließ er es nicht an freundlichem Rat, an liebevoller Ermunterung zum Besseren, an lebhafter Anregung ihres Ehrgefühles fehlen, allein der treffliche Künstler ist nicht immer der trefflichste Mentor, und überhaupt mag es schwer sein, ein eben flügge gewordenes Talent, welches Trieb und Kraft in sich fühlt, den höchsten Flug zu tun, jederzeit so zu zügeln und zu lenken, daß es die heimatliche Erde nie aus den Augen verliert.

Noch war kein Jahr verflossen, als Juana ihrem Lehrer bereits geeignet schien, die erste öffentliche Probe ihrer ungewöhnlichen Befähigung zu liefern. Gomis hatte einige Romanzen und Kavatinen für sie komponiert, darunter auch eine Preghiera, wozu er die Melodie des innigen Abendliedchens benützte, welches er von ihr unter den Arkaden unfern der Segoviabrücke in ihrem heimischen Stübchen singen hörte. Sie trug es mit hinreißendem Schmelze vor. Der rauschendste Beifallsjubel war ihr dabei um so gewisser, als auch die natürliche Einfachheit und der nationale Anstrich des Themas an und für sich des tiefsten Eindrucks nicht verfehlen konnte. Wochenlang vorher stießen die Journalisten schon in ihre Posaunen, und alle Musikliebhaber sahen dem Tage des Konzertes, welches größtenteils Nummern von der Komposition des spanischen Kapellmeisters bringen sollte, mit Ungeduld entgegen, als ein trauriges Ereignis die Produktion hinausschob. Juanas Mutter erlag den Einflüssen der neuen Umgebung, in welche sie sich nicht fügen lernte, vor allem aber der Sorge für das Wohl ihrer Tochter, in welcher sie die kind-

liche, treuherzige, zufriedene Juana durchaus nicht mehr wiederfand. — „Vergiß über das, was du gelernt hast," sprach sie auf dem Sterbebette zu ihr, „nicht deines Gottes, nicht deiner Mutter. Laß mich sterben mit der Hoffnung, daß du bleibst, wie du immer warst, damit dein seliger Vater, wenn ich ihn oben wiedersehe, nicht zürnend fragen muß: Weib, wo hast du unsere Tochter? Du hast sie verloren, ihr Blut komme über dich!"

Gomis meldete diesen Vorfall seinem Kunstgönner in Madrid. Mit nächster Wendung der Post kam die Antwort: „Er möge einstweilen für Juanas Bequemlichkeit sorgen, so gut es ginge, und sie unter strenger Aufsicht halten; sobald es seine Geschäfte zuließen, wolle er selbst kommen und ihr eine passende Gesellschafterin aus Spanien mitbringen. Übrigens möge die Waise unbekümmert sein; er wolle in allem und jedem Vaterstelle bei ihr vertreten." — Juanas Gemüt war tief erschüttert, aber der Ruhm ist ein schmeichlerischer Tröster. Er flüsterte ihr dies und jenes zu, was ihre Eitelkeit aufregte; er zerstreute sie durch hundert Bilder und Szenen, die er ihr lockend vormalte; er beredete sie, daß sie jetzt, wo sie in der Welt alleinstände und nichts mehr zu berücksichtigen hätte, als die Kunst, ihr und sich es schuldig sei, sich derselben mit voller Seele hinzugeben. Noch war die kürzeste Frist der üblichen Trauerzeit nicht um, als Juana sich entschloß, ihr erstes Debut zu wagen.

Das Konzert, worauf die Neugierde infolge des eingetretenen Hindernisses um so höher gespannt war, wurde angekündigt. Der Zudrang war ungeheuer; die Stimmung des Publikums die beste. Rauschender Applaus belohnte den Kapellmeister für die Ouvertüre und für ein Vokalquartett mit Orchesterbegleitung, in welchem sich nicht nur tiefe Kenntnis des Kontrapunktes, sondern auch Originalität und Grazie der Melodie kundgab. Mit ungestüm klopfendem Herzen harrte Juana des Augenblickes, wo sie hinaustreten und die Elite der Pariser Bevölkerung durch die Macht ihres Gesanges beherrschen sollte. Mancherlei Bilder und Erinnerungen zogen an ihrer Seele vorüber; mit selbstgefälligem Lächeln verglich sie die Zeit, wo sie als armes Wäschermädchen am Manzanares stand und ein einfaches Liedchen trillerte, mit der glänzenden, siegverheißenden Gegenwart, und der Vergleich erhöhte ihren Mut zur kühnen Begeisterung. Der Gedanke, daß sie vor der Weltstadt gleichsam den Kunstgeschmack ihrer Nation zu vertreten habe, dieser von Gomis längst ihr ein=

geflößte Gedanke, begleitete sie hinaus auf die Tribüne, auf welcher sie mit lauter Akklamation empfangen wurde.

Schon ihre reizende Gestalt, gehoben durch die malerische Tracht ihrer Heimat, nahm für sie ein. Jetzt begann die Preghiera, eine Melodie, welche wie ein Echo ihrer Kindheit aus ihrer Kehle voll ungekünstelter Natürlichkeit hervorströmte. Was ist wirksamer als das einfach Schöne? — Alles war hingerissen; ein Beifallsjubel, der nicht enden wollte, folgte der Künstlerin nach. Ihr Name war begründet; Gomis sah seine Bemühungen reichlich belohnt. Er hatte, wie es ihm Don Diaz vorausgesagt, an Juana eine Primadonna gefunden, durch die er die Schöpfungen seines Talentes allerorten einführen lassen konnte. Der Dank, den er von ihr zu fordern berechtigt war, wurde aufgewogen von dem Danke, zu welchem sie ihn durch den herrlichen Vortrag seiner Kompositionen verpflichtete. „Gomis und Juana" galt in kurzer Zeit als allgemeine Losung. Alle Intendanten wetteiferten, die liebenswürdige Spanierin für ihre Unternehmungen zu gewinnen; alle Musikhändler überboten sich an Bereitwilligkeit, die Boleros, Seguidillas, Kanzonen und Arien in Verlag zu nehmen, welche Gomis für seine treffliche Schülerin komponierte. Beide gewannen nebst dem Ruhme auch Geld in Menge. Schon dachte Juana daran, dem Marquis von Villa-Marinquez, welchen ihr Gomis, zu ehrlich, um fremdes Verdienst sich anmaßen zu wollen, erst nachträglich als den eigentlichen Begründer ihres Glückes nannte, aus ihren reichlichen Einnahmen alles zu vergüten, was er auf ihre Ausbildung verwenden ließ, aber ehe sie dazu kam, erschien der Marquis mit der angekündigten Gesellschafterin für Juana selbst in Paris, um sich von dem Triumphe seiner Klientin zu überzeugen. Er wies jeden Ersatz seiner Auslagen, als eines Kunstgönners und Spaniers unwürdig, zurück und erbat sich nichts als einen kleinen Anspruch auf dankbare Erinnerung und freundliche Wohlgewogenheit. Was er aber in den Begriff der Dankbarkeit alles mit hineinzöge, wurde bald Juanas ganzer Umgebung klarer, als dem edeldenkenden Meister Gomis, der ebensowenig Weltklugheit und Menschenkenntnis besaß, als die meisten Künstler. Die Duenna, welche der Kontador für seine Ziehtochter, so nannte er Juana scherzweise, mitgebracht hatte, stand in seinem Solde und tat ihr möglichstes, um das Herz ihrer Schutzbefohlenen zu seinen Gunsten zu stimmen. Die raffinierten Pariser hatten es

bald weg, was hinter der ganzen Sache stäke. Daß alte Wüstlinge sich unter dem Scheine der Wohltätigkeit oder Gönnerschaft junger, unschuldiger Geschöpfe annehmen, um durch Anregung ihrer Eitelkeit ihr sittliches Zartgefühl nach und nach einzuschläfern, und ihnen zuletzt Zugeständnisse, wovor sie früher gerechten Abscheu hatten, als Beweise schuldiger Dankbarkeit abzunötigen, ist in keiner großen Stadt etwas Seltenes, am wenigsten wohl in Paris. Einer dieser unermüdlichen Bewerber, die keine Kosten scheuen, die jahrelang geduldig zuwarten, um ihren Zweck zu erreichen, war auch Don Diaz. Der arglose, von blindem Enthusiasmus für die Kunst beseelte Gomis diente ihm dabei, ohne es zu ahnen, als eifriger Helfer. Juana selbst war von dem lauten Gewirre wechselnder Eindrücke zu sehr in Anspruch genommen, um sich sammeln und einen ernsteren Blick in ihr Inneres tun zu können. Nur manchmal in unschuldigen Träumen schwebte ihr das Bild ihrer sterbenden Mutter, wohl auch das blitzende Auge ihres Vetters Ruy vor, aber wie schnell waren solche Mahnungen an die Vergangenheit wieder durch das bunte Gebrause der geräuschvollen Gegenwart übertäubt! Der rastlos tätige Gomis, welcher nun den Zeitpunkt günstig erachtete, Juanas Talent auch auf der Bühne geltend zu machen, beschäftigte sich nicht nur damit, einige Opernpartien, namentlich in Rossinis vorzüglicheren Tonwerken, mit ihr durchzumachen, sondern arbeitete in Stunden der Weihe auch selbst an einer Opernkomposition, welche, wenn seine Schülerin nach Madrid zurückkehrte, zu ihrem Debut auf dem Theater della Cruz dienen sollte. Vor allem war es die Desdemona in Rossinis „Othello“, welche der Individualität und Stimme Juanas zusagte. Der musikalische Teil der Rolle machte ihr nicht die geringsten Schwierigkeiten, aber auch der mimische, welchen ihr eine namhafte Schauspielerin des Théâtre français einübte, fand an ihr eine so gewandte Darstellerin, daß nichts gewagt schien, wenn man sie schon jetzt von der Tribüne des Konzertsaales auf die Bretter des Opernhauses versetzte. Der Erfolg war eklatant. Nicht nur die Kritik nahm ihren Mund voll und reihte ihren Namen den Sternen erster Größe an, sondern auch im Leben erreichten die Huldigungen, die man ihrem Talente und ihrer Person darbrachte, ein solches Übermaß, daß es der eigensüchtige Marquis für rätlich erachtete, sein teuer erkauftes Kleinod auf heimischen Boden zu retten. Sowohl Juana selbst als Gomis,

welcher indes seine Oper vollendet hatte, waren damit einverstanden, und voraus empfohlen durch Journallobpsalm, gefolgt von französischen Galanterien in Versen und Prosa, reiste die Künstlerin in Begleitung ihres Gönners, ihres Lehrers und ihrer Duenna nach Madrid ab.

Das Andenken des wackern Gardekapellmeisters, dessen effektvolle Parademärsche noch fortwährend von den Militärbanden gespielt wurden, war in Madrid noch lebhafter, als er es selbst erwartet hätte. Mit großer Spannung sah man daher der Aufführung seiner Oper: „La aldeana“ *) entgegen, in welcher, wie es hieß, eine junge, in Madrid geborne Sängerin den Hauptpart singen sollte. Gomis hatte in seine Musik mit vielem Geschmacke mehrere spanische Nationalmelodien, und unter andern auch die liebliche, einem kastilianischen Volksliedchen nachgebildete Preghiera verwebt, mit welcher Juana in Paris so viel Beifall erntete. Schon durch diese heimatlichen Anklänge schien der Erfolg des Abends gesichert. Das Theater della Cruz konnte die Menge der Zuhörer kaum fassen. Mit selbstbehaglicher Grandezza lehnte Don Diaz in seiner Gitterloge, als ob er allen Leuten sagen wollte: „Seht in mir den hohen Mäcen, der dieses Wunderkind auf die Bühne brachte, seht in mir den beglückten Kunstfreund, der nun bald den erquicklichen Lohn für seine Gönnerschaft von der reizenden Künstlerin wohlgefällig hinzunehmen gedenkt!“

Mit den ersten Tönen von Juanas Lippen war das Glück der Oper entschieden; sie machte Furore. In wenigen Tagen klangen die einschmeichelnden Melodien, welche zum Teile dem Munde des Volkes entnommen waren, aus dem Munde des Volkes wieder. Die wunderbare Preghiera, für rauschende Janitscharenmusik gesetzt, ertönte bald unter den Fenstern des neuen königlichen Palastes, vor der Reiterstatue Philipps V.; zu Buen Retiro defilierten die Garden nach den Klängen der Preghiera; in den Alleen des Prado und in den Laubgängen des Paseo de las Delizias blieben die Lustwandelnden stehen und die Wagen hielten an, wenn eines der Orchester, welche die Promenade belebten, die Preghiera anstimmte.

---

*) Die Bäuerin.

Gomis gehörte von diesem Augenblick an zu den Lieblingen des Tages; seine Kompositionen wurden populär im edelsten Sinne des Wortes. Man freute sich, endlich wieder einmal einen Mann gefunden zu haben, welcher die Gemüter von dem dumpfen Brüten über politische Meinungen und Kämpfe abzöge und es der schönsten aller friedlichen Künste zuwendete. Zugleich mit Gomis wurde immer Juanas Name genannt, und man wunderte sich, wie solch ein ausgezeichnetes Talent so lange verborgen bleiben und erst im Auslande zum Ruhme des Vaterlandes herangebildet werden konnte.

Großem Rufe kann der Neid nicht lange fern bleiben. Auch in bezug auf Juana war er geschäftig, und da er ihrer Kunst nichts anhaben konnte, so suchte er ihre Abkunft und ihr Verhältnis zu Don Diaz auszuforschen, um sie von dieser Seite in ein gehässiges Licht zu stellen. Das gelang ihm denn auch bald, und eben die untere Klasse des Volkes, welcher sie angehörte und durch ihr Talent so viel Ehre machte, war am eifrigsten bemüht, ihren Leumund zu verunglimpfen und sie dem Gespötte preiszugeben.

Indessen war Juana in einigen Opern anderer Meister aufgetreten und immer mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Sie bedurfte eines solches Palliativs, um manche Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, welche bei jedem Gange durch Madrids Straßen von allen Seiten auf sie losstürmten. Sie mied die Gegend, wo sie ehemals mit ihrer Mutter gewohnt, die Nähe des Ufers, an welchem sie harmlos ihr Geschäft betrieben hatte, mit ängstlicher Scheu. Sie senkte den Kopf zur Erde, so oft sie einem Mann in andalusischer Tracht begegnete, aus Furcht, es könnte Vetter Ruy sein. Sie suchte sich gewaltsam zu überreden, daß es ja keinen Vorwurf verdiene, wenn jemand sich aus seiner Niedrigkeit zu erheben, und aus seinen Anlagen den möglichsten Nutzen zu ziehen sucht; aber eine innere Stimme sagte ihr immer, daß ihr Gewinn kein ganz reiner, daß sie zwar angesehener, wohlhabender, berühmter, doch keineswegs besser, sittlicher, achtungswürdiger geworden sei. Dieses beständige Ankämpfen ihres Gefühles gegen den äußeren Glanz, der sie umgab, steigerte sich manchmal zum auffallenden Mißbehagen, welches dann der Marquis durch Betäubungen aller Art zu heben bemüht war; allein nicht immer wollte es ihm gelingen. Glücklicher war noch Gomis, welcher eine solche Verstimmung seiner Schülerin am besten dadurch betäubte, daß er sie, unbekümmert um

des Kontadors allzubesorgliche Einwendungen, strenger an ihr Musikstudium fesselte. Die Früchte dieses Verfahrens ließen sich nicht verkennen. In jeder Rolle entwickelte Juana größere Sicherheit, gediegeneren Vortrag und leidenschaftlichere Kraft. Zu ihrem nächsten Debut war die Desdemona in Rossinis „Othello“ bestimmt, welche sie bereits in Paris mit so vielem Beifalle gegeben hatte. Leider fühlte sich Juana am Tage der Aufführung nicht vollkommen disponiert; eine seltsame Beklemmung drohte sie in dem freien Gebrauche ihrer herrlichen Mittel zu stören; aber die Oper war angekündigt, die Neugierde des Publikums auf das höchste gespannt; man konnte seine Erwartungen nicht täuschen. Mit kindischer Ängstlichkeit begleitete der Marquis seine Klientin auf die Bühne und trieb sich unermüdlich umher hinter den Kulissen, unter den buntbemalten Choristen und schmutzigen Schnürziehern und wie all das Volk heißen mag, das den Thespiskarren schmücken hilft, um ja gleich bei der Hand zu sein, wenn ihr der geringste Unfall begegnen sollte. Allein alles ging vortrefflich; das Bewußtsein, ihren Lehrer an der Spitze des Orchesters zu wissen, flößte der Künstlerin volles Vertrauen ein. Sie wurde mit stürmischem Beifalle belohnt, dessen sie sich mit jeder Nummer ihres Partes würdiger machte. Endlich kam die berühmte Szene, wo Desdemona im leichten Nachtkleide den Vorhang des Alkovens zurückschlägt und hervortritt, um das Herz ihres racheschnaubenden Gatten zu erweichen. Ja, jetzt war sie wieder ganz Juana, ganz so einfach, so reizend, wie sie damals gewesen, als sie vor dem Bilde der Gottesmutter kniete und ihr frommes Schlummerliedchen in die stille Nacht hinaussang. Und doch war sie zugleich so ganz Desdemona, daß in den weiten Räumen kein Auge trocken, kein Herz ungerührt blieb. Da zuckte ein „Ach!“ des Entsetzens durch das Theater; Desdemona sollte bluten unter dem Dolche der Eifersucht. Plötzlich siegte wieder die Anerkennung der Kunst über das Blendwerk der Bühne, und rauschender Applaus begleitete ihren traurigen Opfertod.

Mit ausgebreiteten Armen stand der Marquis von Villa-Marinquez in den Kulissen, um seine triumphierende Schützlingin zu empfangen. Teils erschöpft von künstlerischer Anstrengung, teils betäubt vom tobenden Jubel, der ihr von außen nachbrauste, warf sie sich, ihrer selbst kaum mächtig, an eine Brust, vor welcher sie sonst mit geheimem Widerwillen zurückbebte. — „Schlange, jetzt

werd' ich den Othello spielen!" schrie plötzlich eine kreischende Stimme hinter dem Rücken des Kontadors hervor, und unter dem drohenden Rufe: „Stirb, Verführer meiner Juana!" blitzte über seinem Haupte in markiger Männerfaust ein blinkendes Stilet. — „Gott schütze uns! — Vetter Ruy!" stöhnte Juana und sank ohnmächtig zur Erde, während die Umstehenden dem wütenden Andalusier in den Arm fielen und ihn entwaffneten. — „O es ist dir nicht geschenkt, Natternbrut!" rief der Arriero knirschend, als man ihn geknebelt der herbeigeholten Wache übergab. — „Und wenn man mich in Stücke zerreißt, so sind für diesen Hund da noch hundert Dolche geschliffen und hundert Kugeln gegossen, die ihn doch nicht alle verfehlen werden!" — Dem Arriero leuchtete, als er diese Drohung ausstieß, die Wollust der Rache aus den Augen. Schon lange hatte er auf diesen Augenblick gewartet. Fast zwei Jahre hindurch wurde er nicht müde zu forschen, was aus Juana geworden sei. Endlich erhielt er einen Wink, daß sie nach Madrid kommen werde und daß sein Verdacht gegen den Kontador Grund habe. — „Nun entgehen sie mir nicht mehr!" dachte er, und trieb seine Maultiere hinaus in die Provinz, um mit einigen Kunden Richtigkeit zu machen, denen er im Leben nicht mehr unter die Augen zu kommen hoffte. Indessen war Juana nach Madrid zurückgekehrt. Von manchem Auge wurde sie erkannt und beobachtet. — „Sie ist es, deine Juana, und der Kontador ist hinter ihr her, wie ihr Schatten!" mußte Ruy von seinen Kameraden hören, als er nach Hause kam. Eine Zeitlang überlegte er bei sich selbst, ob er vor sie hintreten, sie an frühere Zeiten erinnern, ehemalige Ansprüche geltend machen solle. — „Sie wird dich verhöhnen, wird es dich fühlen lassen, daß du jetzt, wo ein Marquis um sie buhlt, für sie zu schlecht bist; du wirst von Eifersucht entbrennen und sie ermorden, und das wäre unrecht. Sie wurde verlockt, verführt; — ihr Verführer muß sterben — das ist recht!" so sprach der wilde Andalusier zu sich selbst. Und er zögerte nicht lange, sondern entdeckte ein paar vertrauten Kameraden seinen Plan und trug ihnen auf, was sie tun sollten, wenn er festgenommen würde, und stahl sich unvermerkt hinauf hinter die Kulissen, wo er sein Opfer ins Auge faßte, bis der rechte Augenblick kam, und er mit rasendem Ungestüm darüber herfiel.

Der Vorhang war noch kaum gesunken, als das tollkühne

Attentat des Arriero und die mutmaßliche Veranlassung schon im ganzen Publikum bekannt war. Juana konnte nach einem solchen Ereignisse nicht so bald wieder auf den Brettern erscheinen, auch wenn der Schreck sie nicht aufs Krankenlager geworfen hätte. Einige Wochen lang mußte sie das Bett hüten, so sehr waren ihre Nerven angegriffen. Der Kontador wich fast nicht von ihrer Seite. Er gab vor, er sei es seiner und ihrer Ehre schuldig, der Welt zu zeigen, wie wenig er sich in seiner Handlungsweise durch den Wahnwitz eines gemeinen Tollhäuslers beirren lasse. Doch was er vorgab, war nur leere Selbsttäuschung; denn im Grunde hatte er vor der Drohung des Arriero nicht weniger Angst als jeder Poltron, dem der Schelm im Herzen sitzt. Gomis hingegen fühlte sich mit einem Male enttäuscht und schämte sich in die Seele, aus blindem Eifer für die Kunst den unbewußten Ruffian*) gespielt zu haben. Mit möglichster Schonung für die arme Juana, der er denn doch einen großen Teil seines Rufes zu schulden überzeugt war, zog er sich allmählich zurück und beschloß, seine Kunst lieber selbständig, wenngleich mit minderer Wirksamkeit zu betreiben, als sich von einem Wesen ins Schlepptau nehmen zu lassen, welches die Achtung aller Besseren verwirkt hatte.

Als Juana wieder insoweit hergestellt war, daß sie eine Reise unternehmen konnte, schlug ihr der Marquis vor, in seiner Gesellschaft die Bäder von Trillo in der Provinz Guadalaxara zu besuchen, um ihre zerrüttete Gesundheit wieder zu befestigen. Juana, seit Gomis sich zurückgezogen, des einzigen Ratgebers beraubt, der es wahrhaft redlich mit ihr meinte, glich nun einem schwankendem Rohre, welches sich von jedem Lüftchen biegen und bewegen läßt. Sie hielt es für gut, durch Entfernung sich dem Gerede der Menschen zu entziehen und erst nach einigen Monaten wieder zurückzukehren. Indessen hoffte sie, würden die Zungen der Spottsüchtigen vielleicht einen andern Stoff gefunden haben, woran es in einer unruhigen Zeit voll politischer Gährung (es war kurz vor dem verhängnisvollen 1. März des Jahres 1823, an welchem König Ferdinand seinen Sitz nach Sevilla zu verlegen beschloß) nicht fehlen konnte. Unter starker Bedeckung, welcher man bei der Unsicherheit der Straßen selbst in der Nähe der Hauptstadt damals be-

*) rufian, Gauner, Spitzbube.

nötigte, fuhr der Marquis mit Juana und ihrer Gesellschafterin ab. Doch kaum anderthalb Meilen von Madrid, wo die Straße in ihrer Wendung von dem dichten Eichenforste von Zarzuela erreicht wird, bemerkte der Marquis zu seiner nicht geringen Bestürzung an den Mienen und Zwischenreden der mitreitenden Soldaten, daß es im Walde nicht ganz geheuer sei. Wiewohl es lange noch bis zum Abend war, hielt er es doch für geratener, umkehren zu lassen und im Galopp nach Madrid zurückzueilen. Doch schon war es zu spät. Das Raubgesindel, welches sich in dem undurchdringlichsten Dickicht umhertrieb, schien ihn absichtlich erwartet zu haben. Gellendes Pfeifen scholl fernhin, und undeutliche Gestalten wurden zwischen den Baumstämmen sichtbar. Der Marquis, fast mutloser als die schwächliche Juana, welche in diesem Augenblicke lebhaft an Ruys Drohung dachte, trieb den Kutscher zur verzweifelten Eile an, wenn auch die prächtigen Andalusier tot zusammenfielen. Allein schon pfiff eine Kugel aus dem Gehölze; erschrocken rissen die Pferde aus; eine zweite Kugel verfehlte ihres Zieles nicht; sie drang so gewaltig in des Kontadors rechte Schläfe, daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, über den Wagen hinausstürzte und eine weite Strecke nachgeschleift wurde. Jetzt ging es wie im Sturm vorwärts. Der Kutscher, welcher schon längst Fassung und Zügel verloren hatte, wurde herabgeschleudert und blieb für tot an der Straße liegen. Juana und ihre Begleiterin wurden, Leichen ähnlich, von den schnaubenden Rossen fortgetragen. Schon sauste das schäumende Viergespann, zum Entsetzen aller, welche es anstürzen sahen, auf die Segovia-Brücke zu, als der Wagen endlich umschlug und die beiden Frauen weit hinaus an das Ufer geschnellt wurden. Die Duenna fiel so glücklich, daß sie sich nur wenig Schaden tat und bald wieder Fassung gewann, um den ganzen Hergang zu erzählen. Juana hingegen hatte nicht nur eine tiefe Kopfwunde erhalten, aus welcher sie heftig blutete, sondern konnte auch wegen der fürchterlichen Erschütterung, die sie erlitten, lange nicht zur Besinnung erweckt werden.

Man brachte sie in die Wohnung des Kontadors, dessen Leichnam erst Tags darauf gräßlich verstümmelt am Eingange des Eichenforstes gefunden wurde.

Nun, da Juana gänzlich verlassen und durch die Hand des Unglücks aus einem Verhältnisse herausgerissen war, welches sie der

moralischen Achtung unwert gemacht hatte, nun hielt es Gomis wieder für seine Pflicht, sich der armen, dem höchsten Elende preisgegebenen Künstlerin anzunehmen. Dem Ausspruche der Ärzte nach war ihre Kopfwunde zwar nicht tödlich, aber doch so bedeutend, daß eine völlige Geisteszerrüttung zu befürchten stand. — Und so geschah es denn auch. Körperlich genesen, wandelte Juana geisteskrank umher. Sie sprach nur wenig, blickte starr vor sich hin, und von der Wunderkraft ihrer Kehle schien ihr nur so viel geblieben zu sein, als hinreichte, um die Melodie jenes Abendliedchens aus der „Aldéana“ in unbelauschter Dämmerung halblaut vor sich hinzusummen. Mit Tränen des Mitleids im Auge betrachtete Gomis diese bedauernswerte Ruine der Kunst, diese junge Märtyrin der Eitelkeit. Er machte es sich zur letzten Aufgabe seines Aufenthaltes in Spanien, welches zerrissen vom Parteikampfe, bedroht von dem Einfalle fremder Heere selbst die neutrale Stellung des Künstlers nicht unangefochten ließ, für Juanas Zukunft noch nach Kräften zu sorgen, und so die Schuld des Dankes abzutragen, zu der sie ihn durch die Verbreitung seines Rufes verpflichtet hatte. Durch Hinterlegung einer namhaften Summe, fast des ganzen Ertrages seiner „Aldéana“, bewog er die Vorsteherin eines Frauenklosters, mit welchem ein Hospital vereiniget war, zur Aufnahme der Unglücklichen auf die ganze Dauer ihres krankhaften Zustandes. Sie wurde daselbst in sorgliche Gewahrsam genommen, welche man ihr dadurch zu erleichtern suchte, daß man ihr eine Gassenstube anwies und ihr gestattete, der freien Luft im Garten und überhaupt aller Erheiterungen zu genießen, welche mit dem klösterlichen Leben vereinbar waren und ihre Existenz nicht gefährdeten.

Indes war der Meinungskrieg mit allen seinen Greueln losgebrochen. — Die Manolos*) gewannen fast überall die Oberhand; zahlreiche Verhaftungen schreckten die friedlichsten Bürger. An ein Interesse für künstlerische Bestrebungen war unter solchen Umständen nicht zu denken. Zur guten Stunde noch entkam Gomis aus Madrid, wo man ihn bereits mit mißtrauischen Blicken ansah, indem seine kräftigen, leidenschaftlichen Melodien häufig von dem aufgeregten Volke revolutionären Texten angepaßt und bei verschiedenen Anlässen mit wildem Ungestüm abgesungen wurden.

*) Die gewerbetreibende Klasse in Madrid.

Manchmal, wenn ein tobender Pöbelhaufe an den Toren des Frauenklosters vorüberstürmte und nach der wohlbekannten Melodie der Preghiera ein ausgelassenes Spottlied anstimmte, lehnte Juana mit starren, tränenlosen Augen am Gitterfenster ihrer Zelle und vernahm die verhängnisvollen Klänge und summte unwillkürlich die Worte ihres ehemaligen Abendliedchens mit.

Nach drei blutigen Jahren schien endlich eine Art von Ruhe zurückzukehren, welche zwar nicht auf vollkommene Amnestie, aber doch auf sänftigende Mäßigung begründet war. Wenigstens fing Madrid an aufzuatmen und wendete mitunter seine Aufmerksamkeit wieder anderen Dingen zu, als den schwankenden Resultaten des Bürgerkrieges. Man freute sich wieder des Prado, sehnte sich wieder nach Volksbelustigungen, besuchte das Theater und nahm Anteil an den Erscheinungen aus dem Gebiete der Kunst und Literatur, welches jahrelang gänzlich brach lag.

Zwei Ereignisse ganz verschiedener Art nahmen eines Tages alle Augen und Ohren in Anspruch. Am Morgen sollte nämlich auf dem Hafenplatze, wo die Hinrichtungen stattzufinden pflegten, ein gefürchteter Bandit den verdienten Lohn für seine Greueltaten empfangen, ein Schauspiel, welches bei dem wilden, durch manchen Nachklang jüngst erlebter Szenen noch heftig aufgeregten Sinne des Volkes Tausende von Zuschauern herbeilockte. Für den Abend hingegen war ein Schauspiel angekündigt, welchem der gebildete Teil der Bevölkerung mit gespannter Erwartung entgegensah, nämlich das Auftreten der berühmten Sängerin Giuditta Pasta*) in der Rolle der Desdemona. Während an der einen Straßenecke ein marktschreierischer Herumträger die gräßliche Geschichte von dem Leben und den Taten des hinzurichtenden Missetäters feilbot, bereitete gegenüber ein anderer die Vorbeigehenden auf den Genuß vor, welcher abends den Kunstfreunden im Theater della Cruz bevorstände. — „Giuditta Pasta," hieß es hier im echt südlichen Bombast, „der Komet von Verona, der Stern von Paris, der Sirius am europäischen Gesanghimmel, die majestätische, achtundzwanzigjährige Königin der Melodien, mit der herzerschütternden Glockenstimme,

*) Giuditta Pasta, geborene Negri, berühmte Opernsängerin (geb. 1798, † 1865); für sie schrieb Bellini die „Sonnambula" und die „Norma".

mit der plastischen Erhabenheit ihres echt antiken Spieles, wird heute den kunstsinnigen Bewohnern der sehr edlen, rechtlichen, hochberühmten, treuen und heroischen Stadt Madrid beweisen, daß sie bisher weder hörten, noch ahnten, was singen heißt!" — „Der fürchterliche, abgefeimte, grausame Bandit," hieß es dort — „namens Ruy Juan Chinchon, aus Grazalema in Ober-Andalusien gebürtig, wegen eines an dem hochedlen und ehrenhaften Don Diaz Marquis von Villa-Marinquez, weiland königlichen Kontador, versuchten Meuchelmordes gefänglich verhaftet, sodann seiner Haft entsprungen und nach langen, vergeblichen Nachforschungen unter den Straßenräubern ergriffen, wird heute, zur gerechten Strafe für alle eingestandenen und nicht eingestandenen Mord- und Missetaten, sowie zum abschreckenden Beispiele für alle Bösewichter öffentlich vom Leben zum Tode befördert werden."

Langsam, unter dem Geläute der Glocken, bewegte sich der Zug mit dem Missetäter der Richtstätte zu. — Starke Militärbedeckung begleitete ihn; die Musikbande spielte die noch nicht vergessene Preghiera. Als der traurige Kondukt um die Ecke des Frauenklosters zog, tönte ein durchdringender Schrei durch eines der Gitterfenster. Der Delinquent erhob sein dunkellockiges Haupt, schoß einen blitzenden Blick der Gegend zu, woher der Schrei gekommen, und schritt dann regungslos seinem Schicksale entgegen. In einer halben Stunde darauf hatte Vetter Ruy geendet.

Ein Schauspiel hatte das Volk weg; mit steigender Ungeduld erwartete es das zweite, edlere. Das Theater della Cruz konnte kaum die Menge der Zuseher fassen, welche der Ruf der weltbekannten Giuditta Pasta herbeigelockt hatte. Schon die äußere Erscheinung der Künstlerin wirkte elektrisch. Diese erhabene Ruhe, dieser ausdrucksvolle Blick, diese gerundete Bewegung war den leidenschaftlichen, von einem Extem zum andern überspringenden Spaniern neu. Als sie aber erst den Zauber ihrer Stimme entwickelte, „jene unbeschreiblichen und unbegreiflichen, verschleierten und doch frühlingshellen, schmerzstöhnenden und doch lustjubelnden Töne, welche in dem Ohre und Herzen dessen, der sie einmal gehört hat, nicht mehr verklingen": da machte sich das allgemeine Entzücken in lautem Applause Luft, und von tobendem Beifalle erdröhnten die dichtgefüllten Räume. Wohl mancher unter den Zuhörern mochte sich der heimischen Juana erinnern, welche vor einigen Jahren in derselben Rolle vielleicht mehr Natur,

aber gewiß nicht so viel Kunst entwickelt hatte. Diese wunderbaren Blitze der Leidenschaft, stets gemäßigt von angeborener Besonnenheit, dieses Emporklimmen über alle Sprossen der psychischen Stufenleiter, dieses Hinüberwiegen von Liebe zur Kränkung, von Lust zum Schmerze, von Jubel zur Verzweiflung hatte man noch nie in solch' künstlerischer Vollendung gehört und gesehen. Bei jedem neuen Auftritte fürchtete man, die Kraft der Sängerin müsse erlahmen, und bei jedem neuen Auftritte zuckte sie nur um so feuriger empor. Man konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß irgend ein Gott in dieser Brust wohnen müßte, aus der er so göttlich groß und menschlich schön hervorklang.

Endlich kam wieder die Szene voll grauenvoller Wollust, in welcher Desdemona als das Opfer tückischen Verrates und rasender Leidenschaft bluten soll. Angetan mit leichtem, weißen Nachtkleide, schlug sie den Vorhang des Alkovens zurück und trat hervor, um das Herz ihres racheschnaubenden Gatten zu erweichen. Da bot sich plötzlich dem Publikum eine Szene von fast gespenstischer Art dar; denn siehe! — wie aus dem Grabe emporgestiegen, stürzte aus den Kulissen eine zweite Desdemona, ebenfalls angetan mit weißem, leichten Nachtkleide, hervor und warf sich, trotz des Gemurmels und Geflüsters auf der Bühne, auf Othellos rechter Seite nieder, während Pasta zu seiner linken kniete. Eine atemlose Stille verbreitete sich durchs Theater, als die beiden Doppelgängerinnen gleichzeitig, als ob sie einander überbieten wollten, ihre Kantilenen begannen und Othello schaudernd und fassungslos seine Blicke von der einen zur andern gleiten ließ. — „Juana, Juana!" — rauschte es auf einmal wie ein beginnender Sturm durch die Räume des Theaters. — Entsetzt verstummte die wahre Desdemona, während die falsche, zurücksinkend in den Arm der hervorstürzenden Theaterleute, aus den Tönen Rossinis in die Melodie der wohlbekannten Preghiera überging, die sie, verlassen vom verwirrten Orchester, mit gräßlich kreischender Stimme zu Ende sang. Ehe man noch den Vorhang auf den deutlich hörbaren Ruf des Direktors herablassen konnte, lag die arme, wahnsinnige Juana, eine Leiche, in den Armen der Herbeigeeilten. Die Oper hatte geendet, tragischer geendet, als in der tragischen Nachbildung Shakespeares.

Am andern Tage war ganz Madrid voll von dem seltsamen Ereignisse. Juana hatte wahrscheinlich durch das Geschrei der

öffentlichen Ausrufer sowohl von Ruys Schicksale, als von dem Schauspiele, welches abends stattfinden sollte, Kunde erhalten. Von ihren arglosen Hüterinnen zu wenig bewacht, fand sie Gelegenheit, unbemerkt zu entkommen, und stahl sich eben so heimlich, wie einst der rachsüchtige Ruy, auf die Bühne, wo sie sich bis zu dem Augenblicke, der damals ihr Los entschied, verborgen hielt. Allein in jener verhängnisvollen Szene brach ihr Wahnsinn in aller Gewalt los, und ehe sie jemand hindern konnte, stürzte sie hinaus auf die Bretter, auf denen sie einst ihre Triumphe und jetzt — ihren Tod fand.

Gomis, welcher indes in London, wo er vergebens sein Glück zu machen hoffte, zum Geschäfte eines Singlehrers greifen mußte, um sein Leben zu fristen, erfuhr Juanas trauriges Ende aus den Zeitungen. Herzliche Tränen weihte er dem Angedenken eines Wesens, welches wie von der Stimme seines guten Engels gewarnt, ihn einst so rührend bat: „Lehrt mich nicht etwas, was ich vielleicht gern wieder vergessen möchte. Es würde Euch gewiß keinen Segen bringen!" — Wie eine düstere Prophezeiung, wie ein geheimer Fluch, den er nicht durch bösen Willen, sondern durch Blödigkeit auf sich geladen, klangen ihm die Schlußworte dieser Rede entmutigend in die Ohren. — Verstimmt kehrte er im nächsten Jahre wieder nach Paris zurück. Aber mit Juana war sein Stern untergegangen. Trotz aller Bemühungen, trotz mancher Versuche im Opernfache, welche den Beifall aller Kenner errangen, fand er bei dem großen Publikum nur wenig Anklang. Nachdem er lange mit Nahrungssorgen und Kabalen gekämpft, und erst nach vielen namhaften Proben seines ausgezeichneten Talentes durch die Verwendung eines hochgestellten Freundes eine Pension erhalten hatte, starb er im Sommer des Jahres 1836, unbefriedigt und ungewürdigt, als einer jener Vielbegabten, welche sich in ihrer Kunst nicht klar wurden, weil sie es sich im Leben nicht geworden sind.

Die Schweden vor Olmütz.

1.

> Narrheit erscheint am Toren nicht so hart,
> Als an dem Klugen, ist er erst vernarrt;
> Denn der verwendet allen Witz daran,
> Daß er die Torheit Klugheit nennen kann.
> Shakespeare.

Ein wüstes Geschrei tönte durch die niedere Stube des sogenannten „Stammhauses", einer kleinen abgelegenen Schenke in Olmütz, wo sich allabendlich die Brüder in studio zu versammeln und ihrer Lustbarkeit freien Lauf zu lassen pflegten; da ward an den massiven Eichentischen umher getrunken, gewürfelt, gesungen und gesalbadert, daß der Sprechende sich oft selbst nicht verstand, und die gesteigerte Bemühung, sich einander verständlich zu machen, gewöhnlich in allgemeine Unverständlichkeit ausartete. Auch an tollen Raufszenen fehlte es nicht, denn die jungen Herren Studenten trugen ihre wohlgeschliffenen Klingen jederzeit an der Seite und ließen sich ein unebenes Wort nicht zweimal sagen. Zudem schnitten sie gar schiefe Gesichter, sobald ein Mensch eintrat, der nicht zu ihrem Bunde gehörte, oder von demselben nicht geduldet war. Da ward des Federlesens nicht viel gemacht, der ungebetene Gast mußte sich über die Maßen bescheiden fügen und schmiegen, wenn er nicht den Schauplatz, auf welchem er eben mit zu agieren begann, in kürzester Zeit von außen, und zwar oft in der unbequemsten Lage, betrachten wollte.

„Zaus ihn, Wallach!" war die gewöhnliche Losung, wenn es auszumustern galt. Dieser Wallach war niemand anderer, als ein Student namens Valentin Schmidt, der Sohn des gleichnamigen reichen Handelsmannes, ein stämmiger, zwanzigjähriger Jüngling, mit schwarzen Locken, rollenden Feueraugen, aus welchen sein lebhafter Geist sprach, und einer mächtig schallenden Stimme, die bei ihm gut angebracht war, weil er allerdings ein eben so vernünftiges als kräftiges Wort zu reden wußte. Den Namen „Wallach" hatten ihm seine Kollegen gegeben, weil er seiner Körperbildung nach ganz jenen kräftigen Gebirgssöhnen glich, deren Sprache, Sitten, Gewohnheiten er getreu zu kopieren wußte. Häufige Ausflüge in die Bergschluchten

jener Gegend hatten ihn mit vieler Vorliebe für diese gigantischen Naturmenschen erfüllt, und manches naseweise Herrlein, welches den guten Valentin zu necken vermeinte, trug den Beweis dafür bald auf dem Rücken weg. Er war bei allen Studentenstreichen Anführer, Bürge des Gelingens und im Notfalle der Alexander, der den verworrensten Knäuel mit einem kühnen Faustschlage zerhieb. Darum hing auch das ganze Studentenvolk mit begeisterter Vorliebe an ihm. So tapfer er aber in der Schenke arbeitete, so wacker trieb er sich auf dem Tummelplatze der Wissenschaften umher, auf welchen es ihm keiner zuvortat. Daher war man auch gegen alle seine Torheiten nachsichtiger, als es vielleicht recht war, zumal da man in jener kriegerischen Zeit es nicht ungern sah, wenn den jungen Leuten ein bißchen Raufgeist in die Glieder fuhr.

Nur Valentins Vater, ein alter, ehrlicher, aber über die Maßen phlegmatischer Bürger, der seinem Geschäfte friedsam nachging, hielt seinem unbändigen Sohne oft ebenso langweilige als vergebliche Ermahnungsreden, welche gewöhnlich mit den Worten schlossen: „Junge, Junge! du hast Kopf, aber wenn du ihn so toll aufsetzest, so wirst du ihn noch einmal verlieren.“

Eben hatte seinen Kopf Valentin, wie es schien, wieder aufgesetzt, als er an einem regnerischen Sommerabende des Jahres 1640 im Stammhause saß und wild und unlustig vor sich hinsah.

„Mit dem Wallachen ist heute nichts anzufangen!“ hieß es unter den Studenten; denn sie hatten sich seit länger als einem Jahre an diese, früher ihm fremde, Übellaunigkeit gewöhnen müssen. Was ihm so fortwährend im Kopfe stak, wußte niemand; denn trotz seiner Offenheit in allem übrigen ließ er jede Frage über diesen Punkt unbeantwortet, und erwiderte jede Zudringlichkeit mit einer unliebsamen Abfertigung. Man ließ ihn daher gewähren und erschöpfte sich nebenan in flüsternden Vermutungen, deren Resultat war: „Der Wallach ist verliebt!“

Toller Lärm übertäubte bald dieses Gespräch. Valentin starrte noch immer teilnahmlos auf den Boden, als ob er alle Spalten und Astlöcher der kotbelegten Dielen zählen wollte. An einem Nebentische saßen einige Bürger, die mit den Studenten in gutem Einvernehmen lebten, und schwatzten wunderliches Zeug von der Teufelsjagd in Bayern, welche damals unter dem gemeinen Manne vielen Schrecken verbreitete. Andere wußten sich von einem schwäbischen

Weibe eines Soldaten zu erzählen, welches bei Mellerstadt auf einmal vier Knaben und drei Mägdlein geboren hatte. Wieder andere behaupteten, von Augenzeugen gehört zu haben, daß es im kaiserlichen Lager zu Saalfeld bald nach dem Scharmützel, in welchem der schwedische Offizier Schlange den einen Arm verlor, Blut regnete und daß Feuer vom Himmel fiel.

„Mag es sein!“ rief ein Soldat von der Stadtbesatzung darunter, der mit den Studenten zechte, „aber etwas anderes will ich euch sagen, daß der Banner*) bald abfahren wird. Kaum hatte seine Frau, die schöne Juliana von Erlach, die Augen zugedrückt, als die Soldaten oftmals eine Stimme hörten: „Fort, fort, Banner! nun ist es Zeit.“ — Jawohl es ist Zeit, wir haben an dem Torstensohn**) allein genug.“

Indessen war ein alter Diener der deutschen Gräfin eingetreten, welche vor anderthalb Jahren im großen Hause am Schulplatze eingezogen war. Schmidt hatte dem gutmütigen, plauderlustigen Graubart manchmal in der Schenke eine Kanne Bier auftischen lassen, die Studenten wußten nicht, wie er sich's verdient habe, duldeten ihn aber gerne, weil er von Valentin eingeführt worden war und ein so eigentümliches Lachen hatte, daß er damit jedesmal seinen Schluck Bier redlich abdiente. Diesmal hatte er sich, ohne seinen Gönner zu bemerken, welcher stumm und gebückt seitwärts saß, zu den übrigen gemacht, und fiel, ein lautes Gelächter seinen Worten vorausschickend, den abergläubischen Unglückspropheten nebenan in die Rede: „Ei, was ihr doch immer von Schreckensstimmen und Schaudergeschichten schwatzt! Die Zeit liegt ohnedies im argen! Wartet! ich will euch einmal etwas von einem Feste vorsingen, wobei sich mancher von euch die Gurgel wacker netzen wird.“ Sein eigenes Gelächter unterbrach ihn, und alles am Tische lachte unwillkürlich mit. „Ja, lacht nur!“ fuhr er fort, „heute über acht Tage ist Hochzeit in Olmütz. Unser Fräulein Eleonora und unser Stadtkommandant Antonio Miniati! Heute abend war das Versprechen!“

Ein schmetternder Schlag unterbrach das Gelächter, in welches

---

*) Der schwedische Feldmarschall Johann Gustafson Banér (geb. 1598, † 1641), genannt „der schwedische Löwe“, war in zweiter Ehe mit der Gräfin Juliane Elisabeth von Erbach (nicht Erlach) vermählt, die im Jahre 1640 starb.

**) Lenart Torstensson (geb. 1603, † 1651) erhielt nach Banérs Tode den Oberbefehl über die schwedische Armee. Er drang im Mai 1642 durch Sachsen und Schlesien bis nach Mähren vor und eroberte Olmütz.

der Graubart durch sein tolles Lachen ohne Ursache immer alles mitriß. Der Student Schmidt hatte seinen Bierkrug in wildem Ungestüm auf den Boden geschleudert, daß die Stücke wie Kartaunentrümmer*) umhersprangen. Mit rollenden Augen fuhr er jetzt empor, drückte das Barett tief in die Stirne, trat wankend zu seinen Brüdern an den Tisch und rief mit versagender Stimme: „Lebt wohl, Brüder! der Wallach zaust keinen mehr!" Mit diesen Worten stürmte er zur Türe hinaus. Alle sprangen überrascht auf, eilten ihm nach, riefen seinen Namen nach allen Weltgegenden; aber er war im Dunkel der Nacht wie ein Poltergeist verschwunden.

Eine tiefe Pause war eingetreten, während welcher alles wieder, stumm einander anblickend, die vorigen Plätze einnahm. Ein lautes gellendes Gelächter des alten Hanshofmeisters unterbrach sie, welches Unwillen erregt haben würde, wenn nicht die Neugierde der Kollegen Valentins zu groß gewesen wäre.

„Ei, daß ich ihn nicht früher gesehen habe!" rief er noch immer lachend. „Nun hätte auch nichts geändert! Geheiratet ist geheiratet, und verliebt ist verliebt."

„Verliebt?" schrie alles.

„Ja verliebt," erwiderte der Alte, in sein voriges ungestümes Gelächter zurückfallend. „Verliebt! ohne weiters verliebt! Wisset ihr nicht, meine Herren, daß Schmidt in Eleonora verliebt war? Nicht? Ei sehe doch einer, die Herren Studenten wissen so etwas nicht! Freilich war er's oder ist er's vielmehr. Wir waren kaum ein paar Wochen im Hause, als das schöne Zithernspiel des Herrn Kollega unserer Frau auffiel. Absonderlich zeigte aber das Fräulein Lust, diese artige Kunst zu erlernen, da es auch eine engelreine Stimme hat und überhaupt sehr gelehrig ist. Der gute Valentin ward ins Haus gerufen, um ihr in dieser schönen Kunst Unterricht zu erteilen. Da muß sich der Handel angesponnen haben. O, er war ihr nicht gleichgültig! Ich habe dabei manchen Dienst geleistet und glaube der Geschichte sogar die Ehre zu danken, daß ich bei so lustigen Herren meinen Abendtrunk ohne Gefahr tun kann."

Seine Worte erstickten in einem krampfhaften Gelächter, welches die Studenten durch ein dringendes „Weiter, weiter!" unterbrachen.

„Ja, weiter, weiter", lachte der Alte sprechend fort, „was weiter?

*) Kartaunen, Geschütz größeren Kalibers im XVI. und XVII. Jahrhundert.

Der Oberst Miniati warb um Eleonora. Die Mutter fand die Partie gut, und unser armer Valentin sitzt nun als Hase im Pfeffer; ich bedauere ihn recht herzlich! Aber es ist nun schon so, und der Weltlauf läßt sich nicht ändern."

Die Studenten sahen nun, daß sie recht geahnet hatten, und fürchteten trotz des Haushofmeisters Lachen von Valentins unbeugsamem Trotze und unbändiger Leidenschaft das Äußerste.

Noch in der Nacht suchten sie ihn auf, aber er war weder in seines Vaters Hause, noch irgend wo anders zu finden. Eben so vergeblich waren ihre Nachforschungen am andern Tage und an den folgenden. Sie ersetzten dem Vater die besorgtesten Späher und ließen sich die Sache mehr angelegen sein als er selbst, welcher anfangs zwar betroffen war, bald aber mit siegreichem Phlegma antwortete: „Soll's haben! Hab's ihm immer gesagt: Bursche, du hast Kopf, wenn du ihn aber so aufsetzest, wirst du ihn verlieren!" und damit war die Sache von Seite des Vaters abgetan.

Die acht Tage waren um. Ganz Olmütz nahm an dem festlichen Beilager Anteil. War gleich Eleonora erst zwanzig Jahre alt und Miniati nahe an den Sechzigen, so dachte doch niemand, welcher den kräftigen, mit edlem Anstande und freundlicher Herablassung einhergehenden Krieger sah, an sein Alter. Noch leuchtete volle Rüstigkeit aus seinem ernsten Auge, und hätte man, ihm zur Seite, Eleonoren auch eher für seine Tochter als für seine Gemahlin ansehen mögen, so lag in dem Gedanken, daß sie seine Braut sei, doch weiter nichts Abschreckendes. Sie selbst schien ziemlich heiter zu sein und in dem Bande, welches zu knüpfen sie im Begriffe stand, ihr volles Begnügen zu finden. Mit ruhiger Fassung schritt am Arme des Bürgermeisters, als Beistandes, die schöne Braut der bischöflichen Kapelle zu, in welcher, in Anwesenheit der Autoritäten und Honoratioren, die Trauung vor sich gehen sollte.

Eben steckte der Priester den Trauring des Obersten an den weißen Finger der zitternden Braut, als von außen ein Schuß fiel, und unter Scheibengeklirr eine Kugel knapp über dem Haupte des Bräutigams hinpfiff. Entsetzt und empört von gerechtem Unwillen über diesen Frevel fuhr alles auf, und ohne irgend einen Befehl abzuwarten, stürzten einige von den Soldaten, welche das Spalier an der Kapelle bildeten, hinaus, um sich des Ruhestörers zu bemächtigen. Vor dem Altare selbst war alles mit der Braut beschäftiget,

die ohnmächtig zu Boden sank. Der Täter war nicht auszumitteln. Erst nach einer langen Pause kam die Braut wieder zu sich und erklärte, wiewohl scheu und ängstlich um sich blickend, daß sie sich kräftig genug fühle, den Akt der Trauung vollenden zu lassen. Diese ging auch ohne weitere Störung vor sich.

Ganz Olmütz sprach von dem sonderbaren Vorfalle. Man hegte Vermutungen aller Art. Die Studenten argwöhnten nicht ohne Besorgnis, daß Valentin Schmidt, von welchem nicht die geringste Spur mehr zu entdecken war, den unvorsichtigen Streich begangen habe, um sich empfindlich zu rächen. Selbst Valentins Vater äußerte einmal in seinem unverbrüchlichen Phlegma: „Ja, ja, das sähe dem Tollkopfe gleich! Gut, daß ich ihn vom Halse habe, vielleicht setzt ihm die Not den Kopf zurecht!"

2.

Weg mit den zitternden
Alles verbitternden
Zweifeln von hier.
Goethe.

Wild loderte das Kriegsfeuer schon durch Jahrzehnte in Deutschland. Bange Furcht erschütterte die Gemüter, und der finstere Aberglaube, dessen Vorspiegelungen sich das Herz in der Not so gerne hingibt, fing an, sich selbst der aufgeklärteren Köpfe zu bemächtigen. So hatte ein gewisser Johann Werner von Beckendorf aus Meißen eine Prophezeiung drucken lassen, welche von Hand zu Hand ging, und das tägliche Gespräch der kannegießernden Menge bildete, deren Besorgnis aufs höchste stieg. In der Tat waren die Aussichten für die Katholiken immer trüber geworden. Von Provinz zu Provinz verbreitete sich der Geist der Mutlosigkeit, die Schweden drangen unter ihrem heldenmütigen und schlauen Torstensohn immer weiter vor, und oft erschienen seine Vorposten dort, wo man ihn noch weit entfernt wähnte. Der kaiserliche Feldherr Franz Albrecht, Herzog von Sachsen-Lauenburg, fiel bei Schweidnitz in die Hände der Schweden, nachdem er zwei Pistolenschüsse empfangen hatte, die seinem Leben am 10. Juni 1642 ein Ende machten. Die Feinde rekognoszierten bis Königgrätz und Glatz, nahmen Stanislau, Öls und Bernstadt ein und breiteten sich immer weiter nach allen Richtungen aus, ohne daß man ihrem Vordringen ernstliche Hindernisse entgegensetzen konnte.

Mit jedem Tage wuchs die Gefahr für Mähren. In Olmütz, der Hauptstadt selbst, sprach man zwar viel von mannhafter Verteidigung, falls es not täte, niemand aber glaubte, daß es not tun dürfte, indem man vom Kriegsschauplatze nur seltene und unzusammenhängende Nachrichten empfing, welche den überlegenen Feind lange nicht so nahe gerückt schilderten.

So bänglich übrigens die Stimmung im allgemeinen war, so fehlte es doch nicht an einzelnen Festen und Lustbarkeiten, durch welche man vielleicht mitunter nur die eigene Mutlosigkeit beschwatzen oder sie vor andern bemänteln wollte. Nur selten gelang es, den Ton ungetrübter Heiterkeit anzuschlagen und zu erhalten.

Zu den Festen, wo dies am wahrsten und besten vonstatten ging, gehörte ohne Zweifel die prachtvolle Tafel, durch welche Eleonora, die liebenswürdige Gattin des kaiserlichen Obersten und Kommandanten von Olmütz, Antonio Miniati, Freiherrn von Kampoli, das sechzigste Geburtsfest ihres allgemein geachteten Eheherrn feierte. Was Olmütz an vornehmen und ehrenwerten Männern zählte, war geladen; von schimmernden Kronleuchtern strahlte der Saal; heitere Musikchöre tönten von dem blumenverzierten Orchester; die Tafel bog sich unter der Last der köstlichen Gerichte und der flimmernden Silbergedecke, und abwechselndes Gespräch belebte die Gesellschaft ohne Unterbrechung. Der umsichtige, vielerfahrne Bürgermeister, die wackeren Ratsherren Schwonauer und Kaufmann unterhielten den Hausherrn mit Vorfällen aus der Stadt und schonender Erörterung bürgerlicher Verhältnisse. Die hochgebildete Hausfrau wendete sich mit holder Anmut und natürlicher Freundlichkeit zu den versammelten Frauen ohne Unterschied des Ranges und Standes. Der lebensfrohe sechzigjährige Schirmvogt des Minoritenklosters Paulin Zaczowicz aber hatte wieder seinen alten Antagonisten, den Administrator Strebele, aufs Korn genommen und trieb ihn durch manche Fangfrage gar erbaulich in die Enge.

Jetzt erhob sich Eleonora von ihrem Stuhle, füllte den silbernen Pokal mit würzigem Österreicher, und brachte ihrem Eheherrn ein lautes Lebehoch aus. Trompeten- und Paukenwirbel fielen in den herzlichen Jubel ein, mit welchem die ganze Gesellschaft den Ruf der Hausfrau erwiderte. Gerührt dankte Miniati mit gewählten Worten, welche dem guten Paulin so ans Herz drangen, daß er nochmals seinen Pokal ergriff und aufstehend improvisierte:

„Deus nostri Miniati
Laetae faveat aetati*);
Unser Gut und Blut für ihn,
Dixi**) Zaczowicz Paulin!“

Kaum hatte man sich gesetzt, als ein Diener des Obersten eintrat und ihm meldete, daß der Bürger Valentin Schmidt, soeben von einer Geschäftsreise an die Grenze zurückgekehrt, ihm etwas mitzuteilen wünsche, was keinen Aufschub leide.

Der Oberst ließ ihn hereinbitten und meldete seinen Gästen, wer ihm angemeldet wurde.

„Was mag wohl dem Phlegmatikus so sehr am Herzen liegen,“ bemerkte der Klostervogt Paulin, „daß er über seine Nachricht gar keine Sonne will aufgehen lassen? Hat ihm etwa der vorgestrige Wolkenbruch eine Lieferung verschwemmt? Sonst wüßte ich nicht, was ihn so spät noch auf die Beine bringen könnte!“

Schmidt war indes eingetreten und sah so ungewöhnlich verstört drein, daß dem Vogte fast unwillkürlich gegen seinen Nebenmann die Bemerkung entschlüpfte: „Heut' sieht er zum ersten Male gescheit aus!“

Bald aber teilte sich Schmidts langes Gesicht auch manchem anderen aus der Gesellschaft mit; denn sein Bericht, welchen er dem Obersten mit ungewöhnlicher Hast erstattete, war nichts Geringeres als die Meldung, daß die Schweden Schlesien bereits verlassen haben, und in kürzester Frist auf mährischem Boden stehen dürften. Er selbst habe über Hals und Kopf geeilt, um in Olmütz noch vor den Schweden anzukommen.

Alle sahen einander betroffen an; die Wahrscheinlichkeit solch einer überraschenden Wendung war nicht zu bezweifeln, und Schmidts kalte Ruhe und Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht in seine Rechnungsbücher einschlug, kannte man zu wohl, als daß man seine Nachricht für übereilt hätte halten sollen. Die laute Freude war auf einmal in stummes Nachsinnen übergegangen.

„Meister Schmidt,“ begann, die allgemeine Pause unterbrechend, der Vogt Paulin, „Ihr seid mir der Wahre! Konntet Ihr Eure Hiobspost nicht auf morgen versparen? Wer soll jetzt

---

*) Gott bewahre unserem M. ein frohes Alter.
**) Ich habe gesprochen.

noch essen und trinken können?" und mit diesen Worten leerte er seinen Becher so gemütlich und köderte mit der schweren Silbergabel ein Stück des würzigen Bratens so zuversichtlich, daß sich die Besorgtesten eines herzlichen Lächelns über seinen wohlberechneten Schalksernst nicht erwehren konnten.

„Weiß der Himmel," fuhr er fort, „ich bin im Glauben meiner Väter fünfzig Jahre alt, und ebensoviel Zoll im Durchmesser dick geworden, aber in so fröhlicher Gesellschaft bin ich für Grillen und Mücken immer der Ungläubigste. Morgen früh will ich alles glauben, und für das, was ich glaube, mich selbst samt Haut und Bauch zum Opfer bringen; aber heut' dächt' ich, lassen wir die Schweden noch Schweden sein."

Der Oberst wußte Zaczowiezs Bemühen zu würdigen, und sah trotz seiner eigenen, schweren Besorgnis gern, daß unter die Mehrzahl der Gäste wieder Mut und Heiterkeit zurückkehrte. Er selbst trat wohl einige Male mit seinen Adjutanten und Feldhauptleuten in diese und jene Fensternische, auch der Bürgermeister und seine Räte steckten die Köpfe gar bedenklich zusammen; aber die gesprächige Hausfrau wußte den Frauen, und der lustige Paulin den Herren so gut beizukommen, daß man solche verdächtige Zwischenspiele gar nicht bemerkte und sich bald wieder der ungezwungensten Fröhlichkeit überließ. Bis Mitternacht dauerte Tanz, Musik und Kurzweil, und alles ging so ruhig und wohlgemut nach Hause, als ob Schmidt keine Kriegsbotschaft, sondern die Nachricht mitgebracht hätte, daß soeben ein hundertjähriger Friede mit den Schweden unterzeichnet worden sei.

3.

> Ist dies nicht etwas mehr als Einbildung?
> Was haltet ihr davon?
>
> Shakespeare.

Die Botschaft, welche der Bürger Schmidt von seiner Reise mit nach Hause gebracht hatte, blieb nicht ohne ernstliche Nachwirkung. Kaum war der Morgen angebrochen, als man über die Sache reiflicher nachzudenken begann, und allenthalben, wohin sich das Gerücht verbreitet hatte, in die traurigste Besorgnis geriet.

Vor allem aber fanden in Miniatis Hause die ernsthaftesten

Beratungen statt. Die öffentlichen Schenken, die Gewölbe der Handelsleute, die Hörsäle der Studierenden waren voll von der Unglücksbotschaft, welche durch einlaufende Nachrichten von verschiedenen Seiten zur unwiderlegbaren Gewißheit erwuchs. Besonders regsam war die Schar der Studenten, welche bereits von Sturm und Ausfall träumte, und nichts bedauerte, als daß der Wallach, dessen Namen wie eine Fabel aus dem Tosen der Vorzeit sich unter den Musensöhnen forterbte, verschollen war, an welchem sie einen Anführer, Ratgeber und Ermunterer gehabt hätten, für welchen sie jetzt umsonst einen würdigen Ersatzmann suchten. Die Stimmung war übrigens unter der Mehrzahl nichts weniger als entmutigend, und allgemein träumte man von Schlappen und Witzigungen, welche der gefürchtete Torstensohn unter den Wällen von Olmütz zur heilsamen Warnung für alle Zukunft erfahren sollte.

Auch auf dem Rathause fand eine sorgsame Beratung statt. Da man des Geistes, der unter der Bürgerschaft herrschte, sicher zu sein glaubte, so beschloß man nach dreistündiger Unterhandlung und Erwägung, die Stadt bis auf den letzten Mann zu verteidigen, der Bürgermeister und seine Räte, die Geistlichkeit, welche damals in der Stadt eine nicht unwichtige Rolle spielte, und sämtliche Bürgerausschüsse stimmten für den hartnäckigsten Widerstand, wozu sich auch der Rektor der Studien, welcher seine jungen Brauseköpfe nur zu gut kannte, vollkommen bereit erklärte.

Anderer Meinung hingegen war Miniati, welcher die Sache von der militärischen Seite nahm. Er hatte unter seinem Kommando nicht mehr als achthundert streitbare Männer, darunter größtenteils Italiener und Neugeworbene. Auf die Hilfe freiwilliger Verteidiger ist am wenigsten zu bauen, indem leicht Unordnung, Parteigeist oder Mutlosigkeit einzelner die Kräfte zersplittert, und die Geschichte für hundert Beispiele wackerer Verteidigung und heldenmütiger Ausdauer gewiß ebensoviele gescheiterter Hoffnungen und mißglückter Pläne aufzuweisen hat. So lieb daher der Oberst auch den Minoritenvogt hatte, so kräftig bekämpfte er dessen Vorschläge zur allgemeinen Bewaffnung. Schon wankten einige der angesehenen Vertreter des Bürgerstandes und nannten die Nachgiebigkeit des Kommandanten eine kluge Vorsichtsmaßregel, welcher man sich, dem Drange der Umstände nachgebend, fügen müsse, wie sehr sich auch das Herz der einzelnen Patrioten dagegen sträube. Paulin aber gab nicht nach

und wendete seine ganze volkstümliche Beredsamkeit an, um die Gemüter zur standhaften Gegenwehr zu stimmen.

„Wer sich selbst verläßt,“ begann er, „den wird der Himmel auch verlassen! Auch die Schweden haben Rücken, auf welche sich auf gut mährisch eine tüchtige Warnung schreiben läßt. Warum sollen wir ihnen so gutwillig unsere Tore öffnen? Mit ihrer Hauptmacht können sie nicht anrücken, und sind wir denn so arm an Verteidigern? Solange unsere achthundert Mann hinreichen, stehen diese auf den Mauern, damit wir im Innern der Stadt uns in den Waffen einüben können. Wenn diese einmal mangeln, da geht es an die Bürger, an die Studenten, die jetzt schon ihre Hieber wetzen und ihre Sackpuffer vom Roste reinigen usf.“

Seine Worte fielen nicht auf dürren Boden; Miniati ward überstürmt und gab, um nicht den Vorwurf der Saumseligkeit auf sich zu laden, zögernd nach. Man traf Anstalten zur Verteidigung, bestimmte die Posten, besserte die Wälle aus, trug Dächer ab und flocht Schanzkörbe, bezeichnete Wohnungen, welche feuerfest waren, zu Magazinen und Lazaretten, sammelte Waffen und Proviant, exerzierte und manövrierte, errichtete Korps und Patrouillen, Reserven und Arbeitskompagnien und betrieb alles, was höchst fördersam gewesen wäre, wenn man einer Belagerung im nächsten Jahre, nicht aber einen Sturm in der nächsten Woche entgegenzusehen gehabt hätte.

Miniati sah dem allem mit ernster, bedenklicher Miene, wie einer fruchtlosen Bemühung, zu und unterstützte werktätig nur dort, wo seine militärische Ehre unmittelbar in Anspruch genommen wurde. Seine Gemahlin, das Mißliche seiner Stellung erkennend, suchte durch ihre rege Teilnahme von allem, wo Frauen in solchen Gelegenheiten helfen und raten können, nach Kräften auszugleichen, und den Ruhm jeder beifällig angenommenen Maßregel ihrem Eheherrn abzutreten. Sie ordnete einen Verein der Bürgerfrauen zur Pflege der Verwundeten und Kranken an; sie gab ihren Schmuck her, um den Arbeitern zuzulegen; sie sprach, wo sie hinkam, Mut zu und bewies sich in allem und jedem als eine Frau, die nicht minder heldenmütig als klug ist.

Unter solchen Anstalten verging eine Woche, als eines Morgens die Wachen auf den Stadtmauern meldeten, daß schwedische Vorposten sich gezeigt hätten. Es war wirklich so. Langsam schob sich

eine Kolonne vor, deren Pikett(s) sich von Vedette*) zu Vedette erreichen konnten. Da gab es gewaltigen Alarm in der Stadt. Nun galt es Ernst; mit innerm Widerwillen und der festen Überzeugung vom Mißlingen schritt Miniati zur Verteidigung. In aller Eile wurden alle Feuerschlünde, die noch in dem Zeughause standen, auf die Wälle gebracht. Ihr dumpfes Gerassel in den Straßen weckte die Bürger aus dem letzten Traume der Ungläubigkeit, in welchen noch immer versunken, sie das Ganze bisher doch nicht ernster nahmen, als ein Schaumanöver. Sämtlicher Waffenvorrat wurde an die Bürger und Studenten verteilt. Auch Paulin, der wackere Schirmvogt, hatte Wort gehalten und zog an der Spitze seiner Söldner wohlgerüstet und kampffertig vor der Wohnung des Obersten auf.

Wer auf die Wälle sah, mußte erstaunen über die Masse von Händen, welche sich da zum Dienste des Vaterlandes rührten und regten, wer aber einen Blick in die verödeten Straßen warf, konnte sich über die unheilvolle Zukunft nicht täuschen, welche der Stadt bevorstände, wenn jenes Phantom von Streitkräften, welches die Mauern erfüllte, beim ersten kühnen Angriffe zerstöbe.

Immer näher rückten die Schweden, ohne übrigens eine andere feindliche Demonstration zu machen, als daß sie gemächlich lagerten und die Mündungen ihrer Feuerschlünde ruhig der Stadt zukehrten. Miniati, welcher sich zum Ernste genötigt sah, suchte nun die Ratsherren Schwonauer und Kaufmann zu bereden, daß sie, solange es noch möglich wäre, ihre Frauen in Sicherheit brächten. Diese, welche hinter des Obersten mutvoller Gemahlin nicht zurückstehen wollten, erklärten sich nur dann zur Flucht bereit, wenn Eleonora mit ihnen zöge. Miniatis dringenden Vorstellungen gab sie endlich nach, wiewohl sie sich nur schwer entschließen konnte, mancher Anstalt, welche sie selbst ins Leben gerufen, sich als Leiterin und Teilnehmerin zu entziehen. Eine öffentliche Bekanntmachung stellte es allen, welche Olmütz verlassen wollten, frei, bei Anbruch des nächsten Morgens, unter hinlänglicher Bedeckung, nach Brünn abzuziehen, welches kräftigeren Schirm und Schutz darböte. Jetzt schon zeigte es sich, wie richtig Miniatis Urteil von der vorgeblichen Allgemeinheit der Kampflust war. Mancher, welcher vor wenigen Tagen noch bramarbasierte, als ob er die Schweden allein

*) Kavallerieposten, bestehend aus zwei bis drei Reitern.

verschlingen wollte, schnürte jetzt in aller Eile sein Bündel und schloß sich stumm und zitternd der marschfertigen Karawane an, welche, nebst den genannten Frauen, aus mehreren reichen Kaufleuten und angesehenen Priestern, vielen aus Schlesien mit ihren Reichtümern hierher Geflüchteten, und sogar aus eigenen Ausreißern von jenem Freikorps bestand, welches unter Paulins Kommando unter Waffen getreten war. Man wunderte sich allgemein, den Administrator Strebele und den Bürger Schmidt nicht unter den Flüchtlingen zu bemerken; aber von ersterem hieß es, als man nach ihm fragte, daß er schon seit einigen Tagen unsichtbar geworden sei, und letzterer schien sein altes Phlegma wiedergewonnen zu haben.

Die Nacht dünkte den Harrenden eine Ewigkeit; endlich graute der Morgen. Von Segenswünschen ihrer Angehörigen begleitet, setzte sich ein Zug von mehr als zweihundert Menschen, denen eine Reihe von vierhundert mit Kostbarkeiten und Kleinodien beladenen Wägen folgte, in Bewegung. Eine Schwadron mutvoller und wohlbewaffneter Reiter diente der bunten Karawane zur Bedeckung. Zum Abmarsche wurde jenes Tor gewählt, welchem gegenüber noch keine feindlichen Schanzen aufgeworfen waren.

Ungestört, vom dichten Nebel geschützt, bewegte sich der Zug der Vorstadt Pawelka zu. Entweder waren die Schweden auf derlei Handstreiche zu gut eingeübt, oder ein Verräter hatte sich bei Torstensohn ein Bildchen einlegen wollen, aber eine höchst unangenehme Überraschung war den arglosen Flüchtlingen in jedem Falle vorbereitet.

Kaum hatten nämlich die Entwichenen Olmütz im Rücken, als der Torstensohnsche Vortrab über sie herfiel, die Schwadron Reiter nach tapferer Gegenwehr zerstreute, die Wägen wegführte, und eine große Anzahl der Flüchtlinge gefangen nahm; unter diesen letzteren befand sich auch Miniatis Gattin, deren Schicksal in der Folge entscheidend auf Olmütz einwirkte.

Mit Schaudern erfuhr man in der Stadt durch den rückkehrenden Rest der Bedeckung den Vorfall, welchen das nahe Schießen und Lärmen im dichten Morgennebel nur ahnen ließ. Aber Rettung war zu spät. Indessen rückte Torstensohn selbst vor die Mauern und schlug in der Vorstadt, im Kapuzinerkloster, sein Hauptquartier auf. Mit freudigem Lächeln vernahm er Leonoras Gefangennehmung, denn es entging dem schlauen Feldherrn nicht, von welchem

Vorteile sie ihm für die Zukunft sein könnte. Er ließ sie daher in eine abgelegene, wohlverwahrte Zelle des Klosters bringen und befahl, sie reichlich mit allem Nötigen zu versehen. Jedoch ließ er es auch an strenger Obhut nicht fehlen, denn er rechnete viel auf ihren Einfluß bei Miniati und hatte große Pläne für den Fall bereitet, als dieser die Verteidigung einer Stadt aufs Äußerste triebe, welche er, sicheren Nachrichten und Kundschaften zufolge, ohne vieles Blutvergießen einzunehmen hoffte.

Noch am Abende desselben Tages ordnete daher der Feldherr einen Parlamentär ab, welcher der Stadt sich mit einem Trompeter näherte und sie zur Übergabe aufforderte. Miniati suchte die Bürgerschaft nochmals von der Unmöglichkeit eines wirksamen Widerstandes zu überzeugen, widerlegte die Gerüchte von der Gefangennehmung seiner Frau, die ihm wohl bekannt war, durch einen untergeschobenen Brief von ihr, um jeden Verdacht eines persönlichen Interesses zu zerstreuen und schilderte den Bürgern die Folgen der fruchtlosen Hartnäckigkeit mit den grellsten Farben; aber der Ehrgeiz aller, namentlich der Studenten und Paulins, war zu sehr gereizt, als daß seine Vorstellungen Gehör gefunden hätten.

Der mutige Vogt übte den wesentlichsten Einfluß. Unermüdlich war sein Bestreben, den Mut und die Kampflust der Verteidiger anzufeuern, und ungeachtet die Kugeln bereits ganz unheimlich über den Häuptern der Belagerten dahinpfiffen, und mancher hell auflodernde Dachstuhl es weithin verkündete, daß es den Schweden mit dem Bombardement Ernst sei, war er doch unablässig auf den Wällen beschäftigt. Er wußte sogar eine namhafte Rotte zu einem Ausfalle zu bewegen, welcher am nächsten Morgen getan werden sollte, und blieb, da er die nötige Anzahl Freiwilliger, als Soldaten, Studenten und Söldnern seiner Kompagnie zusammengebracht hatte, hinter seinem Vorhaben nicht zurück. Mit dem Frühesten öffnete sich ein verborgener Ausgang der vielverzweigten Kasematten, aus welchem er mit dem Häuflein seiner Getreuen hervorstürzte. Das Schwert hoch geschwungen, drang er unvermutet gegen die Hauptschanze der Schweden vor, wo man sich eines solchen Angriffes nicht im geringsten gewärtig war. Die Feinde waren nicht wenig überrascht. Schon hatten die herzhaften Olmützer eine Batterie zerstört und die Bemannung in die Flucht geschlagen, als Oberst Wanka, der mit seinem Fähnlein in der Nähe stand, ein Regiment

leichter Infanterie aufbot, um den Bedrängten zur Hilfe zu eilen. Da wandte sich das Blatt; ein hartnäckiger Kampf begann, in welchem die disziplinierte Truppe, wie leicht zu erwarten stand, die Oberhand behielt. Über dreißig von den kühnen Olmützern wurden verwundet, und der tapfere Zaczowicz selbst fiel in die Hände der Schweden, die ihn unter Mißhandlungen jeder Art in das Kapuzinerkloster, das Hauptquartier ihres Feldherrn, schleppten.

4.

's ist Arzenei
Zu süßem Zwecke bitter.
Shakespeare.

Gar seltsam sah es im Refektorium der P. P. Kapuziner aus. Die gebräunten Heiligenbilder blickten von den Wänden finster und unheimlich herab, und die geschnitzten Statuen der Märtyrer in den Ecken des geräumigen Saales, standen auf ihren Fußgestellen so ernst und regungslos, als ob sie eben erst vor Verwunderung über die neuen Bewohner, die seit kurzem hier hausten, zu Holz erstarrt wären. Sonderbar widerhallte das Sporengeklirre auf dem marmornen Estrich, über welches bisher nur klappende Sandalen hinschleiften. Statt der braunen Kutten und der weißen Strickgürtel sah man zweifärbige Koller und lederne Wämser mit goldenen und seidenen Feldbinden; statt der wallenden Graubärte, statt der Glatzen oder Kapuzen, braunlockige Soldatenköpfe mit bebuschten Sturmhüten und blank beschlagenen Helmen.

Mitten im Refektorium aber saß an einer langen Tafel, an welcher sonst die genügsamen Mönche ihre Kollation einzunehmen pflegten, ein ernster, vierzigjähriger Krieger, welchem man die Feldzüge und Strapazen vergangener Jahre auf der tiefgefurchten Stirne las, von Adjutanten und Schreibern umgeben, lesend, befehlend und hörend. Es war Leonhard Torstensohn, seit Banners Tode der Schweden Generalfeldmarschall.

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ sprach er zum Generalmajor Stahlhans, welcher ihm eben das Bulletin des Obersten Wanka vorgelesen hatte, „je unbedeutender der Feind, je unangenehmer der Kampf. Es ist wie mit den kleinen Hunden, man achtet sie nicht, und sie beißen doch. Wenn's mich freuen soll, drein zu schlagen, so muß mein Feind mir dreimal überlegen sein, dann nimmt man sich

zusammen, und wenn sich der Leonhard zusammennimmt, so lassen ihn die Schweden nicht stecken. Aber er soll mir's büßen, der Starrkopf Miniati und das freche Häuflein, das uns die schöne Batterie zerwarf. Ich mag's nicht leiden, wenn der Mensch tut, was nicht seines Amtes ist; der Bürger bleibe bei seinem Gewerbe, der Student bei seinen Büchern, der Klostervogt bei seinen Mönchen.

Wo ist er, der Tollkühne, der die Rotte anführte? Bringt ihn hierher! Ich will ihn ins Examen nehmen, daß er auf mich denken soll."

Das Knie sich reibend, in welchem sich die Gicht regte, so oft er leidenschaftlicher auffuhr, senkte er die Blicke wieder in die Landkarte, die vor ihm ausgebreitet lag, während ein Adjutant abtrat und Zaczowicz holte.

Ein leises Geflüster lief durch die Reihen der Offiziere und Ordonnanzen, als der wohlbeleibte Paulinus hereingeführt wurde. Sein graues Wams war von mancher Kugel durchlöchert und mit Kotflecken getigert, welche ihm die spottende Menge, die ihn ins Hauptquartier schleppte, beigebracht hatte. Sein Bäuchlein schien wenig gelitten zu haben, dafür hatte er aber seine Stirne, die von einem schwedischen Säbel leicht gestreift worden war, mit einem weißen Tuche umwunden.

Ohne die geringste Befangenheit trat er vor den gefürchteten Schwedenführer, der noch nicht aufsah, und begann, da niemand ihn vorstellte, selbst mit seiner gewöhnlichen Laune sich vorzustellen.

Torstensohn blickte empor und wendete sein rollendes Auge gegen den Vogt.

„Seht," fuhr dieser fort, „eine Seltenheit von Euch. Ich wollte den Mars spielen, und bin zum Kupido geworden!"

„Was Er büßen soll!" antwortete der Feldherr, von Paulins Gefaßtheit betroffen.

„Gott, der Herr, verzeiht," erwiderte der Vogt, an die Brust klopfend, „und so werdet Ihr mir wohl auch nicht gleich die Verdammnis an den Kopf werfen, wie Martinus Luther dem Teufel das Tintenfaß."

Den umherstehenden Offizieren entfuhr unwillkürlich ein lautes Lachen, welches sie schnell unterdrückten, als Torstensohn finster aufblickte und den Schirmvogt angrollte: „Wenn ich Euch aber um einen Kopf kürzer machen lasse?"

„Dann könnt Ihr mich als Kugel brauchen!“ — versetzte Paulin, die Hände gemütlich über seinen Bauch schlingend.

Diese Antwort hatte Torstensohn nicht erwartet. Sein Ernst verwandelte sich in ein leises Kopfschütteln, welches seine Leute wohl kannten; es war ein Zeichen des Überganges vom Zorne zu seiner angeborenen Jovialität. — „Wie konnt' es Euch, dem Schirmherrn eines Klosters, einfallen,“ bemerkte er mit Nachdruck, „unaufgefordert das Schwert zu ergreifen?“

„Weil Ihr mit dem Schwerte unaufgefordert kamt. Wie du mir, so ich dir; das ist der Welt Lauf! Der Mann nützt, wo er kann!“

„Und was denkt Ihr nun, daß ich mit Euch machen werde?“

„Wenn ich für Euch gehandelt hätte, so wüßt' ich's, — zum Hauptmanne wenigstens; jetzt vielleicht zu einem Manne ohne Haupt, — vielleicht auch nicht!“

Torstensohn wendete sich zu Stahlhans und sagte lächelnd: „Was meint Ihr? Wird er sich die Lektion zu Herzen nehmen?“

„Er scheint nicht ungelehrig!“ erwiderte der Generalmajor.

„Nun so mag er hier bleiben im Kloster als Gefangener,“ sprach der Feldherr, „bis sich eine Gelegenheit zur Auswechslung findet. Er ist mir doch lieber, als der andere, den wir neulich fingen. Seid Ihr's zufrieden?“

„Wie man's nimmt!“ antwortete Zaczowicz mit trübseligem Gesichte.

„Was?“ fuhr Torstensohn auf.

„Versteht mich nicht unrecht,“ fiel ihm Paulin ins Wort, „Euer Gefangener wär' ich recht gern, wenn Ihr nur mir andere Gefangenwärter bestelltet. Saht Ihr die Patres, die Ihr ins obere Stockwerk versprengtet? Sind sie nicht alle vom Barte bis zu den Sohlen ein Bild der langen Fasten? — Was wird aus meinem Bauche werden, wenn er sich nach einer neuen Kirchenregel fügen muß?“ —

„Nun das laßt meine Sorge sein,“ erwiderte der Feldherr gutmütig, „ich denke die Olmützer werden mich versorgen. — Habt Ihr noch ein Bedenken?“ — Der Vogt dankte mit launiger Herzlichkeit und wandelte, dieser Gefahr glücklich entronnen, im Kloster ungehindert auf und ab. Bald erfuhr er, daß Miniatis Gattin seine Gefangenschaft teile. Unverzüglich bat er um die Erlaubnis, sie be-

suchen zu dürfen, die ihm auch ohne Anstand erteilt wurde. Wie ein Engel des Trostes trat er in die Zelle der Gefangenen, sprach ihr Mut zu, suchte sie aufzuheitern, und stärkte sie durch den Gedanken an bessere Tage der Zukunft, manches Wort hinstreuend, dessen Sinn die tiefgebeugte Frau, in Erwägung ihrer hoffnungslosen Lage, als frommen Wunsch, kaum der Beachtung würdigte.

Indessen ließ Torstensohn wieder auf Olmütz stürmen, wurde jedoch kräftig zurückgeschlagen, indem die Bürger und Studenten das Militär so wacker unterstützten, daß Miniati selbst an die Möglichkeit eines längeren Widerstandes zu glauben anfing. Er sendete daher, in der baldigen Ankunft eines Entsatzheeres das einzige Rettungsmittel erblickend, einen vertrauten Mann mit einem Schreiben an den Erzherzog Leopold Wilhelm ab. Aber Torstensohns Posten waren zu wachsam, und auch dieser Bote wurde aufgefangen.

Dieser Vorfall bewog den Schwedenfeldherrn, zu einem Mittel zu schreiten, welches er sich als unfehlbar früher ausgedacht hatte. Er ließ nämlich Miniatis Gemahlin rufen. Mit bangem Zittern folgte die Gefangene dem Adjutanten, welcher sie abholte.

„Schöne Frau,“ sprach Torstensohn, ihr entgegentretend, während der Adjutant auf seinen Wink ihr einen Stuhl hinrückte, „ich habe Euch zu mir bitten lassen, indem ich ein paar Worte von größter Wichtigkeit mit Euch allein zu sprechen habe.“

Der Adjutant verließ das Refektorium; Eleonora nahm an des Feldherrn Seite Platz und suchte Fassung zu gewinnen.

„Fürchtet nichts!“ fuhr Torstensohn fort, welcher ihre edlen Züge mit Wohlgefallen betrachtete.

„Ich fürchte nichts,“ erwiderte die Gefangene mit Anstand und Würde; „ich habe es mit einem Manne zu tun, der an der Seite einer Beata de la Gardie gewiß der Schonung gegen Frauen nicht vergessen hat.“

„Ihr nennt mir einen Namen,“ antwortete Torstensohn, „welcher mich selbst im Zorne entwaffnen könnte. Doch Ihr bedürft keiner Fürbitte, Euer Antlitz, Euer Benehmen reicht hin, um Euch Achtung zu sichern. Nur muß ich Euch zu bedenken geben, daß ich Euch in doppelter Eigenschaft gegenüberstehe, als Leonhard Torstensohn und als Generalfeldmarschall des Schwedenheeres. Als ersterer steh' ich Euch zu jedem Dienste bereit; als letzterer ersuche

ich Euch um einen Dienst, den Ihr mir nicht abschlagen werdet, wenn Ihr bedenkt, daß ich da bitte, wo ich befehlen kann!"

„Es gibt ein Gebiet im Menschenherzen," versetzte Eleonora mit stolzer Ruhe, „über das niemand befehlen kann, als Gott; Euch zu dienen, soll mir zum Troste in meiner bedrängten Lage gereichen!"

„Erlaubt," sprach Torstensohn, sie sanft am Arme fassend, „daß ich Euch den Stuhl zum Tische rücke. Hier ist Tinte, Papier und Feder. Der Dienst, um den ich Euch bitte, kann Euch nicht schwer fallen, — es ist ein Brief an Euren ehrenwerten Eheherrn."

Ein eisiges Frösteln durchzuckte Eleonoras Glieder; sie sah ein, daß sie recht geahnt.

„Schreibt ihm," fuhr der Feldherr fort, „was Euch das Herz eingibt, was Euch gut dünkt; nur gestattet mir, daß ich Euch ein Postskript in Eurem Namen in die Feder diktiere, des Inhaltes: daß Euer Herr Gemahl in Anbetracht der Umstände und mit Rücksichtsnahme auf Euch und die Genossinnen Eurer Gefangenschaft uns nicht länger hinhalte, sondern eine ehrenvolle Kapitulation vergeblichem Widerstande vorziehe!"

„Verzeiht, Herr General," entgegnete die Gefangene mit Festigkeit, „ich danke Euch für Euren Antrag herzlich; aber um des Postskriptes willen muß ich auf das Labsal des Briefes verzichten. Miniatis Gattin schreibt nichts, was ihr Gatte nicht lesen darf!"

„Ihr werdet es bereuen!" fuhr Torstensohn auf, „wenn Ihr nicht schreibt!"

„Ich würde es auch bereuen, wenn ich schriebe. Welche Reue ehrenvoller sei, mögt Ihr selbst entscheiden."

„Euer Schicksal liegt in meiner Hand!"

„Doch nicht das Schicksal einer Stadt, gegen welches das meinige als Null verschwindet."

„Ihr irrt; wenn etwas die Stadt vor einer traurigen Katastrophe bewahren kann, so ist es dieselbe Handlung, die auch Eure Gefangenschaft aufhebt."

„Wo Torstensohn von Zugestehungen spricht, dort fürchtet er den Widerstand; wo Torstensohn einen Widerstand zu fürchten hat, dort wäre es Verrat, Zugestehungen zu machen. Ich zweifelte früher, ob Olmütz sich halten könne; da aber Ihr es entwaffnen wollt, so hoffe ich, daß es die Waffen nicht umsonst gebrauchen werde."

Diese Wendung gefiel dem Schweden, und er konnte der Standhaftigkeit Eleonoras nur gerechte Anerkennung zollen. Die Notwendigkeit aber gebot ihm, das Äußerste zu versuchen.

„Ihr wollt also nicht schreiben?“ begann er wieder kalt und ernst.

„Ich darf nicht!“ war Eleonoras Antwort, „die Ehre verbietet es mir.“

„Und was würde die Ehre dazu sagen, wenn ich Euch und die Frauen der Olmützer Ratsherren, die mit Euch gleiches Los teilen, ins Lager führen, und durch einen Herold verkünden ließe: Soldaten, da ist gute Ware für Euch angekommen; Euer Feldherr schickt Euch hier zum Lohne für Eure Tapferkeit einmal einen Stoff zur Kurzweil und zum Vergnügen. Tut, was Ihr wollt; Verantwortung habt Ihr keine! — Was würde Eure Ehre dazu sagen?“

Eleonora wechselte die Farbe: bei dieser Schilderung verlor sie die Fassung, hielt sich nur mit Mühe aufrecht und fragte mit tonloser Stimme: „Torstensohn! ist das Euer Ernst?“

„Mein Ernst nicht,“ erwiderte der Schwede lächelnd, „Torstensohns Ernst nicht! Aber der unwiderrufliche Entschluß des Generalfeldmarschalls, der um und in Olmütz nicht unnütz Blut vergießen will!“

„So sagt, was ich schreiben soll!“ erwiderte Eleonora, zum Tische wankend, und setzte, nachdem ihr der Schwede den Stuhl zurechtgerückt, unter einem tiefen Seufzer, mit tränenfeuchtem Auge gegen Himmel starrend, die Feder an.

„Teurer Gemahl!“ diktierte Torstensohn, „deine unglückliche Eleonora schmachtet, so wie die Frauen der beiden Ratsherren Schwonauer und Kaufmann, in schwedischer Gefangenschaft. Rette mich, denn Torstensohn, der Unfreundliche,“ hier nahm er lächelnd eine Prise, „hat fest beschlossen, wenn Olmütz binnen achtundvierzig Stunden nicht in seinen Händen ist, uns der Willkür seiner Soldateska preiszugeben. Was du für deine, dich so innig liebende Gattin tun sollst, brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Übergibst du die Stadt, so sind wir frei. Eleonora.“

Unter häufigem Schluchzen vollendete Eleonora das Schreiben. Es war ihr, als unterschriebe sie das Todesurteil ihres Gatten. Kraftlos sank sie in den Stuhl zurück und verbarg, während Torstensohn den Brief wohlgefällig zusammenfaltete, ihr Gesicht in die Hände.

„Faßt Euch, edle Frau!“ begann nun der Feldherr, „gegen die Notwendigkeit zu kämpfen ist Unklugheit, und Ihr seid nicht minder klug als schön. Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen, bei welchem ich nichts bedaure, als daß ich Euch durch Drohungen abnötigen mußte, was ich mir lieber erschmeichelt hätte. Zürnet dem Torstensohn nicht, weil er dem Generalfeldmarschall wich. Wenn ich durch irgend etwas das Bild des unfreundlichen Schweden verlöschen könnte, so würde es mir zur froheſten Beruhigung gereichen. Pflegt nun Eurer Ruhe! sucht Euch zu trösten, und denkt: Eine feste Burg ist unser Gott, eine sichre Wehr und Waffen!“

Schweigend nahm Eleonora des Feldherrn artige Reden und wohlgemeinte Trostgründe hin und begab sich, von ihm selbst gestützt, in ihre Zelle, wo sie der alte Vogt Paulin mit banger Besorgnis erwartete. Diesem übergab sie Torstensohn mit dem Auftrage, sein Möglichstes zu ihrer Aufheiterung beizutragen.

„Ihr seid so guter Laune,“ sprach er im Abgehen, „macht sie bei dieser würdigen Dame geltend. Ich beneide Euch um das Glück, Euch an Ihrer lieblichen Gegenwart weiden und die Tränen so schöner Augen trocknen zu dürfen. Aber ehern ist des Kriegers Los, und seine Tritte sind für Blumen dieser Art viel zu plump und unbehilflich.“

Kaum hatte er die Zelle verlassen, als Eleonora dem Vogte alles, was vorgefallen war, weinend gestand und ihn bei allem, was dem Christen teuer ist, beschwor, auf ein Mittel zur Flucht zu denken.

„Qui vult finem, debet velle media!“ rief Paulin freudig, „das heißt auf deutsch, man soll in der Not den Kopf nicht verlieren. Ich war nahe daran; aber ich fühl’s, daß ich ihn noch habe. — Ja — Flucht, gnädige Frau, Flucht, das ist das rechte Wort, jetzt hab’ ich Euch, wo ich wollte. Ich habe mich im Kloster umgesehen, und an dem Kellermeister einen Praktikus gefunden, dessen Rat nicht mit Gold zu bezahlen ist. Aus dem Keller führt ein geheimer Gang ins Freie. Heute nacht, wenn alles ruhig ist, hole ich Euch ab; Konrad gibt mir den Schlüssel. Wir müssen fort, denn wenn auch Miniati die Stadt übergibt, so sind wir doch nicht frei; man wird uns zur Erzwingung weiterer Zugestehungen aufbewahren. Undankbar ist’s freilich gegen Torstensohn, ihm für seine Großmut so zu lohnen; aber der Vogel, der nicht davonfliegt,

wenn man ihm den Käfig offen läßt, ist ein Gimpel, und dafür soll mich der gute Torstensohn nicht halten!"

Alles war verabredet, und in ungestümer Erwartung sahen beide der Nacht entgegen. Torstensohn hatte indes Eleonoras Brief bestellen lassen. Miniati war der Verzweiflung nahe; hier rief ihm die Liebe zu, dort drohte die Pflicht; dazu kam sein noch immer schwankendes Vertrauen auf die Ausdauer der Besatzung. Niemand wußte noch etwas Bestimmtes von der Botschaft aus Feindeshänden; man schloß nur daraus, daß sie arg gewesen sein mußte, weil sich Miniati über zwei Stunden mit Schwonauer und Kaufmann in sein Kabinett einschloß, und bald auch die übrigen Vorsteher der Stadtkorporationen zu sich berufen ließ. Eben als man so leidenschaftlich für und gegen die Übergabe eiferte, begann das Feuer der Schweden vom neuen, und die schweren Eisenkugeln, welche auf das Pflaster niederschmetterten, übten einen größern Einfluß, als alle Vorstellungen des Obersten. Plötzlich schlug ein mächtiger Steinregen, aus den schwedischen Mörsern auf das Dach des Pulverturms gehagelt, Sparren und Gewölbe durch, und mit Donnergeprassel flog aller Vorrat, der hier zurückgelegt war, wie aus dem Krater eines Vulkanes, sausend in die Luft. Jammer und Geschrei der Verwundeten und Beschädigten scholl von allen Seiten, Verwirrung und Entsetzen ergriff jung und alt, und mit Schaudern schloß man aus diesem ersten unheilvollen Vorspiele auf die Szenen des nahen Trauerspieles. Die Gelegenheit, einen Vorschlag zur Übergabe zu machen, schien nun gekommen; die beteiligten Ratsherren halfen mit, und so ward denn endlich beschlossen, am andern Morgen eine Deputation angesehener Bürger und Wortführer aus allen Klassen der Bevölkerung an Torstensohn abzusenden.

5.

Die Anker auf! Stecht in die See! Glück zu!
Doch mir ist bang dabei, verzeih mir's Gott!
Ben. Johnson.

Die Nacht war rabenfinster, mondlos starrte der Himmel herab, und nur hier und da blickte durch zerrissene Wolken ein Stern. Nur einzelne Schüsse, gleichsam Nachzügler des ziemlich starken Kugeldetachements, welches die Schweden den ganzen Nachmittag über

nach Olmütz gesendet hatten, erleuchteten das Dunkel, und zahlreiche Wachfeuer zeigten, wie weit im Umkreise das Heer der Belagerer sich ausbreitete. Alles war im Kloster still geworden; die Anstrengungen des Tages hatten Müdigkeit und Schlummer bewirkt, und der günstige Augenblick zur Flucht schien gekommen.

Da schlich sich Paulin aus seiner Kammer, nachdem er sich unter Beihilfe des wackeren Kellermeisters, so gut es in der Eile ging, mit Proviant und selbst mit Waffen versehen, steckte den Kellerschlüssel zu sich, den er schon am Abende mit der Weisung erhalten hatte, ihn zu behalten und hinter sich von innen abzuschließen, indem noch ein zweiter vorhanden wäre, und eilte so leise, als ob er die Schuhe mit Filz besohlt hätte, mit einer Blendlaterne unter dem Mantel, zu Eleonoras Gemach.

Er fand sie gefaßt und gerüstet zur gefahrvollen Reise, und nach einem kurzen, aber herzlichen Gebete stiegen sie vorsichtig und langsam die Treppen hinab. Unbemerkt an der Schlafzelle manches Schwedenhauptmanns vorüber, gelangten sie zur Kellerpforte, welche Paulin ebenso schnell wieder hinter sich abgeschlossen als geöffnet hatte. So war jeder Verdacht von den armen Klosterbewohnern entfernt, denen Torstensohn dieses Werk der Barmherzigkeit gewiß übel vergolten hätte.

Schauerlich hallte der Fußtritt durch den feuchten, halbleeren Keller, von dessen Wänden einzelne Tropfen eintönig herabsickerten. In der Ecke lag das bezeichnete Faß. Mit Mühe zwängte sich der Vogt hinter demselben zur Mauer durch und schob das Brett zurück, welches, wie zufällig hingelehnt, nichts weniger als einen Ausgang ins Freie vermuten ließ. Fröstelnd folgte Eleonora ihrem Führer, welcher selbst, nur der mündlichen Weisung des Kellermeisters gedenk, mühsam durch den schmalen Gang sich fortwand. Wie Kristalle funkelte der Salpeterreif in den Ritzen des bröckelnden Gemäuers; aufgeschreckte Molche huschten über den Weg, und wie Erdbebenstöße dröhnten die einzelnen Mörserschüsse von außen im Innern des schauerlichen Gewölbes wieder. Schwere Stickluft hemmte den Atem und verkleinerte das Licht der Laterne zum blaßroten Funken; an manchen Stellen mußten sie fast am Boden hinkriechen; an manchen wünschte der Vogt sich zerteilen zu können, aber der Drang der Gefahr half überall aus. Plötzlich senkte sich der Gang steil über stufenähnliche Vorsprünge abwärts, und eben seufzte Paulin bänglich

auf, als frischere Luft ihnen entgegenwehte, und ein nahes Rieseln an ihr Ohr schlug.

„Gott sei Dank!“ rief der Vogt, „wir sind im Freien, das ist das Bächlein hinter dem Klostergarten; der Herr verläßt die Seinen nicht!“

Tief aufatmend standen sie unter Gottes Himmel, und tröstend schimmerte ihnen ein Stern aus flockigem Gewölke entgegen. Sie hatten das Hauptquartier samt seinen Wachposten im Rücken. Nur etwa hundert Schritte weit loderte das äußerste Feuer, an welchem ein schwedischer Soldat stand. Ängstlich schrak Eleonora zusammen, als sie seiner ansichtig wurde.

„Tut nichts!“ beruhigte sie ihr Führer, „sehen wird er uns, das weiß ich, denn die Kerle haben Luchsaugen, aber auch dafür ist gesorgt. Ich habe das Losungswort ausgekundschaftet!“

„Losung!“ rief der Soldat, als eben Paulin mit seiner Begleitung über das Bächlein setzte. „Seeblat!“ entgegnete der Vogt mit fester Stimme. „Vorbei!“ brummte der Soldat beruhigt, seine Büchse absetzend, aus Achtung vor Torstensohns altem Familiennamen, welcher für den Tag Parole war. Auf dem nächsten Hügel besah sich Paulin, so gut man es bei Nacht kann, das Terrain, um den weiteren Operations-Plan zu entwerfen. Nach Olmütz zu gelangen war unmöglich. Auf der Südseite, als dem einzigen Höhenpunkte, von welchem aus man die Stadt bestreichen konnte, standen die feindlichen Batterien. Nordwärts breitete sich das Lager mit seinen gegen die beiden Flügel weit hinausgeschobenen Wachfeuern aus. Zudem war die Nacht zu finster, um der Richtung gewiß sein zu können. Es blieb ihnen also nichts übrig, als dem nahen Walde zuzueilen, um in seinem Dickicht den Morgen abzuwarten. Kaum hatten sie sein undurchdringliches Obdach erreicht und einen hohlen Baum zu ihrem Zufluchtsorte gewählt, als das Glöcklein des Klosters anschlug.

„Da hat man's!“ rief der Vogt, „was gilt's, die haben unsere Flucht bereits gemerkt und machen sich die vergebliche Unterhaltung, uns zu suchen. Ja, die wird ihnen wohl ein Rätsel bleiben, zu welchem ich allein hier den Schlüssel habe, den ich diesem Baume als Pfand meines Dankes zurücklassen will! Fort aber müssen wir jetzt gute Frau, fort, solang Euch die Beine tragen! Zum Glücke kenne ich mich hier im Walde gut aus. Hab' als Studiosus manchem Hasen

bei diesem Baume das Lebenslichtlein ausgeblasen. Ich will statt des Kerzleins mein Gedächtnis in die Laterne stecken!"

Ohne zu rasten eilten sie fort durch den Wald und mochten wohl manche Stunde bereits im Dunkel der Nacht zurückgelegt haben.

Endlich graute der Tag; ein kleines Viertelstündchen wanderten sie noch weiter, als ein näher und näher polterndes Geroll an ihr Ohr schlug. Erschrocken sprangen sie hinter einen Baum, aber zu ihrer großen Freude war es niemand anderer, als ein argloser Wallache, welcher mit leerem Fuhrwerke wohlgemut durch den Wald fuhr.

„Wohin, Freund!" rief ihm der Vogt in slawischer Sprache zu, „vielleicht haben wir einen Weg?"

„Nach Messeritsch!" antwortete der Fuhrmann in seiner Mundart.

Paulin, sonst eben kein Schwärmer, hielt sich nur mit Mühe zurück, den schlichten Gebirgsbewohner vom Wagen zu reißen, um ihn ans Herz zu drücken. Eleonora bemerkte diese Aufwallung gar wohl und schöpfte neue Hoffnung.

„Nimm uns mit!" sprach der Vogt zum Wallachen, welcher freundlich den breiten Hut rückte, „wir sind Flüchtlinge; führ uns bis an den Fuß deiner Berge! du sollst es nicht umsonst tun; mein Säbel oder mein Rosenkranz sei dein Lohn! Was du lieber willst."

Lächelnd blickte der Bauer auf den elfenbeinernen, mit Silber eingelegten Rosenkranz und bemerkte ganz aufrichtig: „Den Rosenkranz trag' ich im Herzen; den Säbel, glaub' ich, dürfen wir bald besser brauchen können!"

Der Handel war bald geschlossen, und der günstigen Gelegenheit froh, rollten sie den Bergen zu, welche sich von der Ostgrenze Mährens gegen Ungarn zu weit ins Land hereinverzweigen.

„Dort," sprach der greise Vogt, „bietet jede Sennhütte uns ein Asyl dar, und wir können mindestens sicher abwarten, was da kommen werde." Eleonora fügte sich mit christlicher Ergebung in alles.

Was sie am Wege von ihrem Fuhrmanne erforschten, war so viel, daß er eine Ladung Käse nach Olmütz an den Kaufmann Schmidt zu liefern hätte, welcher überhaupt große Bestellungen auf Lebensmittel aller Art im Gebirge gemacht hatte, um, falls der Feind die Stadt überkäme, damit seinen Gewinn zu suchen. Diesmal seien aber die Schweden Vorkäufer, und zu seiner großen Verwunderung, redliche Zahler gewesen. Überhaupt wäre es das beste,

wenn man ihnen ein freundliches Gesicht zeigte, sonst käme noch Not und Jammer übers Land.

Nachdem sie längs der Beczwa den ganzen Tag über fortgerollt, kamen sie am Fuße des Gebirges an, dessen Wälder, Alpenweiden und Sennhütten ihnen zur Herberge dienen sollten. Hier nahmen sie von ihrem Fuhrmann Abschied, welchem der Vogt seinen Säbel zum Lohne gab, und schlugen, der Weisung folgend, die sie von jenem Sohne dieser Höhen erhalten hatten, den nächsten Gebirgspfad ein. Sie waren nicht lange gestiegen, als sie in ein Kesseltal hinabblickten, dessen Mitte eine jener einfachen Hütten einnahm, welche man in dieser Gegend Sallaschen nennt. Schon zeigte sich allenthalben die Spur veränderter Kultur und Gesittung. In diesen riesig hohen Gebirgen mit ihren Tälern und Vorhügeln wohnte, gleich den Hirtenvölkern der Schweiz und Tirols, jener durch Tracht und Lebensart, Sprache und Charakter verschiedene Nachwuchs der altslawischen Einwohner, die Gewohnheiten, Tugenden und Fehler seiner Väter bewahrend. Abgehärtet, tätig, genügsam, gingen sie ihrer Beschäftigung nach, weilten im Sommer auf den Bergtriften mit ihren Herden, bereiteten Käse, verfertigten allerlei künstliches Geräte und würzten sich ihre Festtage durch Spiel, Gesang und Tanz.

Mutvoll und treu, gastlich und teilnehmend wußten sie den Fremdling, der sich in ihren Schutz begab, ebenso tapfer zu verteidigen, als sie ihn mitleidvoll aufnahmen. Dagegen war ihre Leidenschaftlichkeit leicht gereizt, und nach Umständen nicht minder wild als sanft, neigten sie sich gewöhnlich, von einem Äußersten zum andern überspringend, zur Meinung dessen hin, der ihrer regen Einbildungskraft am beredtesten beizukommen wußte.

Paulin bat jetzt seine Begleiterin, des längern Marsches nicht überdrüssig zu werden und der entlegenen Höhe zuzupilgern, wo sich die ursprüngliche Sittenreinheit und natürliche Einfalt gewiß noch freier vom Meinungskampfe erhalten hätte. Eleonora billigte seinen Vorschlag ohne Widerrede, und gestärkt durch eine kurze Ruhe traten sie ihre Wanderung von neuem an.

6.

> Euch ist kein Maß und Ziel gesetzt,
> Bekomm euch wohl, was euch ergötzt.
> Goethe.

Die Nebel senkten sich, vergoldet stiegen die Kuppen der Berge

hinan und ragten scharf abgegrenzt in das freundliche Blau des Himmels.

Vor den Flüchtigen stand ein kegelförmiger Hügel, von frischem Laubholz unterwachsen, auf dessen üppig grüner Spitze ein großes Bauernhaus mit weitläufigen Nebengebäuden stand. Ringsherum dehnten sich in geräumiger Umfriedung wohlbestellte Felder aus, und seitwärts lief eine lange, mit malerisch gruppierten Büschen besetzte Weide bis zum Gipfel einer steilen Berghöhe hinan, auf deren Schneide eine große Sallasche sichtbar wurde. Alles verkündete den Wohlstand des Besitzers. Hier beschloß der Vogt einzusprechen. „Wir haben heute Sonntag," rief er, „am Tage des Herrn wird der Herr die Seinigen nicht verlassen!"

Sie waren kaum den Hügel zur Hälfte hinangestiegen, als sie ein Mädchen vor dem Hause gewahr wurden. Mit leichterem Herzen schritten sie auf die Dirne zu, welche, als sie die Fremden bemerkte, stehen blieb, und sie verwundert auf sich zukommen ließ.

Es war ein allerliebstes Kind von etwa sechzehn Jahren, im vollsten Sonntagsstaate. Ein rundes, blühendes Gesichtchen, dessen zartes Wangenrot von der rauhen Gebirgsluft und der näheren Sonne wenig gelitten hatte, blickte ihnen mit dem Ausdrucke der lieblichsten Sanftmut entgegen. Große dunkle Augen sprachen von lebhaftem Geiste und warmem Herzen. Das schwarze Haar, über der Stirne zierlich gescheitelt, lief rückwärts in zwei lange, dichte Zöpfe aus, welche, an beiden Enden mit hellroten Bändern durchflochten, über die Achseln bis über den vollen Busen herabhingen. Ein blendend weißes Hemd vom Halse bis zum flimmernden Gürtel von Silberblech, der es um die schlanken Hüften zusammenhielt, in zahlreiche Falten gebrochen, berührte mit seinem Saume die runden Waden. Rote Strümpfe umschlossen, in tausend Fältchen gelegt, den Fuß, welcher vom Knöchel an in neue Stiefelchen aus rohem Kalbleder gepreßt war. Die ganze Gestalt erweckte fröhliches Zutrauen. Der Vogt zögerte daher nicht, sein Anliegen in der Mundart dieses Bergvolkes anzubringen; und seine Bitte fand die freundlichste Erwiderung. Erfrischungen waren das erste, was die liebliche Nika, so nannte sich das Mädchen, den Ermüdeten unter dem Schatten einer breitästigen Buche anbot. Bald erfuhren sie alles, was ihnen zu wissen lieb war.

Die schöne Besitzung, wohl die ausgedehnteste und reichste im

ganzen Bezirke, gehörte dem bejahrten Vater des Mädchens, dem Hirten Roman, welcher in der Gemeinde als Ältester eine Art von Hauptmannswürde bekleidete und hohes Ansehen genoß. Als Hausgenossen nannte die schöne Nika, nicht ohne leises Erröten, einen jungen Mann, Kovacz, welchen ihr Vater vor ein paar Jahren zu sich genommen und seither als Sohn behandelt habe, einen kühnen, schönen und gewandten Hirten, dem es keiner im Gebirge zuvortun könne. Beide, sagte das Mädchen, seien am Morgen ausgegangen, würden aber noch vor Mittag, von den Nachbarn begleitet, zurückkommen, um sich im Freien vor dem Hause des Mahles und heiterer Gespräche zu erfreuen. Das hätte aber nichts zu sagen, so viel Recht im Hause habe auch die kleine Nika, um Notleidende ohne vorläufige Anfrage aufzunehmen und zu beherbergen.

Eleonora konnte sich nicht satt weiden an der natürlichen Anmut des holden Kindes. Vorzüglich entzückt war sie aber, als sie erfuhr, daß Nika auch der deutschen Sprache kundig sei. — Das alles, sagte sie mit unverkennbarer Aufwallung, habe sie dem klugen Kovacz, der es ihr beigebracht, zu verdanken, und durch seine Bemühung sei sie manches Liedchen in deutscher Mundart zu singen imstande, welches sie früher nur nach der Weise ihrer Väter vor sich hintrillerte. Er begleite ihren Gesang dann immer auf der Zither, die er vortrefflich spiele, und dabei werde er manchmal so ernst und sie so wehmütig gestimmt, daß beide weinen müßten.

„Auf der Zither?“ wiederholte Eleonora fast unwillkürlich, und eine brennende Röte überflog ihr Antlitz, gleich dem Widerschein einer Erinnerung. Der Vogt bemerkte es gar wohl und lächelte kopfschüttelnd, als ob auch ihm etwas beifiele. Nikas Gesprächigkeit verdrängte jedoch bald jeden Eindruck aus früherer Zeit, und ihr Vorschlag, ob die Flüchtlinge nicht einbringen wollten, was sie durch mehr als eine schlaflose Nacht versäumt hätten, wurde dankbar angenommen. Eleonora wurde in Nikas Kammer untergebracht und dem Vogt des jungen Hirten Lager angewiesen. Beide versanken bald in tiefen, ungestörten Kummer.

Indes kehrten Roman und Kovacz mit einer Anzahl rüstiger Hirten zurück.

„Wir haben Gäste bekommen!“ rief Nika ihrem Vater zu und küßte ihm ehrerbietig die Hand.

„Gäste?“ fragte Kovacz, sie sanft umschlingend und ihr einen brüderlichen Kuß auf die Stirne drückend.

„Flüchtlinge,“ fuhr Nika fort, „die vor den Schweden sich zu retten suchten, denen Olmütz vielleicht jetzt schon übergeben ist, wie sie sagten.“

Die Hirten sahen einander bedenklich an. „Ein alter Mann,“ erzählte Nika auf ihres Vaters Frage, „und eine schöne, wunderholde Frau. Die Frau habe ich in meine Kammer genommen. Dem dicken Herrn mit dem weißen Krauskopfe mußt wohl du Platz machen, lieber Kovacz!“

Wie ein Blitz zuckte es bei dieser Kunde über das Antlitz des jungen Hirten. Düster vor sich hinbrütend, strich er sich den langen, schwarzen Schnurrbart und rieb sich die Stirne, als ob er einen quälenden Gedanken verwischen wollte.

„Du wirst doch nicht böse sein, Kovacz?“ schmeichelte ihm Nika, „ich will dir oben unter dem Dache ein Lager bereiten, gewiß nicht härter als das deinige. Ich konnte die arme Frau doch nicht wegweisen und ihren Begleiter auch nicht!“

„Wo sind die Fremden?“ sprach Roman, seinen Pflegesohn scharf ins Auge fassend, während die übrigen Hirten, in angelegentliches Gespräch vertieft, beiseite traten.

„Sie haben zwei Nächte nicht geruht und schlafen jetzt,“ erwiderte Nika, den noch immer stummen Kovacz besorgt anblickend; „ich dächte, du gönntest ihnen diese Erquickung!“

„Wie du willst,“ erwiderte Roman sanftmütig, „ich übergebe sie deiner Obhut als Hauswirtin. Gastfreundlich war der Wallache von jeher; Roman wird keine Ausnahme machen. Bereite uns das Mahl. Und du, Sohn, — sei nicht so unwirsch! Mir scheint, dir steckt Olmütz im Kopfe. Der Kluge leiht aber nicht die Finger her, um anderen die Kastanien aus der Glut zu holen, du verstehst mich, denk' ich!“

Mit diesen Worten ging er in seine Stube. Kovacz aber blieb in sich versunken stehen, bis ihn die Hirten, hinzutretend, aus seinen Träumen weckten.

„Kovacz,“ sprach der Rüstigste aus ihnen, ein Bursche wie eine Eiche, „hast du gehört? Wenn's wahr wäre, daß Olmütz über ist?“

„Was weiter?“ murrte Kovacz finster.

„Was weiter?“ entgegnete der andere. „Ei, hast du vergessen, was wir oft wollten? Wenn's wahr ist, daß Olmütz — Bruder — nun?“

„Laß mich, Lasla!“ versetzte Kovacz, sich ungestüm losreißend, „ich weiß nicht, was ich denke, weiß nicht, was ich fühle. Über etwas muß ich erst im reinen sein, dann kann ich dir Rede stehen. Wenn das eine ist, dann — dann muß ich fort, nach Olmütz, wohin immer! Mögen sie mich totschießen oder köpfen oder spießen, gleichviel! dann bin ich bei euch!“

„Du bist ein sonderbarer Kauz!“ meinte Lasla, „nun, es wird sich finden!“ Und bald ward unter den Hirten wieder laut und heftig verhandelt.

Das Mittagsmahl wurde unter der großen Buche bereitet. Die Flüchtlinge schliefen fest. Kein Wunder! sie hatten seit einigen Tagen viel geduldet. Roman erschien, Nika an seiner Seite. Er sprach das Tischgebet, sie legte vor; die übrigen setzten sich wohlgemut umher, Kovacz blieb ernst und gedankenvoll.

Mitten im Mahle waren sie, als ein Hirte der unteren Gegend den Hügel heraufeilte.

„Das ist Tona!“ riefen die Hirten. Roman blickte sie ernst an, aber alle stürzten dem Kommenden hastig entgegen.

„Olmütz ist über!“ rief Tona von weitem, „der Kommandant hat kapituliert! Die Schweden sind Meister!“

Wildes Staunen malte sich auf den braunen Gesichtern der Gebirgsbewohner.

„Nun, Kovacz?“ sprach Lasla, den Träumenden auf die Schulter klopfend, während Roman düster vor sich hinsah und Nika ihren Halbbruder mit ängstlicher Besorgnis betrachtete.

„Tut, was ihr wollt!“ antwortete Kovacz, „mein Entschluß wankt noch. Erst muß ich wissen —.“

„Nun, wenn du nicht willst, so will ich!“ rief Lasla laut, „jetzt gilt's! wir unterwerfen uns den Schweden! Sie sind Meister der Stadt, jetzt kann's nicht fehlen!“

Brausender Beifall scholl aus allen Kehlen; nur Roman schüttelte den Kopf, und Kovacz schwieg, von Nikas Armen wie bittend umschlungen.

Der Entschluß der Hirten stand fest. Sie wollten sich mit den Schweden als Freunde vereinigen.

Bald tönte das Hirtenhorn weithin durch die Alpen, und von allen Seiten ward es rege. Roman, als ältester der Gemeinde, eiferte dagegen, warnte vor den Folgen, schilderte ihnen deren unsichern Erfolg, die Unzuverlässigkeit der Schweden, die Ungewißheit des Loses, das sie gegen ihren ungestörten Frieden wählen wollten. Aber die Stimme der Vernunft, mit welcher der Alte eindringlich zu ihnen sprach, ward übertäubt von dem tollen Geschrei der Leidenschaft. Schon war eine Rotte von mehr als Hunderten vor seinem Hause versammelt, und alle riefen laut: „Kovacz solle ihr Anführer sein, da Roman abtrünnig geworden sei." Kovacz aber stand noch stumm und unschlüssig, umschlungen von den zitternden Armen Nikas, auf deren tränenfeuchtem Antlitze sein starres Auge ruhte.

Da trat plötzlich der Vogt aus der Türe. Der wilde Lärm hatte ihn aufgeschreckt.

„Fort zum Schwedenführer!" schrie eben der Haufe wie wütend, als Paulin unter sie trat und fragte, was das zu bedeuten habe?

Kovacz blickte auf und verbarg sein Gesicht mit einem dumpfen Schrei an Nikas Busen.

„Fort nach Olmütz, zu den Schweden!!" tobten sie wieder, auf Romans Warnungen nicht achtend.

Da hielt sich Paulin nicht länger. „Was," rief er außer sich, „abtrünnig wollt ihr werden? Ihr Söhne der Natur, ihr wackeren Bewohner der Alpenwelt, wollt eure lieben, heimischen Berge verlassen, um das Vaterland zu betrügen, um Unheil zu häufen auf euch und Fluch auf eure Kinder? — Schämt euch! Bei den Tönen der Heimatsprache, die ich zu euch spreche, sagt euch los von dem Geiste der Verführung, der euch umgarnen will! Bleibt, was ihr seid, Hirten der Alpen, Slawen und nicht Sklaven!"

Betroffen wichen sie zurück, Roman bat sie nochmals dringend. Aber Lasla drang wie ein Rasender auf Paulin ein, viele folgten seinem Beispiele, und ehe fünf Minuten vergingen, hatten sie den Vogt geknebelt und wie er sich auch sträubte, auf einen Esel gebunden, um ihn so ins Hauptquartier der Schweden zu führen.

„Nun, Kovacz, willst du noch nicht unser Führer sein?" rief Lasla, den Schweigenden aus Nikas Armen reißend.

Bewußtlos erhob der junge Hirte sein Haupt und wendete es

der Türe des Hauses zu. Da trat Eleonora, durch das Toben der Anwesenden aus ihrem betäubenden Schlafe geweckt, in die Schwelle.

Sie erblickte die bewegte Schar bärtiger Hirten, Paulins Verhaftung, erblickte den zurückprallenden Kovacz und sank ohnmächtig zu Boden. Schreiend eilte Nika der Armen zu Hilfe.

„Ich bin euer Anführer!“ schrie Kovacz wie sinnlos auf, rannte zu Nika, drückte der Weinenden mit den Worten: „Lebe wohl auf ewig!“ einen glühenden Kuß auf den Nacken und riß einem der Hirten den Säbel aus der Hand.

Roman wollte ihn zurückhalten; aber aller Achtung vergessend, stieß ihn Lasla weg. Der Zug setzte sich in Bewegung und war, ehe Roman, Nika und Eleonora sich erholt hatten, im Talkessel verschwunden. Von ferne nur tönte noch ihr wildes Gejauchze und das Zithergeklimper der Musikanten empor, welche sich zu dem tollen Haufen gesellt hatten.

Der Schwedenführer staunte nicht wenig, als man ihm meldete, daß eine Schar seltsam gekleideter Bergbewohner unter Gesang und Musik bei den Vorposten angekommen sei, Lebensmittel in Menge mitgebracht habe und dem Schwedenheere sich anzuschließen wünsche. Da er ihnen jedoch nicht blindes Zutrauen schenken wollte, so ließ er ihnen im Lager vor der Stadt einstweilen einen Platz anweisen und ging selbst hinaus, um sie zu mustern. Kernfest und kräftig, gleich den Bäumen auf ihren Bergen, standen sie da; ihre weiten, bis zum Knöchel reichenden Linnenhosen, über welche, vom schwarzen Ledergurte gehalten, das Hemd wie ein Schurz herabhing, gaben ihnen eine Gleichmäßigkeit im Äußeren, die den Mangel der Uniformen hinlänglich ersetzte. Lichte Stiefel von ungefärbtem Leder, ein großer, runder Hut mit buntem, aus vielfarbiger Wolle zusammengedrehtem Bande um den Gupf, und ein Stock mit einer Hacke statt des Knopfes, bei ihnen Csakan genannt, vollendete den kriegerischen Auszug.

„Wer ist euer Führer?“ fragte Torstensohn in deutscher Sprache, die rüstigen Söhne der Berge mit Wohlgefallen betrachtend.

„Ich, Feldherr!“ antwortete Kovacz vortretend.

„Und hier, Feldherr,“ fiel Lasla ein, „bringen wir dir gleich einen Gefangenen!“

Die Reihen öffneten sich, und der Vogt ward vor Torstensohn geführt.

„Unde venis, Pauline?“*) rief Torstensohn aus, in ein lautes Gelächter ausbrechend, desgleichen sich seine Soldaten gar nicht bei ihm zu erinnern wußten.

„Ex equo in asinum!“**) antwortete Paulinus ganz kleinlaut, denn teils fürchtete er, diesmal nicht so glimpflich durchzukommen, teils besorgte er, Torstensohn könnte um Eleonoras Aufenthalt fragen und sich ihrer zum zweitenmal bemächtigen.

Dem Feldherrn kam aber eben die trübselige Miene des Vogts gar so lächerlich vor, daß er ihn, auf keine Vergeltung denkend, fragte: „Sagt mir nur selbst, Ihr Unruhstifter ohnegleichen, was ich mit Euch tun soll?“

„Wenn Olmütz sich noch hielte,“ erwiderte Paulin, „so würde ich Euch selbst raten, knüpft den tollen Alten auf, sonst gibt er Euch noch ferner zu tun! — Da aber Olmütz über ist, ich als Soldat nichts mehr zu tun habe, so bitt' ich Euch, laßt mich auf meinen Lorbeern ausruhen!“

Torstensohn hatte, trotz des Streiches, den ihm Paulin früher auf empfindlichere Weise gespielt, doch so viel Vorliebe für den lustigen Vogt gefaßt, daß er ihm seinen zweiten unschädlicheren ohne langes Bedenken verzieh, zumal, da ihm als nunmehrigem Herrn von Olmütz auch die Klugheit riet, eines so allgemein beliebten Mannes zu schonen.

Doppelt froh, so durchgekommen und um Eleonora nicht gefragt worden zu sein, wanderte Paulin, von einigen Offizieren begleitet, zum Stadttore, wo ihn seine alten Freunde Schwonauer, Kaufmann, Schmidt und ein Schwarm von Bürgern, Studenten und Volk aus allen Klassen mit Jubel empfingen. Von ihnen erfuhr er, daß Oberst Miniati mit der ganzen Besatzung nach Brünn abgezogen sei und daß sich viele Familien an ihn angeschlossen. Er selbst wußte von seinem Schicksale nicht viel mehr zu erzählen, als daß er unter Teufel geraten zu sein glaubte und noch immer nichts vor sich sehe, als Pumphosen und Schnurrbärte.

Im Schwedenlager herrschte Lust und Freude; Tanz und Musik scholl allenthalben. Zu essen und zu trinken gab es vollauf; die

---

*) Woher kommst du, Paulinus?

**) Von einem Pferd auf einen Esel (vom Regen in die Traufe). — Das Zitat stammt aus Plautus' Aulularia (v. 235); zuerst griechisch bei Plato, Legg. III 701.

Wallachen stimmten ihre Zithern und spielten, daß alle Füße in Bewegung gerieten. Die wallachischen Dirnen mit ihren glänzend schwarzen Haaren und Augen taten gegen die Schweden nicht allzuspröde, und ein tolles Leben war mit ihnen im Lager eingekehrt.

7.

Es ist mir so, als müßt' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.
Uhland.

Im Gebirge war es still und öde geworden. Roman war fast verlassen von allen seinen Nachbarn; einige ältere ausgenommen, waren alle, vom Schwindelgeist ergriffen, dem Schwarme nachgestürmt. Dem redlichen alten Hirten gereichte es zum nicht geringen Troste, daß nicht auch Nika sich hinreißen ließ, um ihrem geliebten Kovacz zu folgen, welchem sie mit so inniger Zärtlichkeit seit seinem ersten Erscheinen in den Gebirgen zugetan war. Nur ihr kindliches Gemüt hielt sie davon zurück. Aber die Ruhe ihres Herzens war verschwunden. Tränen füllten ihre schönen Augen, und wehmutsvoll hinüberstarrend nach Westen, saß sie vor der Sallasche auf der Berghöhe und sang manches wehmütige Lied, das Kovacz sie, nach der Melodie ihrer heimatlichen Gesänge, in deutscher Sprache singen gelehrt hatte.

Eleonora fand für ihren Schmerz in dem Schmerze ihrer Hauswirte ein tröstendes Echo. Sie hatte sich ihnen ohne Rückhalt entdeckt, und herzliches Mitleid lohnte sie für ihre Offenheit. Dagegen forschte sie nicht ohne besondere Teilnahme nach dem Schicksale des jungen Kovacz, dessen Erscheinung einen so gewaltigen Eindruck auf sie gemacht hatte. Die guten Leute wußten ihr aber selbst nicht viel mehr zu sagen, als daß er etwa vor zwei Jahren in der Tracht der Berghirten, wiewohl Spuren fremder Abkunft verratend, zu ihnen gekommen sei und Dienste verlangt habe. Sein einnehmendes Betragen, seine seltene Findigkeit, sein Mut und seine Klugheit haben ihn bald zum Lieblinge der Gemeinde gemacht und den alten Roman bewogen, ihn als Sohn zu halten und ihm, wenn es sich so geben sollte, einst seine teuere Nika ans Herz zu legen. Das habe sich denn wohl gegeben, und die jungen Leute seien wie Bruder und Schwester aneinander gehangen. Die letzte Szene aber habe alles umgeändert und den leidenschaftlichen Kovacz

seiner Liebe und seiner Umgebung entfremdet. Möge der Himmel nicht rächen, was er in unerklärbarer Unbesonnenheit gesündigt.

Wenig befriedigt durch diese Auskunft, die Eleonoras Ahnung nicht beschwichtigen konnte, ließ es sich die herzensgute Frau nun um so mehr angelegen sein, die liebe Nika zu trösten und ihr die rührendsten Beweise warmen Dankes und freundschaftlicher Anhänglichkeit zu geben. Nichts verschwistert schneller als das Unglück; auch Eleonora und Nika standen sich nach wenigen Tagen als Freundinnen gegenüber.

Eines Morgens saß Nika vor ihrer Hütte und sang zur Zither mit wehmütiger Stimme ihr Lieblingslied:

Der Vogel im Busche,
Wie singt er so froh:
Bin leicht wie der Vogel,
Und singe nicht so!

Wie dreht sich im Bächlein
Der schimmernde Fisch:
War einst wie das Fischlein,
Bin nimmer so frisch!

Das macht wohl die Liebe,
Das macht wohl der Schmerz,
Der lähmt mir die Zunge,
Der lähmt mir das Herz!

Und lähmt er mir alles,
Ich will ihn nicht fern:
Die Liebe — mein Himmel,
Die Hoffnung — mein Stern!

Eleonora hatte die Singende belauscht. Wunderbare Erinnerungen zogen mit den Klängen des Liedes durch ihre Seele.

„Wer hat dich dies Lied gelehrt?“ fragte sie tief ergriffen das Mädchen, das, mit Tränen in den Augen, die Zither sinken ließ.

„Wer sonst, als Kovacz?“ erwiderte Nika tiefseufzend.

„Sonderbar!“ sprach Eleonora in schmerzlicher Aufregung, und war eben im Begriffe, ihrer Freundin ein aufrichtiges Geständnis zu tun, als der alte Roman, der tags vorher ins Tal hinabgestiegen war, um Erkundigungen über seine Landsleute einzuziehen, mit traurigem Antlitze den Hügel heraufstieg.

„Du bringst nichts Gutes, Vater!“ sagte Nika, ihm entgegeneilend, „ich lese es in deinen Runzeln.“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ erwiderte Roman niedergeschlagen und ernst; „der Satan ist los. Auch im Tale sind sie ausgezogen, der Schwede hat den Unsrigen ein Schloß zu stürmen angewiesen, und alles träumt schon vom Siege. Wenn's geschieht, dann geht erst der Tanz an. Ja, edle Frau, es tut mir leid, Euch es sagen zu müssen, aber ich fürchte, Ihr seid hier nicht lange mehr sicher. Der Wallache ist ein guter Mensch; aber in der Leidenschaft gleicht er dem wilden Pferd auf unseren Bergwiesen. Ward doch selbst ich mit scheelen Blicken und beißenden Reden von manchem Landsmanne empfangen, der sonst auf mein Wort etwas hielt. Wenn sie, von eitlem Ruhme berauscht, zurückstürmen und Euch entdecken, so dürfte mein Haus Euch wenig Schutz mehr bieten. Darum, dächte ich, wäre jetzt die beste Gelegenheit, Euch in Sicherheit zu bringen. Meine Nika führt Euch auf Seitenwegen ins Lager der Kaiserlichen. Ich täte es selbst, aber ich kann im Augenblicke der Gefahr meine Wirtschaft nicht verlassen. Nehmt mir's nicht übel, edle Frau! Ich tue es, weil ich meine Wallachen und ihre Fehler kenne!“

Mit schwerem Herzen gab Eleonora den Bitten ihres edlen Wirtes endlich nach, und Nika, so leid es ihr auch tat, ihre kaum geworbene Freundin und Trösterin verlieren zu müssen, erbot sich ohne Zagen zu ihrer Rettung.

Schon am nächsten Morgen wurde, nach herzlichem und schmerzlichem Abschiede, die Wanderung angetreten. Nika fühlte sich ermutigt durch den Gedanken, einer Unglücklichen zu dienen. Eleonora belebte ihren Mut durch die ferne Hoffnung, im kaiserlichen Lager vielleicht etwas von ihrem Geliebten zu erfahren. Rüstig schritten sie vorwärts, niemand hielt sie an, denn Nika hatte aus Vorsicht auch Eleonoras schlanke Gestalt in die Tracht der Bergbewohnerinnen gehüllt; Wege und Stege kannte das Mädchen genau, und schon in der Abenddämmerung hatten sie die kaiserlichen Vorposten, welche bis an die äußersten Grenzsteine des Hochwalder-Bezirkes hinausgeschoben waren, glücklich erreicht. Die Wachsamkeit der Soldaten kam ihrer Frage zuvor; man führte sie ohne Zögern in das Quartier des wackeren Generals Buchheim, unter dessen Kommando das Lager stand. Der tapfere Heerführer staunte nicht wenig, als Eleonora ihm ihre Verkleidung entdeckte und sich als

Miniatis Gemahlin zu erkennen gab. Mit besorgter Teilnahme ließ er ihr das schönste Gemach in dem kleinen Gehöfte anweisen, welches er und sein Stab bewohnten, und gab ihr auf ausdrückliches Begehren die treue Nika zur Zimmergenossin, für deren ungefährdete Heimkunft er sein Ehrenwort als Pfand einsetzte.

Eleonoras erste Frage war, ob der General nichts von ihrem Gemahle wisse. Mit innigem Bedauern eröffnete ihr Buchheim, daß es ihm leid tue, ihr zum Empfange nichts Tröstliches hierüber sagen zu können. Miniati war bereits nach Wien abberufen worden, um sich wegen der Übergabe von Olmütz zu rechtfertigen, und man befürchtete um so mehr eine traurige Wendung, als andere Personen, welche während des letzten Ereignisses die zweideutigsten Rollen gespielt hatten, namentlich der Administrator Strebele, der nach seiner Auswechslung aus der schwedischen Gefangenschaft ebenfalls der Residenz zueilte, ihre eigene Sache durch Miniatis Verdunkelung zu heben suchten. Eleonora vernahm diese Botschaft mit heldenmütiger Fassung. Ihr Unglück hatte sie gegen das Traurigste gestählt und gerüstet. Ernst und schweigend ging sie, von Nika begleitet, in ihr Gemach, gab dieser mehr durch Blicke, Tränen und Küsse, als durch Worte ihren Dank und ihre Stimmung zu erkennen und erwartete lange umsonst den Schlaf, der ihr jedesmal nur schmerzliche Szenen vor das Auge der Seele führen konnte. Bei Nika tat die Jugend das ihrige; vor Müdigkeit schlummerte sie sanft ein, und das Bild des jungen Hirten schien sie im Traume zu umgaukeln, denn die lang wache Eleonora sah beim Scheine der Ampel ein harmloses Lächeln um ihre Lippen spielen.

Am andern Morgen galt es den Abschied von Nika, der holden Freundin, der engelgleichen Retterin; er war kurz, aber innig, ergreifend, herzzerreißend. Unter Schluchzen, das liebe weinende Kind mit Küssen bedeckend, schlang sich Eleonora ein diamantenes Kreuzlein, ein Brautgeschenk ihres Gatten, das sie versteckt auf dem Busen trug, vom Nacken und gab es ihrer jungen Schützerin zum Andenken, mit der Bitte, wenn sie je der einsamen Berge überdrüssig würde, zu ihr zu kommen und an ihrer Seite die Früchte des Dankes einzuernten, für welche ihr das Unglück jetzt nur Tränen gelassen habe. Der Worte nicht mächtig, riß sich Nika von ihr los und stieg, von zwei Offizieren des Generals begleitet, in Buchheims eigenen Wagen, welcher sie im Fluge den heimischen Bergen zutrug.

In der Zwischenzeit hatte die Affäre stattgefunden, in welcher Nikas Landleute unter Anführung ihres geliebten Kovacz sich Torstensohns Zutrauen erringen sollten. Es hatte das befestigte Dorf Hombach und das anstoßende, fast unüberwindliche Schloß Hluboky gegolten, in welchem viele Schätze als in sicherem Gewahrsam aufgehäuft lagen. Mit seltener Ausdauer und unerwarteter Unerschrockenheit kämpften die Wallachen und ließen den schwedischen Musketieren in nichts den Vorrang. Das Dorf war genommen, das Schloß erstürmt und geplündert. Berauscht vom Siegesjubel, belastet mit der unermeßlichen Beute, wollten die kühn gewordenen Sieger, ohne zu rasten, umkehren, um dem schwedischen Feldherrn sobald als möglich die Beweise ihrer Kampffähigkeit zu Füßen zu legen. Der schwedische Offizier, der das Detachement befehligte, widerriet es ihnen, indem sie auf dem Rückwege durch einen Hohlweg ziehen mußten, wohin sie kaum vor Anbruch der Nacht gelangen und leicht in einen Hinterhalt geraten könnten. Aber ihre Verwegenheit achtete auf keine Warnung, und singend, als ob sie von einer Hochzeit kämen, zogen sie des Weges einher. Der Offizier aber hatte recht gewarnt. Kaum waren sie nämlich zur bezeichneten Stelle gekommen, als ein von Buchheim im Eilmarsch abgesendetes Fähnlein wohlerfahrener und des Weges kundiger Soldaten sie überfiel, ihnen die schwere Beute abnahm und sie in solche Unordnung brachte, daß sie teils niedergestoßen, teils gefangen wurden und kaum mehr als dreißig nach Olmütz sich durchschlugen. Unter den Gefangenen befand sich auch Kovacz.

In Buchheims Lager hatte diese Nachricht allgemein Jubel verbreitet. Eine große Hoffnung der Schweden war durch diesen kühnen Handstreich zu nichts geworden; von Aufwiegelung der Gebirgsbewohner konnte nun weiter keine Rede mehr sein. Die Verirrten wurden gebunden, von einer starken Eskorte kaiserlicher Kerntruppen bewacht, ins Gebirge zurückgetrieben, um dort unter dem Vorsitze des Grafen von Rottal vor einem Kriegsgerichte, im Angesichte ihrer Nachbarn und Landsleute, für ihren Abfall gebührend zu büßen. Nur Kovacz, Lasla und Tona, als die Rädelsführer, aus deren genauerer Inquirierung man wichtige Winke über eine mögliche weitere Verzweigung zu erhalten hoffte, hielt man zurück, um sie, nach gesäuberter Straße, nach Brünn abzuführen, wohin Buchheim, höheren Befehlen zufolge, seine Fähnlein ehestens zu konzentrieren beabsichtigte.

Der Anfang dazu wurde in wenigen Tagen gemacht. Die Hälfte der Besatzung des Lagers marschierte ab, um die Garnison von Brünn zu verstärken, welcher Stadt die Schweden mit ihrer Hauptmacht zuzogen, nachdem sie in Olmütz nur wenige Truppen zurückgelassen. Auch Eleonora wurde unter sicherer Bedeckung einstweilen dahin gebracht und der Obhut des dortigen Bürgermeisters anempfohlen, bis Buchheim selbst nachkäme, der die wallachischen Rädelsführer unter seiner eigenen Aufsicht, mit dem Reste der Lagertruppen in kürzester Frist hinzuführen, für ratsam erachtete.

8.

Wie nun? — Was ist's? — hab' ich, hat sie die Schuld?
Shakespeare.

Die Gebirge, in welchen es noch vor kurzem wie ausgestorben war, ertönten wieder von bewegtem Leben und bildeten den Schauplatz einer Schicksalswendung, welche man vor wenigen Wochen nicht hätte ahnen können. Aber dies bewegte Leben war kein freudiges, harmloses, wie ehedem an Festtagen und ländlichen Lustbarkeiten, sondern eine wechselnde Reihe bejammernswerter Vorfälle und leidenschaftlicher Nachspiele eines traurigen Ereignisses. Rauhe Krieger spielten nämlich in den Wohnungen der Hirten die Herren und ließen sich abmerken, daß sie zur Züchtigung und Zurechtweisung der Abtrünnigen gesendet worden waren. Das Recht der Wiedervergeltung ward ohne Schonung ausgeübt.

Wiewohl der unbeugsame Graf von Rottal, welcher seinen Auftrag mit aller Strenge vollzog, dem alten Roman nichts anhaben konnte, ja ihm sogar den größten Teil des herrnlos gewordenen Eigentums zusprach, so war der alte Hirt doch tief gebeugt, als er das Schicksal seines Pflegesohnes Kovacz erfuhr. Eine Fürbitte für ihn zu wagen, wäre besonders im Augenblicke der ersten Aufregung ebenso verfänglich als erfolglos gewesen. Aber Nikas Jammer ging ihm zu nahe, als daß er nach Rottals Abzug nicht an Versuche gedacht hätte, wenn auch nicht ihn zu retten, doch wenigstens das Leben ihm zu erbitten. Was aber konnte er beginnen, was sich erdenken? — Die ruchlose Tat war zu bekannt, zu unwiderlegbar, als daß sie sich hätte entschuldigen oder beschönigen lassen.

„Der ist für uns verloren," rief er mit Tränen aus, seine schluchzende Nika ans Herz pressend. — „Nicht einmal etwas für ihn wagen können wir! Er ist für dich gestorben, Tochter!"

„Mein Vater!" schrie Nika verzweifelt auf, „ohne allen Versuch, ihn zu retten, gebe ich ihn nicht verloren. Ich will etwas für ihn wagen, ich muß! Er war ja mein, er ist es noch, wiewohl er mich verlassen hat, um seiner Verblendung zu folgen!"

„Du, Mädchen?" sprach Roman mitleidig lächelnd, „was willst du, schwaches Kind?"

„Hinab will ich," erwiderte Nika mit dem Ausdrucke des festen Entschlusses, „hinab ins Lager, wohin ich die edle Eleonora führte! Vielleicht ist sie noch dort, vielleicht der gute General, der uns so liebevoll aufnahm; vielleicht erfahr' ich etwas von dem gutmütigen Vogte, den wir beherbergten. Solange noch ein Funke Hoffnung glimmt, geb' ich ihn nicht auf, meinen teueren Kovacz! Ich will bitten, weinen, auf den Knien flehen. Vielleicht gibt Gott meiner Liebe Kraft und meinen Worten Gewicht!"

„Nun — so zieh in Gottes Namen! Zieh mit meinem Segen," rief Roman, ihr die Hände aufs Haupt legend, „nur bedenke, daß du mein einziges Kleinod bist, daß alle meine Herden, all' meine Felder, all' meine Weiden und Sallaschen nichts sind gegen dich, nichts ohne dich; daß es mein Tod wäre, wenn dir etwas geschähe! Gib acht, daß du nicht, bemüht, den Pflegesohn zu retten, mir die leibliche Tochter nimmst!"

Sich gewaltsam losreißend vom Herzen des Vaters, eilte Nika ohne Säumen auf den wohlbekannten Seitenwegen, auf welchen sie ihre Freundin geleitet hatte, dem Hochwalderbezirke zu. Dort angekommen, erfuhr sie, daß Buchheim am Vortage selbst mit den Gefangenen nach Brünn abgezogen sei. Zugleich sagte man ihr aber auch, daß die Schweden Olmütz so gut als geräumt hätten, um ihre Schar vor Brünn zu versammeln, und daß der Schirmvogt wohlbehalten zu Olmütz im Minoritenkloster schalte und walte, wie vor der Belagerung.

Von neuer Hoffnung gestärkt, begab sie sich daher nach Olmütz, um Paulins Beistand anzuflehen. Der Wackere war nicht wenig erfreut, seine liebe Wirtin in seine Stube treten und sich in die Lage versetzt zu sehen, ihr einen Beweis seines unerlöschlichen Dankes geben zu können. Unverweilt ließ er ein Fuhrwerk bereiten,

um Brünn auf jener Straße, die vom Feinde frei geblieben war, in kürzester Frist mit ihr zu erreichen.

Todesschweiß trat auf Nikas Stirne, als sie von weitem die Giebel der Stadt und die mächtige Bergfeste erblickte, in deren Mauern das Schicksal ihres Geliebten vielleicht jetzt schon entschieden war. Sie hatte recht geahnt. Schon von den ersten kaiserlichen Posten, auf die sie stießen, erfuhren sie, die drei Rädelsführer: Kovacz, Lasla und Tona seien bereits am Abende vorher, letztere mit dem Strange vom Leben zum Tode befördert, ersterer aus besonderer Gnade des Generals durch Pulver und Blei gerichtet worden. Ohnmächtig sank Nika zurück, und der Vogt glaubte in der Tat schon, dem unglücklichen Vater eine Leiche heimsenden zu müssen. Aber das Herz ist stärker als das Unglück, — und auch Nika kehrte wieder in ein Leben zurück, welches für sie, von diesem Augenblicke an, allen Wert und Reiz verloren zu haben schien. Mit der Ruhe der Trostlosigkeit dankte sie dem Klostervogte für seinen Freundschaftsdienst, und fuhr, von ihm begleitet, auf den kürzesten Wegen ihren heimischen Bergen zu, um dort ihre Liebe in stiller Abgeschiedenheit zu begraben. Am Fuße des Gebirges nahm Paulin von ihr Abschied, gab ihr seinen Segen, und drückte ihr zum letzten Male die Hand, mit den herzlichen Worten: „Zieh hin in Frieden, gutes Kind! Der Herr prüft nur die, die er liebt! Mit dir ist der Herr! Und der Geist des Herrn sagt mir, daß ich dich im Leben noch einmal wiedersehen werde!“

Fast unterliegend unter der Last ihres Schmerzes, langte Nika vor der Hütte ihres Vaters an, welcher in der Freude, sie wieder zu haben, fast die Kunde von dem traurigen Lose seines Pflegesohnes überhörte. Gemeinschaftliche Trauer, Tätigkeit und Gottesfurcht milderten langsam die Tränen, die sie dem armen Opfer der Leidenschaften nachweinten.

Doch nicht nur Nikas und Romans Augen zollten ihm Tränen; auch Eleonora konnte sie ihm nicht versagen; denn vor seiner Hinrichtung gab es in Brünn noch eine Szene, die ihr bis zu ihrem Lebensende unvergeßlich blieb.

Eleonora befand sich eben in Buchheims Gemache, welcher sie nach seinem Einmarsche in Brünn unter seine unmittelbare Obhut genommen hatte, als Kovacz zum letzten Verhöre vorgeführt wurde. Er hatte bisher nicht eine Spur von Reue gezeigt, und

wiewohl aus seinem ganzen Wesen ein Geist und eine Bildung sich kund gab, welche man von einem einfachen Sohne der Bergwelt nicht erwarten konnte, so war doch sein Trotz ärger und empörender, als der aller seiner Teilnehmer. Buchheim hatte ihm die letzte Frist gegönnt, und sich vorgenommen, ihm seine Strafe, wenn er so hartnäckig verbliebe, zum abschreckenden Exempel, so viel es ginge, zu verschärfen.

Eleonora wendete sich gerade der Türe zu, um den General, mit welchem sie in angelegentlichem Gespräche ihres Gatten wegen begriffen war, zu verlassen, als Kovacz hereingeführt wurde. Unwillkürlich fuhr sie zurück, als sie seiner ansichtig wurde; eine glühende Röte übergoß ihr Antlitz, und mit Mühe sich aufrecht haltend, wankte sie, seinen Blick vermeidend, an ihm vorüber, während Kovacz, bis ins Innerste erschüttert, ihr lange nachblickte und auf Buchheims wiederholte Fragen, wie in sich selbst versunken, stumm blieb. Endlich ermannte sich der Tiefergriffene und sprach mit einer Sanftmut, die den General an ihm befremdete: „Erlaubt mir, eh' ich dem Tode zuwandere, eine Frage, General! — War das wirklich Eleonora, Miniatis Gattin?"

„Sie ist's," antwortete Buchheim gelassen, des Gefangenen Seelenkampf bemerkend.

„Gebt mir einen Priester bei!" rief Kovacz mit hervorstürzenden Tränen, „meine Rechnung ist abgeschlossen! Ich bin Urheber des Unheils, das mich und meine Mitschuldigen traf. Schont meines Pflegevaters Roman, der mich und alle warnte! Tröstet Nika, meine Braut, den Engel der Gebirge! Und mich henkt! Mein Vater wird sich trösten!"

Die Kraft des jungen Verbrechers war gebrochen. Weich und fügsam stand nun der junge Starrkopf, welcher vor kurzem noch so hartnäckig sich gezeigt hatte. Es konnte dem Generale nicht entgehen, daß diese plötzliche Veränderung in dem Betragen des Inquisiten dem Erscheinen Eleonoras zuzuschreiben sei, und er begab sich deshalb zu ihr, um sich von den Gründen einer solchen unerklärbaren Einwirkung selbst zu unterrichten. Eleonora kam seiner Frage zuvor und erkundigte sich, mit sichtbarer Ergriffenheit, um das Schicksal des Gefangenen. Als sie vernahm, daß er rettungslos verloren sei, erblaßte sie und hielt sich nur mit Mühe aufrecht.

„Mein Gott, was ist Euch?" fragte sie Buchheim, verwundert

über diese Teilnahme. „Ist Euch denn der junge Verbrecher bekannt? Auch ihn hat Eure Gegenwart so plötzlich umgewandelt, daß er, welcher früher durch seine freche Kaltblütigkeit nur meinen gerechten Unwillen erregte, nun beinahe mein Mitleid durch seine Reue in Anspruch nimmt.“

„Nun laßt das Mitleid walten,“ sprach Eleonora sich erholend, „er ist vielleicht nicht so böse, als er scheint. Ich kenne ihn,“ setzte sie mit Wärme hinzu, „er ist der Pflegesohn des Hirten, welcher mich auf meiner Flucht in das Gebirge aufnahm, er ist der Bräutigam des holden Mädchens, das mich mit eigener Aufopferung in Euer Lager geleitet hat. Ich bin dieser Edlen meine Fürbitte für ein geliebtes Glied ihres Hauses schuldig, und es würde mir süßen Trost gewähren, wenn mein Flehen imstande wäre, sein trauriges Los auch nur in etwas zu mildern!“

„In etwas,“ erwiderte Buchheim, den schönen Zug der Dankbarkeit mit Rührung würdigend, „in etwas kann ich es vielleicht. Sein Los bleibt Tod; das fordert das Gesetz. Das einzige, was ich für ihn tun darf, ist dieses, daß ich die ausgesprochene Hinrichtung in eine minder entehrende verwandle!“

„Habt Dank auch für diese kleine Begünstigung, welche das eherne Gesetz Euch verstattet!“ sprach Eleonora mit erzwungener Fassung.

„Vielleicht könnt Ihr, edle Frau,“ fuhr Buchheim fort, „auch diese kleine Begünstigung noch versüßen, wenn Ihr ihm gestattet, daß er Euch dafür selbst seinen Dank darbringe, und sich aus Euren mitleidvollen Blicken Mut zum Sterben hole.“

„Das kann ich ihm nicht gestatten,“ versetzte Eleonora, „es würde mich zu tief ergreifen. Eine düstere Ahnung, als ob es nicht das letztemal in meinem Leben wäre, daß mir ein Verurteilter Tränen erpreßt, würde mich, ihm gegenüber, um alle meine Fassung bringen. Er hat ohne Segen gelebt, er sterbe mit Segen. Seine Nika soll mir vielleicht einst noch teurer werden, als sie ihm es war.“

Buchheim ehrte Eleonoras erbauungsvolle Teilnahme und geleitete sie auf ihr Zimmer mit der Bitte, es nicht zu verlassen, bis er ihr die Vollstreckung des Todesurteils habe melden lassen, dessen Milderung er, die edle Fürbitterin namentlich bezeichnend, alsogleich dem ausgesetzten Verbrecher mitteilen ließ.

Kovacz schien tief gerührt und bat um Schreibgeräte. Unter häufigen Tränen schrieb er, welchem man diese Kunst als schlichten Hirten gar nicht zugetraut hätte. Wohl eine Stunde war er auf diese Weise beschäftigt, dann verbarg er den Brief, welchen er geschrieben, an seinem Herzen und verlangte nach dem Priester, mit welchem er sich bis gegen Abend eifrig besprach. Der fromme Mann staunte nicht wenig über die Bildung des armen Delinquenten, welcher mit jedem Worte sich höher über seine Geburt und seinen Stand zu erheben schien.

Endlich trat die Wache ein, um ihn zum Tode abzuholen. Gefaßt stand er auf, bat, sich auf die Knie niederlassend, den Pater um seinen Segen und sprach, ihm die Hand küssend, mit Nachdruck und Würde: „Amans, quid cupiat, scit, quid sapiat, non videt!“ *)

Höchlich befremdet starrte der Pater ihn an, seinen eigenen Ohren nicht trauend, und glaubte erst, als dieser ihn bat, den letzten Gang mit ihm zu tun, daß er noch den nämlichen vor sich habe.

Ehe sie gingen sprach er, indem er ihm den Brief übergab: „Ehrwürdiger Herr! Da es mir nicht gestattet wurde, der edlen Frau, die mir fürbat, mündlich zu danken, so tat ich es hier schriftlich. Gebt ihr den Brief, wenn ich gefallen bin — und betet für mich!“

Der Pater säumte nicht, den letzten Willen des rätselhaften Gerichteten ehrend, das Schreiben der edlen Fürbitterin einzuhändigen. Sie öffnete es zitternd. Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht; der Inhalt des Briefes war folgender:

„Edle Frau!

Vor ungefähr drei Jahren kam ein wunderholdes Fräulein in Olmütz an, welches Wohlgefallen fand an dem Zitherspiele eines Studenten, und ihn zum Lehrer dung. Der Unglückliche verliebte sich in das Edelfräulein und legte ihre Herablassung, ihre Freundlichkeit, ihre Herzlichkeit falsch aus. Ein hoher Herr warb um das Fräulein. Der eitle Student wollte selbst der Braut nicht glauben, daß sie frei gewählt. Er wähnte sie unglücklich, weil er es war, und schwor ihrem Bräutigam Rache. Vorm Altare sollte ihn eine Kugel niederstrecken; der Frevel mißlang. Das Los des Studenten war

---

*) Der Liebende weiß zwar, was er wünscht, aber er übersieht, was er weiß. (Publilius Syrus, Sententiae, v. 15).

geworfen. Als Verbrecher, geächtet von der Lieb' und vom Gesetze, floh er in der Tracht der Hirten ins Gebirge, und ward das, was man ihn scherzweise unter Brüdern oft gescholten. Er wollte rohe, wilde Herzen finden, um in Selbstverwilderung sein Leid zu vergessen, und fand gute, edle Herzen, fand einen Engel, Nika, in deren erster Liebe er seine zweite zur ersten machte. Nur manchmal zuckte der alte Rachegedanke wie Wetterleuchten über den Himmel seines neuen Glückes. Da kam der Krieg. Ein böser Geist flüsterte ihm vergeblich ins Ohr. Ein unheilvoller Augenblick änderte alles.

Die Frau, die er geliebt, die er noch stets unglücklich glaubte, erscheint vor seinen Augen im Momente der Entscheidung. Da erwacht seine Leidenschaft von neuem und wird zum Wahnsinne. Er hält es noch immer für möglich, sie zu erringen, und wäre es durch Mord, und wäre es durch ein gebrochenes Herz. Fort stürmt er, nichts hörend, nichts bedenkend. Ein gerechter Gott hinderte seinen zweiten Frevel. Er fällt als Opfer dem Gesetze anheim. Da bittet ihm die Edle, an der er sich so oft versündigt, voll Erbarmen für; — und er fällt, durchbohrt von der Kugel, endend seine Qual, beschließend sein verfehltes Leben. — Die Geschichte des Studenten ist zu Ende; er hieß Valentin Schmidt, slawisch Kovacz. Er hinterläßt einen Vater, der, wenn er seines Sohnes Ende hört, sagen wird: „Soll's haben! Hab' ihm immer gesagt: Bursche, du hast Kopf, wenn du ihn aber aufsetzest, so wirst du ihn verlieren! Jetzt hat er ihn verloren!" — Er hinterläßt ein gebrochenes Herz, das Herz der armen Nika, die er seiner edlen Fürbitterin anempfiehlt. Er nimmt mit sich in den Tod seine, in namenlosen heiligen Dank verwandelte Liebe zu Eleonora, die er bittet, daß sie für ihn beten möge, wie er noch sterbend für sie betet!"

Tieferschütternd war der Eindruck, den dieses Vermächtnis des Gerichteten auf Eleonoras gefühlvolles Herz machte. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß es mehr als Mitleid sei, was sie empfand, — daß es Vorwurf, daß es Nachhall aus einer Zeit sei, wo sie mit ihrem Herzen vielleicht selbst nicht einig war. Die tiefste Trauer bemächtigte sich ihrer, und nur mit Mühe gewann sie es über sich, gegen Buchheim so viel von dem Inhalte des Briefes zu erwähnen, als hinreichte, um ihm ein Rätsel zu lösen, zu welchem er seit Tagen umsonst den Schlüssel gesucht hatte.

9.

— — — Ich wünschte
Dir etwas sein zu können, wenig nur,
Doch etwas, nicht in Worten, in der Tat
Wünscht' ich's zu sein.

Goethe.

Gegen Ende des Jahres 1642 nahmen die Angelegenheiten in Mähren eine andere Wendung. Dem schlauen, kriegserfahrenen Torstensohn schien es um Olmütz nur deshalb zu tun gewesen zu sein, um keine Festung von Wichtigkeit im Rücken zu haben, wenn er Front gegen Süden machen wollte. Nachdem er es daher ausgesogen, und wie sich die Chronik ausdrückt, viel Kraut und Lot darin genommen hatte, begnügte er sich, die Hand darauf zu halten und richtete sein Augenmerk zunächst auf Brünn, wohin alles, was vor der Zeit noch entkommen konnte, zusammengeströmt, und der Reichtum von Olmütz sowohl, als den übrigen unbeschützten Teilen des Landes abgegangen war.

Aber die Kaiserlichen konnten es nicht länger ruhig ansehen, daß der Schwede sich im Herzen einer der gewerbreichsten Provinzen des Landes breit mache, und schritten daher zur ernstlichen Abhilfe. Ehe die Feinde noch Brünn nachdrücklicher berennen konnten, rückte die kaiserliche Armee unter dem Erzherzoge Leopold Wilhelm und dem Generale Piccolomini mit solcher Sturmeseile vor, daß Torstensohn sich genötigt sah, seine Fähnlein zu sammeln, Brünn und Olmütz aufzugeben, um die Grenze von Schlesien zu gewinnen. Nachdem er daselbst Groß-Glogau entsetzt hatte, marschierte er gegen Meißen an, den Plan zur Schlacht bei Leipzig entwerfend, welche am 2. November dieses Jahres wirklich geliefert wurde.

So war es in Mähren wieder ruhig geworden. Mut, Lebenslust und Gewerbtätigkeit kehrte unter die Einwohner zurück, und manche Wunde war eher vernarbt, als man es zu hoffen gewagt hätte.

Auch in den Gebirgen der Wallachen fing man an, die Nachwehen des bejammernswerten Zwischenspieles, welches diese Höhen aus ihrem ländlichen Frieden aufgeschreckt hatte, in tröstlicher Hoffnung auf eine bessere Zukunft geduldiger zu ertragen.

Die Geschichte von Kovacz, seiner Geburt, seiner Tat und

seinem Ende war allgemein bekannt geworden, und sein Name ging von Mund zu Mund.

Nur Nika fand noch immer keine Ruhe. So oft sie den Namen Kovacz hörte, ging es ihr wie ein Dolchstich durchs Herz, und als die Blätter fielen, als der erste Schnee die Kuppen der Berge bedeckte und die Natur ihren Witwenschleier umwarf, da ward es ihr ganz unerträglich in der einsamen, öden Gebirgswelt. Eine unbezwingbare Sehnsucht trieb sie hinab zu ihrer edlen Freundin Eleonora, von deren fortwährendem Aufenthalt in Brünn sie durch Hirten, die ihren Käs' hin zu Kaufe führten, Kunde erhalten hatte. Sie wollte sie nur sehen, nur ihre Hand küssen, nur Trost sich holen aus ihren holden Augen, nur aus ihrem Munde etwas von den letzten Stunden ihres unvergeßlichen Kovacz hören.

Roman liebte seine arme Nika zu sehr, als daß er ihr diese Bitte verweigert hätte. So schwer es ihm auch fiel, sie selbst auf kurze Zeit nur zu entbehren, so sorgsam bereitete er alles vor, um ihre Reise diesmal gemächlicher einzurichten, als es in den Zeiten des Krieges geschehen konnte. Bis zum Fuße des Gebirges begleitete er sie selbst, dann übergab er sie der Obhut eines vertrauten Hirten, welcher sie auf seinem Fuhrwerke an das Ziel ihrer Sehnsucht bringen sollte.

Rührend war die Szene des Wiedersehens. Tränen der innigsten Freundschaft flossen, und herzliche Umarmungen wechselten mit zärtlichen Küssen. Erst als das Herz sich satt erquickt hatte, fand das Auge Zeit, den geliebten Gegenstand zu betrachten. Aber wie verändert fand Nika ihre teuere Freundin!

Die schöne, lebenskräftige Frau, deren Reize Gefangenschaft, Entbehrung, Flucht und Todesgefahr nicht zu entstellen vermochten, stand jetzt in Trauerkleidern vor ihr, blaß, abgehärmt, ein Bild des tiefsten Schmerzes. An ihrem Antlitze konnte man es abmerken, daß sie Witwe war.

Lange hielt die gebeugte Frau die arme Nika umschlungen, endlich fand sie Worte und klagte ihr das traurige Schicksal, durch welches sie Witwe geworden. — Gegenseitige Äußerungen des heftigsten Herzleides verschwisterten die beiden Gemüter noch inniger, und Eleonora versicherte das trostlose Hirtenmädchen ihrer unveränderlichen Freundschaft und ihres ewigen Schutzes.

Einige Tage lang ließ sie die Gute nicht von sich und versprach

ihr endlich, als das Mädchen, seines Vaters eingedenk, sich zur Rückkehr ins Gebirge anschickte, im nächsten Frühjahre in Romans Hause für länger einzusprechen. Die Heimfahrt sollte über Olmütz stattfinden, bis wohin Eleonora mitzufahren gesonnen war, um in Nikas Gesellschaft den mutvollen, getreuen Freund Paulin aufzusuchen, und ihm für seine edle Aufopferung in den Tagen der Gefahr mit gerührtem Herzen zu danken.

Der wackere Vogt war innigst ergriffen, als er die beiden Reisenden eintreten sah, und schenkte ihrem gerechten Schmerze die wärmste Teilnahme. Sein herzlicher Trost blieb auch nicht ohne Wirkung, und mit erleichterter Brust verließen sie, von ihm begleitet, eine Stadt, an welche sich für alle so vielfache Erinnerungen knüpften. Zu spät erfuhren die Studenten, wer in ihrer Nähe gewesen; denn hätten sie erfahren, daß Miniatis Gemahlin, und ihres vielgeliebten Schmidt Braut in Olmütz sei, sie würden es sich nicht haben nehmen lassen, das hartgeprüfte Paar mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, auszuzeichnen und ihm ihre Anhänglichkeit und Achtung auf eine begeisterte Weise zu bezeigen.

Daß es ihnen mit solchen Beweisen der Ergebung Ernst gewesen wäre, dafür bürgte die hohe Verehrung, mit welcher sie dem würdigen Schirmvogte allerorten begegneten.

Langsam schlich für Nika die traurige Winterszeit dahin; sie glaubte kaum, sie überdauern zu können.

Roman war höchst besorgt für das Leben seiner armen Tochter, deren Kräfte erst jetzt die Nachwehen des Sturmes empfanden, welchen sie, solang' er auf sie einbrach, mit heldenmütiger Standhaftigkeit ertragen hatte.

Aber die ersten Tage des Frühlings waren auch die ersten ihrer Genesung von einem langwierigen Krankenlager. Eine unerwartete Freude gab ihr die vorige Blüte wieder; es war Eleonoras Erscheinen. Ihrem Versprechen getreu, kam die besorgte Freundin an einem heiteren Maitage, von dem Vogte Paulin begleitet, in Romans Hause an und erklärte den überraschten Bewohnern, daß sie sich ganz vom Stadtleben losgesagt und fest beschlossen habe, den Rest ihrer Tage in Nikas Gesellschaft, umgeben von den Hirten der Bergwelt, zuzubringen. Roman stellte ihr, seine innige Herzenslust verleugnend, vor, wie schwer einer Dame, welche an die große Welt gewöhnt ist, die einförmige Zurückgezogenheit auf diesen ab-

geschiedenen Höhen fallen würde; aber Eleonoras Entschluß blieb fest, und die innigstgeliebte Nika in ihre Arme schließend, erklärte sie, daß nichts imstande wäre, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Mit dankbarer Rührung wurde sie in das Haus dieser guten Menschen aufgenommen und lebte ruhig, nach und nach ihre eigene Heiterkeit wiedergewinnend und sie auf Nikas empfängliche Seele überströmend, der Freundschaft, der Natur und der wehmütigen Erinnerung an überstandene Prüfungen. Alle Hirten gewannen sie lieb, und unablässig suchte sie durch ihr Vermögen und ihre Überredungsgabe, unterstützt von Paulin, der bis an sein Lebensende ihr Freund und Ratgeber blieb, den Wohlstand der Gebirgssöhne zu befördern, jeden Nachhall der stattgehabten Verirrungen zu tilgen, und die Herzen ihrer Umgebung durch freundliche Hinweisung auf ihr wahres Lebensziel zu beglücken.

Noch jetzt kennt man im mährischen Hochlande ein Volkslied folgenden Inhaltes:

Von ihrer Ziegenweide
Von ihres Glückes Rain,
Da zogen die Wallachen
Auf Holomauce hinein.

Der Kovacz, der war ihr Führer,
Der führt sie den Schweden zu;
Ach! wärt ihr daheim geblieben,
Daheim auf den Bergen ist Ruh'!

Der Kovacz, der war ihr Führer,
Der Buchheim, der führte sie an; —
Ein Hohlweg war die Falle,
Da war's um sie getan.

Das Schwert des Richters war schneidig,
Das Feuer des Richters war heiß:
Ein Grab und zwei Galgen standen
Zu Brno im weiten Kreis.

Der Kovacz rief einmal: „Lore!"
Da schlugen die Schützen an;
Der Kovacz rief einmal: „Nika!"
Da war's um ihn getan.

Die Schweden, die zogen von hinnen,
Die Lore kam auf die Höhn,

Da freuten sich die Sallaschen,
Da blühten die Wiesen schön.

Die Lore, die war so freundlich,
So reich an Herz und Glut;
Sie gab den Hungernden Speise,
Sie gab den Weinenden Mut.

So baut man sich Stufen zum Himmel!
Der Kluge löscht, wo es brennt,
Darum bleibt gut, Wallachen,
Und denkt an Kovacz und sein End'!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

CO

PT
2516
S9
18--

Seidl, Johann Gabriel
Ausgewählte Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY


Max Hesses neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.
Arnim. Herausgegeben von Max Morris.
Börne. Mit Einleitung von Alfred Klaar.
Brentano. Herausgegeben von Max Morris.
Brinckman. Herausgegeben von O. Weltzien.
Bürger. Herausgeg. von Wolfg. v. Wurzbach.
Byron. Übers. v. Böttger. Herausg. v. W. Wetz.
Cervantes. Herausgegeben von W. v. Wurzbach.
Chamisso. Mit Einleitung von Ad. Bartels.
Droste-Hülshoff. Herausgegeben von E. Arens.
Eckermanns Gespräche mit Goethe v. L. Geiger.
Eichendorff. Mit Einleit. v. Rud. v. Gottschall.
Gaudy. Mit Einleitung von Karl Siegen.
Goethe (Gesamt-Ausgabe). Mit Einl. v. L. Geiger.
Goethe (Auswahl). Mit Einleitung von S. M. Prem.
Grillparzer. Herausgegeben von M. Necker.
Halm. Herausgegeben von Anton Schlossar.
Hauff. Mit Einleitung von Ad. Stern.
Hebbel. Herausgegeben von Herm. Krumm.
Hebel. Herausgegeben von Ernst Keller.
Heine. Mit Biographie von G. Karpeles.
Hoffmann. Herausgeg. von Eduard Grisebach.
Hoffmann v. Fallersleben. Hg. v. H. Benzmann.
Homer, übers. v. Voß. Mit Einl. v. Gotth. Klee.
Immermann. Mit Einleitung von K. Siegen.
H. v. Kleist. Herausgegeben von K. Siegen.
Körner. Herausgegeben von Eug. Wildenow.
Kurz. Herausgegeben von Herm. Fischer.
Lenau. Herausgegeben von Eduard Castle.
Lessing. Mit Einleitung von Th. Matthias.
Ludwig. Herausgegeben von Adolf Bartels.
Novalis. Herausgegeben von W. Bölsche.
Platen. Herausg. von Max Koch und Erich Petzet.
Raimund. Herausgegeben von Eduard Castle.
Reuter. Herausg. von Carl Friedr. Müller.
Rückert. Herausgegeben von C. Beyer.
Schiller. Mit Einleitung von G. Karpeles.
Seidl. Herausgegeben von Wolfg. v. Wurzbach.
Shakespeare. Mit Einleitung v. Max Mendheim.
Stifter. Herausgegeben von Rudolf Fürst.
Tieck. Herausgegeben von Georg Witkowski.
Uhland. Mit Einleitung v. Rud. v. Gottschall.
Wieland. Herausgegeben von Wilh. Bölsche.
Zschokke. Mit Einleitung von Ad. Vögtlin.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 03 11 005 7